


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

hrift.

ionskunde.

R. Grundemann,
Pastor in Mörz,

gepredigt werden das Evan-
Reich in der ganzen Welt
Zeugnis über alle Völker
das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Band.

telsmann



Allgemeine

Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn,
Missionsinspektor in Bremen,

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Zweiundzwanzigster Band.

Gütersloh 1895.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.



Wieder ein Missions-Jubiläumsjahr.

Vom Herausgeber.

Die hundertjährigen Missions-Jubiläen folgen jetzt verhältnismäßig rasch aufeinander, und es ist ein lehrreiches und erbauliches Stück Missionsgeschichte, welches der mit diesen Jubiläen verbundene Rückblick in die Kindheit der evangelischen Heidenmission vor unsere Augen stellt. 1892 war das Jubiläumsjahr der Baptistischen, 1895 ist das der Londoner Missions-Gesellschaft. Die Bedeutung der ersteren, 1792 gegründeten Missions-Gesellschaft besteht vornehmlich darin, daß sie die Periode der freien Missionsassociationen innerhalb der verschiedenen evangelischen Kirchenabteilungen eröffnete und zwar wesentlich unter dem Einfluß eines einzelnen Mannes, W. Careys (Allg. Miss.-Z. 1892, 3 f. 201); dagegen zeigt die Londoner, 1795 begründete Gesellschaft, daß seit 1792 der Missionsgedanke bereits weite Kreise auch in andern Kirchengemeinschaften ergriffen hat und daß er vermochte, die Gläubigen innerhalb kirchlich verschieden gerichteter Kreise zu einer gemeinschaftlichen „Missions-Societät“ zu vereinigen. Die Missionsbewegung, welche 1795 die zweite Missions-Gesellschaft schuf, ist bereits getragen von einer stattlichen Schar begeisterter, aus Geistlichen und Laien bestehender Hintermänner, erfaßt die Mission im größeren Stil und macht sie zu einem Einigungspunkte für die Jesusliebhaber aller kirchlichen Schattierungen. Allerdings bilden Independenten die eine Hälfte der Vorstandsmitglieder, aber neben andern Vertretern des Dissents, Presbyterianern und Methodisten, Geistliche der Staatskirche die andere Hälfte. Das ist ja später nicht so geblieben. Die Londoner Missions-Gesellschaft ist nach und nach rein independentisch geworden, weil die mit ihr ursprünglich vereinigten andern kirchlichen Gemeinschaften zur Gründung von eigenen und zwar teilweis recht bedeutenden Missions-Gesellschaften gedrängt wurden; aber heute noch, wenn man die Gründungsgeschichte studiert, umweht einen die warm- und weitherzige Bruderliebe, welche damals die Gründer umschloß, wie frische Frühlingsluft.

Um nun einen Einblick in diese Geschichte zu gewähren, gedenke ich eine Anzahl Urkunden mitzuteilen, welche nicht bloß für den äußeren Hergang bei der Begründung der Gesellschaft von Wichtigkeit sondern zugleich Zeugnisse des Geistes sind, der die Kreise beseelte,

aus welchen die „Societät" sich zusamensetzte. Ich entnehme diese Urkunden einem 1797 in Barby erschienenen, heute sehr selten gewordenen Buche von **Peter Mortimer**, einem Mitgliede der Brüdergemeine: „die Missions-Societät in England; Geschichte ihres Ursprungs und ihrer ersten Unternehmungen."[1]) Zunächst bringe ich drei Schriftstücke: 1) die Zuschrift an christliche Prediger vom 1. Dezember 1794; 2) den Aufruf an das christliche Volk, Ende Januar 1795; und 3) die Predigt von Haweis am 22. Sept. 1795 (im Beiblatt).

Zum Verständnis dieser Schriftstücke seien nur einige geschichtliche Notizen vorausgeschickt. „Die erste öffentliche Ankündigung, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Ursprung der Societät stand," war eine „Zuschrift an Liebhaber des Evangelii" von dem presbyterianischen Geistlichen **Bogue** in Gosport (Mortimer 4—12), welche in der Septembernummer des Evangelical Magazine 1794 erschien und angeregt war durch die kurz vorher veröffentlichten aber wie es scheint nicht sehr beachteten Letters on Missions von Horne. Dieser Aufsatz veranlaßte mancherlei Privatäußerungen und ermutigte „einen kleinen, aber warmen und harmonischen Kreis von Predigern verschiedener Kirchen-Parteien," der am 4. Nov. 1794 seine erste Versammlung hielt, „einer beträchtlichen Anzahl von Predigern in der Hauptstadt und deren Nachbarschaft" nebst einem handschriftlichen, von John Love unterzeichneten Briefe eine auch im Evangelical Magazin abgedruckte Zuschrift (Nr. 1) zugehen zu lassen, „um ihren Sinn zu erforschen und ihre Hilfe aufzufordern."

„Diese schriftliche Aufforderung entdeckte die liebreiche Willigkeit einer beträchtlichen Anzahl, zur Teilnehmung an diesem Werke hervorzutreten." Diese Freunde kamen alle 14 Tage „mit zunehmendem Eifer und Vergnügen" zusammen, „ließen bei der Förderung dieser großen Absicht alle Parteinamen und Unterscheidungen in dem großen christlichen Namen verschlungen werden," unterzeichneten ihrer 33 eine vorläufige „kurze Form einer näheren Verbindung" und errichteten einen „Korrespondenz-Ausschuß," welcher einen Briefwechsel mit Brüdern in allen Teilen des Landes eröffnete. „Es zeigte sich bald, daß der himmlische Eifer, der schon lange in der Stille und an vielen Orten entzündet worden war, in hellen Flammen stand" und so wagte man

[1]) Der Specialtitel lautet: „Predigten, gehalten in London bei Errichtung der Missions-Societät, am 22., 23. und 24. Sept. 1795, und bei Sendung der ersten Missionarien am 28. Julius 1796, nebst andern Aufsätzen, die Errichtung und die ersten Unternehmungen der Societät betreffend."

eine allgemeine Aufforderung an das christliche Volk zu erlassen (Nr. 2), welcher nochmals ein „Cirkularbrief an Prediger in der Stadt und auf dem Lande" folgte, der zum Besuche der vorbereitenden Gründungsversammlung in London am 21. Sept. 1795 aufforderte. „Durch einmütiges Aufheben der Hände erklärte diese Versammlung ihre herzliche Zustimmung zu dem Antrag, daß eine Societät errichtet würde, um Missionarien in heidnische und andre unerleuchtete Länder zu senden. Ein hinnehmendes Freudengefühl bemächtigte sich vieler, während daß diese wichtige Resolution gefaßt wurde." Statuten wurden entworfen, Subskriptionslisten ausgelegt und an den folgenden Tagen in verschiedenen Teilen der Stadt sechsmal solenner Gottesdienst gehalten. „Die belebte Feierlichkeit, die Einmütigkeit und der Eifer dieser zahlreichen Versammlungen, der Geist, der sie bis zum Schluß beseelte, und die nachdrücklichen Wirkungen in überfließender Freigebigkeit, um das Vorhaben zu unterstützen, machen es offenbar, daß Gott selbst der erste Urheber dieser Bewegungen war."

1. Zuschrift an christliche Prediger, und alle andern Freunde des Christentums, über Heiden-Missionen.

Lieben Brüder!

Die Zuschrift, welche im evangelischen Magazin vom vorigen September, über die Sendung von Missionarien unter die Heiden erschien, hat, wie es scheint, beträchtliche Aufmerksamkeit erweckt. Viele erkennen, wie wünschenswert die Sache; einige beklagen mit Thränen, daß sie zu lange versäumt worden ist, und viele warten mit Begierde auf eine Gelegenheit, sich in einer so herrlichen Sache thätig zu beweisen.

Damit etwas mit Erfolg gethan werde, hofft man, daß nicht nur evangelische Dissenters und Methodisten sich geneigt finden werden, sich zu einer Societät zu diesem Zweck zu vereinigen, sondern daß auch viele Glieder der etablierten Kirche, welche evangelische Gesinnungen und lebhaften Eifer für die Sache Christi haben, uns ebenfalls mit ihrer gütigen Mitwirkung erfreuen werden. In der That wird eine von den glücklichen Folgen eines solchen Unternehmens die Vermehrung der Einigkeit und des freundschaftlichen Umgangs zwischen Christen von verschiedenen Parteien in unserm Vaterlande sein.

Zu dem Zweck, eine solche Societät zu errichten, ist in Vorschlag gekommen, daß zu Anfang des künftigen Sommers eine allgemeine Versammlung von Predigern in London gehalten werden möchte. Und zu einer günstigen Vorbereitung auf diese Versammlung, wird sehr gewünscht, daß Prediger und andere, welche die Sache fördern wollen, sogleich anfangen mögen, jeder in seinem Teil geschäftig zu sein. Man wird fragen: Was können wir hierbei thun? In Antwort hierauf werden unmaßgeblich folgende Winke gegeben: Jeder einzelne, der sich für die Sache eifrig inter-

essiert, ergreife jede Gelegenheit, mündlich und schriftlich dasselbe heilige Feuer andern mitzuteilen. Er versuche, seinen Freunden nicht nur die große Wichtigkeit der Sache eindrücklich zu machen, sondern ihnen auch zu zeigen, daß sie ausführbar ist, und zwar jetzt, sobald mehrere sich dazu vereinigen. Wo Überzeugung erfolgt, trage er es darauf an, daß seine Freunde mit Geldbeiträgen hervortreten. Er wende alle Mittel an, die ein kluger Eifer an die Hand geben kann, eine möglichst große Liste von achtungswürdigen Namen und Subskriptionen zusammen zu bringen. Wenn auf diese Art verfahren wird, so können Bemühungen, welche auch nur einige wenige für sich anwenden, schon einen unbeschreiblich großen Erfolg haben. Es wird nicht undienlich sein, denen, welche subskribieren, bemerklich zu machen, wie unschicklich es sein würde, wenn sie, um diese neue Unternehmung zu unterstützen, ihre bisherige Freigebigkeit gegen andere fromme Unternehmungen vermindern wollten. „Raub zum Speisopfer" wird von unserm Herrn nicht gebilligt. Was gegeben wird, sollte entweder von irgend einer unnötigen Ausgabe erspart, oder von dem genommen werden, was man sonst sammeln würde.

Durch solche Bemühungen kann ein Christ die Unterstützung seiner Freunde zu dieser wichtigen Unternehmung anwerben; aber es darf nie vergessen werden, daß es nur dem zukommt, „welcher den Schlüssel Davids hat, der aufthut und niemand zuschleußt," wirklich eine Thür für die Ausbreitung seines Evangelii zu öffnen. Auf ihn also sei jedes Auge gerichtet. Das große Mittel, seinen Segen zu erlangen, ist das Gebet. Vielleicht ist eben dieses, daß Gott es uns ins Herz gegeben hat, die Sache zu unternehmen, eine Erhörung des Gebets vieler unter seinem Volke seit mehreren Jahrhunderten. Laßt uns also uns selbst, und andere, die mit uns verbunden sind, zu außerordentlichem Gebet aufmuntern, daß der Geist von oben ausgegossen werde, die Unternehmung zu leiten und zu segnen. In dieser Hinsicht ist das löbliche Beispiel unsrer Brüder in der Grafschaft Warwick würdig, allgemein bekannt gemacht zu werden; welche den ersten Montag jedes Monats, und zwar die siebente Stunde Abends, als eine Zeit zu vereinigtem Gebet ausgesetzt haben, um den Segen Gottes über alle solche Unternehmungen, die auf die Ausbreitung des Evangelii in der ganzen Welt gerichtet sind, zu erflehen. „Ihr, die ihr des Herrn gedenket, schweiget nicht; laßt ihn nicht ruhen, bis er Jerusalem fertige, und zum Lobe setze auf Erden."

Schon hat die göttliche Vorsehung angefangen, das Vorhaben in seinem Entstehen zu begünstigen. Im evangelischen Magazin für den November verspricht ein Herr der Societät, so bald sie errichtet ist, 100 Pfund Sterling, und ein andrer verspricht 500 Pfd. St. zur Ausrüstung der sechs ersten Missionarien nach den Südsee-Inseln. Diesen zwei edlen Freunden der christlichen Sache in heidnischen Landen gebührt die wärmste Dankbarkeit, und ihr ermunterndes Beispiel verdient zur allgemeinen Nachahmung bekannt gemacht zu werden. Obgleich ein Thornton nicht mehr unter uns ist, so freuen wir uns der Hoffnung, daß der lebhafte und wirksame Eifer jenes großen christlichen Menschenfreundes nicht erloschen ist,

sondern die Herzen vieler erwärmt, und sie antreibt, sich eben so thätig zu beweisen.

Aber unsre Freude wird etwas gedämpft durch die entgegengesetzte Betrachtung, daß sogar unter ernstlichen und wohlhabenden Liebhabern der Religion es einige giebt, die einen furchtsamen, kalten, eingeschränkten Geist zeigen; die ihren ganzen Eifer in einer allzu behutsamen Bedenklichkeit verlieren; und welche immer ausrufen: „Es ist ein Löwe draußen!" so bald eine so schwere und ausgebreitete Unternehmung wie diese in Vorschlag kommt. Hindernisse und Widerstand müssen erwartet werden; aber welche Schwierigkeit zeigt sich hier, die nicht durch die allwaltende Gnade überwunden worden ist, und noch überwunden werden kann? Sogar der Geist der Zeiten, den einige als für uns ungünstig vorstellen möchten, ist, wenn gleich ein scheinbarer, doch kein gründlicher Einwurf. Jenes göttliche Wort ist eine hinlängliche Antwort darauf: „Wer auf den Wind achtet, der säet nicht." Außerdem meldet uns die Geschichte, daß die betrübtesten und hoffnungslosesten Zeiten, durch die Weisheit und Macht des großen Kirchenhauptes, der Ausbreitung des Evangelii eher förderlich als hinderlich waren. War es nicht unter den Regierungen eines Tiberius, Caligula und Nero, „daß das Wort des Herrn so mächtig wuchs und überhand nahm?"

Was bleibt also übrig, als mit Beiseitesetzung aller Entschuldigungen, lebhaft und geschwind Hand an das Werk zu legen. Vielleicht möchten einige warten, bis angesehenere vorangehen; aber das wäre eine falsche Bescheidenheit. „Fertig zu sein zu jedem guten Werk," steht nicht nur als Pastoral- sondern auch als christliche Tugend hoch angeschrieben. Wenige vorübergehende Augenblicke werden unserm gegenwärtigen Leben, und damit allen Gelegenheiten, „dem Willen Gottes in unserm Geschlechte zu dienen," oder „viele zur Seligkeit zu gewinnen," ein unabänderliches Ziel setzen. Jeder Grund, der die Sache überhaupt empfiehlt, treibt uns auch an, sie sogleich anzugreifen. Die Ehre Gottes, das Dringen der erlösenden Liebe, der traurige Zustand zahlloser Millionen, die nie von dem großen Heil gehört haben, und im Begriff sind, aus Mangel an Erkenntnis verloren zu gehen, unsere Verantwortlichkeit für den Gebrauch der uns anvertrauten Vorzüge und Gaben, und endlich, die erhöhete Seligkeit, welche auf solche wartet, die „viele zur Gerechtigkeit bekehrt haben werden:" — alles dieses sind kräftige Bewegungsgründe zu Geschwindigkeit und Fleiß in diesem edlen Vorhaben.

Es ist angenehm, sich das ausgebreitete Glück der Heiden vorzustellen, wenn sie zu Christo bekehrt sind, „und den fröhlichen Schall des Evangelii" kennen gelernt haben; eine Vorstellung, die wir durch göttlichen Segen nach und nach werden können zur Wirklichkeit gebracht sehen. Bis jetzt ist es nur eine Sache des Gebets und der Betrachtung: aber wenn viele Hände das Werk ungesäumt angreifen, wer weiß, ob wir nicht, ehe wir zu den Toten hinzugezählt sind, Ursache haben können, in jenen frohen triumphierenden Gesang des Apostels mit einzustimmen: „Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg giebt in Christo, und offenbaret den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten."

Es ist noch um ein kleines, so wird die Herrlichkeit der letzteren Tage mit einem belebenden Glanz hervorstrahlen, nach den Weissagungen des untrüglichen Wortes: „Die Erkenntnis des Herrn wird die Erde bedecken, wie Wasser das Meer bedeckt; sein Name wird ewiglich bleiben; so lange die Sonne währet, wird sein Name auf die Nachkommen reichen, und sie werden durch denselben gesegnet sein, alle Heiden werden ihn preisen." — Amen!

Den 1. Dezember 1794.

2. Zuschrift an ernstliche und eifrige Liebhaber des Evangelii, von jeder Kirchen-Partei, über eine Unternehmung, den Heiden das Evangelium zu senden.

Es sind nun beinahe 1800 Jahr, seitdem der Freund der Sünder unsre Welt verließ, und zwar mit diesem gnädigen Auftrag an seine Jünger: „Gehet hin, und lehret alle Völker." Zugleich versicherte er sie, daß sie bei dieser Beschäftigung, zu allen Zeiten, und an allen Orten, seine Gegenwart genießen sollten.

Mit diesem Auftrag, und dieser versprochenen Unterstützung gehorchten die Jünger gern dem letzten Befehl ihres Meisters, und fanden seine Verheißung bestätiget. Denn als sie, voll des heiligen Geistes, den Sündern von Jerusalem Heil verkündigten, ging es ihnen durchs Herz, und sie ergriffen begierig die Güter des Evangelii. In kurzem wurde eine herrliche Kirche gebildet, und es wurden beständig hinzugethan, „die da selig wurden; so mächtig wuchs das Wort Gottes und nahm überhand." Und da sie durch die Verfolgung zerstreut, überall hingingen, das Wort zu predigen, so siegte die Wahrheit über allen Widerstand der Welt und der Hölle. Binnen ungefähr 300 Jahren wurden, obgleich jedes mögliche Hindernis in den Weg gelegt wurde, große Teile von Europa, Asien und Afrika mit dem Evangelio erfüllt. Allerdings bedekte hernach eine finstere Wolke die Erde. Erst Arianismus, und dann Mohammedanismus richteten Verderben im Osten an; und Papsttum, welches gefährliche Lehren, und abergläubische Gebräuche einführte, befleckte die Ehre des Christentums im Westen. Eine lange und schreckliche Nacht trat nun ein. Endlich besuchte der Aufgang aus der Höhe wieder die Erde. Der apostolische Geist lebte in den glorreichen Reformatoren auf. Ein Teil der Christenheit bekam das Licht und die Kraft der Wahrheit wieder, und hat sie zum Teil seitdem behalten.

Aber es ist zu verwundern und zu bedauern, daß seit dieser Periode, die Bemühungen der Christen, der heidnischen Welt das Evangelium mitzuteilen, so selten und so schwach gewesen sind. Zwar haben einige daheim das Evangelium mutig geprediget. Andere haben sich durch vortreffliche Schriften verdient gemacht, wodurch sie die reine Lehre gegen einheimische Feinde verteidigt haben. Aber ach! wo ist der Eifer der ersten Christen? Wo sind die Helden der Kirche — Männer, die sich für Christum aufopfern, die hinanstreben, nicht eine bereits gemachte Bahn zu

betreten, sondern Christum zu predigen, wo er vorher nie genannt worden ist, — Männer, die ihr Leben nicht lieb haben, wenn sie nur Seelen für Christum gewinnen möchten?

Wir müssen zwar jene besondere Vorsehung bewundern, welche viele gewissenhafte und verfolgte Protestanten vermochte, ihr Vaterland zu verlassen, und sich an die öden Küsten von Amerika zu wagen, wo sie nicht nur evangelische Kirchen unter sich errichteten, sondern auch einige unter den Indianern pflanzten.

Aber ach! welche bedauernswerte Menge der Einwohner des Erdbodens bleiben noch im Schatten des Todes! Man hat berechnet, daß 481 Millionen Menschen blinde Heiden sind, ohne Erkenntnis des wahren Gottes und Jesu Christi, den er gesandt hat.

Während der letzten fünfzig Jahre ist unter uns selbst eine große Wiederauflebung der wahren Religion entstanden. Viele tausend Britten sind zur Erkenntnis der Erlösung gebracht worden. Jesus ist sehr vielen köstlich geworden, die vorher blinde Pharisäer oder grobe Sünder gewesen waren. Viel löblicher Eifer ist von Predigern und Privat-Christen gezeigt worden, das Evangelium in ihrer Nachbarschaft auszubreiten; und manche Stadt, manches Dorf, kann sich irgend eines neuen Gebäudes rühmen, worin die freie Gnade verkündiget, und sein Lob besungen wird. Auch hat das Bewußtsein, daß ihre bisherigen Bemühungen aus Mangel an Einigkeit zu schwach gewesen sind, viele Christen in verschiedenen Teilen des Königreichs dazu bewogen, daß sie angefangen haben, sich in förmliche Societäten zu bilden, in ihren eingeschränkten Distrikten neue Pläne zur Förderung lebendiger Gottseligkeit zu entwerfen, und die nötigen Fonds zur Ausführung herbeizuschaffen.

Bei dieser edlen Thätigkeit lebendiger Christen freuen wir uns zu hören, daß nicht wenige, an verschiedenen Orten, ohne etwas voneinander zu wissen, ein sehr brünstiges Verlangen geäußert haben, etwas für die armen Heiden zu thun; und ohne irgend einen besonderen Plan von Mitwirkung vor Augen zu haben, wirklich angefangen haben, ein wenig Geld beiseite zu legen, um zu einem so herrlichen Werk beitragen zu können, so bald die Vorsehung ihnen eine Gelegenheit dazu zeigen würde.

Die neuen Entdeckungen in der Länderkunde haben vielleicht dazu beigetraen, die Wünsche der Christen in dieser Hinsicht zu erweitern. Kapitän Cook und andere haben die Weltkugel beinahe von Pol zu Pol untersucht, und haben uns gleichsam eine neue Welt gezeigt, eine Welt von Inseln in dem ungeheuren Südmeer, darunter einige eben so viel in Absicht auf den Charakter ihrer Bewohner, als auf die Beschaffenheit des Landes, versprechen. Können wir nicht hoffen, daß eine wohl entworfene und wohl geleitete Mission dahin, wenn sie durch das ernstliche Gebet von Tausenden unter uns unterstützt wird, mit dem Segen Gottes begleitet werden, und zur Bekehrung vieler Seelen ausschlagen wird?

Unternehmungen dieser Art, die von den Dänen, den mährischen Brüdern, der Societät in Schottland, und vielen andern unterhalten worden sind, haben glücklichen Erfolg gesehen; obgleich einige von ihnen

nach Planen geleitet worden sind, welche die Erfahrung jetzt als unvollkommen gezeigt hat. Der neuerliche Versuch unsrer christlichen Brüder unter den Baptisten, der ihrem Eifer und ihrer Menschenliebe so viel Ehre macht, soll schon einen viel versprechenden Anschein haben. So viel wenigstens sehen wir, daß, wenn irgend eine wohlthätige Unternehmung dieser Art vorgenommen wird, es weder an Geld noch Missionarien fehlt. O möchten wir bald von Mengen von Hindus hören, die zu Christo, wie Tauben zu ihren Fenstern fliegen, und sich vereinigen, dem Lamme Loblieder zu singen! Können wir nicht Hoffnung fassen, daß die glückliche Periode heran kommt, da der Erlöser seine große Macht an sich nehmen, und herrschen wird? „Er muß zunehmen; sein Name soll groß werden." Und giebt es nicht eine allgemeine Vermutung, daß der Herr damit umgeht, irgend eine große Begebenheit herbeizuführen? Schon haben wir die erstaunlichsten Dinge erlebt; und ist es nicht wahrscheinlich, daß derjenige, der alles lenkt, durch die jetzige fürchterliche Erschütterung der Nationen, jenes geistliche und ausgebreitete Königreich errichten wird, das nicht erschüttert werden kann? Laßt uns also, indem wir allen politischen Absichten und Partey-Zwecken gänzlich und aufrichtig entsagen, und alle Versuche, Ordnung und Regierung in diesem oder irgend einem andern Lande zu stören, verabscheuen, uns mutig vereinigen, in der Furcht Gottes und in der Liebe Christi eine Missions-Societät, nach einem großen und viel umfassenden Plan zu errichten, um durch Diener Christi das Evangelium den Heiden zu verkündigen.

Man ist einigen neueren Schriftstellern über diesen wichtigen Gegenstand viel Dank schuldig. Vor ungefähr drei Jahren schrieb Herr Carey von Leicester: „Untersuchung über die Pflicht der Christen, die Bekehrung der Heiden zu beförden; worin der religiöse Zustand der verschiedenen Nationen der Welt, der Erfolg ehemaliger Unternehmungen, und die Ausführbarkeit fernerer Unternehmungen betrachtet wird." Man erlaube uns, diese wohlgemeinte Schrift unsern Lesern zu empfehlen, und sie zu erinnern, daß ihr Wert noch durch diesen Umstand erhöhet wird, daß der Verfasser seinen Vorschriften die Kraft des Beispiels gegeben hat, indem er selbst Missionarius geworden, und nun Prediger an den Ufern des Ganges ist.

Dem Pfarrer Melvill Horne gehört auch der öffentliche Dank für seine „Briefe über Missionen, an protestantische Prediger der brittischen Kirchen gerichtet." Dieser Herr ist auch ein Freiwilliger im Dienste gewesen, und war eine Zeitlang Prediger in Sierra Lione in Afrika und ob er gleich das schwere Tagewerk, aus Ursachen, die er sehr aufrichtig anzeigt, niedergelegt hat, so hat er doch für die Sache der Missionen auf eine meisterhaftere und mutvollere Art geredet, als sonst jemand von seinen Vorgängern. Er hat auf eine geschickte Weise die Mißgriffe aufgedeckt, welche zu oft die Mißlingung oder den geringen Erfolg ehemaliger Versuche verursacht haben; und durch schmerzliche Erfahrung belehrt, hat er einen besseren Weg gezeigt. Wir hoffen, daß diese mutige und eifrige Schrift von den wohlthätigsten Folgen sein wird, um künftige Missionen zu befördern und zu leiten. Wir beziehen uns auf beide Schriften, als Ant-

worten auf jene Einwendungen, welche so gewöhnlich von laodicäischen Namen-Christen gemacht werden. Wir müssen uns nicht Missionen ohne Schwierigkeiten einbilden; aber diese würdigen Männer haben gezeigt, und die Erfahrung hat es überflüssig bestätigt, daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Man hat auch alle Ursache zu glauben, daß sie sowohl der Zahl als dem Grade nach vermindert werden können. Aber wenn es auch anders wäre, sollten wir nicht erröten, uns von der göttlichen Aufforderung durch Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, die kaum betrachtet zu werden pflegen, so bald eigner Ruhm oder weltlicher Gewinn der Gegenstand sind? Die tapfern Offiziere unsrer Armee und Flotte verbergen sich nicht zu Hause in unrühmlicher Ruhe und Sicherheit, wenn die Gefahren des Vaterlandes sie ins Lager oder aufs Weltmeer rufen. Cook und andere Seefahrer haben in unbekannten Gegenden, in Feldern von Eis, und in den Wohnungen der Wilden ihr Leben freiwillig gewagt. Unsere Kaufleute wagen sich in brennende und gefrorne Gegenden, und handeln mit Menschen von jeder Farbe und jedem Himmelsstrich, um ungewissen Reichtum zu erlangen. Und giebt es nicht noch unter uns viele Prediger, und fromme Jünglinge, welche gern bis an die Enden der Erde hinfliegen würden, um die frohe Botschaft des Heils zu verbreiten? Laßt uns nur den Versuch machen, und er wird gewiß mit Erfolg gekrönt werden.

Lieben Brüder, erinnert euch, daß Britanien, das christliche Britanien, ehedem eine Insel von abgöttischen Barbaren war; und so wäre es bis diese Stunde geblieben, wenn nicht einige von Gottes lieben Kindern in entlegenen Ländern, (ach daß wir ihre Namen wüßten! Wir werden sie in der Herrlichkeit kennen lernen,) wenn sie nicht einen wohlthätigen Plan gemacht hätten, Missionarien hieher zu senden. Laßt uns zur Erwiederung „hingehen und desgleichen thun!" Blicket auf die Weltkugel. Bemerket Afrika, Hindostan und China. Sehet die erstaunlichen Gruppen von Inseln in der Südsee. Laßt uns zum Gebet und zur Beratschlagung zusammen kommen; laßt uns eine freigebige Subskription in Gang bringen; laßt uns Prediger von einem apostolischen Geiste aufsuchen; laßt sie, wohlausgerüstet, in hinlänglicher Anzahl, um sich untereinander zu stärken, von uns scheiden; laßt sie einen freundschaftlichen Verkehr mit den Heiden errichten, und die klügsten Mittel ergreifen, sie nach und nach mit den herrlichen Wahrheiten der Offenbarung bekannt zu machen!

Gewißlich wird ein solcher Versuch unserm Gott angenehm sein, er gelinge völlig oder nicht. Er wird wenigstens beweisen, daß wir seinen Namen lieben, und sein Heil schätzen; und er wird zu uns, wie zu David sagen: „Du thatest wohl, daß es in deinem Herzen war." So viel jedoch können wir sicher wissen, daß alle Bemühungen, die Ausbreitung des Evangelii zu hindern, ihm äußerst mißfällig sind. Paulus sagt, daß die Juden dadurch das Maß ihrer Sünden erfüllt hätten, daß sie den Aposteln wehrten, den Heiden zu sagen, damit sie selig würden; und daß so der Zorn Gottes aufs äußerste über sie gekommen wäre. 1. Thess. 2, 16. Aus gleicher Ursache können wir mit Recht schließen, daß es Gott

höchlich angenehm ist, wenn diejenigen, welche geschmeckt haben, wie freundlich er ist, ihre äußersten Bemühungen anwenden, um andere zu bekehren. Wenn ein Becher kalten Wassers, in seinem Namen dargereicht, ihm ein angenehmer Dienst ist, so ist es gewiß ein Dienst von noch höherer Art, den Kelch des Heils darzureichen.

Laßt uns gleich dazu thun. Das Leben ist kurz. Laßt uns wirken, so lange es heute heißt; die Nacht des Todes kommt heran, und dann sind uns die Gelegenheiten nutzbar zu sein auf immer abgeschnitten. Was uns demnach zu Händen kommt zu thun, das laßt uns frisch thun, und zwar ohne Verzug.

Um dieses große Werk anzufangen, schlagen wir ernstlich vor, daß evangelische Prediger ihre Gemeinen auffordern, über die Sache genauer und ernstlicher nachzudenken, und ihre Gedanken zu erforschen suchen. Dann wünschen wir, daß ein Anschlag gefertigt werde, was jede Societät, ohne sich oder ihren Predigern zu schaden, jährlich zu einem gemeinschaftlichen Fond beitragen könnte und wollte. Wenn dieses geschehen ist, bitten wir ernstlich, daß von den vereinigten Gemeinen jeder Grafschaft entweder ein Prediger oder sonst ein sachkundiger Mann nach London abgeordnet werde, um so bald als möglich im nächsten Sommer auf eine feierliche Weise eine gemeinschaftliche Überlegung anzustellen, und wenn die Unternehmung beschlossen wird, einen Ausschuß zu wählen, der in London seinen Sitz haben, und in Verbindung mit korrespondierenden Ausschüssen im Lande stehen müßte, um den Plan, der sodann entworfen werden könnte, so bald es die Umstände erlauben, in Ausführung zu bringen.

In den Fußstapfen Allen Gardiners.

Zum 50jährigen Jubiläum der Südamerik. M.-G.[1])

Von P. C. Paul in Lorenzkirch.

Im Hochsommer vorigen Jahres beging man in der alten, prächtigen Westminster-Abtei in London die 50jährige Jubelfeier der Südamerikanischen Missionsgesellschaft. Bei dieser Gelegenheit richteten sich einmal die Augen größerer kirchlicher Kreise jenseit des Kanals auf die stille Arbeit dieser Gesellschaft, die sich sonst nicht gerade der Gunst der großen Menge zu erfreuen hat. Ihr Arbeitsfeld ist eins der abgelegensten und wird selten genannt. Man hat Afrika bis in unsere Tage herein den „dunkeln" Erdteil genannt, in Hinsicht auf die Missionsthätigkeit kann man Südamerika den „stiefmütterlich behandelten" nennen. Trotz seiner Größe und Einwohnerzahl ist es überraschend arm an Missionsstationen. Die ganze lange Spitze süd-

[1]) Leider hat sich der Druck verspätet. D. H.

lich vom La Plata-Strom hat sogar noch keine anderen evangelischen Missionare gesehen, als die der englischen Südamerikanischen Missionsgesellschaft, die wir im folgenden der Kürze halber immer mit ihrem englischen Monogramm als S. A. M. S. bezeichnen wollen.

Wenn wir ihre bisherige Arbeit überblicken und nach den Erfolgen ihrer 50jährigen Bemühungen fragen, so schlagen wir damit kein hervorragendes und bekanntes Blatt der neueren Missionsgeschichte auf. Das Missionsinteresse unserer Tage wendet sich vorzugsweise den fruchtbaren Missionsfeldern zu. Der Erfolg wird leider auch in unsern Missionskreisen vielfach als Maßstab des Wertes oder Unwertes einer Mission betrachtet. Wo man so rechnet, wird man die S. A. M. S. immer unter die unbedeutendsten Gesellschaften zählen. Anders aber, wo man die Glaubensenergie und unermüdliche Treue zu schätzen weiß. Da dürfte gerade die südamerikanische Mission mit obenan stehen. Ihre Geschichte birgt ergreifend schöne und großartige Episoden. Sie sind bei uns in Deutschland fast ganz unbekannt; das Jubiläum der S. A. M. S. giebt uns daher einen willkommenen Anlaß, etwas Ausführlicheres darüber mitzuteilen und damit dieser Gesellschaft einen nachträglichen Festgruß zu senden. Wenn unsere Gedanken dabei auch abseits von den großen Heerstraßen der modernen Mission gehen müssen, so soll uns das nicht verdrießen; gerade die stillen Pfade eröffnen dem verständnisvollen Wanderer zuweilen einen nicht geahnten lieblichen Ausblick.

Es war an einem Sommertag des Jahres 1844, als in dem herrlich gelegenen Seebad **Brighton** an der Südküste Englands der Grund zu der späteren südamerikanischen Mission gelegt ward. In einem der hübschen Gartenhäuser, fern von den Hauptstraßen des üppigen Badeorts, hatte sich eine Anzahl ernster Männer zusammengefunden, deren Reden sich mit den verkommenen Indianerstämmen zu beiden Seiten der Magalhaensstraße beschäftigten. Veranlaßt wurden sie dazu durch einen weitgereisten Seemann in ihrer Mitte, in dessen feingeschnittenem Gesicht nicht nur ein reichliches Maß von der Energie des Seefahrers, sondern auch etwas von der heiligen Liebesglut eines glaubensstarken Christen zu lesen war. Der damals in einem Alter von 50 Jahren stehende Mann hieß Allen Gardiner und war als Kapitän seit seinem 25. Jahre fast beständig auf den Meeren beider Hemisphären unterwegs gewesen. Sein Landaufenthalt hatte nirgends lange gedauert, nur die Südspitze Amerikas hatte ihn einmal eine Zeitlang gefesselt und gerade sie, die für die allermeisten

europäischen Besucher so wenig Anziehendes besitzt, hatte es ihm angethan. Er besuchte damals die am Fuße der Anden streifenden Indianer und hatte dann die wilde Roheit der Feuerländer kennen gelernt. Warum sollten gerade diese Völker in ihrem heidnischen Elend bleiben? Warum nicht auch auf sie den Missionsbefehl des Herrn anwenden? Das waren die Hauptgedanken, die Gardiner in den Kreis seiner Freunde warf, und sie zündeten. Es wurde beschlossen, der bisher so vernachlässigte Kontinent sollte auch seine Mission erhalten und zwar an dem von Gardiner empfohlenen Punkte. Es war gut, daß die edlen Männer in Brighton von den Schwierigkeiten des Unternehmens noch keine rechte Vorstellung hatten und die furchtbaren Opfer nicht ahnten, die ihre Mission fordern sollte, sie wären sonst wohl vor der Aufgabe zurückgeschreckt. So aber standen sie ganz im Banne einer feurigen Begeisterung und beschlossen die baldige Aussendung der ersten Missionare. **Der 4. Juli 1844 ward zum Gründungstag der Patagonischen Mission.**

1. Die Zeit der Pioniere.

Inhalt: Wie der Seemann A. Gardiner zum Missionspionier wurde. Aussendung der beiden ersten Missionare. Das unwirtliche Arbeitsfeld an der Magalhaensstraße. Die erste Rekognoszierungsfahrt. Die zweite resultatlose Reise. Vergebliches Anklopfen in England und Herrnhut. Gardiner beschneidet seine Forderungen. Die dritte Expedition nach dem Feuerlande: Fruchtlose Bemühungen in der Fahnenbucht. Die Tragödie im spanischen Hafen. Scheinbar alles umsonst.

Sobald sich eine Schiffsgelegenheit nach Kap Horn bot, machten sich die beiden ersten Sendboten auf den Weg: es war **Allen Gardiner** selbst und ein Lehrer **Robert Hunt**. Die zur Verfügung stehenden Mittel waren nicht groß und die Herren vom Komitee konnten sich einer gewissen Zaghaftigkeit nicht erwehren. Das kam beim Abschiednehmen zum Ausdruck. Sie sagten zu Gardiner: „Wir sind Männer von sehr geringem Einfluß aufs Publikum.“ Seine charakteristische Antwort lautete: „Thut nichts, Sie wissen den Weg zum Throne der Gnade und haben Einfluß bei Gott.“ Gardiner hat in der ganzen Zeit der Pionierarbeit, die von 1844—1851 reicht, an allen Missionsversuchen in Patagonien, Feuerland und bei den Indianern der Anden persönlich Anteil genommen und durch seine machtvolle Persönlichkeit eine so hervorragende Stellung unter den Missionaren eingenommen, daß es nötig erscheint, hier mit einigen Strichen sein bisheriges Leben und sein Charakterbild zu zeichnen.

Allen Gardiner gehört zu jenen Gestalten in der Missionsgeschichte, deren Leben erst in späteren Jahren die Richtung auf den Missionsdienst empfing. Aus einer wohlsituierten Familie in der Nähe von Oxford stammend, hatte er sich im bürgerlichen Leben bereits eine sichere Stellung erworben, als die Missionsgedanken in ihm auftauchten. Bis zu seinem 25. Lebensjahre war noch keine Spur davon vorhanden; aber er verriet schon zeitig die Lust zur Seefahrt. Allerlei abenteuerliche Pläne mögen ihm durch den Kopf geschwirrt sein. Dafür ist eine Episode aus der Knabenzeit höchst charakteristisch. Er hatte sich eines Abends nicht ins Bett, sondern auf den Fußboden zum Schlafen gelegt. Als man ihn nach der Ursache fragte, gab er zur Antwort, er wolle sich beizeiten für seinen Beruf vorbereiten; er gehe doch einmal in die weite Welt und da würde er nicht immer im Bett schlafen können. Die Eltern traten seinen Neigungen nicht entgegen, ließen ihn die Seemannsschule in Portsmouth durchmachen und dann zur See gehen. Es war in dieser ersten Zeit, wo er auf vielen kleinen Fahrten die Meere Europas befuhr, nichts Außergewöhnliches an dem jungen Manne zu bemerken. Erst nach einer langen Reise, die ihn über das Kap der guten Hoffnung nach Madras, Malacca, Singapore, Chile und Peru führte, regte sich in ihm ein bestimmter Drang, sein Leben einem höheren Zweck zu weihen, als dem der Kauffahrteischiffahrt. Es ist bemerkenswert, daß er als Triebfeder dieses Gedankens die Stimme seines erwachten Gewissens angab. Sein Tagebuch, das er auch auf See regelmäßig und ausführlich zu schreiben pflegte, enthält aus dieser Zeit manche Stellen, die sich fast wie Augustins „Bekenntnisse“ lesen. Bald darauf trat er in die Ehe. Gardiners Heim, in dem der Seeoffizier jedenfalls nicht allzuviele Wochen im Jahr einkehrte, stand allen christlichen Bestrebungen und Vereinen offen. Wenn er selbst zu Hause war, nahm er sich persönlich der Armen in der Nachbarschaft mit derselben Innigkeit an, wie es uns von seinem berühmten Landsmann, dem General Gordon, seinerzeit erzählt wurde. Das häusliche Glück nahm aber ein jähes Ende; seine Frau starb schon 1834 und hinterließ ihm einige hilflose Kinder. Auf dieses Ereignis folgte der Wendepunkt in der Lebensarbeit des Mannes. Der seit Jahren in ihm schlummernde Missionsgedanke, der auf seinen Berufswegen immer neue Nahrung empfing, regte sich jetzt mit Macht. Seine Seereisen fangen an, sich in ein Suchen nach einem geeigneten Missionsfeld zu verwandeln. Ein Blatt aus dem Reisetagebuch, in dem er nun immer ernstere Töne anschlägt, läßt uns in seiner Seele lesen. Da heißt es: „O du heiliger und barmherziger Gott, ich will mich nicht länger als mein eigen betrachten, sondern als von dir erkauft. Du, o Herr, hast es mir ins Herz gegeben, mich deinem Dienst unter den Heiden zu weihen. O, daß ich möchte ein bescheidenes Werkzeug in deiner Hand werden, ihre Seelen zu retten. Aber ich bin so untüchtig und unwürdig, dir zu dienen. Ich weiß, daß ich ohne dich nichts thun kann, was vor deinen Augen bestehen möchte, aber ich glaube, daß ich mit dir alles auszurichten vermag. Als ein armes Kind komme ich zu dir. Herr stehe mir bei, lenke meine Schritte, zeige mir klar den Pfad, den ich gehen soll.“ Mit solchen Gedanken ging er auf längeren Reisen

nach Südafrika und Neuguinea, aber dort that sich ihm keine Thür auf, und nun wandte er sich, nachdem er inzwischen bei einem Besuch in der Heimat zum zweitenmal geheiratet hatte, nach Südamerika. Seine Frau begleitete ihn. Von Buenos Ayres ging er quer durchs Land nach Mendoza, von da nach Chile. Das geistliche Elend unter den dortigen Grenzindianern bewog ihn, einige Jahre als Freimissionar unter ihnen zu bleiben. Aber die mißliche politische Lage zwischen der chilenischen Regierung und den freiheitsliebenden Indianern, die von früheren Gewaltthätigkeiten her noch gespannt war, ließ es nicht dahin kommen, daß er das Vertrauen der Eingebornen gewann. Er versuchte darum von Süden her an sie heranzukommen. Das war sein erster Missionsbesuch in der Magalhaensstraße. Was er fand, war mehr geeignet ihn anzuziehen, als abzuschrecken. Die gerade dort anwesenden Eingebornen waren nicht so scheu, wie die Indianer in den Anden. Besonders der Häuptling Wissale und sein Stamm schienen ihm ein würdiges und zugängliches Missionsobjekt zu sein. Er hätte sich gern sogleich zu ihnen gesellt, aber seine für wärmere Gegenden berechnete Ausrüstung erwies sich für das subarktische Klima als ganz ungenügend. Darum entschloß er sich, noch einmal nach England zu gehen, wo er auch weitere Kräfte für das Unternehmen zu werben gedachte. Einem von den Falklandinseln nach der Heimat gesandten Briefe, der den Aufruf zu einer patagonisch-feuerländischen Mission enthielt, folgte er selbst, um seinen Landsleuten das Herz warm zu machen. Er war ganz der Mann dazu, andre mit sich fortzureißen. Einer seiner englischen Freunde hat folgende Charakteristik von ihm gegeben: „Es war bemerkenswert, mit welchem Nachdruck er seiner Überzeugung folgte. Mit einer eisernen Konstitution und Nerven, die bei Anstrengungen und Gefahren niemals versagten, überwand er unerschrocken jede Schwierigkeit, die sich ihm in den Weg legte. Er war jederzeit bereit, den Einwänden seiner Freunde oder Feinde zu begegnen, er hörte ihre Gründe an und erwiderte auf der Stelle. Immer stand er unbeweglich bei seinem einmal beschlossenen Plane. Er ging niemals an ein neues Unternehmen, ohne viel und ernstlich um den göttlichen Beistand gebetet zu haben. Wenn einer seiner Freunde ihn besuchte, fand er ihn meist in seinem Garten, wo er wie auf einem Schiffsdeck spazieren ging, stundenlang jeden Tag in Betrachtungen des göttlichen Wortes vertieft. Er stand immer schon eine Stunde vor dem Frühstück auf, um zu beten und die Bibel zu lesen. So ein Mann war nicht leicht von seiner Position wegzubringen.“ Das erfuhren die Freunde, die er bei seiner Heimkehr im Jahre 1844 in Brighton versammelte. Mit welchem Erfolge er sie zu Gunsten der Patagonier bearbeitete, haben wir oben gesehen. Die konstituierende Versammlung der Patagonischen Missionsgesellschaft und die Ausrüstung von zwei Sendboten, das war die Antwort des Heimatlands auf den durch Gardiner überbrachten Ruf der Eingebornen von Südamerika: Kommt herüber und helft uns!

Gardiner und Hunt wurden im Februar 1845 von dem Schiffe, das sie mitgenommen hatte, im Oazy-Hafen an der Magalhaensstraße ausgesetzt. Sie kamen dort in ein ebenso unwirt-

liches, wie unerforschtes Land. Es dürfte hier der Ort sein, das der S. A. M. S. zugefallene Missionsgebiet, das erst nach und nach durch diese und die nachfolgenden Rekognoszierungsreisen bekannt wurde, zu skizzieren.

Es handelte sich zunächst hauptsächlich um die Magalhaensstraße. Man hat seit den Tagen ihres mutigen Entdeckers, des portugiesischen Kapitäns Magalhaens, der die Durchfahrt durch das der Südspitze Amerikas vorgelagerte Inselgewirr eher fand, als den freien Seeweg um Kap Horn, allen Fleiß angewendet, um durch Tiefseeforschungen und Anlage von europäischen Kolonien diesen abkürzenden Weg möglichst gangbar zu machen und im Süden der neuen Welt ein ähnliches Verkehrscentrum zu schaffen, wie es die Kapstadt in Südafrika ist, aber vergebens. Wenn die See bei Kap Horn gefahrvoll genannt werden muß, so gilt das von der Magalhaensstraße in noch viel höherem Grade; hier ist sie geradezu voller Schrecken. Die zuweilen aus Osten, meist aber von Westen her brausenden Stürme wälzen ungeheure Wellenberge in die von unzähligen großen und kleinen Inseln zu einem förmlichen Labyrinth gemachten schmalen Seewege. Dadurch werden ganz eigentümliche Ebbe- und Flutverhältnisse geschaffen. Wie ein rasender Strom dringt die kommende Flut jedesmal durch die engen Kanäle der inneren Magalhaensstraße, bis die im Innern liegenden weiten Ausbuchtungen gefüllt sind, und ebenso pfeilschnell erfolgt dann der Abfluß der aufgestauten Wassermengen nach allen Seiten, wo sich eine Öffnung bietet. Selbst Dampfer mit schwachen Maschinen werden bei solchen Gelegenheiten zum Spielzeug von Wind und Wellen. Segelschiffe vermeiden die Straße deswegen in der Regel ganz und fahren lieber den weiteren Weg um Kap Horn. Hier ist ein Grund zu suchen, warum die vier europäischen Ansiedelungen an der Magalhaensstraße, von denen St. Arenas die wichtigste ist, nicht recht gedeihen. Wir müssen uns an diese Verhältnisse erinnern, wenn wir später Gardiner mit seinen gebrechlichen Segelboten in diese Gegenden begleiten.

Auch die Beschaffenheit des Klimas und des Bodens machen diese Landstriche zur Ansiedelung höchst ungeeignet. Die geographische Breite der Magalhaensstraße entspricht zwar der von Mitteldeutschland, die Jahrestemperatur aber und der Ertrag des Bodens keineswegs. Europäische Einwanderer müssen wegen der Unwirtlichkeit dieser Gestade wahrscheinlich für alle Zeiten auf Zufuhr von Lebensmitteln rechnen. Kornfrüchte und Fruchtbäume gedeihen nicht mehr und auch Viehzucht läßt sich nur in ganz bescheidenem Umfange treiben. Das Meer gewährt viel Fische und das Land ein wenig Wildbret; daraus muß sich die Fleischnahrung der Eingebornen und der Ansiedler in der Hauptsache zusammensetzen.

Für die Mission lag es am nächsten, in erster Linie das von allen Seiten zugängliche Feuerland (Tierra del Fuego) ins Auge zu fassen. Darwin hat den ganzen Feuerlandarchipel treffend mit einem ins Meer versunkenen Gebirge verglichen, sodaß tiefe Buchten mit Meerbusen die Stelle einnehmen, wo eigentlich Thäler liegen sollten. Die zahlreichen Inseln ragen mit grotesken Formen ziemlich steil aus dem Meere auf.

Da ist fast nirgends eine ebene Stelle zu finden, überall feuchte, verwachsene Schluchten oder wild zerrissenes, nacktes Gestein. Die an den fruchtbareren Stellen aufkommende Vegetation trägt unmittelbar am Meeressaum den Charakter eines immergrünen Urwalds, in dem ein niemals austrocknender Moosteppich den unebenen Boden bedeckt. Sobald man aber ein wenig an den Hängen hinaufsteigt, nimmt der Baumwuchs einen zwerghaft alpinen Charakter an oder den des arktischen Knieholzes. Die auf den Bergen sich bildenden Gletscher hängen hier und da bis ins Meer herunter. Wilde Beeren und Pilze, Fische und Muscheln bilden das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen, das die unwirtliche Natur, in der es das ganze Jahr hindurch stürmt und regnet und fast in jeder Jahreszeit auch schneit, freiwillig liefert. Diese armen Gestade haben nur eine dünne Bevölkerung; ihr Gesamtbetrag wird von Kennern auf höchstens 15000 geschätzt, andere zählen gar nur 8000. Die Bewohner wurden von ihren gelegentlichen Besuchern bis auf Darwin, der sie etwas sorgfältiger studierte, als „eine sehr scheue und äußerst tierische Rasse" bezeichnet. Das Urteil hat sich bei näherer Kenntnisnahme ein wenig gemildert, sie stehen aber heutigestags bei den Seeleuten immer noch in dem Rufe, eins der schmutzigsten und verkommensten Völker zu sein. Den ersten Missionaren gegenüber haben sie es, wie wir später sehen werden, auch an Wildheit nicht fehlen lassen. Ihre Bekleidung ist trotz des rauhen Klimas überraschend mangelhaft; die meisten gehen fast ganz nackt. Ihr Leben bringen sie größtenteils auf dem Wasser zu, sodaß man ihnen geradezu den Beinamen der Canu-Indianer gegeben hat. Die Polygamie hat man bei ihnen unzweifelhaft nachgewiesen, ob sie aber auch dem Kannibalismus gehuldigt haben, darüber sind die Ansichten geteilt.

Das zweite Arbeitsfeld der S. A. M. S., das nur durch schmale Wasseradern von der Hauptinsel des Feuerlands getrennt wird, ist Patagonien. Das ist der Name der ganzen südlich vom Rio Negro liegenden, wie ein stumpfer Keil geformten Südspitze des Festlands, deren größere östliche Hälfte politisch zur argentinischen Republik gehört, während die westliche als chileniſche Provinz gilt. Seiner Ausdehnung nach ist es etwa 1½ mal so groß als Deutschland. Das patagonische Festland wächst stufenweise aus dem atlantischen Ocean hervor, indem es sich aus einer Reihe von übereinander gelagerten Ebenen aufbaut, deren unterste teilweise nur 30—80 m über dem Meeresspiegel liegt, während die oberste sich an die Kette der Anden anlehnt, welche unmittelbar am stillen Ocean den hohen Westrand des Landes bildet, aber selten höher als zu 1000 Meter emporsteigt. Einförmig und niedrig erhebt sich die dem europäischen Ankömmling zugewendete Ostküste aus dem seichten und stürmischen Meere, welche dem Schiffer durch heftige Strömungen und Wirbel noch gefährlicher wird. Es sind nur wenige und schwer zu findende Häfen vorhanden und auch die wenigen sind wegen des steinigen Ankergrundes und der außergewöhnlich hohen Flutwellen sehr unsicher. Und wenn es dann gelungen ist, den Fuß ans Land zu setzen, so breitet sich eine dürre, steinige Ebene vor dem Eindringling aus, bestreut mit Kies und Muschelschalen und dünn bestanden mit hartem Gras und niedrigem Dorngestrüpp. Spärlich sickert

in großen Abständen ein Quell trinkbaren Wassers durch den porösen Boden und große Strecken der Küste werden durch salzhaltige Sümpfe charakterisiert. In anderer Weise abschreckend zeigt sich die landschaftlich schönere Westseite am stillen Ocean. Dort sinkt die chilenische Küstenkordilliere ins Meer hinab; überall sind dem Festlande wild zerklüftete Inseln vorgelagert. Fast unaufhörlicher Regen wäscht ihre nackten Felsrippen und wütende Weststürme peitschen das Meer gegen sie an. Nur in den geschützten Kanälen öffnen sich gute Häfen und die feuchte fruchtbare Erde bedeckt sich, je weiter man nach Norden kommt, um so stärker mit üppigem undurchdringlich verschlungenem Baumwuchs. Das eigentliche Rückgrat des Kontinents erhebt sich steil aus dem tiefen Ocean, rauschende Bäche stürzen von den felsigen Höhen, in deren obersten Schluchten das Eis der Gletscher lagert.

So scheint Patagonien geradezu gegen die Eindringlinge von beiden Seeküsten her gepanzert. Das Land hat niemals den geringsten Reiz für weiße Ansiedler gehabt. Im Innern breitet sich am Ostfuße der Kordilliere zwar ein Streifen fruchtbaren Landes aus, aber die schwierige Reise von der Ostseite über die öde Ebene, von Westen her über das unzugängliche Gebirge fordert einen zu großen Einsatz von seiten der Einwanderer, um jene guten Gegenden für sie verlockend erscheinen zu lassen. So haben bis zum heutigen Tage die nomadisierenden Indianer unbestritten das Feld behalten.

Die Patagonier haben eine Zeitlang in den Reisebeschreibungen und geographischen Handbüchern den übelsten Ruf gehabt. Man machte sie, die durchgängig ein sehr stattlicher Körperbau auszeichnet, zu einem rohen, gewaltthätigen Riesengeschlecht. Bei näherem Kennenlernen haben sie viel von ihren Schrecken verloren. Es ist zwar nicht zu bestreiten, daß sie ihren civilisierten Nachbarn zuweilen recht lästig geworden sind. Die Annalen von Buenos Ayres erwähnen noch aus dem Anfange unsers Jahrhunderts Raubzüge, bei denen sie 40000 Rinder wegtrieben. Aber jetzt, nachdem Chile und Argentinien zuweilen eine ernstere Sprache mit den Söhnen der Wildnis geführt haben, kennt man sie nur noch als ein ziemlich gutmütiges Nomadenvolk, das auf seinen aushaltenden Pferden etwa nach Zigeunerart im Lande herumzieht, seine flüchtigen, leicht aufzubauenden Lederzelte bald hier, bald da aufschlägt, und hauptsächlich von der Jagd auf das Wild des Landes lebt. Die wichtigsten Stämme der für uns in Betracht kommenden Pampas und Patagoniens sind die Tehuelchen, Pehuenchen und Puelchen. Die Missionare haben es bisher fast immer nur mit den Tehuelchen zu thun gehabt. Der für die Christianisierung nachteiligste Zug ihres Wesens ist der ungebändigte Wander-

trieb. Ihre Seelenzahl läßt sich schwer bestimmen; man wird wohl nur mit einigen Tausenden zu rechnen haben.

Wie aus dieser kurzen Beschreibung von Land und Leuten hervorgeht, hat das Missionsfeld, welches sich Gardiner und seine Freunde erwählt hatten, durchaus nichts Anziehendes. Der edle Mann wußte das ganz genau und wäre sein Missionstrieb nicht aus rein religiösen Wurzeln erwachsen, er hätte sich wohl lieber jeden andern Ort der Erde, als dieses schreckliche Land und seine verkommenen Bewohner ersehen. Aber weil es bei ihm hieß: „Die Liebe Christi dringet uns also!“, und weil neben diesem kein anderer Gedanke Platz hatte, ward das schwere Werk mutig in Angriff genommen.

Wie oben erwähnt, wurden Gardiner und Hunt mit der ersten sich bietenden Schiffsgelegenheit nach Südamerika befördert. Im Oazyhafen an der Magalhaensstraße, nahe bei dem Orte, wo der Pfadfinder zum ersten Male das Land betreten hatte, ließen sie sich aussetzen; drei Hütten, eine für ihre Vorräte, eine andere zum Kochen, eine dritte zum Schlafen, das war ihre ganze Niederlassung. Sie fanden richtig den Häuptling Wissale und seinen Stamm, den Gardiner flüchtig kennen gelernt hatte, aber der Charakter und die Lage der Leute entsprach durchaus nicht mehr den Beobachtungen von 1842. Es war Streit und Spaltung zwischen den Indianern eingetreten, Wissales treugebliebene Leute waren verarmt, dazu höchst mißtrauisch gegen die beiden Weißen, die bald mit Bedauern erkannten, daß sie hier vor verschlossenen Thüren standen. Nach kaum sechswöchentlichem Aufenthalt führte sie ein von Valparaiso kommendes Schiff wieder heim.

Gardiner wollte diese Reise nur als Rekognoszierungsfahrt angesehen wissen und die spätere Entwicklung der patagonischen Mission wird zeigen, wie notwendig sie war. Als erstes Missionsziel stand ihm eine gesicherte Niederlassung auf den Falklandsinseln vor Augen, aber ehe das zu verwirklichen war, glaubte er das Vertrauen der scheuen Eingebornen gewinnen und ihre Sprache notdürftig erlernen zu müssen. Die Freunde in der Heimat, die von der Schwierigkeit der Verhältnisse auf dem Missionsfelde offenbar noch keine rechte Vorstellung hatten, zeigten sich freilich sehr entmutigt, als die beiden Sendlinge so bald unverrichteter Dinge wiederkehrten. Gardiner fand aber immer die rechte Antwort auf ihre Bedenken. Er blieb dabei: „Ich habe den festen Vorsatz, wieder nach Südamerika zu gehen und nichts unversucht zu lassen, eine Mission unter den Eingebornen zu gründen.

Sie haben ein Recht darauf, daß ihnen das Evangelium gepredigt wird. So lange Gott mir Kraft giebt, soll mich kein Fehlschlag beirren. Unser Heiland hat den Befehl gegeben, das Evangelium bis an die Enden der Erde zu bringen. Er wird schon Sorge tragen, daß sein Befehl ausgerichtet werden kann; laßt uns nur gehorchen!" Diesem heiligen Wagemut wichen allmählich wieder die schwachen Bedenken und der klug rechnende Verstand der Herren im Komitee. Gardiner hatte große Pläne für eine Ansiedelung auf einer der Inseln des Feuerlands, aber sie scheiterten am Geldmangel. Der kleine Kreis, der hinter ihm stand, konnte unmöglich so viel aufbringen. Da versuchte er es bei der großen Kirchlichen Missionsgesellschaft in London und dann in den christlichen Kreisen Schottlands, aber beide konnten auf seine weit ausschauenden Pläne nicht eingehen. So beschnitt er seine Forderungen selbst. Er wollte zunächst zufrieden sein, wenn vier Seeleute und ein Schiffszimmermann mit ihm gingen. Für den sichern Verkehr in den engen Wasserstraßen des Feuerlandsarchipels glaubte er zur Not mit einem verdeckten größeren Boot und einigen kleinen Fahrzeugen auskommen zu können. Das ward ihm endlich gewährt und am 7. Januar 1848 machte sich die zweite Expedition auf den Weg.

Sie hatte leider keinen besseren Erfolg, als die erste. Die sechs Männer kamen gerade zu einer Zeit im Feuerlande an, als die Unbilden des Klimas sich in schrecklicher Weise geltend machten. Mit Aufbietung aller Kraft und des ganzen Scharfsinns, der den erfahrenen Seeleuten zu Gebote stand, wurden die Schwierigkeiten des Landens überwunden, aber es türmten sich sogleich neue auf. Das Verhalten der Eingebornen verhinderte ihre dauernde Niederlassung. Erst standen die Pescherähs in stummer Scheu von ferne, sobald sich die Europäer ihnen näherten; dann, als sie merkten, daß ihnen keine Gefahr drohte, wurden sie zudringlich und diebisch. Wenn die Ankömmlinge ihre Vorräte in den notdürftig gebauten Schuppen schützten, machten sie sich über deren Boote her. Um das Mißliche dieser Lage recht zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß bei der völligen Unkenntnis der Sprache keine Möglichkeit zu einer gegenseitigen Verständigung vorhanden war. Gardiner sah ein, daß man bei der Aussendung einen Fehlgriff gethan hatte. Es wurde für die erste Zeit offenbar ein größeres Schiff gebraucht, das den Missionaren als sichere Wohnung dienen konnte; ihre kleinen Boote reichten dazu bei weitem nicht aus. Kurz entschlossen packten die Mitglieder der Expedition

alles wieder in das noch vor Anker liegende Schiff, welches sie gebracht hatte, und gingen weiter nach Payta in Peru, in dessen Nähe Gardiner zwischen der ersten und zweiten Expedition wieder einmal bei den Indianern des Inlands angeklopft hatte und wie er glaubte, nicht ganz vergeblich. Aber eine dauernde Niederlassung wurde auch jetzt nicht erreicht und enttäuscht, wenn auch nicht entmutigt, kehrten die Pioniere wieder heim.

Man wird es dem Missionskomitee nicht verübeln können, wenn es jetzt die Feuerlandmission als ein zu gewagtes Unternehmen aufgeben wollte, aber Gardiners Mut war noch ungebrochen. Er schob die bisherigen Mißerfolge allein auf das Unzulängliche der Ausrüstung. Wenn man ein größeres, gut eingerichtetes Schiff hätte, in dem die Vorräte und die Missionare selbst geborgen wären, dann, meinte er, müßte es mit einiger Geduld gelingen, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Er setzte wieder alle Hebel in Bewegung. Als er in England nicht genügendes Entgegenkommen fand, versuchte er es in Deutschland. Er ging nach Herrnhut, das durch seine Eskimo-Mission ihm auch für „den kalten Süden" besonders berufen schien. Leider wurde er auch hier abschläglich beschieden. Da zündete zuletzt in seinem Heimatlande doch noch einer der vielen Funken, die er unermüdlich ausgestreut hatte. Eine Dame in Cheltenham gab 20000 M., um einen letzten Versuch zu ermöglichen. Das reichte nun zwar für die gesamten Pläne nicht aus, aber daran wollte Gardiner die Sache nicht scheitern lassen. Er begnügte sich statt des geforderten Schoners mit zwei größeren und zwei kleineren Booten. Sein Suchen nach Männern, die ihn begleiten sollten, war auch nicht vergebens. Da fand sich R. Williams, ein Wundarzt und John Maidment, der bisher Lehrer an einer Sonntagsschule gewesen war und den der Sekretär eines Londoner Jünglingsvereins aus der großen Menge seiner Freunde als den geeignetsten bezeichnete. Ferner drei Fischer aus Cornwallis, John Badcock, John Pearce und John Bryant. Endlich Joseph Erwin, ein Schiffszimmermann, der schon die vorige Expedition mitgemacht hatte und jetzt erklärte, mit Kapitän Gardiner zusammen zu sein, das hieße auf Erden schon im Himmel sich fühlen, weil er ein solcher Mann des Gebets wäre.

Das stattliche Schiff „Die Seekönigin", welches sie als Passagiere mitnahm, lichtete unter den Segenswünschen und Abschiedsrufen der Freunde am 7. September 1850 in Liverpool die Anker und kam Anfang Dezember bei der Piktoninsel an der Beagle-

straße im südlichen Teile des Feuerlandarchipels an. Kaum hatten sie dort in der Fahnenbucht ihre Boote und Vorräte ausgeladen, als das heimatliche Schiff die Segel spannte und ihren Blicken entschwand. Diesmal war ihnen die Rückkehr erschwert und die mutigen Pioniere waren auch entschlossen, um jeden Preis ihren Plan durchzuführen, d. h. einen freundlichen Verkehr mit den Feuerländern anzubahnen, ihre Eigenart kennen zu lernen, sich die Landessprache notdürftig anzueignen und dann womöglich einige junge Eingeborne mit nach den Falklandinseln zu nehmen. So gingen sie ans Werk und versuchten in die Nähe bewohnter Plätze zu kommen. Ihre guten Boote kamen ihnen dabei trefflich zu statten. Wenn sie aber bei den Eingebornen auf eine freundlichere Aufnahme gehofft hatten, als einige Jahre vorher, so sahen sie sich leider bald getäuscht. Sie wurden zwar nicht geradezu belästigt oder bedroht, aber ein Verkehr ließ sich ebensowenig herbeiführen. Die Wilden zeigten sich dauernd unnahbar. Noch hinderlicher erwies sich bald die tückische See im Verein mit den Stürmen und Klippen. Das gefährliche Fahrwasser brachte ihren Booten allerlei Schäden, die sie aus Mangel an Material, zumal an Eisen, nicht immer wieder genügend ausbessern konnten. Trotzdem schrieb Gardiner anfangs Februar des nächsten Jahres noch immer hoffnungsvoll an die Freunde in der Heimat, wobei er ihnen noch einmal seine Zukunftsgedanken entwickelte. Es klingen freilich durch diesen Bericht, der abgesehen von Gardiners später gefundenem Tagebuche der einzige geblieben ist, schon ernstere Töne. Er schreibt nämlich: „Ich weiß, Sie werden uns nicht vergessen, wenn Sie dem Thron der Gnade nahen. Das giebt mir Trost und Kraft. Wenn wir die elenden Eingebornen ansehen und bedenken, daß sie sowohl, wie wir, zum ewigen Leben bestimmt sind, so thut sich uns das Herz über ihnen auf und wir fühlen uns willig, Opfer zu bringen und selbst uns opfern zu lassen bei dem Bestreben, ihnen das Evangelium in ihrer Sprache zu verkündigen."

Seine Ahnung, für das Feuerland geopfert zu werden, erfüllte sich nur zu bald. Von jetzt an beginnt die Tragödie im spanischen Hafen, die man als das ergreifendste Kapitel der neuern Missionsgeschichte bezeichnen darf.

Durch das ablehnende Verhalten der Eingebornen und die Schwierigkeit, auf der ziemlich kleinen Piktoninsel Fleisch und andere Nahrungsmittel zu finden, ließen sich die Missionare am 26. März 1851 bestimmen, ihren Wohnort zu wechseln. Sie begaben sich nach

dem spanischen Hafen, der an der Südostküste der größten Insel des Feuerlands nahe bei Kap San Diego gelegen ist, nachdem sie an dem Orte ihrer alten Niederlassung eine Inschrift auf den Felsen am Meer angebracht hatten, die den etwa kommenden Freunden Kunde von ihrem neuen Aufenthaltsorte geben sollte. Zu dieser Übersiedelung ließen sie sich vielleicht auch durch die Hoffnung bestimmen, daß sie in der Nähe des Kap San Diego, welches näher bei der Schiffahrtsstraße um Kap Horn liegt, eher einmal ein Fahrzeug anrufen könnten. Denn schon war der Hunger ein ständiger Gast bei der kleinen Schar geworden. Zu ihrem Unglück ging auch noch eins ihrer Boote bei der Übersiedelung zu Grunde, sodaß sie es nur noch auf dem Lande als Schlafstelle benutzen konnten. Sie haben das nächste halbe Jahr fast ohne Aufhören sehnsuchtsvoll nach einer Stärkung und Hilfe von der heimatlichen Welt ausgeschaut. Aber von dieser Seite kam nichts. Dagegen stellte sich eine unheimliche Krankheit bei ihnen ein, der Skorbut. Einer nach dem andern fiel ihr zum Opfer.

Gardiners Tagebuch läßt uns einen ergreifenden Einblick in die Vorgänge dieser schrecklichen Zeit thun. Er schreibt dort die Sterbegeschichte seiner teuren Gefährten nieder und für jeden von ihnen einen kurzen Nachruf. Es ist keine Spur von Pathos und Sentimentalität dabei, aber diese schlichten Todesnachrichten sind erschütternd zu lesen. Dazwischen hinein kommen Aufzeichnungen über Hunger und Durst, über die Stürme und die Kälte, mit denen sie der Winter an der Grenze des südlichen Eismeeres bei ihrer notdürftigen Unterkunft peinigte; auch das feindselige Verhalten der Eingebornen wird hin und wieder erwähnt. Den breitesten Raum aber nehmen Gedanken des Friedens ein und unermüdliche Fürbitten für Feuerland und Patagonien. Das Tagebuch liest sich hier wie die Geschichte einer fortgesetzten knieenden Belagerung des Landes, das sich so unzugänglich erwies. Ein Ton fehlt ganz, über den wir uns, auch wenn er der vorherrschende wäre, wenig wundern würden: es ist keine Klage über die traurige Lage in ihrer Einsamkeit zu finden und noch weniger irgend welche Anklage gegen Jemanden. Dagegen liest man viel von Dank und Preis. Jeder Tag, der ohne Schmerzen angetreten wird, jeder Trunk Wassers, der sie erquickt, steht hier als ein Beweis von Gottes unverdienter Gnade verzeichnet. Es ist vorhin gesagt, daß Gardiner auch die Sterbegeschichten seiner Freunde aufgezeichnet hat. Das gilt von allen, nur nicht von seinem lieben Genossen Maidment. Als dieser starb, war Gardiner bereits so schwach, daß er nicht mehr zu ihm gelangen konnte, weil er sich sein Sterbelager ein wenig abseits bereitet hatte. Er rüstete sich nun selbst auf sein letztes Stündlein. Und wodurch? Der bewundernswerte Mann schrieb einen von väterlicher Weisheit und Liebe zeugenden Brief an seinen jugendlichen Sohn in England, in welchem er ihm die letzten Ratschläge für die Wahl eines Lebensberufs giebt und die Not

Südamerikas aufs Herz legt. Ganz ähnliche Gedanken finden sich in einem hinterlassenen Briefe an seine Frau und Tochter. In dem letzteren schreibt er: „Wenn ich noch etwas wünschen soll, so ist es, daß die Feuerlandmission kräftig betrieben werden möchte." Dann kam auch für ihn die erlösende Stunde. Die letzten von ihm niedergeschriebenen Worte tragen das Datum des 6. September 1851 und lauten: „Mein lieber Bruder (Maidment) verließ das Boot Dienstag mittag und ist seitdem nicht zurückgekehrt; er steht ohne Zweifel schon vor dem Angesicht seines Erlösers, dem er so treu gedient hat. Noch eine kleine Weile und auch ich werde zu der seligen Schar kommen, die das Lob Christi singt in Ewigkeit. Ich fühle weder Hunger noch Durst, obwohl ich fünf Tage ohne Nahrung bin. O, diese wunderbare Liebe zu mir armen Sünder!"

So weit reicht seine eigene Sterbegeschichte. Treffend hat ein Biograph Gardiners die Worte darunter gesetzt:

„Hier ist Geduld der Heiligen; hier sind, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum. Und ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe, selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an, ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Sie wird nicht mehr hungern und dürsten, denn das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen."

Zwanzig Tage nach Gardiners Heimgange kam das Schiff, nach dem sich die Einsamen so lange gesehnt hatten. Die Freunde daheim hatten es nicht an liebevoller Fürsorge fehlen lassen, aber es gab ganze Berge von Schwierigkeiten zu überwinden, ehe sich ein Kapitän bestimmen ließ, die Buchten des wilden Feuerlands abzusuchen. So kam die Hilfe zu spät. Die Pioniere dieser Mission waren geopfert. Wir enthalten uns einer Kritik über die eben geschilderten tragischen Ereignisse. Es waren so einzigartige Schwierigkeiten zu überwinden, daß kein Unberufener wagen sollte, die Männer zu meistern, die ihr Leben daran wandten, ihrer Herr zu werden. Ihr Glaubensmut und ihre Opferwilligkeit verdienen auf jeden Fall unsere volle Bewunderung. Wenn der Herr sie vor den verschlossenen Thüren des Feuerlandes sterben ließ, so gehört eben auch dies zu dem Bauplan, den er für die Christianisierung der Südspitze Amerikas entworfen hatte. Wir werden sogleich sehen, daß der erschütternde Tod Gardiners und seiner Getreuen der Mission mehr genützt hat, als es wohl ihr weiteres Leben gethan hätte.

(Schluß folgt.)

Die evangelische Heidenpredigt.

Von D. F. M. Zahn.

Im Hause des römischen Hauptmanns zu Cäsarea ist Petrus eingekehrt. Sein heidnischer Gastfreund hat ihm erzählt, wie er dazu gekommen sei, ihn einzuladen und schließt seine Ansprache mit dem feierlichen Worte: Jetzt sind wir nun alle hier vor Gott anwesend, zu hören alles, was dir von Gott aufgetragen ist.[1]) Auf dem Markte zu Athen steht Paulus, und einige Philosophen, die von der Höflichkeit Athens nicht viel mitbekommen haben, sagen: Was will wohl dieser Schwätzer sagen? Andre, wie es scheint ernsteren Sinnes, führen den Fremdling auf den Areopag und fragen: Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest? Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; so wollten wir gerne wissen, was das sein möchte.[2])

Das sind ernste Fragen, die einen evangelischen Prediger wohl zu eingehender Prüfung führen können, die ihn vielleicht zu der Erkenntnis bringen, er habe nichts oder doch nichts Rechtes, die Fragenden Befriedigendes zu sagen oder auch ihm es klar machen, daß er wirklich etwas sehr Gutes und Großes zu sagen hat. Nun hat zwar der Meister aller evangelischen Prediger seinen Jüngern, wie er ihnen geboten hat: Sorget nicht, was ihr essen und trinken und anziehen werdet,[3]) so auch befohlen: Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt,[4]) aber wie jene christliche Sorglosigkeit nicht die Fürsorge in leiblichen Dingen ausschließt, so auch das Vertrauen auf den Beistand des heiligen Geistes nicht die geistliche Arbeit, die dem Schriftgelehrten, der zum Himmelreich gelehrt ist, seinen Schatz mit Altem und Neuem füllt.[5]) Der heilige Geist, der zur rechten Stunde das rechte Wort geben wird, ist kein Schwarmgeist, sondern ein Geist der Ordnung, der in seinem Wirken sich nach den Gesetzen des Reiches Gottes richtet, unter welchen eines ist: Wer da hat, dem wird gegeben und er wird die Fülle haben.[6]) Nur wer sich zur rechten Zeit ernstlich bemüht hat, Antwort auf die Frage zu finden: Was habe ich als evangelischer Prediger der Welt zu sagen? was ist mir von Gott aufgetragen? wird auf ernste oder spöttische Fragen im gegebenen Falle das rechte Wort sagen können.

Es ist eine ernste, das Gewissen prüfende Frage: Was habe ich

---

[1]) Act. 10, 33. [2]) Act. 17, 18. 19. [3]) Matth. 6, 25. [4]) Matth. 10, 19. 20; Luk. 12, 11. 12. [5]) Matth. 13, 52. [6]) Matth. 25, 29.

zu sagen? Für den evangelischen Prediger ist sie um so ernster, als ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wird, wenn er sie nicht befriedigend zu beantworten vermag. Seine einzige Existenzberechtigung ist, daß er das rechte Wort an die Menschheit hat. Gar nichts hat er, wenn er das Wort nicht hat. Denn das Wort ist in der That das einzige ihm gegebene Mittel. Es mag sein, daß ein Prediger, um das Wort zu bringen, allerlei thun muß z. B. eine Kirche bauen, wo die zusammenkommen, die sein Wort hören sollen und wollen. Vielleicht kann er seine Botschaft nicht ausrichten, ohne sich eine Wohnung zu errichten, einen Garten anzulegen, selbst eine Straße zu bauen. Die Verhältnisse können so liegen, daß wenn dem Volke, unter dem er wirkt, wie einst Israel, anvertraut werden soll, was Gott geredet hat,[1]) der Prediger eine Gelehrtenschule gründen muß. Das sind dann Werke, die Gottes weise Hand vorbereitet hat, daß seine Prediger darinnen wandeln sollen.[2]) Er wird im Gehorsam sich beugen und vielleicht hinterdrein erkennen, daß dies alles so geordnet ist, damit er nicht nur als ein Wortemacher erscheine, damit seine Predigt durch sein Thun illustriert werde, und so Gottes Wort an die Menschen herankomme, unter ihnen wirksam werde und bei ihnen bleibe. Aber das sind nicht selbständige Nebenmittel, sie treten nur als Hilfsmittel zum Worte hinzu. Der evangelische Prediger hat nur ein Mittel, sein Werk auszurichten und dies Mittel ist das Wort. Der Unglaube mag sagen: Nur ein Wort! der evangelische Prediger sagt: Wir glauben, darum reden wir.[3]) Er vertraut, daß ein Wort, wie es die Welt geschaffen, so auch die Welt erlösen und erneuern wird.

Um so wichtiger ist die Frage nach dem Inhalt dieses Wortes, wichtig für den evangelischen Prediger in der Christenheit, wichtiger noch für den in der Heidenwelt. In der Christenheit mag ja, auch wenn eine befriedigende Antwort nicht mehr sollte gegeben werden können, das Christentum noch weiter bestehen. In früheren anders gearteten Zeiten hat es seinen Eingang gefunden und die Herrschaft errungen; innerlich gesund und kräftig ist es zwar nicht mehr, aber die Macht der Gewohnheit ist so groß; es hängen an diesem Christentum so viel liebe, alte Sitten und Gebräuche und Anschauungen, daß man sich nicht leicht entschließt, es aufzugeben. In der Heidenwelt dagegen ist der evangelische Prediger ein Fremdling; er bringt „Neues vor die Ohren". Nicht einmal die Höflichkeit, mit der man sonst einen Fremdling aufnimmt, hält stich, wenn dieser Fremdling den An-

[1]) Röm. 3, 2. [2]) Eph. 2, 10. [3]) 2. Kor. 4, 13.

spruch erhebt, daß sein Wort als einzig wahres gelten solle. Und in der That ist dieser Anspruch unverschämt, wenn der Fremdling nicht das richtige Wort hat. Welches Recht hat der Missionar, den Erdkreis aufzuregen, wenn das Wort, welches er bringt, nicht das Wort ist, welches alle Welt bedarf? Es lohnt sich wirklich nicht, über Länder und Meere zu ziehen, wenn man am Ziele angelangt auf die Frage: Was hast du uns zu sagen? nichts Rechtes zu antworten weiß.

Es kann freilich geschehen, daß man ein Wort findet, welches den Hörern gefällt und sich geeignet erweist, sie beim Christentum zu erhalten oder auch für das Christentum zu gewinnen, aber es ist doch nicht das Wort, das rechte Wort. Der größte Missionar aller Zeiten hat einmal Gelegenheit gehabt, sich über seine Predigt mit denen auseinanderzusetzen, die durch dieselbe der christlichen Kirche zugeführt worden waren. Sie gefiel ihnen nicht mehr; sie wollten lieber etwas anderes hören, und ihr Missionar setzt ihnen auseinander, daß er nichts anderes hätte predigen können, wenn er nicht sein Wort seiner Kraft berauben, es zu einem hohlen, leeren, eitlen Worte hätte machen wollen. Er zeigte ihnen, daß man beim Aufbauen des Tempels Gottes wohl für die Zeit Erfolg haben könne, aber der Erfolg müsse im Feuer geprüft werden und da könne es sich herausstellen, daß nur Holz, Heu, Stoppeln aufgebaut seien, die verbrennen.[1] Es ist auch um deswillen von der größten Wichtigkeit, sich zu besinnen: Was habe ich zu sagen? weil von der Predigt abhängt, ob das erreicht wird, was der evangelische Prediger doch erstrebt, ob wirklich bleibender, das Feuer der Prüfung bestehender Erfolg erzielt wird. Und wiederum ist dies in der Heidenwelt noch wichtiger als in der Christenheit. Bei uns sind die Fundamente gelegt; mag hier oder da ein Prediger nicht das wirksame Wort verkündigen oder gar eine ganze Generation es verlieren, man hat doch den Schatz des Wortes Gottes, der Lieder, der Gebete, der Bekenntnisse, an denen sich viele zurechtfinden mögen. In der Heidenwelt dagegen wird das Fundament gelegt; ein Riß im Grundgemäuer, eine Schiefheit hier macht sich verderblich bemerkbar in dem ganzen Gebäude, das darauf errichtet wird. Es ist eine große Verantwortung, die Botschaft in ein Land zu bringen, das sie noch nie gehört. Der Anfang wird von entscheidender Bedeutung für den Fortgang des Werkes Gottes sein.

Allerdings lautet unsere Frage nicht: Was hat ein evangelischer Missionar zu predigen? das zu beantworten, müßte man ein Buch

[1] 1. Kor. 1, 17; 3, 10—15.

schreiben. Unsere Frage lautet: Was hat er den Heiden zu predigen? Man könnte freilich sagen: ein Missionar hat immer nur mit Heiden zu thun; sowie er mit Christen handelt, verliert er den Charakter als Missionar und wird ein Diener der Kirche. Das ist dem Buchstaben nach auch wahr.

Als der Kämmerer der Königin Candace aus dem Wasser stieg, war er ein Christ, und der Missionar Philippus hatte sein Werk gethan; der Geist des Herrn nahm ihn denn auch weg und der erste afrikanische Christ zog allein seine Straße.[1]) Er war freilich schon, ehe Philippus ihn traf, kein Heide mehr; er nahm auch seinen Jesaias mit in seine Heimat, jetzt als einer, dem Philippus im Evangelium Jesu den Schlüssel zu diesem verschlossenen Buche gegeben.[2]) Solche Verhältnisse sind Ausnahmen, und es wird wohl nach Philippus kein Missionar wieder gemeint haben, er könne alsbald nach der Taufe seinen Täufling verlassen. Es ist allerdings heute eine Kontroverse unter den Missionsarbeitern entbrannt, wie bald oder wie spät der Missionar den bekehrten Heiden verlassen könne.[3]) Einige meinen, daß wie in den früheren Jahrhunderten der Missionar sich zu Fuß oder wenn er, wie Philippus bei dem afrikanischen Finanzminister einen Wagen traf, auch mit Wagen weiter bewegte, heute aber mit Dampfschiff und Eisenbahn, so auch die Christenheit, welche vier- bis fünfhundert Jahre brauchte, um das römische Reich, und tausend Jahre, um Europa zu erobern, mit den noch nichtchristianisierten zwei Dritteln der Menschheit in recht kurzer, absehbarer Zeit fertig werden müsse. Während früher das „Gehet hin" per pedes apostolorum ausgeführt werden mußte, scheint man jetzt den Engel in der Offenbarung zum Muster zu nehmen, der mit dem ewigen Evangelium flog, um alle, die auf Erden wohnen, zu evangelisieren.[4]) Doch ist meines Wissens niemand so thöricht gewesen, zu behaupten, der Missionar müsse einen bekehrten Christen sofort sich selbst überlassen. Man mag verschiedener Meinung sein darüber, wie lange es währt, bis man das Missionsziel erreicht, aber es wird allgemeine Übereinstimmung darüber herrschen, daß eine Missionsarbeit nicht fertig ist, bis sie die bekehrten Heiden groß gezogen hat, daß sie für sich stehen können und daß sie imstande sind, ihrerseits das Missionswerk zu treiben und daß, um dieses Ziel zu erreichen, der Missionar auch noch an den jungen Christen arbeiten, d. h. neben der Missionsarbeit im engsten Sinne auch Kirchenarbeit zu thun hat.

Man kann also unterscheiden zwischen der Predigt des Missionars vor den und für die Heiden und der Predigt für die Christen. Die letztere, die Gemeindepredigt, wird jedoch in der Mission immer auch häufig und zum großen Teil Heidenpredigt sein müssen, nicht nur weil die jungen Gemeinden noch viel mit dem Heidentum um sie her und in ihnen zu thun haben, sondern auch weil der Gottesdienst der

[1]) Act. 8, 39. [2]) a. O. v. 30—35. [3]) Vgl. Oehler, Ev. Miss.-Mag. 1894, S. 177 ff. [4]) Offb. 14, 6.

Christen auch von Heiden besucht wird. Paulus schreibt den Korinthern, daß bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen darauf Rücksicht genommen werden sollte, daß auch ein Heide, wenn er herein komme, verstehe, was vorgehe.[1]) Nach seinem Beispiel wird der Missionar auch in der Gemeindepredigt die Heiden, welche in den Gottesdienst kommen, nicht ohne ein Wort lassen und so auch da etwas von Heidenpredigt treiben. Aber dennoch bleibt ein Unterschied zwischen der Predigt, die sich an die Heiden wendet und der, welche, wenn sie auch der Heiden nicht vergißt, doch den Christen dienen will, und mit der ersteren haben wir es jetzt zu thun.

An den Christen, welche die Mission fortfährt mit dem Worte zu bedienen, damit sie im christlichen Glauben erstarken und die Aufgabe des Christen und der christlichen Gemeinschaft, der Kirche, übernehmen können, an diesen Christen hat die Mission ihre erste und eigentlichste Arbeit schon gethan. Sie hat sie zu Christen gemacht und durch das Wort bestimmt, Jünger Jesu zu werden; dieser erste Dienst mit dem Wort, diese Predigt ist Heidenpredigt. Manche Missionsgesellschaften zählen unter ihre Christen nicht nur die Getauften, sondern auch die Pflegebefohlenen, die Anhänger, die regelmäßigen Zuhörer. Für die Missionsstatistik wäre es besser, man zählte zu den Christen nur die Getauften, aber doch liegt dieser Zählung ein richtiger Gedanke zu Grunde. Diejenigen, welche durch die Predigt willig gemacht werden, sich zur Jüngerschaft Jesu, zum Empfang der heil. Taufe zu melden, bedürfen meistens noch einer intensiveren Unterweisung, um die Bedeutung des vor ihnen liegenden Schrittes ganz zu begreifen, aber der Intention nach sind sie Christen und die Predigt an sie, obgleich ihre Hörer nominell noch Heiden, kann doch andrer Art sein. Wie in der Christen- oder Gemeindepredigt unterschieden werden kann zwischen einem „Anfangswort von Christo“ und dem Wort, das den „Vollkommenen“ geboten werden kann, zwischen dem „grundlegenden“ und aufbauenden Worte, zwischen „Milch“ und „starker Speise“,[2]) so kann man auch in der Heidenpredigt unterscheiden zwischen dem Wort an die Taufbewerber, dem katechetischen Unterricht und der Heidenpredigt im engeren Sinne. Die Christenpredigt wendet sich an Christen, mögen sie junge, eben geborene Kindlein oder schon herangereifte Männer sein, an Christen, bei denen auf dem schon gelegten Grunde weiter gebaut werden kann. Die Heidenpredigt dagegen hat es mit solchen zu thun, die noch Heiden sind, und zwar in der katechetischen Unter-

[1]) 1. Kor. 14, 2. 3. [2]) Hebr. 5, 11 bis 6, 3.

weisung mit solchen, die schon willig sind, Christen zu werden und ihre Willigkeit erklärt haben, indem sie nach der Taufe begehrten, in der Heidenpredigt im engeren Sinne mit solchen, die erst willig zu machen sind, die vielleicht dem Prediger ihre Unwilligkeit mit Widerspruch, Spott und Hohn und thätlicher Verfolgung beweisen.[1]) Von dieser Heidenpredigt im engeren Sinne handlen wir.

Diese Heidenpredigt verfolgt den Zweck, daß die Heiden sich entschließen, Jünger Jesu zu werden. Sie muß darum den Heiden in stand setzen, diesen Entschluß zu fassen. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, sagt Paulus, der „Lehrer der Heiden"[2]) und dieser Wille erfüllt das Herz des Missionars. Wenn er auch weiß, daß dieser gnädige Gotteswille nicht bei allen erfüllt wird, so ist es doch sein herzliches Begehren, daß bei recht vielen sein Wort Eingang finde und seine Freude, wenn sie in großen Scharen kommen und begehren Christen zu werden. Allein wenn auch ein solcher Tag kommt, wie der erste Tauftag am Pfingstfest, daß bei dreitausend Seelen hinzugethan werden, so weiß er doch, daß diese Massentaufungen keinen Wert haben, vielmehr für die Sache des Reiches Gottes verhängnisvoll werden, wenn nicht jede einzelne dieser Seelen für sich den Entschluß, den wohl überlegten und gut begründeten Entschluß, gefaßt hat, Christ zu werden. Petrus sagte den Leuten am Pfingstfest: *μετανοήσατε καὶ βαπτισθήτω ἕκαστος ὑμῶν.*[3]) Einer nach dem andern mußte getauft werden; man wird nicht par compagnie selig. Eine Kirche unter den Heiden, die nicht durch Einzelbekehrung erbaut wird, ist schon im Fundamente unsolid. Die Heidenpredigt wird darum jedem einzelnen eine Kenntnis des Christentums bringen müssen, die es ihm möglich macht, den Entschluß, Christ zu werden, mit offenen Augen zu fassen, und wird versuchen, ihn zu solchem Entschluß willig zu machen. Das Christentum erkennt wie keine andere Religion das Recht der Einzelperson an, indem es von jedem persönliche Entscheidung fordert und auch die Verwerfung des Angebotes freiläßt. Aber darum verkennt es nicht, daß der Mensch, der jeder für sich zu entscheiden hat, doch ein Gemeinschaftswesen ist, das mit tausend Fäden mit den anderen Menschen, mit seiner Familie, seiner bürgerlichen und religiösen Gemeinschaft zusammenhängt und von daher in seiner Selbstentscheidung mit bestimmt wird. Es mag sein, daß zuweilen einer ganz oder doch

[1]) Vgl. Warneck, Die missionarische Predigt. A. M.-Z. 1880, S. 515.
[2]) 1. Tim. 2, 3. 4. 7. [3]) Act. 2, 38 u. 41.

hervorragend selbständig in seiner Bekehrung ist, wie der Apostel Paulus, der „sich nicht mit Fleisch und Blut besprach“,[1]) dafür aber auch den Theologen bis auf den heutigen Tag so viele Not gemacht hat, das Wunder seiner Bekehrung zu erklären. Solche Originale sind die Ausnahmen, der Durchschnittsmensch wird in seinen Entschließungen von der öffentlichen Meinung in Gutem und Bösem wesentlich beeinflußt. Wer darum begehrt, daß möglichst viele einzelne sich entschließen, Christen zu werden, wird darauf aus sein, durch die Heidenpredigt recht vielen einzelnen die nötige Erkenntnis nahe zu bringen, den Kreis seiner Wirksamkeit mit der Predigt des Evangeliums so zu erfüllen, daß die richtige Kenntnis von dem, was der Heidenprediger zu sagen hat, gleichsam Gemeingut geworden ist. Er wird anstreben, daß allgemein bekannt wird: Es sind fremde Männer gekommen, die verkündigen eine neue Lehre, und so und so sagt diese neue Lehre. Er wird darauf aus sein, Vorurteile zu zerstreuen, etwa daß Christwerden bedeute nicht mehr arbeiten, nicht mehr Lasten tragen, daß der Christ die Eltern nicht mehr ehre, daß Christen schandbare Dinge treiben. Solche Heidenpredigt wird nicht immer gleich eine Einzelbekehrung herbeiführen, aber sie wird solche vorbereiten, indem sie hin und her, an manchem Orte vielleicht nur einmal, besser jedoch oftmal verkündigt wird, und so allmählich einen ganzen Kreis mit einer richtigen, möglichst günstigen Kenntnis von dem erfüllt, was die empfangen und auf sich nehmen, welche sich nun entschließen, Christen zu werden. Es liegt auf der Hand, von welcher Bedeutung diese Heidenpredigt in der Mission ist — ihr Erfolg hängt davon ab — und einen wie breiten Raum sie in der ganzen Arbeit der Mission einnehmen muß.

Wenn man die Apostelgeschichte liest, den einzigen geschichtlichen Bericht über die apostolische Missionsthätigkeit, so bekommt man den Eindruck, daß alles sehr schnell sich entwickelt. Schon nach wenigen Tagen ist eine christliche Gemeinde gegründet und der Missionar hat neben der Heidenpredigt die Christenpredigt zu halten; der Zwischenakt der katechetischen Belehrung fällt ganz weg. Der Bericht nennt oft die Zeit des Aufenthalts nicht mit Tag und Stunde, aber hinterläßt doch den Eindruck, daß der Missionar schon nach einigen Wochen oder Monaten meint abziehen und die Gemeinde verlassen zu dürfen, zuweilen allerdings gezwungen, aber doch, ohne daß sein Werk zerstört wird.[2]) „Ein Jahr und sechs Monate“ und „zwei Jahre“[3]) ist das höchste, was aus dem Missionsleben des Paulus berichtet wird als Zeit seines Aufenthalts an einem Orte. Wie so ganz anders ist es heute! Die Orte, wo der moderne Missionar sich aufhält und arbeitet,

[1]) Gal. 1, 16. [2]) Act. 17, 10. 14. [3]) Act. 18, 11; 19, 10; 28, 30.

werden Stationen d. h. Standorte genannt — ich weiß nicht, wie alt der Name ist. Diese Stationen sind nicht wie die Station Pauli in Rom, Mietwohnungen; die Missionare haben sie meistens erworben als Eigentum, haben mit eigener Hand ihre Wohnungen gebaut, manchmal ganze Gehöfte mit vielen Wohnungen, zuweilen auch sogar befestigt,[1]) als ob sie für immer da bleiben wollten. Gegen diese Weise, sich in der Heidenwelt niederzulassen und von festen Standorten aus die Heidenpredigt zu betreiben, läßt sich nicht anführen, daß der Missionsbefehl lautet: Gehet hin und macht alle Völker zu meinen Jüngern. Das Gehet hin will den Missionar nicht zum Wanderredner machen. Das alttestamentliche Missionsbild ist, daß die Völker nach Zion kommen und dort das Heil kennen lernen. Der Evangelist Matthäus erzählt uns das Leben Jesu so, daß wir erkennen, wie durch Israels Schuld für jetzt dieses Zukunftsbild nicht in Erfüllung geht, sondern der in Bethlehem geborene König als Nazarener und Galiläer sein Werk thut und als Auferstandener wieder in Galiläa seinen Jüngern den Befehl giebt: Wartet nicht ab, bis daß die Heiden zu euch kommen, sondern geht hin zu den Völkern und macht sie zu meinen Jüngern.[2]) Wäre damit gemeint, sie sollten am Gehen bleiben, so würde Paulus, als er 1½ oder 2 Jahre in Korinth, Ephesus und Rom blieb, das Gebot ebensosehr mißachtet haben, wie unsere Missionare, die zuweilen auf ihren Stationen das fünfzigjährige Jubiläum feiern. Die missionierende Gemeinde soll allerdings in der Vorwärtsbewegung bleiben, bis sie an das Ende der Erde kommt, aber wie lange sie auf den einzelnen Stationen weilen muß oder darf, ist nicht eine Sache der Theorie, sondern der Praxis. Es fragt sich, wie schnell die Heidenpredigt ihr Ziel erreicht, die Heiden zu der wohl überlegten Entscheidung zu bringen, daß sie Christen werden, und wie schnell der Missionar diese jungen Christen so weit fördert, daß sie ohne ihn das christliche Leben und die christliche Arbeit übernehmen können. Ich hörte Hugo Hahn sagen, daß bei den Herero zwanzig Jahre Predigt nötig seien, ehe sie verstünden, um was es sich handelt beim Christentum. In der That haben Missionare noch länger gewartet, ehe der erste Erfolg der Arbeit zeigte, daß sie recht thaten, auf ihren Fall den Paragraphen in der Instruktion für Judenmissionare nicht anzuwenden, welcher lautet: Wo euch jemand nicht annehmen, noch eure Rede hören will, so gehet heraus von demselbigen Haus oder Stadt.[3]) Man ist zu der Überzeugung gekommen, daß heute die Verhältnisse so liegen, daß nur mit einer längeren, stehenden Arbeit das Missionsziel zu erreichen ist, und daß darum der Missionar einen festen Standort haben muß, um die Heidenpredigt richtig zu betreiben. Zwar ist, wie schon bemerkt, dieser Methode Opposition erwachsen; die China Inland Mission, die Arbeit des amerikanischen Bischofs Taylor und viele einzelne Missionare sind für ein beschleunigtes Verfahren, für Beschränkung der Seßhaftigkeit des Missionars und für größere Beweglichkeit. Allein die

[1]) Bericht über die kontinentale Missionskonferenz in Bremen. A. M.-Z. 1893, S. 319 und Act. 28, 30. [2]) Matth. 2, 23; 4, 15. 16; 28, 16—20. [3]) Matth. 10, 14.

Anhänger der doch noch herrschenden Methode fürchten, daß in dieser Schnelligkeit nur ein oberflächliches Werk zustande kommen wird. Vielleicht können sie ihrerseits eine Anregung gebrauchen, daß allerdings die Missionsarmee nicht in Garnison liegen, sondern mobil gemacht sein sollte, aber die Thatsachen werden doch wohl nötigen, im großen und ganzen bei der bewährten Praxis zu bleiben, wonach der Missionar unserer Tage, der es fast immer, auch unter den sogenannten Kulturvölkern, mit Völkermassen von geringer Kultur zu thun hat,[1]) einer längeren Zeit bedarf, ehe er weiter ziehen darf.[2]) Infolgedessen wird die Heidenpredigt im Missionswerk heute einen breiteren Raum einnehmen, als bei der apostolischen Mission, und allerdings auch, wie wir noch sehen werden, Versuchungen ausgesetzt sein, die es sehr nötig machen zu fragen, wie denn die evangelische Heidenpredigt sein soll.

Wenn nach dieser Seite hin die Verschiedenheit der Verhältnisse eine Verschiedenheit der Praxis herbeigeführt hat, so folgt in anderer Hinsicht die moderne evangelische Mission ganz den Fußstapfen der apostolischen, insofern sie, um ihr Werk zu betreiben, die jungen Heidenchristen zur Hilfe heranzieht. In einem sehr ausgedehnten Maße geschieht das, vielleicht zu sehr. Man redet von 30000 eingebornen Gehilfen, die neben den 3000 altchristlichen Missionaren thätig sind. Davon sind nun freilich viele nicht in der Heidenpredigt beschäftigt, aber ein großer Teil davon betreibt die Heidenpredigt und neben ihnen auch noch viele Nichtbeamtete. Das giebt der Frage nach der rechten evangelischen Heidenpredigt neues Gewicht. Diese Prediger sind junge Christen; das Christentum ist ihnen nicht von den Eltern überkommen und manche christliche Anschauungen sind ihnen nicht, wie uns, zur andern Natur geworden. Es kann nur zu leicht geschehen, daß sie von der evangelischen Heidenpredigt etwas abthun, oder ihr hinzufügen, oder an ihr ändern, so daß ihre Wirkung abgeschwächt wird. Es ist nötig, daß sie deutlich und klar unterwiesen werden. Warneck jun. erwähnt von Sumatra, daß die eingebornen Prediger, wie bei uns die Mitarbeiter im Kindergottesdienst bei ihrem Pastor, bei dem Missionar wöchentlich eine Vorbereitungsstunde haben auf die sonntägliche Predigt, die sie zu halten haben. Ich weiß nicht, ob das dort allgemein giltige Ordnung ist; es ist sehr empfehlenswert, wird nur leider vielerorts schon wegen der Entfernungen nicht zu machen sein. Aber in der einen oder anderen Weise muß man darauf achten, daß diese Predigtgehilfen nicht nur ein- für allemal, sondern andauernd unterwiesen und vorbereitet werden für die Heidenpredigt. Auch um ihrerwillen ist es nötig, sich klar zu werden, wie die rechte evangelische Heidenpredigt sein soll.

Meine Einleitung — von der ich übrigens hoffe, daß sie schon in die Sache selbst eingeführt und sie illustriert hat — soll nicht länger werden. Nur noch eine Vorbemerkung habe ich zu machen. Die

[1]) Zahn, Zeichen und Wunder in der Mission. A. M.-Z. 1893, S. 256/7.
[2]) Oehler hat Ev. Miss.-Mag. 1894, März, S. 177, die Gründe für langsameres Vorgehen klar auseinandergesetzt.

evangelische Heidenpredigt schließt beides ein: wie und was ein evangelischer Prediger zu den Heiden reden soll. Beides läßt sich auch nicht ganz auseinander halten; denn wenn man dasselbe in verschiedener Weise sagt, wird oft etwas anderes daraus. Aber wir müssen uns doch vornehmlich auf den Inhalt der Heidenpredigt beschränken, nicht etwa, weil wir die Form derselben für bedeutungslos halten; vielmehr wird jeder tüchtige Missionar mit allem Eifer danach trachten, seiner Predigt die Form zu geben, in welcher sie bei seinen Zuhörern Eingang findet und das wirkt, was sie nach Gottes Willen wirken soll.[1]) Ich beschränke mich aber auf den Inhalt der Heidenpredigt doch auch nicht bloß aus dem Grunde, weil die Zeit nicht hinreichen würde, um in einem Vortrage beides, das Was und das Wie zu besprechen, sondern auch, weil mir die Frage nach dem Inhalt weitaus wichtiger erscheint als die nach der Form. Man kann sich billig wundern, daß viele Prediger daheim und draußen soviel Zeit übrig behalten, um sich mit der Form ihrer Predigt zu beschäftigen. Andre weniger Glückliche oder weniger Schnelle haben mit dem Inhalt ihres Textes oder ihrer Verkündigung solange zu thun, daß sie reden müssen, ehe sie noch viel darüber haben nachdenken können, wie sie sagen wollen, was ihnen Herz und Geist erfüllt. Und ist es denn nicht auch so, daß wenn einer weiß, er hat etwas zu sagen, und klar darüber geworden ist, was er zu sagen hat, sich die Form von selbst findet? Die Voraussetzung ist freilich, daß er seine Muttersprache reden kann, oder auch in der Schule, etwa in einer Rhetorenschule, zu reden gelernt hat. Es wäre gewiß zweckmäßig, an anderem Stoff, als an dem religiösen, die Kunst zu reden sich zu erwerben und dann diese Kunst nur auf das anzuwenden, was man als Inhalt der religiösen Rede, der Predigt, erkannt hat. Die ganze Lehre von der richtigen Form der Predigt, auch der Heidenpredigt, wird sich doch in die Regel zusammenfassen lassen: Rede so, wie es der Inhalt deiner Rede erfordert.

Wenden wir uns nun der Aufgabe zu, den für die Missionsthätigkeit nach allen Seiten so wichtigen Inhalt der Heidenpredigt zu bestimmen, so ist es nicht unnötig, gleich im Anfang daran zu erinnern, daß der Prediger nicht selbst zu bestimmen hat, was er

[1]) Ev. Miss.-Mag. 1875 (auch als besonderer Traktat) hat Hesse über die Heidenpredigt in Indien gehandelt und dabei auch die innere Stellung des Missionars zu oder bei ihr besprochen; Beispiele aus afrikanischen Heidenpredigten giebt Bohner in dem Traktat: Wie ich den Heiden predige? Auch Warneck in seinem Referat auf der kontinentalen Missionskonferenz, A. M.-Z. 1880, S. 510 ff. hat vornehmlich die Form der „missionarischen Predigt“ ins Auge gefaßt.

predigen soll. Cornelius hat den Petrus nicht gefragt, was dieser etwa nach seinem Bedünken wohl ihm mitzuteilen habe, sondern was ihm von Gott aufgetragen sei. Unter den vielen Wörtern, mit denen in der heil. Schrift die Thätigkeit des evangelischen Predigers bezeichnet wird, ist eine ganze Reihe, *ἀναγγέλλειν*,[1]) *ἀπαγγέλλειν*,[2]) *καταγγέλλειν*,[3]) *παραγγέλλειν*,[4]) welche alle besagen, daß er nicht mehr als ein *ἄγγελος*, ein Bote, ist und sein soll. Er hat eine Botschaft zu bringen, eine ihm aufgetragene Meldung zu erstatten. Es darf allerdings auch nicht vergessen werden, daß der Apostel Paulus wenigstens, man kann sagen mit einem gewissen Selbstgefühl, zuweilen von seinem Evangelium redet.[5]) In seiner Instruktion war ihm gesagt worden, er solle Zeuge sein dessen, was er gesehen habe und was Gott ihn noch werde sehen lassen.[6]) Der *ἄγγελος* muß ein *μάρτυς* sein;[7]) er bringt nicht nur eine fremde Botschaft, von welcher der Bote nichts anderes weiß, als daß sie ihm aufgetragen ist; er muß ein Zeuge sein, der für die Wahrheit der Botschaft, die er überbringt, aufkommen kann, weil er etwas davon erfahren hat, der darum auch in dem Sinne ein *μάρτυς* werden kann, in welchem wir das Wort als Fremdwort gebrauchen, in dem Sinne, in welchem Stephanus der erste christliche *μάρτυς* gewesen ist.[8]) Der Missionar hat, wenn er auftritt, noch keinerlei Autorität. Er kann sich nicht auf die Schrift als Autorität berufen, denn sie wird von seinen Zuhörern nicht anerkannt. Außer der Autorität, die der Wahrheit an und für sich innewohnt, und dem heiligen Geist, der auch zeuget, hat der Bote keine Autorität; das Gewicht seines Wortes beruht darauf, daß er ein Zeuge ist, der mit Leib und Leben für die Wahrheit seines Zeugnisses aufkommt und sagen kann: Ich glaube, darum rede ich.

Das ist ungemein wichtig und sollte von keinem Heidenprediger vergessen werden. Aber dennoch bleibt es dabei, daß der Heidenprediger eine ihm aufgetragene Botschaft auszurichten hat, und daß die den apostolischen nachfolgenden Boten nicht in demselben Sinne Zeugen sind, wie die Anfänger des evangelischen Predigtamtes. Das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben und unsere Hände betastet haben, . . . das melden wir euch, sagt Johannes.[10]) Als die Elf an die Stelle des Judas einen erwählten, der mit ihnen Zeuge

---

[1]) Act. 20, 20. 27. [2]) Act. 26, 20; 1. Joh. 1, 2. [3]) Act. 4, 2; 13, 5. 38; 15, 36; 1. Kor. 9, 14. [4]) Act. 17, 30 von Gott. Das simplex *ἀγγελία* 1. Joh. 1, 5; 3, 11. [5]) Röm. 16, 25; 2. Tim. 2, 8, vgl. Gal. 1, 11. [6]) Act. 22, 15 u. 26, 16. [7]) Luk. 24, 48; Act. 1, 8; 2, 32; 10, 39 u. 41. *μαρτυρεῖν* und *μαρτυρεῖσθαι* Joh. 15, 27; Act. 23, 11. *διαμαρτύρεσθαι* Act. 8, 25; 10, 42; 18, 5. [8]) Act. 22, 20. [9]) Joh. 15, 26. 27. [10]) 1. Joh. 1, 1—3.

der Auferstehung Jesu sein sollte, wurde von Petrus die Bedingung gestellt, er müsse bei den andern gewesen sein, die ganze Zeit über, welche „der Herr Jesus unter uns ist aus- und eingegangen, von der Taufe Johannes an bis auf den Tag, da er von uns aufgenommen ist.“ [1]) Derselbe Apostel sagt dem Cornelius, daß sie von Gott zu Zeugen verordnet seien, als solche, die mit Jesu gegessen und getrunken, nachdem er von den Toten auferstanden sei.[2]) Freilich der erste dieser Prediger, der berufsmäßig unter den Heiden sein Amt ausübte,[3]) konnte dies nicht für sich in Anspruch nehmen; er war in großem Umfang für seine Predigt an die Überlieferung gebunden, welche er empfing,[4]) aber dennoch konnte Paulus von sich sagen, daß er ein Missionar weder von Menschen noch durch Menschen,[5]) weil nämlich auch von ihm, obgleich unter den Aposteln der geringste, Jesus der Auferstandene gesehen war.[6]) Die Boten, welchen wir den Titel Apostel beilegen, waren Augenzeugen in einem Sinne, wie kein Bote nach ihnen es sein konnte. Das ist ihre Bedeutung für die Geschichte der Kirche. Was sie bezeugt, ist durch Gottes Fürsorge und Vorsehung uns überliefert, so daß wir als Boten den uns gewordenen Auftrag weitergeben können. Wie gesagt, es ist von der größten Wichtigkeit für den Boten selbst und für sein Werk, daß die Geschichte, die er erzählt, sein eigenes Erlebnis geworden und daß die Botschaft, welche er meldet, von dem inneren Ohre seines Gemütes vernommen wurde. Aber, soviel hohe Worte auch zuweilen geredet werden, ich glaube nicht, daß es von den ersten Aposteln an oft Prediger gegeben hat, die in demselben Umfange Zeugen, im Vollsinn des Wortes Zeugen sein konnten, als sie Boten sein sollen. An einem Punkte, wenn es recht bestellt ist, an dem Centralpunkte, ist ihnen die Botschaft ein Wort des Lebens geworden, das sie erlebt haben, und von da aus sind andre Punkte ihnen lebendig geworden, aber es bleiben noch viele andre Punkte, vielleicht ganze Partien der Botschaft, die sie einstweilen nur festhalten, weil sie aus derselben Quelle fließen, die ihnen zur Glaubensautorität geworden, und die sie um deswillen auch ihren Zuhörern verkündigen. Es ist heilsam, sich zu erinnern, daß die christliche Religion eine überlieferte ist; daß der christliche Prediger als ein Bote zu melden hat, was nach seinem Wissen von Anfang an den Boten Jesu aufgetragen ist. (Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

West-Afrika.

Von D. F. M. Zahn.

Nachdem das europäischer Kenntnis so lange verschlossene Afrika seit einigen Jahrzehnten durch eine Reihe großartiger Entdeckungen enthüllt ist, haben in dem letzten Jahrzehnt, seit 1884 Deutschland den Anfang machte, die europäischen Mächte sich beeilt, das bekannt gewordene Afrika unter sich

[1]) Act. 1, 21. 22. [2]) Act. 10, 41. [3]) Gal. 2, 7. πεπίστευμαι τ. εὐαγγέλιον τ. ἀκροβυστίας. [4]) 1. Kor. 15, 3; 1. Kor. 11, 23. [5]) Gal. 1, 1. [6]) 1. Kor. 15, 8. 9.

zu verteilen. Beide Bewegungen, die der Erforschung wie die der Besitzergreifung, sind nicht ohne Einfluß geblieben auf die Mission, sowohl auf ihre Ausdehnung als auf ihren Betrieb. Insbesondere im Osten und Westen des Erdteils ist dies deutlich wahrzunehmen. Aber während im Osten, seit vor 20 Jahren die Resultate afrikanischer Forschung allgemeiner bekannt wurden, und seit vor 10 Jahren die Besitzergreifung anfing, die Missionsarbeit, die evangelische wie teilweise auch die römisch-katholische, eigentlich erst begonnen ist und so der Einfluß jener Bewegungen in dieser Hinsicht wenigstens ein erfreulicher war, kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß für die westafrikanische Mission, speciell die evangelische, keineswegs nur erfreuliche Folgen der Entdeckung und Verteilung eingetreten sind.

Was die letztere betrifft, so hat sie zunächst den Besitzstand zu Gunsten der römisch-katholischen Mächte verschoben. Nimmt man als Westafrika, die Küste von Senegambien bis nach Angola mit einer allerdings sehr unbestimmten und verschiedenen Grenze im Innern, so würde dies Gebiet sich nach „Die evangelische Mission" (S. 61) so verteilen:

Frankreich	2 355 000	qkm.	16 780 000	Einwohner.
Portugal	1 370 000	„	3 650 000	„
England	920 000	„	22 730 000	„
Deutschland	378 000	„	3 750 000	„
Kongofreistaat	2 240 000	„	15 000 000	„
Liberia	95 000	„	1 000 000	„
	7 358 000	„	62 910 000	„

Von diesen Mächten sind Frankreich, Portugal und Kongo a parte potiori als römisch-katholisch zu bezeichnen, die andern als protestantisch. Zu den ersteren kommt noch Spanien mit 2030 qkm. und 30 000 Einw. Es würde sich also das Verhältnis so stellen:

Unter römisch-kath. Schutzherrschaft 5 967 030 qkm. 35 460 000 E.
Unter protestantischer Schutzherrschaft 1 393 000 „ 27 480 000 E.

d. h. die römisch-katholische Macht in Westafrika ist in dem letzten Jahrzehnt der Kolonialbewegung der protestantischen vorangekommen, in bezug auf die Ausdehnung ihres Schutzgebietes sehr bedeutend, und auch in bezug auf die Bevölkerung doch um acht Millionen.

Vom Standpunkt evangelischer Mission aus betrachtet, ist an dieser Erscheinung besonders unerfreulich, daß Frankreich den Löwenanteil [illegible] hat. Denn Frankreichs Kolonialbewegung steht im Dienste der römischen Kirche, und seine Herrschaft ist darum für die evangelische Mission die [illegible] günstigste. Auch Spanien ist nicht gerade ein Freun[illegible] Propaganda. Seiner Zeit hat man [illegible] spanischen Mutterlande Religionsfreiheit [illegible] haber auf der afrikanischen Insel sch[illegible] Punkt ein schlechtes Gedächtnis zu [illegible] disten ihre Arbeit dort nicht au[illegible] an der Unfähigkeit römisch-ka[illegible] Mutterlandes wie der Ein[illegible]

für Missionsthätigkeit günstige Schutzmacht, aber die protestantischen Amerikaner scheinen doch in Angola ohne wesentliche Störung ihre Arbeit treiben zu können. Der Kongofreistaat endlich, die Schöpfung des Königs von Belgien, ist allerdings principiell interkonfessionell, aber seine Leitung liegt doch in römisch-katholischen Händen. Der König wünscht seinem Lande mit dem Kongofreistaat ein Geschenk zu machen; gelingt dies, und wird der Kongo einmal Eigentum Belgiens, so kommt er damit in ultramontane Hände. Es ist übrigens keineswegs sicher, daß diese Gründung Bestand haben wird. Sollte es einmal zu einem Konkurs kommen, so hat Frankreich das Vorkaufsrecht, und es könnte geschehen, daß eines Tags das Rom dienende Frankreich zu seinem großen Besitz in Westafrika den Kongostaat noch hinzubekommt.

Das ist keine erfreuliche Aussicht, da Frankreich unter dem einen oder dem andern Vorwand fremdländischen protestantischen Missionaren die Arbeit in französischen Kolonien unmöglich macht. Das ist eines der Zeichen, wie wenig Frankreich versteht, die Kolonien richtig zu verwalten. Denn jede verständige Kolonialverwaltung muß jeden Menschen begrüßen, welcher Nation er auch angehört, und welche Sprache er auch redet, der zur geistigen Hebung der Eingebornen beiträgt. Aber daß Frankreich durch diese falsche Politik die seinem Schutz empfohlenen Eingeborenen und damit sich selbst schädigt, hilft der protestantischen Mission nicht, die sich überall ausgeschlossen sieht. In Sierra Leone hat in diesem Jahre Missionar Alvarez eine Rekognoszierungsreise nach Falaba gemacht, und schlägt nun vor, Falaba zur Missionsstation zu machen. In einem übersichtlichen Bericht über Vorteile und Nachteile dieses Postens richtet er auch die Aufmerksamkeit auf die Einflußsphäre derselben, zu der unter anderm auch der Oberlauf des Niger gehören würde. „Für jetzt wenigstens, schreibt er, ist das Nigerbecken, einige vierzig Meilen von Falaba entfernt, in den Händen der Franzosen, die keinem fremden Missionar erlauben werden, sich dort niederzulassen und zu evangelisieren (Intellig. 1894, S. 827).“

Weiter im Süden ist Frankreich der Nachbar der Republik Liberia geworden, und der afrikanische Bischof Ferguson befürchtet in seinem *letzten* Bericht für seine Mission am Cavally und östlich von Kap Palmas *üble* Folgen von der französischen Besitzergreifung. Ein Katechist sei *schon* aus dem Distrikt weggeschickt mit der Bemerkung, „Frankreich könne in Zukunft seine eigene[illegible] besorgen (Intellig. 1894, S. 846).“ Das kann es in [illegible] m es französische römisch-katholische Missionare [illegible] die Nationalität *wohl* [illegible] [illegible] olisch sind, und *französisch* [illegible] [illegible] Protestanten in den [illegible] [illegible] der Frömmigkeit, [illegible] [illegible] chen Mi[illegible] [illegible]

kneten konnten, wie es bei Missionen unter sogenannten wilden Völkern geschehen sollte. War das schon — nach dem Maßstab andrer protestantischer Länder bemessen — eine sehr tüchtige Leistung, so hat die Entdeckungsperiode sie dazu gebracht, auch am Zambesi zu arbeiten, und die Kolonialperiode in früherer und in neuester Zeit sie genötigt, noch an den verschiedensten Orten Oceaniens und Afrikas einzutreten. Im Jahre 1894 ist die Frage nun an sie herangetreten, ob sie nicht auch in Madagaskar eintreten sollten. 1893 haben sie einen weiteren Schritt thun müssen in dem südlicheren Westafrika. Im Norden Westafrikas, in Senegambien, waren sie schon länger eingetreten. Sie haben hier, wie der Bericht sagt (Rapport. 1893, S. 51) „bis heute kein Missionsgebiet, aber ein Thor" zu einem solchen besetzt. In St. Louis sitzen ihre vier Missionare, neben denen noch eine Lehrerin arbeitet, die — eine seltene Ausnahme in West-Afrika — 18 Jahre ununterbrochen in Senegambien gearbeitet hat (Journ. d. Miss. Evang. 1894, S. 474), bis sie der Arzt heimgesandt hat zu einer Erholung. Wie es scheint, steht auch einer der Missionare, Dr. Morin, in einem besonderen freien Verhältnis zu der Leitung. Er hat sich im letzten Jahre in Rufisque niedergelassen, und für St. Louis wird jetzt ein Pastor gesucht, der Missionar Escande zur Hilfe kommt. Eine Statistik dieser Mission, die 1869 begonnen ist, giebt der Jahresbericht nicht, und auch nicht von der in den letzten Jahren übernommenen Mission im Süden. Hier am Gabun hat nämlich die französische Regierung durch ihre Schulgesetzgebung es den nordamerikanischen Presbyterianern unmöglich gemacht, ihre Missionsarbeit fortzusetzen. Dies Verfahren ist um so thörichter, als bei den Amerikanern auch der scheinbare Grund kolonialer Gegenbestrebungen wegfällt.[1]) Gewiß nicht leichten Herzens wird sich die Pariser evangelische Missions-Gesellschaft entschlossen haben, zu allen ihren Missionsfeldern noch ein neues und zu dem westafrikanischen in Senegambien noch ein zweites im Gabun zu übernehmen. 1888 besetzte sie die Station Talaguga mit zwei Missionaren und 1893 hat sie von den Amerikanern die zweite Station Kongwe übernommen. Der französische Name für das Gebiet ist „französischer Kongo" und für diese zweite Station Lambaréné. Die amerikanischen Brüder haben übrigens diese Station umsonst übergeben, und obendrein für fünf Jahre eine beträchtliche Geldunterstützung zugesagt. Es haben nicht alle Missionsgesellschaften bei Übergabe von Missionsstationen so nobel gehandelt. Trotzdem ist die Ausgabe im französischen Kongo in einem Sprung von 19000 auf 56000 Frcs. gestiegen (Journ. 1894, S. 187), wozu wohl durch Überschwemmungen des Ogowe entstandene Verluste mit beigetragen haben werden. Doch ist eine westafrikanische Mission eine sehr kostspielige Sache. Im Vorbeigehen darf wohl bemerkt werden, daß es billige und kostspielige Missionen giebt, nicht

[1]) Jetzt machen die Franzosen den Amerikanern auch Schwierigkeiten in Benito. Dort haben sie ein zwischen Frankreich und Spanien streitiges Gebiet besetzt, welches von den ersteren plötzlich reklamiert wird. Sofort verlangten sie die Einführung des Französischen als Unterrichtssprache (nicht bloß als Unterrichtsgegenstand), und als diese Forderung nicht erfüllt werden konnte, schlossen sie die Schulen. Eine Gewaltthat, die für den Fortgang der hoffnungsvollen Mission ein großes Hemmnis bedeutet. (Church at home and abr. 1894, 481).
D. H.

nur, weil es sparsame und verschwenderische Missionsverwaltungen und Missionare giebt, sondern vielmehr, weil die Verhältnisse verschieden sind. Die Sorgfalt einer Mission in der Geldverwendung darnach bemessen zu wollen, daß man die Ausgabenziffern durch die Zahl der Missionare oder Stationen dividiert, ist gerade so verständig, als wenn man einen Dorfbewohner lobt, daß er billiger wohnt als ein Berliner, oder diesen tadelt, weil er so viel für seine Wohnung ausgiebt. Die Verhältnisse sind zu verschieden, und Westafrika ist ein sehr kostspieliges Land. Besonders kostspielig auch an Leben, und das hat noch mehr zu bedeuten. Obgleich die Amerikaner noch einen Missionar mitgeben konnten, Herrn Jacot, einen Genfer, so werden doch die Pariser diese Stationen bemannen müssen. Nach dem Jahresbericht waren sechs Männer und fünf Frauen an der Arbeit. Aber seitdem haben sie schon die schmerzliche, der westafrikanischen Mission eigentümliche Erfahrung machen müssen, daß schnell die Zahl gemindert wird. Die Augustnummer des Journal brachte noch einen interessanten Bericht des Miss. Bouzon über eine Predigtreise und am Schluß des Blattes die telegraphische Nachricht, daß der Berichterstatter abgerufen sei. (Journ. S. 348.) Erst 1893 hinausgegangen, hat der junge, noch nicht 25 Jahr alte Mann, schon am 20. Juli die Arbeit niederlegen müssen. Die 650 Tausend französische Protestanten müssen tapfer sein und sehr kriegstüchtig, wenn sie in dem weiten französischen Kolonialreich die Sache des Evangeliums gut vertreten sollen. Man kann nur herzlich wünschen, daß sie es erfahren mögen, wie es dem Herrn gleich ist, mit viel oder wenig zu helfen.

Das ist denn freilich die Hauptsache. So ungünstig die Veränderungen im westafrikanischen Besitzstande sind, die evangelische Mission hat doch noch Raum genug, ihre Arbeit zu thun. Und für die Zukunft Afrikas wird es von entscheidender Bedeutung sein, wie sie ihre Gelegenheit benutzt. Miss. Alvarez in dem erwähnten Bericht bemerkt mit Recht, daß sie Raum haben, evangelische Christen zu sammeln, die dann, welcher Fremde auch in Afrika den Herrn spielen mag, die Evangelisten des dunklen Erdteils sein werden. Und die Vergangenheit ist keineswegs entmutigend für die evangelische Mission. In diesem Jahre 1895 wird es ein Jahrhundert, daß baptistische Missionare an verschiedenen Orten Westafrikas versuchten, Missionen zu gründen und damit die evangelische Mission Westafrikas begann. Von einigen vorübergehenden kurzen Versuchen abgesehen kann man sagen, die westafrikanische evangelische Mission ist ein Jahrhundert alt. Eine ganz sichere Statistik giebt es leider auch evangelischerseits nicht, aber es wird nicht übertrieben sein, wenn „die evangelische Mission“ (S. 61) die Zahl der evangelischen Christen in dem oben geographisch beschriebenen Westafrika auf 112000 angiebt. Ist das eine reiche oder eine spärliche Ernte eines Missionsjahrhunderts? Man kann die Antwort nur gewinnen durch Vergleich, und zwar durch Vergleich mit gleichen Verhältnissen. In drei Jahren wird das vierte Jahrhundert vollendet sein, seit Vasco da Gama ums Kap der guten Hoffnung fuhr. Vierhundert Jahre sind verflossen, seit die ersten Boten der römisch-katholischen Kirche Westafrika betraten. Leider ist ihre Statistik noch viel weniger zuverlässig, als die protestantische. Die Missiones catholicae in dem letzt erschienenen Bericht für 1892 geben für West-

afrika 50000 katholische Christen an. Allerdings ist zu beachten, daß die portugiesische Mission, da sie nicht unter der Leitung der Propaganda steht, nicht mitgerechnet ist, allein dort sind auch nur wenige Christen. Dagegen fällt mehr ins Gewicht, daß unter den 112000 Protestanten 20000 amerikanische Liberianer sind, die man nicht als evangelische Missionsfrucht rechnen kann. Andrerseits sind freilich die römisch-katholischen Zahlen sehr unregelmäßig. Für das Vikariat Benin werden 14000 Katholiken angegeben, und die „evangelische Mission" (S. 86) bemerkt mit Recht: „Wo die 14000 Katholiken sein sollen, die hier gezählt werden, ist schwer zu sagen." Das gleiche gilt von den 3000, die im Vikariat Dahome, und von den 1200, die auf der Goldküste leben sollen. Man wird mit gerechtem Mißtrauen erfüllt, wenn man in dem offiziellen Bericht der obersten Missionsleitung 18200 römisch-katholische Christen vier Jahre nach einander weder abnehmen noch zunehmen sieht, während in derselben Zeit die Zahl von 5000 Christen am Gabun sich verdoppelt haben und auf 10000 gewachsen sein soll. Die Propaganda hat wohl gethan, seit 1893 keinen Bericht mehr herauszugeben, und wird hoffentlich einen besseren, als die bisher veröffentlichten, vorbereiten. Einstweilen müssen wir die Zahlen nehmen, wie sie sind; 50000 römisch-katholischer Westafrikaner als Frucht 400jähriger, 92000 protestantische als Frucht 100jähriger Arbeit.

Dies könnte noch günstiger sein, wenn nicht auch die andere Weltbewegung, von der wir sprechen, die Entdeckungsbewegung, nachteilig auf die evangelische Mission eingewirkt hätte. Seit den großen Entdeckungen ist insbesondere unter dem Einfluß der unermüdlichen Ermahnungen Livingstones eine Unruhe über weite Missionskreise gekommen, daß sie meinen, immer sofort auch an dem weitesten und neuesten Punkte, der entdeckt worden ist, eine Mission anfangen zu müssen. Wenn das Missionsgebiet nicht ein paar hundert Meilen weit im Innern gelegen ist, wenn die Stationen keine strategisch beherrschende Lage haben, wenn nicht ein Fluß oder See in der Nähe, und ein Dampfschiff zu gebrauchen ist, scheint eine afrikanische Mission nichts mehr zu bedeuten. Man bekommt zuweilen den Eindruck, als ob für manche Missionsarbeiter das *πορευθέντες* im Missionsbefehl das Hauptverb sei und nicht das *μαθητεύσατε*, während in der That das zu Jüngern Machen die Hauptsache ist und das Reisen nur in sofern berechtigt, als es nötig ist, um an diese Arbeit zu kommen. Man kann hier oft fragen: Warum in die Weite schweifen, sieh, die Arbeit liegt so nah? Im Osten hat nun allerdings dieser Wandertrieb wenigstens das Außenwerk der evangelischen Mission ungemein erweitert und vergrößert, im Westen Afrikas dagegen hat es dazu geführt, ihre Entwicklung aufzuhalten.

Es wird dem wahrscheinlich entgegen gehalten werden, daß doch auch im Westen auf dem Kongo drei Missionsdampfer fahren und die verschiedensten Gesellschaften, von denen früher nicht die Rede war, in der Arbeit stehen. Von diesen muß später die Rede sein. Nur die Arbeit der englischen Baptisten-Mission möchten wir hier erwähnen; sie hat 1877 am Kongo eingesetzt, und seitdem neun Stationen gegründet, auf denen sie mit 22 europäischen Missionaren arbeitet und jetzt 97 Gemeindeglieder gesammelt

hat. Das ist eine stattliche äußere Missionsausstattung, und auch schon ein Anfang der Ernte, wenn auch im Blick auf 17jährige Arbeit kein großer. Aber für Westafrika bedeutet dies doch nur, daß diese Missionsgesellschaft in Kamerun nicht mehr arbeitet und dafür am Kongo. Es mag sein, daß sie in Kamerun nicht mit dem Eifer gearbeitet hätte, wie jetzt am Kongo, und daß die Baseler Gesellschaft, die dafür in Kamerun eingetreten, nicht soviel zur Erweiterung ihrer Mission auf der Goldküste gethan haben würde, als sie jetzt bei der neubegonnenen Mission in Kamerun sich angestrengt hat. Aber das liegt nicht in der Natur der Sache. Es ist kein Grund vorhanden, warum nicht die Baptisten auch in Kamerun eifrig arbeiten, und warum sie dort nicht den Erfolg haben sollten, den die Baseler hatten. Diese haben die Mission im Jahre 1887 übernommen mit 148 Christen, und ihre Gemeinde ist in sechs Jahren auf 912 angewachsen. Es ist diese Zunahme hauptsächlich der Taufe von Heiden (906 in sechs Jahren) und zwar vorwiegend Erwachsener zu verdanken. Nur 70 Kinder gehören zur Gemeinde. Die Baptisten am Kongo, jetzt mit 22 Missionaren in der Arbeit, haben auf diesem neuen Gebiet in 17 Jahren nur 97 Christen gesammelt, während in ihrem alten Gebiete ihre Nachfolger, die nur 15 Missionare haben, in sechs Jahren 641 Kommunikanten hinzugesammelt haben. Man sollte sagen, die alte, heimische Mission, hätte bei gleichem Eifer und Geschick noch mehr ausgerichtet. Jedenfalls ist es kein Mehr in der Arbeit für Westafrika, sondern nur eine Verschiebung der Kräfte.

Es ist nicht unnötig daran zu erinnern, daß die Baptisten Kamerun nicht verlassen haben wegen der Deutschen, jedenfalls nicht allein. Bekanntlich hat Basel die Gesellschaft ausdrücklich gefragt, ob „nur die Besitzergreifung durch Deutschland“ den Wunsch erzeugt habe, Kamerun zu verlassen. Die Gesellschaft hat darauf geantwortet: nein. „Die Kongomission, schreibt sie, erfordert soviel Mittel, so viele Menschen, und soviel Geld, daß die Mittel des Komitee aufs äußerste in Anspruch genommen werden. Könnte sie daher die Kamerunmission in die Hände einer andern evangelischen Missionsgesellschaft legen, so würde sie sich frei fühlen, sich der eine herrliche Aussicht eröffnenden (sic!) Arbeit zu widmen, welche ihr in Verbindung mit der Kongomission sich darbietet.“ (Ev. M. M. 1887, S. 17.) Es ist darum ein Mythus, wenn er auch in England geglaubt wird, daß die Deutschen diese englischen Missionare verdrängt haben. Auch die Darstellung in der „Evang. Mission“ (S. 91), daß die Baptisten Kamerun verlassen, „vielleicht auch, weil der freie Kongo sie damals sehr anzog,“ entspricht nicht ganz den Thatsachen. Die Beschwerde, welche die Gesellschaft fühlte, unter deutschem Regimente zu arbeiten, gründete sich zum Teil auf Einbildung, zum Teil war sie nicht höher anzuschlagen, als die, welche deutsche Missionen unter englischem Regimente fühlen könnten. Die Hauptsache war, daß die Baptisten-Gesellschaft von dem allgemeinen Wandertrieb angesteckt, am Kongo größere Erfolge erwartete, und darum gerne Kamerun aufgab, das sich seitdem unter anderen Händen als ein verheißungsvolles Gebiet gezeigt hat. Sie hatten Kame-

run schon längst, seit 1877 vernachlässigt. Die tüchtigsten Kräfte waren weggezogen, und für genügenden Ersatz wurde nicht gesorgt.

Doch war dies immer nur eine Verschiebung, dagegen erlitt an einem anderen und zwar einem sehr wichtigen Punkte die evangelische westafrikanische Mission durch das Vorwärtsdrängen nach dem Innern einen reellen Verlust, für den kein Gewinn an einer andern Stelle West-Afrikas zu finden ist. Zur Erläuterung müssen wir eine allgemeine Betrachtung voranschicken. Da wir nun einmal in einer Zeit leben, wo man in die Mission, auch in die evangelische — den römisch-katholischen sind sie wesentlich — missionspolitische, strategische Gesichtspunkte hineinträgt, sei es erlaubt, daß wir uns ein wenig auf dies Gebiet begeben. Für die Mission ist es eine wichtige Frage: Von wo aus erobert man Afrika am besten? Eine Antwort wird sein: Da, wo man die meisten Afrikaner erreichen kann. Das ist in Westafrika. Wenn nach der im Eingang genannten Zahl in Westafrika 63 Millionen Menschen wohnen, so lebt da ein Drittel der Afrikaner. Bekanntlich ist Südafrika sehr wenig bevölkert, und auch Ostafrika kann sich an Dichtigkeit der Bevölkerung mit Westafrika nicht messen, besonders nicht mit dem mittleren Teile desselben. In Deutsch-Ostafrika kommen (Geogr.-Stat.-Tabellen von Juraschek) 3 Einwohner, in dem Gebiet des britischen Nigerküsten-Protektorat und der Nigerkompagnie dagegen 25, in Deutsch-Togo 37 Einwohner auf den qkm. Auf der kürzesten Strecke trifft man hier die meisten Afrikaner.

Wenn Westafrika dem Osten und Süden Afrikas darin überlegen ist, so hat es vor dem Süden noch einen andern Vorzug, daß nämlich das Klima die Weißen nur in kleiner Anzahl zuläßt. So traurig es zu sagen ist, so bleibt es doch wahr, daß man mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wo Farbige und Weiße in größeren Zahlen beieinander wohnen. Eine einfache, gesunde einheimische Kirche läßt sich am besten da bilden, wo der Einfluß der Weißen nicht zu groß ist. In Westafrika, ausgenommen in einigen Küstenstädten, ist es möglich, ohne die schädliche Berührung mit den Weißen Negerkirchen zu gründen, die für die Missionierung Afrikas von der größten Bedeutung sind. Die Bevölkerung ist auch eine begabte. Meistens in kleineren Gemeinwesen lebend, ist sie seit langem gewohnt, ihre öffentlichen Angelegenheiten selbst zu besorgen, und kann schneller die kirchliche Fürsorge selbst übernehmen, als das sonst der Fall zu sein scheint.

Der Kontakt mit einer zahlreichen einströmenden weißen Bevölkerung fehlt auch im Osten Afrikas, dagegen sitzt dort schon viel fester, als im Westen, der Islam. Die christliche Mission hat bei der Eroberung Afrikas keinen schlimmeren Feind als ihn. Halbmond und Kreuz kämpfen um den Erdteil. Im Norden hat er die Herrschaft; im Osten ist er den Christen weit voraus; im Süden sind die beiden Gegner noch so weit auseinander, daß es nicht bald zum Handgemenge kommen kann. Im Westen dagegen dringt der Islam zwar mächtig vor, aber mehr oder minder breite Küstenränder sind noch frei geblieben, sodaß die Mission Raum hat, ein Heer zu werben und einzuüben, das, ohne gleich von vornherein den schwersten Kampf mit dem Islam bestehen zu müssen, an einem kommenden Tage

denselben aufnehmen könnte unter besseren Bedingungen als sonst irgendwo in ganz Afrika.

Unter allen diesen Gesichtspunkten scheint Westafrika, insbesondere das mittlere, die Goldküste, Sklavenküste, die Gegend des unteren und mittleren Niger, der auserwählteste Arbeitsplatz oder Kampfplatz für die Mission. Und nun war es, nicht in Folge tiefer strategischer Einsicht der Missionsgesellschaften und Missionare, sondern durch Gottes Hand also gewandt und gefügt, daß gerade an dieser Stelle die evangelische Mission in ausnehmender Stärke aufgestellt war. Die Wesleyaner waren im Westen der Goldküste thätig und hatten auf der Sklavenküste vom Yorubalande aus sich nach Westen ausgebreitet. Sie redeten von tausenden, die sie gesammelt hatten. Auch im Osten der Goldküste stand eine evangelische Mission, die Baseler, die in festgefügten Gemeinden ein paar tausend Christen gewonnen hatten. Im Westen der Sklavenküste war die Nordd. M.-G. thätig, die damals — wir reden von der Zeit vor zwanzig Jahren — noch ihre ersten kleinen Erfolge hatte. Aber im Osten, im Yorubaland und am Niger stand die größte evangelische Missionsgesellschaft, die englisch-kirchliche, die außer ihren europäischen auch afrikanische Hilfskräfte, wie keine andre Mission, und gleichfalls Gemeinden von einigen tausenden Gliedern gewonnen hatte. Gottes regierende Hand hatte an der wichtigsten Stelle ein kleines Kriegsheer aufgestellt, leider haben die Offiziere es verlassen. Die deutschen Gesellschaften nicht, sie sind bei ihrer Arbeit geblieben. Die wesleyanische Mission ist aus andern Gründen, von denen später die Rede sein muß, nicht von der Bedeutung für Westafrika geworden, die man von ihr hoffen durfte. Die englisch-kirchliche M.-G. dagegen — mit aller Hochachtung vor ihr sei es gesagt — habt ihre gesammelte Heeresmacht verlassen, die leitenden Offiziere weggenommen, um anderswo zu kämpfen, wo man ihr große Siege versprach. Wir wären in Westafrika weiter, wenn man nicht so ein Jahrzehnt und mehr verloren hätte.

Wenn man das eine thun konnte, ohne das andere zu lassen, so war es sehr schön. Aber man that das eine und unterließ das andere. Der Intelligencer hat im Anfang 1894 die Fortschritte der kirchlichen Mission von 1873—1883—1893 zusammengestellt (S. 66). Die Zahlen sind für Ost- und West-Afrika folgende:

	1873.	1883.	1893.	
West-Afrika	17.	10.	18	Missionare.
Ost-Afrika	1.	22.	17	"

Man kann da sehen, wie dem Westen Arbeitskräfte entzogen und dem Osten zugewandt wurden, und die Folgen im Westen liegen zu Tage, die Mission hat nur sehr unbedeutende Fortschritte gemacht, und fast 20 Jahre sind verloren.

Wie sehr eine Kirche Westafrikas, wenn sie unter gesunder Leitung ist und wenn man sie noch nicht sich selbst überläßt, wächst und gedeiht, kann man an der Arbeit der Baseler Mission auf der Goldküste sehen. Es bedarf allerdings der ernstesten, gewissenhaftesten Beaufsichtigung und Führung, wenn diese jungen Kirchen nicht zurückgehen sollen, obgleich sie schon allein durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle ungemein zunehmen. Der

Kindersegen der evangelischen Negergemeinden, in denen die Monogamie gilt, ist wunderbar. Die Baseler Gemeinde am 1. Jan. 1884 zählte 5567; sie hat in den folgenden zehn Jahren bis zum 31. Dez. 1893, nach den Taufen christlicher Kinder zu schließen, durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle um 2184 zugenommen, das ist um 39,2 %. In der Baseler indischen Gemeinde war diese Zunahme nur 24,8 %, in britisch Ostindien überhaupt nach amtlichem Zensus nur 10,9 % (s. A. M.-Z. 1894, S. 301). Trotz dieser natürlichen Vermehrung durch die Kinder, die geboren wurden, würde aber die Gemeinde aus sich selbst nur ganz wenig wachsen. Um eine solche afrikanische Kirche frisch und gesund zu erhalten, bedarf es einer fortgehenden ernsten Zucht, und man muß fürchten, daß die Kirche, sich selbst überlassen, in dieser Zucht erlahmen würde. In den genannten zehn Jahren wurden bei den Baselern 1880 Glieder ausgeschlossen; da aber nur 1096 wieder aufgenommen wurden, so erwuchs der Kirche auf diese Weise ein Verlust, der doch ein Gewinn ist, von 784 Gliedern. Leider giebt die Statistik andrer Gesellschaften nicht die Möglichkeit, diese Bewegung zu verfolgen, ebensowenig wie zu erkennen ist, wie viel die christlichen Kirchen durch Auswanderung verlieren. Nach der Erfahrung der Baseler Mission auf der Goldküste und der Nordd. Miss. auf der Sklavenküste und der Baseler in Kamerun findet eine ungemein große Fluktuation der Bevölkerung in Westafrika statt. Die Baseler Gemeinden auf der Goldküste haben in dem Jahrzehnt 1884—1893: durch Auswanderung 1390 Glieder verloren, d. i. fast 25 %. Verloren sind hoffentlich nicht alle der Kirche Christi, aber doch der Kirche, die in der südöstlichen Ecke der Goldküste aufgestellt ist, und von da aus das weite Land vor ihr erobern soll. Durch diesen Verlust an Ausgeschlossenen und Ausgewanderten wird der Kindersegen fast ganz aufgezehrt. Wenn die Kirche nur aus sich heraus gewachsen wäre, so würde sie in zehn Jahren nur um zehn Glieder gewachsen sein. Sie ist aber um 6489 Glieder gewachsen. In immer steigender Zahl sind Heiden getauft worden, 1893 eintausend weniger einer, im ganzen 6479. So ist es gekommen, daß in jener Ecke einem gefährlichen Feinde gegenüber in einem Jahrzehnte aus 5567 evangelischen Streitern 12074 geworden sind.

Hört man von diesem erfreulichen Fortschritt, so wird das Bedauern um so größer, daß man die Kirche des Yorubalandes nicht besser gepflegt hat. Als man in den siebziger Jahren sich auf Ostafrika warf, waren die Baseler und die anglikanischen Kirchen so ziemlich gleich groß; jetzt ist jene auf 12000 Seelen, diese bloß zu 8250 herangewachsen, also fast 4000 zurückgeblieben. Jene hat 999 Heidentaufen in 1893, diese nur 436 Taufen überhaupt, von denen wahrscheinlich die Hälfte Taufen christlicher Kinder sind. Es ist erfreulich zu sehen, wie die obengenannten Zahlen zeigen, daß man sich der vernachlässigten Arbeit jetzt wieder zuwendet, und sehr zu wünschen, daß man sich nicht irre darin machen läßt, sondern anhaltend in der Pflege dieser Gemeinden fortarbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur-Bericht.

1. **Missions-Atlas der Brüdergemeine. 16 Karten mit Text.** Herausgegeben von der Missionsdirektion der evang. Brüder-Unität. Herrnhut. Expedition der Missions-Verwaltung. Geb. 3 Mk. Es gewährt mir eine ganz besondere Freude, dieses vortreffliche Kartenwerk anzeigen und den Lesern empfehlen zu können. Bis jetzt giebt es kein litterarisches Hilfsmittel, welches über die weltweiten Missionen der evangelischen Brüderkirche so kurz und gut orientiert wie dieser Atlas mit seinem die Karten erläuternden Text, der als Begleitwort beigegeben ist. Außer der Church Miss. Soc. besitzt keine evangelische Missions-Gesellschaft einen solchen ihre Arbeitsgebiete veranschaulichenden Atlas. Er enthält 16 Haupt- und 18 Nebenkarten, von denen manche den Hauptkarten an Größe gleichkommen. Den Atlas eröffnet eine Weltkarte, welche eine Gesamtübersicht bietet über die brüderkirchlichen Missionen in 4 Erdteilen. Ihr folgen die einzelnen Hauptmissionsgebiete: Grönland (Übersichtskarte, das südliche Grönland und die Umgebung von Lichtenau und Friedrichsthal); Labrador (Übersichtskarte und Ostküste); Alaska (südlicher Teil und Übersichtskarte); die Vereinigten Staaten von Nordamerika (mit 2 Spezialkärtchen); Jamaika (mit Spezialkarte des dortigen Missionsgebiets; die kleinen Antillen (mit 2 Spezialkarten der dänischen Inseln Westindiens); Britisch Guiana (mit Spezialkarten von St. Kitts, Antigua und Barbados); Moskitoküste (mit Übersichtskarte von Zentral-Amerika); Suriname (mit Stadtplan von Paramaribo); Südafrika (Nebenkarte: nördliches Kaffraria); Deutsch-Ostafrika in 3 Karten: Übersichtskarte, Oberer Nyaßa, Unterer Nyaßa mit Schire; Südöstliches Australien (Nebenkarte: Von Adelaide bis Lake Eyre); Nord-Queensland mit Übersichtskarte von Gesamtaustralien; der nordwestliche Teil von britisch Indien mit Kaschmir. In der That, ein großer Teil der Welt, den die kleine Brüdergemeine mit ihren Missionen besetzt hält. Die Karten sind ebenso korrekt wie sauber ausgeführt; der begleitende Text (11 Seiten) ist meisterhaft in seiner Knappheit und geographisch, ethnologisch wie missionsgeschichtlich gleich instruktiv; der Preis beispiellos billig. Jeder Leser dieser Zeilen sollte sich in den Besitz dieses neu gezeichneten Kartenwerks setzen.

2. **Teichmüller**, „Der Einfluß des Christentums auf die Sklaverei im griechisch-römischen Altertum.“ Ein Vortrag. Dessau 1894. 60 Pf. Eine auf Grund bekannter Quellenarbeiten gebotene übersichtliche Orientierung über den Zustand der Sklaven im römischen Reiche um die Zeit des Auftretens des Christentums, die Ursachen wie die Wirkungen der Sklaverei und die Stellung des Christentums zu ihr.

3. **Römer**, „Kamerun. Land, Leute und Mission.“ 7. ergänzte Auflage mit einer berichtigten Karte und mehreren Bildern. Basel. Missionsbuchhandlung. 20 Pf. Bei der anerkannten Trefflichkeit dieser Monographie genügt es zu bemerken, daß diese 7. Auflage die neusten Vorgänge auf dem Kameruner Missionsgebiete enthält.

4. **Richter**, „Die evangelischen Missionen. Ein illustriertes Familienblatt.“ Gütersloh, 1895. Bertelsmann. Monatlich 1½ Bogen. Lex.-8. Jahresabonnement 3 Mk. Schon wiederholt ist die Herausgabe eines illustrierten allg. Missionsblattes für das große Publikum geplant gewesen. Die jetzt existierenden Blätter dieser Art sind entweder gar nicht oder nicht gut illustriert, nicht volkstümlich geschrieben oder nicht planmäßig redigiert, bringen teils zu ausgedehnte teils zu abgerissene Artikel, kurz sie eignen sich nicht zur weiten Verbreitung besonders in denjenigen Kreisen unsres Volkes, die ohne unkirchlich zu sein doch noch wenig Missionsinteresse haben, die irgend ein Missionsorgan bisher nicht erreicht und die doch Leselust besitzen und sich auch für die Mission gewinnen lassen, wenn ihnen eine zusagende literarische Speise geboten wird. Der bekannte Verfasser der „Evangelischen Mission im Niaßa-Lande“ und von „Uganda“ der auch schon manchen Beitrag für diese Zeitschrift geliefert, hat es auf Anregung des Verlegers gewagt, ein solches in der periodischen Missionsliteratur fehlendes Blatt herauszugeben, und wir begleiten sein Unternehmen mit unsern besten Wünschen. Die vorliegende erste Nummer verspricht alle billigen Anforderungen zu erfüllen: die Ausstattung (Format, Papier, Druck) ist nobel, die 10 Illustrationen sind, wenn auch nicht lauter Originale, mit einer Ausnahme sauber, deutlich und werden nicht allzu verwöhnten künstlerischen Ansprüchen gerecht, die gewählten Stoffe sind vielseitig und die Diktion ist gefällig. Sie enthält 3 Hauptartikel: Zibi, der Hlubihäuptling und meine Berührungen mit ihm (von Buchner); In einem Schinto-Tempel in Japan (von Dalton) und Die evangelische Mission (von Richter); unter der Überschrift; Vom großen Missionsfelde: Nachrichten aus Korea und China; als Vermischtes einige Miscellen und eine Bücherbesprechung. (In der statistischen Tabelle S. 12 finden sich leider einige unrichtige Zahlenangaben. Vergl. diese Zeitschrift 1894, 565.) Die Hauptsache ist nun, daß das als Familienblatt bezeichnete neue Missionsorgan an seine richtige Adresse kommt. Es würde seinen Beruf verfehlen, wenn es wesentlich in die Pfarrhäuser seinen Weg nähme. Ich bin oft gefragt worden nach einem guten allgemeinen Missionsblatt, das man in den Gemeinden verbreiten könne. Nun, das Richtersche Blatt möchte ein solches Gemeinde-Missionsblatt werden. Auch für Lehrer, die an der Mission ein Interesse haben, gern auf dem Laufenden sich erhalten und für die unterrichtliche Verwertung in der Schule sich Stoff sammeln möchten, ist dieses Familienblatt eine erwünschte Lektüre.

5. Endlich sei noch einmal hingewiesen auf die beiden trefflichen Volksschriftchen von **Grundemann**: „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission“ I. (das Missionswesen in der Heimat) und II. (die Missionsgesellschaften), von denen das erste jüngst in 2. Auflage erschienen ist; und auch die teilweise von demselben Autor verfaßten: „Dornen und Ähren vom Missionsfelde,“ die jetzt in 10 Heftchen vorliegen, 1—8 bereits bis zur 5. Auflage, sämtlich Flugschriften zur weitesten Verbreitung geeignet. Zu beziehen wie die „Missionsbilder mit Versen für Kinder“ von der Buchhandlung der Berliner Miss.-Ges. (NO. Friedensstraße 9.) Wck.

Frankreich und Madagaskar.[1])

Von G. Kurze.

In der letzten Zeit sind in bezug auf den Konflikt, welcher zwischen Frankreich und der Howaregierung der Insel Madagaskar ausgebrochen ist, von franzosenfreundlicher Seite zahlreiche Artikel in die deutsche politische Presse eingeschmuggelt worden, welche geeignet sind, ganz falsche Anschauungen in dem Leserkreise jener Zeitungen Platz greifen zu lassen. Es dürfte daher — auch nach dem Artikel, welchen der Herausgeber der A. M.-Z. in derselben unter dem Titel „Der französische Konflikt mit Madagaskar" auf S. 171 ff. des Jahrgangs 1894 veröffentlicht hat — bei dem großen Interesse, welches die Missionsfreunde an jener ostafrikanischen Insel nehmen, nicht überflüssig sein, einmal den wahren Sachverhalt etwas eingehender darzustellen und besonders die letzten Ereignisse, welche zum Bruch zwischen den beiden Mächten führten, näher zu beleuchten. Ich fuße dabei in der Hauptsache auf den bisher als verläßlich bewährten Mitteilungen meines in Antananarivo wohnenden Korrespondenten, dessen letzte, vom 17. November vorigen Jahres datierte Sendung trotz der von den französischen Kriegsschiffen bereits ins Werk gesetzten Blockade der Häfen der Insel noch glücklich in meine Hände gelangt ist.

Zum Verständnis des gegenwärtigen Streitfalls ist es unbedingt nötig, auf die näheren Umstände zurückzukommen, unter welchen im letzten französisch-madagassischen Kriege der Friede zwischen beiden Teilen geschlossen wurde. Die Friedensverhandlungen, welche ausgangs 1885 von dem General Willoughby, als dem Bevollmächtigten der Königin Ranavalona III. und ihres Premierministers und Gemahls Rainilaiarivony, und den französischen Unterhändlern Patrimonio und Admiral Miot geführt wurden, fanden am 17. Dezember jenes Jahres in Tamatawe ihren vorläufigen Abschluß, indem man sich über einen Friedenstraktat einigte.

[1]) Ich bitte von diesem Artikel wie von dem früheren (1894, 171) ausgedehnten Gebrauch zu machen, um in der Tagespresse die irregeleitete öffentliche Meinung über die wirkliche Sachlage aufzuklären. Es handelt sich um einen kolonial-politischen Gewaltakt, mit dem kein Gerechtigkeit liebender Mann sympathisieren kann. Möchte es den Madagassen gelingen, ihre nationale Freiheit zu behaupten. D. H.

Die wichtigsten staatsrechtlichen Bestimmungen dieses Schriftstückes sind nach dem französischen[1]) Wortlaute folgende:

Artikel 1: Die Regierung der Republik vertritt Madagaskar in allen äußeren Angelegenheiten. Die im Auslande befindlichen Madagassen werden unter französischen Schutz gestellt.

Art. 2: Ein Resident, der die Regierung der Republik vertritt, steht den äußeren Angelegenheiten von Madagaskar vor, ohne sich in die innere Verwaltung der Staaten J. M. der Königin einzumischen.

Art. 3: Er residiert mit militärischer Bedeckung in Antananarivo. Der Resident hat das Recht der persönlichen und Privataudienz bei J. M. der Königin.

Art. 4: Die von der Königin abhängigen Behörden intervenieren nicht in den Streitigkeiten zwischen Franzosen oder zwischen Franzosen und Fremden. Die Prozesse zwischen Franzosen und Madagassen werden vom Residenten unter Beiziehung eines madagassischen Richters entschieden.

Art. 5: Die Franzosen unterstehen bei Sühnung der Verbrechen und Vergehen, die sie in Madagaskar verüben, dem französischen Gesetz.

Art. 11: Die Regierung der Republik verpflichtet sich, die Königin von Madagaskar bei der Verteidigung ihrer Staaten zu unterstützen.

Art. 12: J. M. die Königin fährt fort, wie in früherer Zeit, der inneren Verwaltung der ganzen Insel vorzustehen.

Art. 16: Die Regierung der Königin verpflichtet sich ausdrücklich, die Sakalaven und Antakaren mit Wohlwollen zu behandeln und den Anweisungen, welche ihr in dieser Beziehung von der Regierung der Republik gegeben werden, Rechnung zu tragen. Jedoch behält sich die Regierung der Republik das Recht vor, die Bai Diego-Suarez zu besetzen und daselbst nach ihrem Gutdünken Einrichtungen zu treffen.

Mit diesem Friedenstraktat in der Tasche reiste General Willoughby alsbald in die Hauptstadt, um ihn der Königin und dem Premierminister zur eventuellen Ratifikation vorzulegen. Dieselbe erfolgte indes noch nicht, sondern die madagassische Regierung machte die Unterzeichnung des Vertrages davon abhängig, daß demselben ein Anhang beigefügt werde, in welchem jene oben erwähnte Vermittlerrolle des französischen Generalresidenten zwischen der Königin von Madagaskar und den auswärtigen Mächten noch genauer präzisiert werden sollte. Diese Bedingung wurde von den französischen Bevollmächtigten erfüllt, und nun unterzeichnete Willoughby den Vertrag und den einen integrierenden Teil mit ihm bildenden Nachtrag im Namen der

[1]) Der französische Text ist publiziert im Journal officiel vom 7. März 1886. Der Franzose Mager hat übrigens in den „Cahiers coloniaux", S. 314 ff. darauf aufmerksam gemacht, daß der madagassische Text, der nach Art. 18 gleiche Giltigkeit hat, wie der französische, in manchen wichtigen Punkten erheblich von dem letzteren abweicht. So lautet nach der genauen Übertragung des madagassischen Textes Art. 1: Die Regierung der Republik überwacht alle Verhandlungen zwischen Madagaskar und den auswärtigen Regierungen.

Königin und des Premierministers, worauf die französischen Bevollmächtigten namens ihrer Regierung dasselbe thaten.

Das Protektorat, welches Frankreich auf Grund dieses Vertrages über Madagaskar beanspruchte, stand also auf sehr schwachen Füßen und beschränkte sich eigentlich auf eine einfache Neutralisationserklärung der Insel. Schreibt doch auch Patrimonio bei Übersendung des Friedensaktes ausdrücklich an den französischen Minister de Freycinet: „Wir haben nicht auf die Einfügung des Wortes „Protektorat“ bestanden, da wir im voraus wußten, daß dies wieder zum Abbruch der Friedensverhandlungen führen würde.“ Obwohl die französische Regierung ganz genau wußte, daß jener „Nachtrag“ den gleichen verbindlichen Charakter wie der Friedenstraktat selber hatte, so zog es dieselbe doch vor, wahrscheinlich um den Vorwürfen der des Krieges müden französischen Volksvertreter zu entgehen, jenen „Nachtrag“ einfach totzuschweigen und der Deputiertenkammer und dem Senat bloß den eigentlichen Friedenstraktat vorzulegen. Um der charakteristischen Beleuchtung willen, welche dabei auf Frankreichs Vorgehen gegenüber Madagaskar fällt, führe ich folgende Äußerungen des Ministers de Freycinet an, welche derselbe am 17. Februar 1886 vor einer Kommission der Deputiertenkammer bei der Spezialberatung über den Vertrag that.

„Was die Handels- und Friedensverträge Madagaskars mit fremden Mächten anlangt, so können wir keinen Einspruch gegen dieselben erheben. Aber unser Resident wird einen solchen Einfluß erlangen, der es ihm ermöglichen dürfte, auf derartige Verträge einen Druck auszuüben . . . . . Unser Resident kann gegen den Willen der Howas sich nicht einmischen; aber ohne Zweifel wird derselbe sich nach und nach in die innere Verwaltung der Insel eindrängen.“

Lehrreich für die wahre Bedeutung des sogenannten „Protektorates“ ist auch das Rundtelegramm vom 27. Dezember 1885, in welchem de Freycinet die französischen Geschäftsträger an den verschiedenen Höfen zu der Erklärung ermächtigte, daß alle fremden Mächte, welche Verträge mit der Königin von Madagaskar abgeschlossen hätten, im ungestörten Genuß ihrer Vertragsrechte und Privilegien bleiben würden.

Selbst zwei Erzfranzosen, wie der Jesuitenpater Caussèque, der längere Zeit auf Madagaskar als Missionar thätig war, und Le Myre de Vilers, der Überbringer des letzten Ultimatums, haben nicht umhin gekonnt, die französischen Prätensionen auf Madagaskar als bedeutungslos zu erklären. So hat z. B. ersterer, den man doch sicher keiner Voreingenommenheit für die evangelische Königin von Mada-

gaskar zeihen wird, am 31. Mai 1893 gegenüber einem Redakteur des „Temps“ die folgende Erklärung abgegeben:

„In dem Vertrage [vom 17. Dezember 1885] steht kein Wort zur Begründung der Ansprüche, welche von unsern Ministern der auswärtigen Angelegenheiten bei Beantwortung von Interpellationen in der Deputiertenkammer vorgebracht werden. Der Vertrag schweigt sich über den Begriff Protektorat aus und bewilligt Frankreich nur eine bevorzugte Stellung hinsichtlich der diplomatischen Beziehungen zu fremden Mächten, aber nicht in Handels- und andern Angelegenheiten.“

Le Myre de Vilers aber antwortete am 1. Januar 1894 einem der Herausgeber des „Matin“ auf dessen Befragen über die Lage in Madagaskar:

„Wir hegen in Frankreich eine falsche Anschauung über unsere Stellung gegenüber der Regierung von Madagaskar. Es giebt verschiedene Arten von Protektoraten. Ich betone es, nie haben die Howas das französische Protektorat in dem Sinne, wie es hier verstanden wird, angenommen oder anerkannt. Als Admiral Miot und Herr Patrimonio über den Friedensvertrag [vom 17. Dezember 1885] unterhandelten, sandte ihnen der Premierminister den ersten Vertragsentwurf, in welchem das Wort Protektorat vorkam, wieder zurück mit der Bitte, das Wort zu streichen, und der Hinzufügung, daß im Weigerungsfalle der Krieg wieder aufgenommen werden solle. Ferner besagt der Artikel 2 des Vertrags ausdrücklich, daß der französische Generalresident sich nicht in die inneren Angelegenheiten einzumischen hat.“

Wie gestaltete sich nun das öffentliche Vorgehen der französischen Regierung gegenüber Madagaskar in den Jahren, die zwischen dem Abschluß des Vertrages im Jahre 1885 und dem gegenwärtigen Kriegszustande inneliegen? Zunächst machte Frankreich von seinem Rechte Gebrauch, einen Generalresidenten mit einer kleinen Militärmacht in Antananarivo und mehrere Vicerésidenten in den wichtigsten Hafenorten einzusetzen. Und dann begannen die wechselnden Generalresidenten, von denen Le Myre de Vilers noch der beliebteste, Larrouy der verhaßteste war, bald unter gleißend höflichen Formen, bald mit brutaler Offenheit ihre Angriffe auf die Gerechtsame der madagassischen Regierung. Das erste Angriffsobjekt bildete das in dem „Anhange“ des Vertrags vom 17. Dezember 1885 der Königin von Madagaskar ausdrücklich verbriefte Recht, den Konsuln derjenigen Mächte, welche Handelsverträge mit Madagaskar abgeschlossen hatten, das Exequatur zu erteilen. Der Generalresident verlangte, daß dies nur durch seine Vermittlung geschehen dürfe. Da sich der amerikanische Konsul an diese Prätensionen nicht kehrte, sondern direkt mit der Regierung von Madagaskar verhandelte, so ließ der Generalresident ein Zeitlang seine widerrechtlichen Ansprüche auf sich beruhen, aber nur um sie zu gele-

gener Zeit wieder zu erneuern. Unbegreiflicherweise verstand sich England unter dem Kabinett Salisbury dazu, den französischen Ansprüchen seine moralische Unterstützung zu leihen, indem es seine Vertreter auf Madagaskar beim Nachsuchen des Exequatur nicht an den Premierminister, sondern an den Generalresidenten wies. Vollends band sich England die Hände, als es im Vertrag vom 5. August 1890 das französische Protektorat über Madagaskar „mit allen seinen Folgen“ anerkannte.[1])

Einen weiteren Angriff auf die Rechte der Königin rücksichtlich der inneren Verwaltung ihres Inselreiches unternahmen die französischen Generalresidenten, indem sie alle Handels-. und Landkonzessionen der Königin — wie z. B. der vormalige amerikanische Konsul Waller eine solche in der Nähe von Fort Dauphin erhalten hatte — für ungiltig erklärten, wenn sie nicht zuvor auf der Generalresidentur registriert worden wären. Überhaupt scheint man es französischerseits systematisch darauf angelegt zu haben, die madagassischen Behörden zu irgend einer That der Selbsthilfe aufzureizen, um einen Vorwand zur gewaltsamen Besitznahme der Insel zu gewinnen. In dem neusten Rotbuche[2]) der madagassischen Regierung sind nicht weniger als 26 Fälle mit allen Einzelheiten an Namen und Daten angeführt, in welchen französische Unterthanen an Person und Eigentum von Madagassen sich vergriffen haben, ohne daß der französische Generalresident es der Mühe für wert gefunden hätte, die Schuldigen zu bestrafen. So hatte z. B. der Franzose L. Suberbie, welcher von der madagassischen Regierung eine Konzession zur Ausbeutung der Mewatanana-Goldfelder am Betsiboka-Flusse bekam, den Verkehr auf dem Flusse für friedliche Reisende förmlich gesperrt und im Verein mit seinen meisten Beamten die ihm vom Premierminister, welcher selbst mit 50 000 Dollars an dem Unternehmen beteiligt war, zur Verfügung gestellten madagassischen Arbeiter so schlecht behandelt, daß die ganze Umgegend Mewatananas verödete und die den Mißhandlungen entflohenen Fronarbeiter sich zu Räuberbanden in der Wildnis zusammenschlossen, gegen welche der Premierminister eine Truppenmacht von 1500 Mann mobil machen mußte. Kommandanten französischer Kriegsschiffe ließen zu wieder-

[1]) Deutschland that den gleichen Schritt am 17. November 1890.

[2]) Das mir vorliegende interessante Dokument trägt die Aufschrift: Copies et traductions françaises des documents et correspondances échangés entre Son Excellence Rainilaiarivony, Premier Ministre et Commandant-en-Chef de Madagascar et Monsieur Le Myre de Vilers, Plénipotentiaire de la République Française. Octobre 1894. Imprimerie de S. M. La Reine de Madagascar à Nanjakana, Antananarivo.

holten Malen Truppen in Tamatawe landen, um Exerzitien zu veranstalten.

Die für Rechnung der madagassischen Regierung von Franzosen angelegte Telegraphenlinie Antananarivo-Tamatawe wurde entgegen den Bestimmungen des Kontraktes der madagassischen Regierung vorenthalten und in französischer Verwaltung belassen.

Statt dem gekränkten Rechtsgefühl der madagassischen Regierung Genugthuung zu verschaffen und die begründeten Beschwerden abzustellen, versorgte Larrouy, der letzte Generalresident, die französische Regierung und durch Helfershelfer die heimatliche Presse mit Schauergeschichten über angebliche Gewaltthaten, die von Madagassen an Franzosen verübt worden wären; ja er ließ durchblicken, daß der Premierminister ein allgemeines Massacre der Franzosen auf Madagaskar im Schilde führe. Zur Kennzeichnung dieser Handlungsweise beschränke ich mich darauf, als einen unverdächtigen Zeugen den Franzosen Herrn Mager, den Deputierten für Diego Suarez, anzuführen, welcher im Sommer v. Js. in vertraulicher Sendung in Antananarivo mit dem Premierminister konferierte. Derselbe erklärte in einer Unterredung mit dem Redakteur einer den französischen Interessen dienenden Zeitung in Tamatawe („Courier de Madagascar" vom 14. August 1894) unter anderm:

„Als ich vor einem Monate nach Imerina aufbrach, empfing ich aus Herrn Larrouys vertraulichen Depeschen den Eindruck, daß die Howaregierung am Vorabend extremer Maßregeln stände und daß ein allgemeines Abschlachten der Franzosen im Innern beabsichtigt sei. Ich kann schwerlich den Ausdruck gebrauchen, daß die Befürchtungen der Generalresidentur übertrieben waren, denn, wenn ich so spräche, könnten Sie voraussetzen, daß doch ein gewisser Grund zu Befürchtungen vorgelegen habe, während es doch ganz und gar nicht der Fall ist. Der Premierminister hat nie im Traume an ein solches Massacre gedacht, noch mit einer solchen Maßregel gedroht; im Gegenteil, er zeigt sich stets sehr freundlich gegenüber meinen Landsleuten."

Eine große Schuld an der Aufwiegelung der öffentlichen Meinung in Frankreich gegen Madagaskar tragen wie vor dem letzten Kriege, so auch diesmal wieder die französischen Kreolen von Réunion und ihre Deputierten in der französischen Kammer, wie de Mahy und Konsorten. Man betrachtet in Réunion Madagaskar so gern als Dependance, wo billiges Plantagenland und wohlfeiles Arbeitermaterial zu haben ist. Auch weiß man dort sehr wohl, daß ein beträchtlicher Teil des Expeditionsaufwandes den Handelshäusern in Réunion für Proviantlieferungen u. s. w. zu gute kommen.

Infolge dieser systematischen Fälschung der öffentlichen Meinung in Frankreich wurde es der Regierung nicht allzuschwer von der Kammer und dem Senat einen Kredit von 65 Millionen Franks und die nötige Militärmacht für die definitive Unterwerfung Madagaskars bewilligt zu erhalten. England scheint man in Paris auf Grund früherer Erfahrungen in Angelegenheiten Madagaskars völlig als quantité négligeable behandeln zu wollen. Um noch einen Einschüchterungsversuch zu machen und so eventuell die 65 Millionen zu sparen, sandte die französische Regierung ihren früheren Generalresidenten Le Myre de Vilers im Herbste 1894 als Bevollmächtigten mit einem Ultimatum an den madagassischen Hof.

In einer Audienz, die Le Myre de Vilers am 17. Oktober v. J. beim Premierminister hatte, legte er den sogenannten neuen Vertragsentwurf seitens der französischen Regierung vor. Derselbe lautet im französischen Text:

Die Regierung der französischen Republik und die der Königin von Madagaskar, von dem Wunsche beseelt, für die Zukunft jeden Grund zur Mißstimmung betreffs der Anwendung des Vertrags vom 17. Dezember 1885 zu vermeiden, haben sich entschlossen, zu diesem Behufe eine Übereinkunft zu treffen ꝛc.

Art. 1: Die Regierung der Königin von Madagaskar verzichtet darauf, irgendwelche Beziehung zu fremden Mächten und deren Vertretern zu unterhalten, außer durch die Vermittelung des Generalresidenten der französischen Republik in Madagaskar.

Art. 2: Jede Konzession (Handelsprivilegium, Landüberweisung), welche seitens der Regierung der Königin direkt oder indirekt Franzosen oder Ausländern bewilligt wird, bedarf zur Anerkennung der Eintragung auf der Generalresidentur; sonst wird sie für nichtig erklärt.

Art. 3: Die Regierung der französischen Republik wird das Recht haben, in Madagaskar diejenigen Streitkräfte zu unterhalten, welche sie für nötig erachtet, um die Sicherheit ihrer Staatsangehörigen und der fremden Ansiedler gewährleisten zu können.

Art. 4: Die französische Regierung wird solche öffentliche Arbeiten, wie Anlage von Häfen, Straßen, Eisenbahnen, Kanälen u. s. w. unternehmen dürfen, welche den Zweck haben, die Wohlfahrt des Landes zu fördern; auch wird sie berechtigt sein, die im Zusammenhang damit sich notwendig machenden Abgaben zu erheben; vorausgesetzt, daß die Regierung der Königin sich nicht selbst mit der Ausführung der genannten Arbeiten befassen wird.

Art. 5: Im Falle, daß sich bei Auslegung der vorgenannten Vertragsbestimmungen Schwierigkeiten herausstellen sollten, soll der französische Text allein maßgebend sein.

Drei Tage später setzte der französische Bevollmächtigte den Premierminister brieflich davon in Kenntnis, daß er jenen Vertrags-

entwurf als ein Ultimatum zu betrachten habe. Könne sich die madagassische Regierung bis zum 26. Oktober nicht entscheiden, jenen Entwurf unverändert anzunehmen, so werde er die Trikolore niederholen und mit seiner Eskorte und übrigen französischen Staatsangehörigen nach der Küste abmarschieren. Als Antwort übersandte der Premierminister unterm 22. Oktober im Namen der Königin ein umfangreiches, sehr geschickt redigiertes Schriftstück, in welchem er zunächst den Widerstreit beleuchtet, in welchem die Freundschaftsversicherungen der französischen Regierung und die Ausschreitungen und Gewaltthaten zu einander stehen, welcher sich französische Unterthanen im Laufe der letzten Jahre in Madagaskar gegenüber der madagassischen Regierung und Bevölkerung schuldig gemacht hatten. Es werden auch schonungslos die besonderen Fälle angeführt, in welchen einzelne französische Beamte die Bestimmungen des Vertrags vom 17. Dezember 1885 direkt verletzt haben; daneben weist der Premierminister darauf hin, wie das Ultimatum sich nicht mit der von dem französischen Bevollmächtigten während der Audienz am 17. Oktober abgegebenen Erklärung vereinigen lasse, wonach die französische Regierung nicht mehr und nicht weniger verlange, als was in dem Vertrage von 1885 enthalten sei. Zum Schluß erklärt sich der Premierminister im Namen der Königin bereit, einen Kommissar zu ernennen, der gemeinsam mit einem französischen Beamten die definitive Abgrenzung der Kolonie Diego-Suarez-Bai vornehmen soll. Diesem Schreiben ließ dann der Premierminister am 24. Oktober ein zweites folgen, in welchem er dem französischen Bevollmächtigten von Seiten der Königin einen neuen Vertragsentwurf unterbreitet, auf Grund dessen Madagaskar bereit sei, mit Frankreich ins Einvernehmen zu kommen. Die einzelnen Artikel des madagassischen Vertragsprojektes lauten:

Art. 1: J. M. die Königin von Madagaskar und deren Regierung verpflichtet sich, den Residenten der französischen Republik als jeweiligen Vertreter derjenigen fremden Regierungen zu betrachten, welche in einem Vertragsverhältnisse mit Madagaskar stehen; vorausgesetzt, daß er im Auftrage der betreffenden fremden Regierung handelt und sein darauf bezügliches Beglaubigungsschreiben der madagassischen Regierung vorlegt.

Art. 2: J. M. die Königin von Madagaskar und deren Regierung erkennt ihrerseits an, daß Person und Eigentum der in Madagaskar sich aufhaltenden Bürger der französischen Republik unter dem Schutze der madagassischen Regierung stehen. Dagegen verpflichtet sich die Regierung der Republik ihrerseits, nicht die Einfuhr von Waffen und Munition zu hindern, welche für J. M. die Königin von Madagaskar bestimmt sind, um der obengenannten Schutzzusage gerecht zu werden.

Art. 3: Von dem Wunsche beseelt, in dem Königreiche den Handel

und die Gewerbthätigkeit, welche der öffentlichen Wohlfahrt dienen, zu fördern, verpflichtet sich I. M. die Königin von Madagaskar und deren Regierung das Nötige zur Erreichung dieses Zweckes zu thun, wie sie es für angemessen und den Bedürfnissen des Landes entsprechend erachtet. Die Regierung der französischen Republik verpflichtet sich ihrerseits, diesen Bestrebungen kein Hindernis in den Weg zu legen.

Art. 4: Die Regierung der französischen Republik verbietet ihren Beamten und Unterthanen in Madagaskar, unter irgendwelchem Vorwande zur Initiative zur Gefangensetzung madagassischer Unterthanen zu schreiten. In dem Falle, wo sich erstere über Madagassen zu beklagen haben oder wo von Letzteren Verbrechen gegen Franzosen verübt werden sollten, haben die Geschädigten die madagassische Obrigkeit davon in Kenntnis zu setzen, damit das Gericht sofort entscheide und den Schuldigen bestrafe.

Art. 5: In Betracht des Wunsches, welchen die Regierung der französischen Republik hegt, daß sich die madagassische Regierung ihrer pekuniären Verpflichtungen gegenüber dem Pariser Comtoir National d'Escompte entledigen möchte, verpflichtet sich die französische Regierung, L. Superbie und Compagnie zur Zahlung der vertragsmäßigen Summe von 1 370 008 Dollars 50 Cents, nebst 6 % Zinsen vom Fälligkeitstermin ab anzuhalten.

Art. 6: In dem Falle, wo ein madagassischer Unterthan oder ein französischer Bürger ein Verbrechen an dem Angehörigen der anderen Macht verüben sollte, verpflichten sich die hohen Vertragsmächte die Aburteilung des betreffenden Falles ohne Verzögerung ins Werk zu setzen.

Art. 7: Der zuständige Gerichtshof wird, im Anschluß an den Artikel 4 des Vertrages vom 17. Dez. 1885, wie folgt bestimmt: Ist der Kläger ein Madagasse, so wird die Streitsache vor dem madagassischen Gerichte entschieden; im entgegengesetzten Falle, wenn der Kläger ein Franzose ist, wird das Urteil auf der französischen Residentur gesprochen.

Art. 8: In dem Falle, wo madagassische Unterthanen Geld von französischen Bürgern entleihen, müssen die Schuldscheine auf dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten Madagaskars registriert werden; auch haben die Darleiher eine Abgabe von 2 % der ihnen zufließenden Interessensumme zu Gunsten der madagassischen Staatskasse zu entrichten; diese Abgabe kann, nach dem Gutdünken der madagassischen Regierung vermehrt oder vermindert werden, ohne indes die Abgaben, welche Madagassen in gleichem Falle zu zahlen haben, zu überschreiten.

Art. 9: Wenn französische Bürger mit der madagassischen Regierung besondere Kontrakte wegen des Betriebes von Industrien, Handel und irgendwelchen Unternehmungen abgeschlossen haben und ihren Verpflichtungen dann nicht nachkommen oder wenn sich in Bezug darauf Schwierigkeiten und Mißverständnisse herausstellen, so sollen derartige Streitfälle von dem „Gemischten Gerichtshof" in Madagaskar abgeurteilt werden.

Art. 10: Die Regierung der französischen Republik verpflichtet sich die Kommandanten der Fahrzeuge ihrer madagassischen Flottenstation anzuweisen, daß sie keine Mannschaften zur Anstellung militärischer Übungen in Madagaskar ausschiffen. Sollten die betreffenden Marineoffiziere diese

Ordre nicht befolgen, so wird die Regierung der Republik die Bestrafung der Schuldigen herbeiführen.

Art. 11: Die Regierungen J. M. der Königin von Madagaskar und der französischen Republik verpflichten sich, in Gemäßheit der Verträge, ihre Delegierten für die Grenzregulierung der Diego Suarez-Bai zu ernennen. Die Abgrenzungsarbeiten haben drei Monate nach Unterzeichnung dieses Vertrages stattzufinden.

Art. 12: Der gegenwärtige Vertrag ist in zwei Exemplaren, von denen das eine in französischer, das andere in madagassischer Sprache geschrieben ist, abgefaßt. Die beiden Exemplare haben dieselbe Giltigkeit.

Der Premierminister hatte sich indes vergebliche Mühe mit seinem Gegenentwurf gemacht. Le Myre de Vilers ließ sich auf keine weiteren Unterhandlungen ein, sondern holte am Morgen des 27. Oktober v. J. die Flagge nieder und trat in nordwestlicher Richtung den Marsch nach der Küstenstadt Majunga mit seiner Eskorte an. Ohne formelle Kriegserklärung haben die Franzosen seitdem Tamatawe und einige andere Häfen besetzt und das einzige Kriegsfahrzeug der madagassischen Regierung mit Beschlag belegt, während die Truppen der Königin sich vorläufig auf Kanonenschußweite ins Innere zurückgezogen haben. An ein Vordringen der französischen Streitmacht nach Antananarivo ist vor Beendigung der Regenzeit, also vor Ende April oder Anfang Mai, nicht zu denken. Die Wirkungen, die der Krieg auf das Geschick der Howaregierung haben dürfte, und die Lage, in welche die evangelische Mission durch die drohende Neugestaltung der politischen Verhältnisse versetzt wird, gedenke ich in einem besonderen Artikel auf Grund neueingehender Informationen aus Antananarivo näher zu beleuchten.[1])

Die evangelische Heidenpredigt.

Von D. F. M. Zahn.

(Schluß.)

Aus der Erwägung, daß der Prediger ein Bote ist, folgt, daß er die Botschaft unverkürzt mitteilen muß. Fabri hat auf der ersten kontinentalen Konferenz in Bremen 1866 in einem sehr beachtenswerten Referat über das Thema: In welch eigentümlicher Weise hat die Verkündigung des Evangelii sich in der Mission zu gestalten, ein

[1]) Leider wird es sich nicht umgehen lassen, in diesem Artikel auch die römische Tendenzgeschichtschreibung zu beleuchten, welche der französischen kolonialpolitischen parallel läuft. So eröffnen „Die Katholischen Missionen" den Jahrgang 1895 mit einem Aufsatz: „Der Streit um Madagaskar", in welchem einiges Wahre mit viel Falschem geschickt verwebt ist, um gegen die evangelische für die römische Mission Reklame zu machen. D. H.

Referat, das leider nur in einem Auszug veröffentlicht ist,[1]) die Forderung gestellt: „Es muß ein organischer Aufbau der Heilswahrheit der Verkündigung des Wortes zu Grunde liegen.“ Wenn das so zu verstehen wäre, daß in der Heidenpredigt, wohl gar in einer Heidenpredigt in organischem Aufbau die Heilswahrheit dem Hörer vorgetragen werden solle, so wäre es freilich eine verkehrte Forderung. Schon die Umstände werden das selten erlauben. Eine Spottrede der Zuhörer, unter Umständen ein Steinwurf an den Kopf werden den organischen Aufbau unterbrechen. Paulus auf dem Areopag war erst mit der Einleitung fertig und wollte eben den Mann nennen, in welchem Gott den Erdkreis richten will, als er aufhören mußte.[2]) Aber Fabri wird gemeint haben, daß der Prediger die Heilswahrheit in organischem Aufbau erkennen und bei der Gesamtpredigt dies Ganze vom Evangelium bringen und immer im Auge behalten müsse. Als Paulus von der Gemeinde Asiens Abschied nimmt, versichert er: Ich habe euch nichts verhalten, daß ich euch nicht den ganzen Rat Gottes gemeldet hätte.[3]) Das sagt er freilich am Ende seiner Missionsarbeit in jener Provinz und in ganz gleichem Umfange kann man es von der Heidenpredigt, zumal einer ersten, nicht erwarten. Aber doch darf von dem nichts fehlen, was einem Menschen zu wissen nötig ist, wenn er sich entschließt, Christ zu werden. Der Hörer darf nicht den Missionar beschuldigen, daß er ihm verschwiegen habe, was ihn hätte bestimmen können, Christ zu werden, oder auch etwas, das ihn hätte abhalten können, diesen Entschluß zu fassen. Paulus hat wiederholt Veranlassung gehabt, seine Gemeinden bei befremdlichen Vorkommnissen daran zu erinnern, daß er ihnen dies und jenes vorhergesagt, sie nicht über die Aufgaben und Aussichten der Christen getäuscht habe.[4]) Evangelische Prediger haben zuweilen Steckenpferde, die sie immer wieder vorreiten. Ich habe z. B. von einem Missionar gehört, der die zukünftigen Prediger vorbildete: er gab seinen Schülern mit besonderer Vorliebe Themata aus der Dämonologie oder Satanologie zu bearbeiten. So wichtig es nun auch für die, welche aus der Obrigkeit des Satans errettet werden sollen, ist, über diesen Feind Gottes Unterricht zu empfangen, so ist es doch eine Verzerrung des dem Boten des Schlangentreters gewordenen Auftrages, wenn er in dieser Weise die Welt mit Teufeln füllt. Gerade die dem Missionar gebotene Rücksicht

[1]) Verhandlungen der Allgemeinen Missionskonferenz in der Himmelfahrtswoche 1866 und 1868, S. 11 ff.

[2]) Act. 17, 31. 32. [3]) Act. 20, 27, vgl. auch V. 20. [4]) 1. Thess. 3, 4; 4, 6; 2. Thess. 2, 5; 3, 10; Gal. 5, 21.

auf die Zuhörer legt ihm die Versuchung nahe, statt der ganzen Botschaft einige ihm geeignet erscheinende Stücke zu bringen. Dilger in einem gedankenreichen Vortrag über die Grundzüge der Missionspredigt in Indien[1]) sagt, daß diese „Grundzüge sich aus dem Vergleich der heidnischen mit der christlichen Religion ergeben." Das ist doch eine höchst bedenkliche Anwendung einer guten Wahrheit, daß der Heidenprediger die Anknüpfungspunkte suchen muß. Sieht doch Dilger selbst sich genötigt zu bemerken, daß, da der Hinduismus „an ethischem Kapital" so arm sei, nur „religiöse Gesichtspunkte" benutzt werden dürfen; kommt dabei die Predigt, welche *μετανοία* fordert, zu ihrem Recht? Wenn man nun gar, wie Hesse, in dem Hinduismus „das vollkommenste, gelungenste Religionssystem, das je vom Teufel, diesem Affen Gottes, zur Verblendung vieler Millionen wahrheitsbedürftiger Menschenherzen ausgesonnen worden ist," [2]) erblickt, so wird es vollends schwer, in einem Vergleich die Grundzüge der Missionspredigt zu finden. Oder was sollte der Missionar thun, wenn er zu einem Volke, wie den Kaffern, kommt, bei dem die Kundigen streiten, ob es den Begriff und Namen eines höchsten Wesens gehabt habe? Auf dem Wege kann man nicht zu den Grundzügen der Heidenpredigt kommen, wie denn auch Dilger in seinem interessanten Vortrag die Predigt von dem einen und einigen Gott gar nicht erwähnt, während doch die Heidenpredigt die Heiden von den falschen Göttern zu dem lebendigen Gott bekehren will.[3]) Nein, so sehr man sich bemühen muß, in den religiösen und sittlichen Gedanken der Heiden Anknüpfungspunkte für die Predigt zu finden, aus ihnen kann man die Grundzüge derselben nicht schöpfen; nicht einmal dem christlichen Bewußtsein des Predigers kann man sie entnehmen. Denn so lebendig und erleuchtet dasselbe auch sein mag, es ist doch in keinem einzelnen Christen der Gesamtgehalt des evangelischen Auftrages voll enthalten. Und von dem darf die Predigt nichts abziehen.

Wer eine Botschaft zu bestellen hat, darf weder abthun noch zuthun. Auch hierzu fehlt es nicht an Versuchungen. Da, wie wir sehen, heutzutage fast überall unter Völkern Mission getrieben wird, welche, wenigstens nach dem Urteil der meisten Arbeiter, nur langsam die Predigt verstehen und auf die Absichten des Predigers eingehen, so hat man geglaubt, dem Missionar raten zu müssen, statt seines Auftrages einstweilen einen andern auszuüben, statt des Evangeliums, die Arbeit zu lehren oder sonst die eigentliche Missionsarbeit durch andere Arbeit vorzubereiten. Wie einst Israel durchs Gesetz auf

[1]) *A. M.-Z. 1890, 505 ff.* [2]) Ev. Miss.-Mag. 1875, S. 30. [3]) Act. 14, 15.

Christum vorbereitet ist, so meint man die Heiden durch civilisatorische Erziehung auf die evangelische Heidenpredigt noch vorbereiten zu müssen. Wie Paulus den härtesten Kampf seines Missionslebens gegen die gekämpft hat, welche die angeblich für das Evangelium nicht vorbereiteten Heiden erst zu Juden machen wollten, ehe sie Christen wurden, so sollten die Missionare unserer Tage denen mannhaft widerstehen, welche unter dem Vorgeben, die modernen Heiden bedürften noch besonderer Vorbereitung, zu dem Missionsauftrag noch Zusätze machen wollen.

Endlich darf man auch an einer aufgetragenen Botschaft nichts ändern, was leicht versucht wird, wenn man wahrzunehmen glaubt, daß die vorgesetzten Ziele, vielleicht Ziele, die man sich nur selbst vorgesetzt hat, nicht erreicht werden. Ein solches selbst gesetztes Ziel ist meines Erachtens, wenn man in den letzten Jahrzehnten im Gegensatz gegen die ältere evangelische Mission als Aufgabe der Missionsthätigkeit die Völkerchristianisierung hingestellt hat. Man behauptet, es handle sich in der Mission nicht bloß um Einzelbekehrung, sondern um Gewinnung der Völkerganzen für das Christentum, was immer man sich darunter vorstellt. Nun kann man vielleicht in der heiligen Schrift Andeutungen finden, wie etwa im Gleichnis vom Sauerteig, daß die Welt vom Christentum werde beeinflußt und umgestaltet werden, und wenn auch das nicht, so hat doch die Kirchengeschichte gezeigt, daß, wo immer große Zahlen Christen werden, das Christentum sich als Salz und Licht für alle Verhältnisse erweist. Aber diese Christianisierung, wenn man es so nennen will, gehört zu dem, was denen hinzugegeben wird, welche das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit als erstes Ziel ins Auge fassen. Ich wüßte nicht, wo in der heiligen Schrift es gesagt oder nur angedeutet würde, daß diese Zugabe anzustrebendes Missionsziel sein sollte. Denn es ist durchaus unbegründet, wenn man in dem Missionsbefehl selbst dies zu lesen meint und die Worte **πάντα τὰ ἔθνη** so deutet. Dieser Mißdeutung hat sich schon der Stuttgarter Kirchentag von 1859 schuldig gemacht, indem er auf diese Worte die Aufgabe und die Hoffnung der Völkerchristianisierung gründete. Neuerdings hat sie wieder D. Grundemann in seinen Missions-Studien und Kritiken geltend gemacht[1]) und daran seine Kritik der oder mancher bisherigen Praxis geknüpft. Auf dieser Anschauung beruht es auch, wenn er für Indien den Rat giebt, die „stille wirkenden, indirekten Arbeiten mehr als bisher geschieht", zu unterstützen und zu fördern.[2]) Einen Gedanken von solchem Gewicht an e i n e n Ausdruck zu hängen, ist schon an und für sich unzuläßig, aber der Ausdruck besagt auch nichts von dem. Wie das Wort **πορευθέντες** in dem Missionsbefehl dem alttestamentlichen Missionsbilde gegenüber die Weisung giebt, die Menschen mit der Predigt aufzusuchen, so besagt der Ausdruck **τ. ἔθνη**, daß nicht mehr wie im Alten Bunde und zu der Zeit der irdischen Thätigkeit Jesu **ὁ λαός**, sondern **τ. ἔθνη** und zwar alle die Predigt hören sollen. Die Gemeinschaft, welche bisher Gottes Offenbarung hatte, war eine Volksgemeinschaft und ebenso

[1]) *Missionsstudien, S. 2.* [2]) Ebenda, S. 53.

lebte die Menschheit, welche die Offenbarung entbehrte, in Volksverbindungen; darum ist der Name τ. ἔθνη der Name für die Menschen geworden, welche Gott ihre Wege hat gehen lassen, die Heiden. Luther hat hier und an einigen andern Stellen ἔθνη mit Völkern übersetzt,[1]) sonst aber mit „Heiden“ und das ist auch die Bedeutung des Wortes in dem Sinne, daß darunter die der wahren Gottesoffenbarung entbehrenden Menschen gemeint sind. Darum wird auch in den angefügten Participialsätzen αὐτούς gesagt, was ja ganz unmöglich, wenn unter ἔθνη das Volksganze verstanden sein wollte. Wenn die Apostel nach den Bekehrungen in Samaria sagen: So hat Gott auch den Völkern Buße gegeben,[2]) wenn Lukas von den Heiden im pisidischen Antiochien sagt: Da die Völker hörten, daß Gott Jesum zum Licht der Heiden gesetzt, wurden sie froh,[3]) oder wenn es heißt: Gott habe den Völkern die Thür des Glaubens aufgethan,[4]) so meint das, wie Luther auch übersetzt hat, die Heiden, die einzelnen, die Buße thaten, glaubten, die freudige Botschaft hörten. Niemand wird in den Sinn kommen, hier das Wort zu deuten als Völkerganzes. Die Heiden haben die Bezeichnung ἔθνη bekommen, weil sie völkerweise wohnen, wie die Gott Kennenden das Volk heißen, weil sie zu einem Volk geformt sind. Diese Zeit hört jetzt auf; die Nationalschranke fällt. Einzelne werden aus allem Volke auf Erden gerettet, aber nicht um einzeln zu bleiben, sondern um in die Gemeinschaft gesammelt zu werden, die der christlichen Religion eigentümlich ist, die Kirche. Der richtige christliche Gegensatz gegen religiösen Individualismus ist nicht die christianisierte Volksgemeinschaft, sondern die christliche Kirche. Was immer auch von einer christlichen Volksgemeinschaft zu halten, was daran gut und wünschenswert sein mag, wird umsomehr erreicht, je mehr man das legitime Ziel der evangelischen Predigt anstrebt, die Glaubensgemeinschaft der Kirche. Man darf nicht ein falsches Ziel aufstellen, aber auch wenn es ein berechtigtes Ziel wäre, dürfte man an der aufgetragenen Botschaft nichts verändern, in dem Wohlmeinen, im Gehorsam gegen den Auftrag erreiche man das Ziel nicht.

Darf der Bote weder absetzen noch zusetzen noch ändern an der Botschaft, muß er sie treu ausrichten, so ist es um so wichtiger, zu erforschen, wie die Botschaft nach dem Willen des Auftraggebers lautet. Protestantischerseits ist man einverstanden, daß die ungetrübteste Fassung der Botschaft derselben bei den ersten Boten, bei den Zeugen und Aposteln κατ' ἐξοχήν zu finden ist, wie sie uns in der heiligen Schrift aufbewahrt ist. Dort müssen wir forschen. Zwar hat Jesus selbst, der einzige Meister, nicht Heidenpredigt als seinen Beruf erkannt, nur einmal hat er ein allerdings ungemein lehrreiches religiöses Gespräch mit einer Heidin geführt und auch von den Aposteln werden uns nur ganz wenige Beispiele von Heidenpredigten mitgeteilt.[5]) An Musterpredigten auf diesem

[1]) Matth. 24, 14; 25, 32; Mark. 11, 17; 13, 10; Luk. 21, 24. [2]) Act. 11, 18. [3]) Act. 13, 47. 48. [4]) Act. 14, 27. [5]) Zahn, Die Bibel in der Mission. A. M.-Z. 1892, S. 399.

Gebiet ist ein Mangel vorhanden, aber dennoch ist ungemein viel, ist alles aus der Bibel zu lernen. Warneck hat gewiß mit seinen Nachweisen in dem ersten Teile der Evang. Missionslehre viele überrascht, die nicht ahnten, daß die Mission eine so centrale Stelle in der heiligen Schrift einnehme. Wer an die Bibel, insbesondere das Neue Testament, vom Missionsstandpunkt herantritt, wird immer wieder staunen, wieviel er für die Mission lernen kann, methodisch und inhaltlich. Das Neue Testament ist ja eine Sammlung von Gelegenheitsschriften, die allermeist aus der Missionsarbeit heraus entstanden sind. Die Mission giebt für vieles im Neuen Testament die Erklärung und sie kann ungemein viel lernen von den großen Predigern, die dort das Wort führen. Ich glaube, die Gemeindepredigt und die Heidenpredigt würde reichen Segen davon haben, wenn der Prediger in der Bibel leben, sich mit ihren Gedanken und Anschauungen sättigen würde. Aus der heiligen Schrift muß ermittelt werden, was den Heiden zu predigen ist. Es wird auch nichts im Wege stehen, daß dies in der Heidenpredigt gesagt wird. Der Prediger kann den Heiden gegenüber die Bibel zuerst nicht als Autorität anführen, denn ihre Autorität erwächst erst aus dem Glauben an das Evangelium,[1]) aber mag er nun für seine Predigt einen Text verlesen oder frei ohne Textwort reden, er kann sehr wohl den Heiden sagen, daß die Christen durch Gottes Vorsehung ein Buch haben, in dem ihnen aufbewahrt ist, was Gott durch seinen Gesandten Jesum und dessen erste Schüler der Menschheit hat sagen lassen.

Wenn ich nun versuche, natürlich mit möglichster Kürze, den Inhalt der Heidenpredigt darzulegen oder besser zu skizzieren, so muß ich zuvor noch einem Mißverständnis entgegen treten. Fabri konnte so verstanden werden, als wenn er von dem Heidenprediger erwarte, er werde sein Pensum programmmäßig in drei Stadien durcharbeiten.[2]) Das kann aber nicht seine Meinung gewesen sein. In aller Ruhe daheim kann man wohl das Pensum sich wohlgeordnet vorhalten, und es ist auch gut, dies zu thun, aber in der Praxis muß man sich den Umständen fügen. Ich meine nicht, daß der Heidenprediger den Inhalt in einer Predigt und nach der Ordnung, die ich innehalten werde, den Heiden bringen solle, sondern nur, daß dieser Komplex von christlichen Gedanken, Anschauungen, Wahrheiten in die Heidenwelt hineingebracht werde in kurzen oder langen Predigten, in Gesprächen, polemisch, apologetisch, bald hier, bald da anknüpfend. Wenn nur dieser Sauer-

[1]) a. a. O. S. 402. [2]) Verhandlungen 2c., S. 15.

teig unter das Mehl gebracht wird, wenn nur in mancherlei Weise dies Ganze vom Evangelium verkündigt wird, so hat er seine Aufgabe gelöst.

Die Botschaft, das darf der Heidenprediger nicht vergessen, das muß aus allen seinen Reden heraustönen, ist eine gute Botschaft. Ein ἄγγελος ist ein Heidenprediger, aber ein εὐάγγελος. Auf den Missionar wendet Paulus das alttestamentliche Wort an: Wie lieblich sind die Füße derer, die Frieden verkündigen, die das Gute verkündigen.[1]) εὐαγγελίζειν, evangelisieren ist der Lieblingsausdruck des Missionspraktikers und des Missionsschriftstellers der ersten apostolischen Missionszeit. Paulus in seinen Briefen und Lukas in seinen Geschichtsbüchern brauchen das Wort am meisten.[2]) Evangelium ist eine Bezeichnung für die christliche Botschaft überhaupt geworden;[3]) sie ist von Grund aus, ihrem Wesen nach gute, frohe Botschaft, so daß sie danach benannt werden kann. Insbesondere in der Heidenwelt tritt diese Botschaft dem vorhandenen Elend gegenüber so sehr als neue gute Botschaft hervor, daß sie Freudenbotschaft genannt werden muß. Evangelium bedeutet in der heiligen Schrift geradezu Mission. Wenn Paulus Gott dankt, daß die Philipper vom ersten Tage an bisher am Evangelium Anteil genommen haben, wenn er eine Zeit bestimmt: „im Anfang des Evangeliums“ oder von Frauen redet, die mit ihm im Evangelium gekämpft haben,[4]) so könnte man überall, ohne den Sinn zu ändern, statt Evangelium Missionswerk setzen. Evangelist ist der Name für den Missionar, insbesondere für den Anfänger des Missionswerkes; das Werk eines Evangelisten thun ist Missionsarbeit thun.[5]) Eine Freudenbotschaft soll der Bote Gottes den Heiden bringen; ob ihm erlaubt ist, mit diesem erfreulichen Tone anzufangen, hängt von den Umständen ab. Dagegen darf er nie vergessen, daß er etwas Erfreuliches, Wohlthätiges den Heiden mitzuteilen hat. Johannes der Täufer und Jesus selbst haben freilich an der Spitze ihres Predigtthemas das Wort: Ändert euren Sinn, aber das war nicht Heidenpredigt, sondern Judenpredigt, an ein Volk gerichtet, das in vielhundertjähriger religiöser Erziehung gestanden hatte. Das einzige Mal, wo Jesus mit einer Heidin über religiöse Dinge sich unterhalten hat, begann er mit dem Worte: Wenn du erkenntest die Gabe Gottes

---

[1]) Röm. 10, 15. [2]) Von den drei andern Evangelisten hat nur Matthäus das Wort Kap. 11, 5 nach der Septuag. aus Jes. 61, 1. Außerdem kommt es nur bei Lukas und Paulus, in Hebräer 4, 2. 6 und dreimal bei Petrus vor. [3]) Mark. 1, 1; Röm. 1, 16. [4]) Phil. 1, 4; 4, 15; 4, 3. [5]) 2. Tim. 4, 5.

und wer der ist, der zu dir sagt: Gieb mir zu trinken, du bätest ihn und er gäbe dir lebendig Wasser. Da tritt der evangelische Charakter der Heidenpredigt in den Vordergrund, wie es denn auch sein soll.

Die Botschaft ist um so erfreulicher, als sie ein Geschenk ankündigt, das frei und umsonst gegeben wird. Das ist ein wesentlicher Zug der evangelischen Verkündigung, daß sie, um gleich den dafür geprägten Ausdruck zu gebrauchen, die Rechtfertigung durch den Glauben aus Gnaden zu melden hat. Viele meinen allerdings, die Heidenpredigt habe das nicht zu sagen oder doch nicht in den Vordergrund zu stellen. Allein der größte Heidenprediger ist auch der hervorragendste Verkündiger der Gnade Gottes gewesen. Man kann wohl sagen, daß Paulus gerade darum ein Heidenmissionar geworden ist, weil er dies Evangelium von Gottes Gnade tiefer erfaßt hatte, als andere, und daß ihn seine Arbeit in dieser Heilserkenntnis vertieft hat. Er ist schon zu seinen Lebzeiten darüber angefochten worden, aber wir wissen, mit welcher Energie er sein Evangelium verteidigt. Der Galaterbrief ist eine Apologie seiner Heidenpredigt. Und wenn auch ein himmlischer Bote ein anderes Evangelium bringen würde, er spricht über ihn das Anathema aus.[1] Schon hatte er den Osten der Ökumene, wie er sagt, mit dem Evangelium erfüllt, als er sich anschickte, auch im Westen seinem Beruf nachzugehen. Für diesen Zweck verständigt er sich mit der von ihm nicht gegründeten römischen Gemeinde, die ihm bei seinen weiteren Missionsunternehmungen den Rücken decken soll, über sein Evangelium und giebt uns die großartige Darlegung seiner Heidenpredigt, die wir glücklicherweise im Römerbrief noch besitzen. Allerdings ist dieses Evangelium früh vernachlässigt und fast vergessen worden und dadurch eine Reformation nötig geworden, welche die Kirche zu dieser Predigt zurückführte. Zwar ist die Heidenpredigt in dieser Zeit der Verirrung doch vorwärts gegangen, aber vorbildlich ist sie nur und ich glaube, wirksam ist sie nur geworden, insofern sie noch von dem Evangelium etwas besaß. Die römische Kirche, die sich den Bußruf nicht gefallen ließ, ist dadurch missionsuntüchtig geworden. Trotz beschämenden Missionseifers, den sie entwickelt, trotz aller Selbstbewunderung und Belobung durch Unkundige haben vier Jahrhunderte bewiesen, daß sie keine Heidenpredigt hat, welche eine selbständige christliche Kirche zu pflanzen vermag, und hat darum auch in vier Jahrhunderten kein einziges Volk christianisiert. Die Vorsehung Gottes hat den größten und letzten Arbeitsplatz für die

[1] Gal. 1, 8.

christliche Mission erst dann geöffnet, nachdem eine Kirchengemeinschaft vorhanden und zur Arbeit erstarkt war, die den Heiden sagen, melden kann, daß Gott ihnen ein Geschenk machen will, ganz frei, ganz ohne Bedingung, nur aus Gnaden, wenn sie es nur annehmen wollen. Wir sollten unsern Beruf nicht verkennen, unser Pfund vielmehr aufs eifrigste im Missionswerk verwerten.

Nur weil das Geschenk ein freies ist, kann die evangelische Heidenpredigt noch einen dritten charakteristischen Zug haben; sie bringt eine frohe Botschaft, sie meldet ein Gnadengeschenk Gottes an und sie betont, daß dieses Geschenk für alle da ist. In der Predigt, welche Petrus dem Cornelius hält, ist auffallend, wie oft das Wort alle vorkommt. Daß Jesus aller Herr sei, ist gleichsam das Thema. Daß dieser Jesus auf Erden allen wohlgethan hat, daß er ihnen aufgetragen habe, zu bezeugen, er werde die Toten und Lebendigen richten, wie schon die Propheten bezeugt haben, daß alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen, wird in der Ausführung gesagt.[1]) Es kam alles darauf an, für den Prediger wie für den Hörer, daß Gottes in Israel offenbartes und gewirktes Heil für alle da sei. Auch Paulus auf dem Areopag beschäftigt sich mit dieser Universalität des von ihm verkündigten Heiles. Er erinnert daran, daß die Menschengeschlechter alle von einem Blute kommen, daß sie alle göttlichen Geschlechtes sind und ein Ziel haben, Gott zu finden. Das sagt er in der Einleitung und wie er sich seinem Thema zuwendet, verkündigt er einen Mann, der den Erdkreis richten wird; um deswillen allen Menschen Buße geboten, allen Glauben vorgehalten wird.[2]) Es ist nicht zufällig, daß diese Allgemeinheit in diesen Heidenpredigten betont wird. Es ist nämlich ein echt heidnischer Gedanke, daß die Religion national und lokal begrenzt sei. Überall tritt dem Prediger der Einwurf entgegen, daß seine Lehre wohl für ihn und seinesgleichen passen möge, aber nicht für die Hörer. Dieser Gedanke ist ganz alt, aber er wird heute vielleicht noch öfter als früher geltend gemacht, da der Missionar durch Kultur, Sprache, selbst durch Farbe, durch fast alles an ihm als ein fremder Mensch dem Heiden erscheint.[3]) Die Botschaft, welche Gutes verkündigt, welche eine Gnade Gottes meldet, hat Grund, es zu bezeugen, daß dies für alle ohne Unterschied da ist.

Worin besteht denn dieses an keine Bedingung geknüpfte, für alle bestimmte Geschenk, das der Prediger dem Hörer verkündigen soll?

[1]) Act. 10, 34—43. [2]) Act. 17, 26. 30. 31. [3]) Fabri a. a. O. S. 14. 15.

Es ist ein Geschenk von unausforschlichem Reichtum [1]) und die heilige Schrift giebt uns die mannigfaltigsten Benennungen. Die Boten sollen das Wort oder Evangelium vom Reich, [2]) das Wort des Lebens, [3]) der Versöhnung, [4]) der Wahrheit, [5]) das Evangelium von der Gnade Gottes, [6]) von der Errettung [7]) verkündigen. Sie haben vom Frieden, [8]) von der Vergebung, [9]) von der Gerechtigkeit, [10]) von der Weisheit, [11]) von dem ewigen Leben [12]) zu reden. Das ist ein Reichtum von herrlichen Dingen, und vielleicht könnte man den einen oder andern dieser Ausdrücke nehmen und versuchen, darunter alles zu fassen, was zu sagen ist. So hat man das Wort oder den Begriff des Reiches Gottes genommen. In der That hat die neutestamentliche Verkündigung mit der Predigt begonnen: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. [13]) So hat Jesus auch die Missionare unter Israel angewiesen, zu predigen. [14]) Es ist auch keineswegs an dem, wie man behauptet hat, daß die Heidenmissionare, wenigstens später, vergessen oder aufgegeben hätten, vom Reiche Gottes zu reden. Lukas schließt sein Buch mit dem Bericht, daß Paulus in Rom zwei Jahre lang ungehindert das Reich Gottes gepredigt habe. [15]) Der Missionar ist auch ein κῆρυξ, der Herold eines Königs und seines Reiches. Fabri hat darum den Begriff vom Reiche Gottes als das alles andre keimartig in sich schließende Thema wenigstens des Anfangs der Heidenpredigt genannt. [16]) Auch Dilger sagt, die Missionspredigt bringt das Reich Gottes, welches er mit Rietschel das „Heilsgut" nennt. [17]) Ich habe dagegen, daß man diesen oder auch einen andern Ausdruck wählt, nichts einzuwenden, als daß damit noch nicht viel gesagt ist. Der Prediger muß diese Benennungen doch erst erklären, ehe der Zuhörer sie versteht und richtig versteht. Der Ausdruck Reich Gottes ist nur aus dem alttestamentlichen Worte zu verstehen und da er selbst in dem religiös erzogenen Volke Israel mißverstanden wurde, so wird er noch viel mehr der Erklärung und Deutung in der Heidenpredigt bedürfen. Das gilt auch von den andern Ausdrücken. Es handelt sich darum, wie sollen sie gedeutet werden?

Ich hoffe auf allgemeine Zustimmung, wenn ich sage: Die Gottes-

---

[1]) Eph. 3, 9. [2]) Matth. 13, 19; 4, 23; 9, 35; 23, 13. [3]) Phil. 2, 15. 16. [4]) 2. Kor. 5, 19. [5]) Eph. 1, 13; 2. Tim. 2, 15 [6]) Act. 20, 24. [7]) Eph. 1, 13; Act. 16, 17; 28, 28. [8]) Eph. 2, 17. [9]) Luk. 24, 45—46. [10]) Act. 24. 25. [11]) 1. Kor. 2, 6. 7. [12]) 1. Joh. 1, 3. [13]) Matth. 3, 1. 3; 4, 17. [14]) Matth. 10, 7; Luk. 10, 9. 11. [15]) Act. 28, 30—31. [16]) a. a. O. S. 13. [17]) A. M.-Z. 1890, S. 512.

botschaft entbietet allen Menschen: Gott will die Menschen wieder in seine Gemeinschaft aufnehmen, indem er, was diese Gemeinschaft hinderte, hinwegthat und thut, so daß sie wieder Gemeinschaft mit ihm und darum miteinander haben und den Beruf, zu dem er sie bestimmte, nach seinem Willen erfüllen. Das wird der Heidenprediger nicht in diesen, sondern in den allereinfachsten Worten sagen, in Bildern, Gleichnissen, wie sie die besonderen Umstände ihm geben. Er wird dann Gelegenheit haben zu thun, was Paulus in Athen that, den „unbekannten Gott" zu verkündigen, den Gott, der nur einer ist, wie sein Heil nur eines und die Menschheit nur eine ist, der alles geschaffen hat.[1]) Er wird von der Liebe Gottes reden müssen, die tilgt, was die Menschen von ihm trennt, indem er die Sünde vergiebt und hinwegthut, was die Menschen voneinander trennt, so daß aus allen Menschen eine Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe sich bilden kann.[2]) In dieser Gemeinschaft, so wird er die Heiden lehren, werden sie der Gabe des heiligen Geistes teilhaftig werden, die sie in stand setzt, als Kinder Gottes das Leben auf Erden zu führen.

Kaum eine Seite des Christenlebens wird unberührt bleiben, wenn so die Gnade Gottes verkündigt wird, und doch haben wir den Mittelpunkt evangelischer Predigt noch nicht genannt. Der Lehrer der Heiden redet von Gott, unserm Heilande, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und kann dann dies so erklären: Es ist nämlich ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus.[3]) Die evangelische Predigt ist die Predigt Jesu Christi, sowohl weil sie von ihm ausgegangen ist, als weil sie von ihm handelt.[4]) Die Apostel verkündigen Jesum Christum.[5]) Jesus ist der Name einer geschichtlichen Person und Christus ist ein Titel, der allerdings auch zum Eigennamen geworden ist, ein Titel, der nur aus der Geschichte und dem Worte des Alten Testaments zu verstehen ist. Indem der Heidenprediger zu verkündigen hat, daß Gott seine Gabe der Gottesgemeinschaft durch Jesum Christum gegeben, wird er zum Erzähler und überliefert. Ich habe euch als gute Botschaft verkündigt, was ich auch empfangen, schreibt Paulus; ich habe euch zuerst überliefert, was ich

---

[1]) Act. 17, 23—25. [2]) Eph. 2, 14. 19. [3]) 1. Tim. 2, 3 ff. [4]) Das Wort des Herrn Act. 13, 35. 36, des Herrn Jesu Act. 19, 10, das Evangelium Christi Röm. 1, 16 u. o., von der Herrlichkeit Christi 2. Kor. 4, 4, das *κήρυγμα*, *μαρτύριον* Christi Röm. 16, 25; 1. Kor. 1, 6 und andere Ausdrücke. [5]) Act. 5, 42; 8, 5. 35; 19, 13; 2. Kor. 11, 4; Gal. 3, 1; Phil. 1, 15 u. o.

auch empfangen, daß Christus starb für unsre Sünden . . . und daß er begraben wurde und daß er am dritten Tage auferstand und daß er gesehen wurde.[1]) Ebenso hat er vom Abendmahl ihnen überliefert.[2]) Evangelisieren d. h. eigentlich, die erfreuliche Geschichte von Jesu erzählen. Das eine oder andere unserer Evangelien ist ja wohl der Niederschlag von dem, was den Heiden erzählt wurde, wenn der Heidenprediger predigte. Es ist ein guter Rat, den Hesse giebt,[3]) daß man durch einfaches Erzählen nach dem Muster der Evangelisten die Geschichte von Jesu immer wieder vorerzähle, bis das Bild des heiligen, sanftmütigen, freundlichen Jesus, wie Paulus sagt, daß er's in Galatien gethan, den Leuten vor die Augen gemalt oder noch besser ins Herz gedrückt ist. Dieses Erzählen ist nun freilich nicht die Heidenpredigt. Die Erzählungen bedürfen der Deutung, aber es wäre doch eine große Sache, wenn durch ein Heidenland hin und her, auf und ab Evangelisten zögen und erzählten den Leuten, wie er ist so sanft gewesen ohne List und ohne Trug, wie er hieß die Kindlein kommen, wie er Hilfe und Erbarmen allen Kranken gern erwies, wie er keinem Sünder wehrte, wie er seine Arme ausgebreitet, alle an sein Herz zu ziehn.

Wo Paulus sagt, daß er den Korinthern die ihm überlieferte Geschichte Jesu gegeben habe, bemerkt er: ἐν πρώτοις, daß er für unsere Sünden gestorben. Ist das vielleicht zeitlich gemeint, so schreibt er doch auch den Galatern, Christus Jesus sei ihnen vor Augen gemalt als unter ihnen gekreuzigt,[4]) und den Korinthern sagt er gar, als er zu ihnen gekommen, habe er nicht geglaubt, etwas zu wissen, wenn nicht Jesum Christum, und diesen als einen gekreuzigten.[5]) Das bedeutet nun zwar nicht, Paulus habe nur von Jesu Christo gewußt, sondern nur, daß ihn nur dies Wissen veranlaßt habe, nach Korinth zu kommen und ihnen zu predigen; nicht etwa sonst eine Überlegenheit in Beredsamkeit oder Weisheit hat ihn hingeführt. Auch will es nicht sagen, daß Paulus nur vom Kreuze geredet habe. Was wir aus 1. Kor. 15 oben lernten, widerspricht dem. Aber allerdings hat das Zeugnis von Jesu Christo und zwar als einem gekreuzigten, im Mittelpunkte seiner Heidenpredigt gestanden, die ein „Wort vom Kreuze" gewesen ist.[6]) Man hat davon gesprochen, ob die Heidenpredigt, wie es in der evangelischen Mission gebräuchlich war und wohl noch ist, recht daran thue, das Kreuz in den Mittelpunkt zu stellen.

[1]) 1. Kor. 15, 1—4. [2]) 1. Kor. 11, 23. [3]) A. M.-Z. 1875, S. 40. [4]) Gal. 3, 1. [5]) 1. Kor. 2, 1. 2. [6]) 1. Kor. 1, 18.

Aber wie sollte man das Leben Jesu recht erzählen, wenn man das Kreuz aus dem Mittelpunkt hinwegrückte? Wenn man das Kreuz zu deuten hat, wird man gewiß zwischen der Heidenpredigt und der katechetischen Unterweisung und der Gemeindepredigt zu unterscheiden haben, aber man wird doch um so eindringlicher predigen, je mehr man den Heiden zu deuten vermag, daß Gottes Gnadengabe, die Vergebung der Sünden, die Begabung mit dem heiligen Geiste nicht konnte bereitet werden, ohne daß Jesus sein Leben dahingab.

Die Predigt von Jesu würde aber nicht vollständig sein, wenn nicht auch verkündigt wird, daß dieser Jesus, der am Kreuz die Weltversöhnung bewirkt, auferstanden und aufgefahren ist und wiederkommen wird zur Vollendung seines Werkes und Aufrichtung seines Reiches. Denn mit dieser Predigt hängt zusammen, daß, die Christen werden wollen, sich nicht vorstellen dürfen, daß jetzt schon die Herrlichkeitszeit für sie kommt, sondern vielmehr unter dem Zeichen des Kreuzes stehen in Hoffnung zukünftiger Herrlichkeit.

Ich glaube, daß ich nichts Wesentliches ausgelassen habe, daß, wenn der Prediger diese elementaren Punkte auseinander legt, er auf alles zu sprechen kommen muß, was er zu sagen hat. Nur eins bleibt noch zu erwägen. Der Prediger könnte in gewissem Sinne seinen Auftrag ausrichten, unbekümmert um das, was daraus folgt. Wie ein Herold meldet er: Der König kommt! mögen die Leute sich nun zum Empfang rüsten oder nicht. Aber das ist doch nicht die rechte Gesinnung des Heidenpredigers. Paulus spricht einmal von den Missionsgegnern seiner Tage: sie wehren uns, den Heiden zu sagen, daß sie selig werden.[1]) Der Prediger verfolgt diesen Zweck, und sein Auftrag geht auch dahin, den Leuten nicht nur objektiv die Wahrheit zu sagen, sondern auch darauf zu dringen, daß sie dieselbe annehmen und sie zu belehren, wie sie die Botschaft richtig verwenden. Der Zweck, den sie verfolgen, ist **die Bekehrung der Heiden**.

Grundemann sagt freilich in seinen Missionsstudien (S. 51): Ich bin überzeugt, daß wir fehl greifen, wenn wir *unsern* Begriff Bekehrung auf die aus dem Heidentum zum Christentum Übertretenden anwenden, und beruft sich dafür auf das Zeugnis alter, erfahrener Missionare und nennt Bischof Caldwell, der überzeugenderweise ausgeführt habe, wie die Heiden das Heilsverlangen, welches wir als Voraussetzung der Bekehrung fordern, noch gar nicht haben können und in ihrem verkehrten Sinne immer etwas anderes suchen müssen. Durch Grundemanns Güte ist mir dieser Nachweis Caldwells in einem Jahresbericht der Society f. th. Propag. von

[1]) 1. Thess. 2, 16.

1879[1]) zu Gesichte gekommen. Ich finde, daß die Äußerungen des Bischofs unklar und unevangelisch sind und sich nur dadurch erklären lassen, daß der Bischof die damals infolge der Hungersnot erfolgenden massenhaften Bekehrungen resp. Übertritte zu verteidigen wünschte. Er will den Vorwurf nicht gelten lassen, daß man diese Christen kaufe, um so und so viel den Kopf. Zwar auch ihm ist dies nicht recht; denn er bemerkt später, daß auch nach der Hungersnot ein nicht so zahlreicher, aber stetiger Zulauf stattfinde und daß dieser „ganz der Erfolg der Evangelisations-Arbeit sei." Aber als er früher diese wahrscheinlich unvorsichtigen Taufen rechtfertigen will, behauptet er kühn, daß man nie bei den heidnischen Bauern Indiens die Motive ihres Übertritts erforschen könne, daß sie nie „sehr hoch" seien und findet es ganz in der Ordnung, daß sie kommen aus äußeren Gründen, und daß ein hungriger Magen durchaus nicht das schlechteste Motiv zur Bekehrung sei, glaubt vielmehr ganz nach Jesu Gebot, das man unbesorgt um den Erfolg befolgen müsse, zu handeln, wenn er solche Leute tauft. Denn μαθητεύσατε τ. ἔθνη bedeutet: Macht alle Völker zu Jüngern! oder wie er auch einmal sagt: Laßt sie sobald als möglich (durch die Taufe) in Christi Schule zu! Das ist in optima forma eine Apologie der römischen Taufpraxis und der „Reischristen", die man der evangelischen Mission vorgeworfen hat. Das μαθητεύσατε giebt gar kein Recht dazu.[2]) Die römisch-katholische Kirche treibt es so. Das Wort Gottes fordert die Bekehrung.

Als die apostolischen Missionare von der ersten Missionsreise zurückkamen, erzählten sie von der Bekehrung der Heiden.[3]) Die Heidenchristen nennt Jakobus die „aus den Heiden sich zu Gott Bekehrenden."[4]) In Lystra rufen Paulus und Barnabas ihnen zu: Dazu kommen wir zu euch mit der frohen Botschaft, damit ihr von diesen Nichtigen euch zum lebendigen Gotte bekehrt,[5]) und Pauli Missions-Instruktion lautet, daß er den Heiden die Augen öffnen, damit sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott.[6]) Wir dürfen darum nicht von der Forderung der Bekehrung ablassen, vielleicht dagegen von unserm Begriff derselben. Es muß ein „Wandel", wie Luther das Wort einmal übersetzt hat, eintreten, das ist unerläßlich. Diese Wendung mag sich und muß sich vertiefen, aber sie muß dem Anfange nach eingetreten sein, ehe ein Heide als Christ aufgenommen werden kann.

Diese Bekehrung, auf welche die Heidenpredigt abzielt, besteht zunächst in der μετάνοια, der Sinnesänderung. Paulus sagt von sich in der Abschiedsrede zu Milet, daß er nichts von dem Nützlichen zurückgehalten habe, daß er es nicht öffentlich und in den Häusern ge-

---

[1]) l. c. S. 32–34. [2]) S. meine Evang. Taufordnung, A. M.-Z. 1893, S. 348 ff. [3]) Act. 15, 3. [4]) Act. 15, 9 [5]) Act. 14, 15. [6]) Act. 26, 18. 20.

meldet und gelehrt habe und dabei habe er Juden sowohl wie Griechen feierlich bezeugt die „Buße zu Gott“,[1]) und auch vor Agrippa beschreibt er seine Thätigkeit so, daß er Juden wie Heiden gebeten habe, den Sinn zu ändern und sich zu Gott zu bekehren.[2]) Hatte doch auch Jesus seinen Jüngern gesagt, daß in seinem Namen Sinnesänderung allen Völkern gepredigt werden müsse.[3]) Die Heiden müssen ihren Sinn ändern.

Nun hat man aber gerade dies beanstandet und für sehr schwer, wenn nicht unmöglich gehalten. In der That ist es sehr schwer, weil der Unterschied von gut und böse den Heiden so sehr verdunkelt, weil von Sündenerkenntnis und Schuldgefühl bei ihnen manchmal so gut wie gar nichts zu bemerken ist. Gerade hier wird es gelten, sich recht in die Gedankenwelt der Heiden zu vertiefen und zu forschen, wo noch das Gesetz, von dem Paulus redet, in einigermaßen leserlicher Schrift geschrieben ist, und die Gedanken abzulauschen, die nach demselben Missionar im Heidenherzen sich verklagen und entschuldigen.[4]) Wenn man das thut, wird man doch noch finden und wird insbesondere erkennen, daß das Gewissen wohl schläft, aber nicht gänzlich erstorben, nicht so erstorben ist, daß nicht die heilige Gestalt Jesu und sein göttliches Leben die Gewissen straft und beschämt und Sünden- und Schulderkenntnis weckt.

Die Sünde im allgemeinen hat aber in jedem Volk und jedem Menschen ihre besondere Gestalt und das ist der wirksamste Prediger, der jedem seine Sünde, wie Johannes den Kriegsleuten, den Zöllnern und den Pharisäern, zeigen kann. Die apostolischen Judenmissionare haben Israel nicht an den zehn Worten vom Sinai ihre Sünde aufgedeckt, sondern daran, daß sie Jesum verworfen und ans Kreuz geheftet. Die Sünde Israels gipfelt in der Verwerfung Jesu; was böse an ihnen war, das offenbarte und vollendete sich hier. Die Sünde κατ᾽ ἐξοχήν der Heiden ist das Heidentum, die Abgötterei, der Abfall von Gott. Alle ihre Sünde hängt damit zusammen; sie konzentriert sich im Götzendienst. So sieht es Paulus an, wie wir aus den ersten Kapiteln des Römerbriefes erkennen. Die heidnische Bekehrung ist Abwendung von den μάταιοι, den Eitlen, den Götzen.[5]) Von der Bekehrung der Christen zu Thessalonich wurde überall so gesprochen, daß sie sich von den Abgöttern zu Gott bekehrt hätten, dem lebendigen und wahren Gott zu dienen.[6]) Ihre Buße ist Buße zu

[1]) Act. 20, 20—21. [2]) Act. 26, 20. [3]) Luk. 24, 45—46. [4]) Röm. 2, 15. [5]) Act. 14, 15. [6]) 1. Theff. 1, 9. 10.

Gott. Nun hat man freilich gerade hier vielfach den Tadel ausgesprochen, daß die Intoleranz und Engherzigkeit der Missionare ganz verkenne, daß die Religionen verschiedene Weisen der Gottesverehrung seien mit Wahrheitselementen. Daran ist so viel wahr, daß der Missionar auch diese Form der Gottesverehrung nicht plump und roh anfassen darf, und Warneck hat mit Recht das Urteil citiert, das der Beamte in Ephesus dem Paulus und seinen Gefährten giebt: Diese Männer sind weder Kirchenräuber noch Lästerer unserer Götter.[1]) Der Missionar soll immer, was lieblich und wohllautet, reden, auch wenn er strafen muß; wenn er wie Paulus einen Altar für den „unbekannten Gott" findet, soll er ja diese gute Gelegenheit benutzen, aber das darf nicht den Grimm ersticken, mit dem Paulus die Athener allzu Dämonen fürchtend fand,[2]) das darf den Eifer nicht dämpfen, mit welchem Barnabas und Paulus ihre Kleider zerrissen und unter die Leute zu Lystra sprangen und schrien: Warum thut ihr das?[3]) Es ist eine Unwissenheit, die zum Götzendienst führte, und diese Zeit der Unwissenheit hat Gott übersehen, aber jetzt gebietet er doch allen Menschen überall, Buße zu thun.[4]) Die Sinnesänderung ist zunächst Abwendung vom Götzendienst mit allen seinen Sünden und Schmutz und Zuwendung zu dem einen, wahren lebendigen Gott, der heilig ist.

Das ist die Bußpredigt, die der Heidenprediger zu bringen hat. Er verkündigt, daß Gott diese Sünde vergeben will, nicht, daß er um dieser Sünden willen verdammt, in die Hölle sendet, sondern daß er vielmehr bereit ist, aus der Verlorenheit zu erretten, daß allerdings, wer diese Rettung nicht annimmt, dem kommenden Zorne verfällt. Die Christen zu Thessalonich hatten sich von den Göttern zu Gott gewandt, ihm zu dienen und zu warten auf seinen Sohn vom Himmel, der uns vom kommenden Zorn errettet.[5])

Die Sinnesänderung ist das eine Stück der Bekehrung, die Zukehr zu Gott im Glauben die andre. Unter allen Sünden der Abgötterei ist die schlimmste das Mißtrauen gegen Gott. Die heidnische Welt ist voll Angst und Furcht vor den Göttern, die meistens Erzeugnisse der Furcht sind. Nun läßt Gott seine Liebe verkündigen und bietet allen Menschen den Glauben dar.[6]) Buße zu Gott und Glaube an unsern Herrn Jesum Christum[7]) verkündigt der Missionar. Sein Auftrag ist, die Heiden zum Gehorsam des Glaubens zu bringen.[8]) So sind wir wieder zum Anfang zurückgekehrt; der

[1]) Act. 19, 37. [2]) Act. 17, 16. [3]) Act. 14, 14. [4]) Act. 17, 30. [5]) 1. Thess. 1, 9. 10. [6]) Act. 17, 31. [7]) Act. 20, 21. [8]) Röm. 16, 26.

Bote meldet, daß Gott ein freies, bedingungsloses Geschenk an alle geben will; er sagt allen, daß dieses Geschenk seiner Natur nach nur da angenommen wird, wo man sich vom bisherigen Treiben abwendet und im Glauben, im Vertrauen, im Gehorsam annimmt, was Gott giebt. Die römische Kirche nennt ihr Missionswerk: propagatio fidei; leider ist damit der evangelische Glaube nicht gemeint. Die evangelische Mission ist in der That Glaubensverbreitung; sie predigt nur, daß alle Menschen im Glauben annehmen mögen, was Gott allen schenken will.

Es ist nur eine kurze Skizze, die in diesen Zeilen gegeben ist, aber sie erinnert doch vielleicht daran, wie verwendbar das biblische Evangelium für die Heidenpredigt ist, und wie wohl man daran thut, sich von diesem lauteren Wort nicht abbringen zu lassen.

In den Fußstapfen Allen Gardiners.

Zum 50jährigen Jubiläum der Südamerik. M.-G.

Von P. E. Paul in Lorenzkirch.

(Fortsetzung statt Schluß.)

2. Der Aufbau der Südamerikanischen Mission.

Inhalt: „Das erstorbene Weizenkorn bringt viele Früchte." Ein schwimmendes Denkmal für die geopferten Pioniere: das Missionsschiff Allen Gardiner. Despard und Stirling organisieren die Missionsgesellschaft. — Die Pflanzschule auf der Keppel-Insel erhält Zöglinge aus Feuerland und Patagonien. — Das Blutbad in Woolya am Sonntagmorgen. Die erste Predigt in der Sprache der Feuerländer. Okokos Missionshaus wird weggebrannt. Das Eis ist gebrochen: Uschuvia und Tekenika. — Der Chrischonabruder Schmid unter den wandernden Indianern. Eine Blüte ohne Frucht in Sta. Cruz. Die erste Patagonierkirche in der Tolderia. — Die kirchliche Versorgung der Einwanderer und Seeleute.

Die Nachricht vom Tode Gardiners und seiner Freunde, die erst nach einem halben Jahre England erreichte, rief eine tiefgehende Bewegung hervor. Fast die ganze evangelische Kirche trauerte um den treuen Mann. Wie weit der Wellenschlag der schmerzlichen Kunde reichte, dafür ist ein uns noch vorliegender sympathischer Artikel bezeichnend, den der in Indien weilende Missionar Baierlein damals im Leipziger Missionsblatt veröffentlicht hat. Es wird in jener Zeit wohl *kaum ein* Missionsblatt im Bereich der evangelischen Kirche gegeben

haben, das an der Geschichte der edlen Märtyrer teilnahmlos vorübergegangen wäre. Am stärksten war die Bewegung natürlich in ihrem Heimatlande. Es wurden dort zuerst sehr verschiedene Stimmen laut. Die einen ergingen sich in Anklagen gegen die, denen man eine Schuld am Untergange der wackeren Männer glaubte beimessen zu können, andere spotteten über die unpraktische Art der Missionsleute, in den Kreisen derer aber, die am schwersten betroffen waren, fand man bald die einzig richtige Antwort auf die schmerzliche Kunde. Ein alter Freund Gardiners, Rev. G. P. Despard, der Vorsteher einer Schule in Bristol, gab die Losung aus: „Mit Gottes Hilfe soll die Mission weiter geführt werden!“ — Die vielen zustimmenden Erklärungen, die er alsbald empfing, bestätigten aufs neue das Wort: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.“ Die Geldopfer, um welche Gardiner bei Lebzeiten vergebens gebeten hatte, wurden jetzt mit erstaunlicher Leichtigkeit und wie im Sturme zusammengebracht. Man konnte ein stattliches Segelschiff bauen, wie es der große Pionier immer für die Inselwelt an der Magalhaensstraße gefordert hatte. Es empfing nun seinen Namen „Allen Gardiner“ und trat 1854 die erste Reise nach dem fernen Süden an. Wir werden später wiederholt auf seine Fahrten zurückkommen, darum soll hier nur die Bemerkung ihren Platz finden, daß dieses Schiff den Hoffnungen, die man auf dasselbe setzte, in jeder Hinsicht entsprochen hat; es ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Mission geworden und bis zum heutigen Tage geblieben.

Als Despard seinem Freundeskreise eine lose Organisation gegeben und das erste Missionsblatt herausgegeben hatte, ging er 1856 in Begleitung mehrerer junger Missionare selbst nach Südamerika. An seiner Stelle übernahm W. H. Stirling die Leitung der Geschäfte in der Heimat, bis auch er sich 1862 gedrungen fühlte, persönlich das Missionsfeld aufzusuchen und sich der praktischen Arbeit dort zu widmen. Von dieser Zeit an nahm der Kreis der Missionsfreunde, die Gardiners Werk weiter führten, immer mehr den Charakter einer modernen Missionsgesellschaft an, in der sich allmählich eine starke kirchliche Strömung geltend machte, als man in Südamerika anfing, der geistlichen Versorgung der englisch redenden Diaspora neben der eigentlichen Missionsthätigkeit einen breiteren Raum zu überlassen.

Wenden wir uns nun den Vorgängen auf dem Missionsfelde in dieser Periode zu. Es lassen sich dort vier verschiedene Arbeits-

felder unterscheiden: die Mutterstation auf der Keppel-Insel, die ersten Niederlassungen im Feuerland-Archipel und in Patagonien, endlich die Entstehung der Diasporagemeinden an den Küsten Südamerikas. Sie mögen in dieser Reihenfolge an unserem Auge vorüberziehen.

Als der „Allen Gardiner“ im Jahre 1854 auf seiner ersten Reise die Breite der Magalhaensstraße erreichte, lief er zunächst die Falklandinseln an, auf die der Begründer der Mission von Anfang an sein Auge geworfen hatte. Hier wollte man festen Fuß fassen. Die beiden Sendboten, die das Schiff trug, ein Katechet Philipps und ein Arzt Ellis, wählten mit Genehmigung des englischen Gouverneurs ein Eiland im westlichen, also dem Festland zugewendeten Teile der unter englischer Oberhoheit stehenden Inselgruppe als Ausgangspunkt aller weiteren Unternehmungen. Es war die Keppel-Insel, die bis zum heutigen Tage eine wichtige Rolle in der Geschichte der S. A. M. S. spielt. Hier wurde ein größeres Stück Land in Besitz genommen, Häuser gebaut, Gärten angelegt, kurz alles für eine dauernde Niederlassung im größeren Stile vorgesehen. Die Wahl des Ortes hat sich mit der Zeit als ganz vortrefflich erwiesen. Nicht nur, daß durch das nahe englische Gouvernement die Sicherheit für Leib und Leben der Missionare und ihre Zöglinge gewährleistet wird, auch das Klima fand man hier wesentlich besser, als in der Magalhaensstraße. Damit war im Anfang eine bessere Verproviantierung der Missionare ermöglicht; später wurde eine solche wegen der mit der Station verbundenen Landwirtschaft, die sich erfreulich entwickelte, immer weniger nötig. Es kamen dazu die besonderen Vorteile der Lage bei der Ansiedelung von Eingebornen aus Feuerland und Patagonien, die hier der heidnischen Umgebung ganz entnommen waren und doch in der Nähe ihrer Heimat blieben, sich auch in ähnlicher Weise nähren und kleiden konnten, wie bisher. Nimmt man endlich den Wechsel zwischen geistiger und körperlicher Arbeit hinzu, der den Zöglingen in der Schule und im Garten gewährt werden konnte, so wird man den Wert dieser Mutterstation für das sich nun entwickelnde Missionswerk leicht verstehen.

Als durch die ersten beiden Sendboten die notwendigste äußerliche Arbeit gethan war, kam Despard mit vier jungen Männern, unter denen sich auch Allen W. Gardiner, der Sohn des Gründers, befand. Die ersten Jahre brachten sie fast ganz an Bord ihres Schiffes mit Rekognoszierungsfahrten in den Wasserstraßen des Feuer-

lands und an den Küsten Patagoniens zu. Daß sie es als eine ihrer ersten Pflichten betrachteten, für ein christliches Begräbnis der Märtyrer im spanischen Hafen, die bisher unbeerdigt geblieben waren, zu sorgen, braucht kaum erwähnt zu werden. Dann gingen sie unermüdlich den Eingebornen nach. Als Frucht ihrer suchenden Liebe durften sie 1858 die erste feuerländische Familie nach der Keppel-Insel bringen. Von diesem Jahre an hat der Zuzug von Eingebornen auf der Station nicht wieder aufgehört. Sie kamen zuerst in größeren, dann in immer kleiner werdenden Zwischenräumen. Man suchte einen doppelten Zweck mit ihnen zu erreichen. Einmal war es den Missionaren darum zu thun, die Ankömmlinge zu ihren Freunden zu machen, um mit ihrer Hilfe später bei ihren Landsleuten besser Eingang zu finden. Man kam zu diesem Zwecke den Wünschen dieser Naturkinder so weit als möglich entgegen, sie durften an allen Wohlthaten der Civilisation, soweit die bescheidene Missionsniederlassung solche aufzuweisen hatte, teilnehmen. Daß man sie dabei, zumal die jungen Leute, nach einiger Zeit in regelmäßigen Schulunterricht nahm und ihnen die Grundlagen des Christentums einpflanzte, versteht sich von selbst. Andrerseits benutzte man sie zu Sprachstudien, denn die Keppel-Insel sollte das Standquartier für Missionsreisen werden. Despard war so glücklich, schon beim Aufenthalt der ersten Feuerländer ein ziemlich umfangreiches Vokabularium der von ihnen gesprochenen Yahgan-Sprache anlegen zu können.

Als es den Missionaren im Laufe der Jahre gelungen war, in den Gedankenkreis ihrer Zöglinge einzudringen und sich auch sprachlich mit ihnen zu verständigen, konnte man in der Ausübung eines christlichen Einflusses auf sie einen Schritt weiter gehen. Die Gedanken des Evangeliums wurden ihnen auf jede mögliche Weise nahe gebracht und nicht vergebens. Die meisten von ihnen führten schon in dieser Zeit eine durchaus christliche Lebensweise mit den Stationsleuten. Gleichwohl war man mit der Erteilung der heiligen Taufe höchst zurückhaltend. Es sind mehr als zehn Jahre vergangen, ehe man den ersten Versuch damit machte. In diesem Anfangsstadium zeichnete sich vor allen andern Eingebornen ein gewisser Okokko aus, der mit seinen beiden Eltern und einem Bruder den Missionaren gefolgt war. Er wird uns später als ihr Gehilfe wieder begegnen. Als Stirling im Jahre 1862 zum ersten Male auf der Keppel-Insel erschien, fand er bereits deutlich erkennbare Fortschritte vor: Die Mutterstation befand sich äußerlich angesehen in guter wirtschaftlicher

Verfassung, die Sprache der Feuerländer war ziemlich erschlossen und schriftlich fixiert, der erste Feuerländer zeigte ein dem Evangelium geöffnetes Gemüt, ganz zu schweigen von den Erfolgen, die der „Allen Gardiner“ bei der Erforschung der Küsten und der Wohnplätze der Eingebornen aufzuweisen hatte.

Es würde zu weit führen, alle die einzelnen Stadien in der Entwicklung dieser Erziehungsstätte zu beschreiben. Zu den feuerländischen brachte Stirling bald auch patagonische Zöglinge. Die Missionare haben mit leicht begreiflicher Freude jeden kleinen Fortschritt im Verhalten ihrer Schüler verzeichnet; so die ersten selbständigen Regungen des Gewissens und des Gebetslebens, die ersten Beispiele der vergebenden Liebe u. s. w. Genug, die Station auf der Keppel-Insel ist geworden, was man von ihr erwartet hatte, eine wertvolle, gedeihende Pflanzschule für die Bebauung des ins Auge gefaßten großen Missionsfeldes. (Schluß folgt.)

Der Gottesname bei den Bantu.

Eine Berichtigung.

In der Allg. M.-Z. 1894, ist berichtet worden, daß die östlichen Bantu den Namen Ukulukulu für das höchste Wesen gebrauchen. Hiergegen legt Miss.-Superintendent D. Kropf Verwahrung ein. Er schreibt: „Unsere Xosa bis hinauf zu den Sulu gebrauchen uTixo. Die Sulu sagen: Unkʻulukʻulu, aber gebrauchen es für das höchste Wesen nur nach Einführung durch die Weißen. Döhne (A Zulu-Kafir dictionary. Cape Town. 1857) hat un-Kulunkulu erklärt von inkulu-inkulu ein großer-großer d. h. der Größte von allen, welches zum Eigennamen gemacht ist durch die Nominalform u oder un. Ebenso Bleek (A comparative Grammar of South African languages. London. 1869. § 389. 390), wo die Form von der Grundform Mu-n-kulu-n-kulu abgeleitet und auf den Adjektivstamm kulu zurückgeführt wird. Bleek giebt an, daß die nicht nasalierte Form u-kulukulu häufig ist, es ist aber zu beachten, daß Bleek die durch den Ausfall des n entstehende aspirierte oder explosive Aussprache des k noch nicht genügend kannte. Bischof Colenso gebrauchte deshalb Dio für das höchste Wesen. Daß ukʻulu im Sulu und Kafir „Gestalt“ bedeute, ist total falsch, in-kʻulu ist ein Ding, das groß ist und uNkulunkulu ist = uyinkulu einer der groß ist, unkukulu ein groß-großer d. h. der Größte. (isitomo ist Gestalt oder isiqu.) Kʻulu heißt nie alt. Die früheren Kafferübersetzer machten den Fehler, die Ältesten des N. T. abadala Alte zu nennen, das ist verkehrt, es muß heißen amadoda amakʻulu die großen Männer (Ratmänner); die können alt, aber auch jung sein. ukʻulu ist ein abstr. Substantiv, die Größe, ebenso

wie ubukulu die Größe; von der körperlichen Größe wird es denn auf geistige, Amts- rc. Größe übertragen."

Dem fügt Pastor Meinhof hinzu: „kulu groß" kommt her vom Zeitwort kula: Herero: kura, u „groß werden" und findet sich in dieser Bedeutung im ganzen Bantugebiet. Es giebt allerdings ein ähnliches Wort, welches „alt" bedeutet, Herero kuru, davon kurupa „alt, schwach, veraltert sein." Es scheint von dem Zeitwort Herero kura „feilen, scheuern, kratzen" herzukommen, also eigentlich „abgeschabt sein" zu bedeuten. Vgl. Herero kuruka „abgeweidet, entblößt sein," kurura „abscheren, abschaben, rasieren." Dafür spricht Suaheli kukûu „alt, abgetragen." Die Form ist aus kukulu entstanden und leitet auf Sulu kukula „wegwaschen, wegreißen, wegkratzen." Demnach wird wohl die Form kuru „alt" im Herero auch aus kukuru entstanden sein. Die Form Munkulukulu wird nach Bleek a. a. O § 390 ff. in den Sprachen der Ostküste Afrikas weiter zusammengezogen in Mulungulu, Mulungu, Mlungu, Mulugo, Muluko, Murungu, Murungo, Morungo, Mungu, Mungo. Die letzte Form ist im Ki-pokomo gebräuchlich hart an der nördlichen Grenze des Bantugebietes.

Bei den Herero ist omu-kuru als Gottesname im Gebrauch, aber erst durch die Weißen eingeführt. Dies Wort heißt allerdings der Uralte, und bei der Verehrung der Bantu für ihre Vorfahren ist die Anwendung des Wortes auf Gott verständlich. Und doch ist es nicht echt Herero. Der Gottesname der West-Bantu ist Nzambi von Kamerun bis Walfischbai. Und dies Wort ist auch den Herero bekannt. Im Kongo findet sich wie in allen Bantusprachen das Zeitwort kula „wachsen, groß werden," das Adjektivum heißt hier kulu in der Bedeutung „zu alt, zu altertümlich." Wegen dieser Kollision mit kulu „alt" sind an der Westküste für „groß" andere Adjektivformen im Gebrauch. Dagegen hat das Suaheli neben kukûu „alt, abgetragen" für „groß" die Form kuu. Ich bin der Meinung, daß es sich um zwei Verbalstämme handelt, die ursprünglich verschieden sind, aber durch den Gleichklang zu mancherlei Verwechslungen und falschen Analogien Veranlassung gegeben haben. Abgesehen von jenem Omu kuru des Herero heißt aber der in Rede stehende Gottesname stets „der Größte" und nicht „der Alte."

Eine statistische Berichtigung.

Pastor Lose, dänischer Prediger in Westindien, bittet die Statistik über dänisch Westindien in der Allg. M.-Z. 1894, S. 283 dahin zu berichtigen, daß es auf den dort genannten Inseln außer einigen indischen Kulis überhaupt keine Heiden mehr gebe. 1880 habe die dortige Bevölkerung bestanden aus 4800 Lutheranern, 5800 Herrenhutern, 500 Methodisten, 500 holländisch Reformierten, 11300 Anglikanern, vereinzelten Anhängern verschiedener Sekten, gegen 10000 Katholiken und 200 Juden. Die Zahl der evangelischen Christen beträgt also nicht 18000 sondern etwa 23000.

Missionsrundschau.

West-Afrika.

(Schluß.)

Von D. F. M. Zahn.

Trotz der Zurücksetzung, die unter dem ungünstigen Einfluß einer Zeitströmung der westafrikanischen Arbeit der Ch. Miss. Soc. widerfahren ist, bleibt dieselbe immer noch die größte evangelische in jenem Missionsgebiet. Von den 112000 protestantischen Westafrikanern stehen über 21000 mit dieser Missionsgesellschaft in Verbindung. Wir nehmen dabei an, das Schisma am untern Niger, von dem später noch geredet werden muß, werde sich wieder zuziehen. Bei dieser Bedeutung der anglikanischen Missionsarbeit ist es um so erfreulicher, daß die Zeit der Vernachlässigung vorüber zu sein scheint. Die Gesellschaft wird bei dem neuen Anfang freilich nicht vergessen dürfen, was sie in einer bald hundertjährigen Geschichte mit Schmerzen hat lernen müssen und was alle, die an der Eroberung Afrikas sich beteiligen wollen, vor und nach dem Beginn ihrer Arbeit ernstlich zu bedenken haben, daß nämlich die Gewinnung dieses dunklen Erdteils für das Licht der Kultur und des Christentums außerordentlich kostspielig ist, sowohl an Geldmitteln, als was mehr zu bedeuten hat, an Menschenleben. Und gerade da, wo unsres Erachtens der Erdteil am besten angegriffen werden kann, ist er am stärksten befestigt gegen den Eindringling durch das Klima, welches Gut und Blut des Eroberers fordert. Man kann von keiner Seite dem eigentlichen afrikanischen Kampfplatz sich nähern, ohne diesem Feinde zu begegnen. Jeder See, jeder Strom, der entdeckt und von der Mündung bis zu den Quellen verfolgt wird, begehrt seine Menschenopfer. Der Strom Westafrikas, der Niger, hat mehr denn hundert Leben verschlungen, ehe man seinen wunderlichen Lauf erkannt hat. Nur mit großem Verlust an Menschenleben sind Dampfschiffe auf diesen Seen und Flüssen in Fahrt gesetzt worden. Wie viel Menschenleben die Eisenbahn am Kongo gekostet hat, ist schon gemeldet worden (A. M. Z. 1894 S. 271). Das waren freilich nur — Afrikaner, deren Leben die modernen Kulturträger für nichts achten, aber auch Weiße fallen. Keiner giebt sich die Mühe, die Gefallenen zu zählen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese Schwierigkeiten niemanden abschrecken, an die Eroberung zu gehen. Man möchte mit biblischem Worte sagen, daß „ein Geist vom Herrn ausgegangen" sei, der Afrika den christlichen Völkern in einem so begehrenswerten Lichte erscheinen läßt, daß sie Geld und Gut opfern, um es zu gewinnen. Wir nicht übermäßig mit irdischen Gütern gesegneten Deutschen müssen Hunderttausende an das sandige Südwestafrika, Millionen jährlich an die Savannen Ostafrikas verwenden. Der König von Belgien wird mit einer kostbaren Liebhaberei heimgesucht und muß an die Gründung des Kongostaates aus seinen Privatmitteln ungemein große Summen wagen. Die Times behauptete kürzlich, der Kongo habe König Leopold II. schon 20 Millionen Mark gekostet, und *immer* noch bezahlt er jährlich für dies afrikanische Reich, das trotz der

märchenhaften Schätze, die in ihm sich finden sollen, mehr kostet, als es einbringt, jährlich 2 Millionen Frs. Der belgische Staat, der, seit wir den ersten Teil dieser Rundschau schrieben, weitere Schritte gethan hat, um diesen afrikanischen Besitz anzutreten, scheint gleichfalls keine Bedenken zu hegen, hier seine Gelder anzulegen. Schon 1890 hat Belgien dem Kongostaat 20 Millionen Frs. geliehen und in diesen Tagen hat das Ministerium eine neue Anleihe von 10 Millionen für die Kongoeisenbahn bei der Kammer beantragt. Auch Frankreich, das ja allerdings reich ist, opfert gerne 30 Millionen, um Afrika von dem Tyrannen in Dahome zu befreien und bewilligt 65 Millionen, um die weniger erfreuliche Unterwerfung der Hovas zu versuchen.

So fehlt es nicht an Geldopfern und auch nicht an Menschenopfern, die gebracht werden, um Afrika zu gewinnen. Wie wir schon bemerkten, weiß niemand die Zahl der Menschen, die Afrika verschlingt, zu nennen. Die Zeit ist zwar vorüber, in der, wer als Patriot gelten wollte, Ost- und Westafrika für gesund erklären mußte, wo Fürst Bismarck keinen Ortskundigen hatte finden können, der ihm über das Klima Ostafrikas Ungünstiges zu melden wußte, und ein berühmter Afrikareisender die Zweifel damit niederzuschlagen hoffte, daß er auf seine durch zweimalige Durchquerung Afrikas nicht erschütterte Gesundheit hinwies. Alle wissen jetzt, daß in der That die Kultivierung Afrikas große Opfer fordert. Auch die offiziellen Berichte, wie der kürzlich ausgegebene über Deutsch-Togo, zeigen, wie viele Krankheiten unter den wenigen Weißen vorkommen. Aber eine wirkliche Einsicht, wie gesund oder ungesund das Land ist, würde man erst dann bekommen, wenn man einen Vorschlag befolgen wollte, den ich mir schon vor zehn Jahren zu machen erlaubte. Man müßte ein genaues Verzeichnis von allen Weißen anlegen, in welchem ihre Ankunft in Afrika, ihre Erholungszeiten, und ihr schließliches Ausscheiden, sei es durch Verlassen Afrikas, sei es durch Sterben aufgezeichnet würden. Und zwar müßte diese Statistik durch eine längere Zeit hindurchgeführt werden, ehe sie beweiskräftig sein könnte. Denn auch in Afrika giebt es gesunde und ungesunde Perioden. So viel man jetzt sehen kann, würde das Resultat nur gewisser machen, was jetzt schon den Kundigen nicht unbekannt ist, daß nämlich Afrika viele Opfer fordert von denen, die es ins Licht bringen wollen. In absehbarer Zeit wird das wohl nicht anders werden, obwohl man sich leicht, wenn bessere Zeiten da sind, wie ein westafrikanischer Missionar sich ausdrückte, „im Schatten der Hoffnung birgt". So muß kürzlich der Bischof von Sierra-Leone behauptet haben, daß seine Diöcese nicht mehr „der Kirchhof der Weißen" genannt werden sollte. Aber sofort hat ein Beamter der Kolonie dieser optimistischen Auffassung widersprochen. Und leider darf man Bischof Ingham nicht recht geben.

Es ist nicht ganz erklärlich, warum an diesen Opfern die Missionare einen größeren Anteil haben, als Weiße, die in andrem Berufe stehen. Fabri erzählte mir, daß ihm ein Hamburger Kaufherr, der in Westafrika Geschäfte treibt, gesagt habe, der Missionar lebe nicht gut genug. Es ist allerdings so, daß die evangelischen Missionare nicht auf dem Fuß andrer social ihnen *gleich stehender* Europäer leben können. Man nimmt an, daß

die Beköstigung eines Europäers in Westafrika 2000 Mark kostet; ein lediger Missionar, wenigstens ein deutscher, bekommt überhaupt nicht soviel Gehalt, und wenn auch die englischen Missionare entsprechend der reicheren Lebenshaltung, an die sie gewöhnt sind, mehr Gehalt beziehen, so stehen doch auch sie den Kaufleuten und Beamten nach. Wenn keine Erhöhung eingetreten ist, so beläuft sich das Gehalt eines ordinierten, verheirateten, anglikanischen Missionars auf 250 Pfd. St. Damit würde sich schwerlich ein andrer Europäer in ähnlicher Stellung zufrieden geben. Es lohnt sich gewiß, daß die Missionsleiter diese Frage ernstlich erwägen; es wäre sehr kostspielig, hier zu sparen. Bedauernswert ist darum auch das Experiment des Bischofs Taylor, westafrikanische Missionen selbstunterhaltend zu machen und der Einfall der Missionare in der Sudanmission, sich mit Landeskost zu begnügen. Missionar Robinson schreibt: „Es ist eine große Abgeschmacktheit so zu reden, als wenn es eine schwere Entbehrung sei, in Kleidung und mit der Nahrung der Eingeborenen zu leben" (Int. 1891 S. 111). So haben andre vor ihm auch geredet, um ebenso schnell, wie Robinson, dem Klima zu erliegen. Warum soll denn in der Mission es nicht gelten: Crede experto! Ist es recht, daß hier jeder aufs neue Lehrgeld bezahle und nicht lerne von dem, was die Brüder in langer Arbeit erfahren haben?

Es ist übrigens wohl schwerlich die geringere Widerstandskraft des Missionars gegen das Klima aus seiner geringen Kost zu erklären. Ein Grund wird sein, daß, während andere Weiße, wenn sie sehen, daß ihnen das Klima nicht bekommt, schneller weggehen, der Missionar nicht so leicht aufgeben kann, woran sein Herz hängt. Der tiefste Grund ist jedoch, daß der Missionar viel inniger mit Geist und Herz an seine Arbeit gebunden ist, als andre. Auch innerhalb der Mission zeigt sich der Unterschied, daß die, welche mehr äußere Arbeit zu thun haben, gewöhnlich leichter wegkommen, als die, welche den Geist und den Kopf anstrengen müssen. Insbesondere die Schularbeit erweist sich als sehr aufreibend. Auch wo das Herz engagiert ist, wo Schmerz und Bekümmernis empfunden werden, ist die Widerstandskraft gegen die Malaria geringer. Niemand wird wünschen, daß der Missionar diesen schmerzlichen, aber ehrenvollen Vorzug verliere. Wenn Afrika für Jesum soll erobert werden, so muß er, der Herr, und müssen die ersten Missionare, welche die Gemeinde zu Jerusalem als Männer bezeichnete, die „ihre Seele dargegeben" (Akt. 15, 26), viele Nachfolger haben. Sie haben auch nicht gefehlt.

Solche Erfahrungen sind von den evangelischen Missionsgesellschaften auch in den letzten Jahren vielfach gemacht worden. Wir erwähnten schon den schnellen Heimgang des Missionars Bonzon, durch welchen die französischen Glaubensgenossen betrübt sind. Die Baseler Gesellschaft hat die reiche Ernte in Kamerun mit zehn Todesfällen erkauft. Die Norddeutsche Gesellschaft, in der letzten Zeit freundlicher, denn sonst geführt, hat doch 1894 zwei Missionare, Bavendamm und Schneider, die noch kein Jahr draußen waren und Tüchtiges zu leisten versprachen, durch den Tod verloren. Aber besonders schwer ist im vergangenen Jahre heimgesucht die Ch. Miss. Soc., die, wie wir sahen, sich anschickte, die Lücken auszufüllen. *Von acht Personen*, Männern und Frauen, die im November 1893 England

verließen, ist nur eine an das ins Auge gefaßte Ziel gelangt. Eine ist unterwegs an einem andren Arbeitsposten aufgehalten worden; eine mußte krankheitshalber heimkehren; die andren sind alle gestorben und zwar in in den ersten Wochen des letzten Jahres. Der ergreifende gemeinsame Heimgang von Bischof Hill und seiner Frau um den Epiphaniastag des vorigen Jahres ist schon berichtet worden (A. M.-Z. 1894 S. 184). Im Vorbeigehen bemerkt ist es nicht ganz verständlich, daß man Hill nach Westafrika gesandt hat. Er war schon früher, 1876, dort thätig, konnte aber das Klima nicht ertragen und ging 1878 nach Neuseeland. Hatte man die Hoffnung, daß sich seine Gesundheit in der Zwischenzeit für Westafrika gebessert habe, so mußte er andrerseits jetzt ein Alter erreicht haben, welches für die Acclimatisierung nicht mehr geeignet ist.

Eine Anzahl beweglicher Zeugnisse liegen vor, daß diese Männer und Frauen nicht ins Dunkel hinein gegangen sind. Bischof Hill sagte vor seinem Abschied in Exeter-Hall: „Schaut auf die Millionen, die ohne Christus in der Welt sind und ihr werdet einen Altar finden, und Gott helfe euch, daß ihr bereit seid, ein Opfer zu werden." Die letzte Predigt von Missionar Mathias in England hatte zum Text 2. Tim. 4, 6: „Ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden." Missionar Watney's letzter Brief ist unvollendet geblieben; er schloß mit den Worten: „Ich möchte gern willig sein zu allem, wenn nur sein Name verherrlicht wird an meinem Leibe, es sei durch Leben oder Sterben." 1. Kor. 6, 20, woran dies anklingt, wählte Bavendamm zu seinem Texte bei seiner Ordination. Tugwell, der Nachfolger im Bischofsamt hatte sich ein Gastbuch angelegt, in welches der Bischof von Sierra-Leone, Bischof Hill und dessen Frau als die ersten ihre Namen eintrugen. Hill schrieb Röm. 8, 38. 39 ein; seine Frau das Wort: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden". Man sieht, daß diese Männer und Frauen wissen, unter welchen Bedingungen sie ihre Arbeit thun müssen. Der neue Bischof, Tugwell, erwähnte in seiner Abschiedsrede, daß in den letzten vier Jahren 16 nach dem Niger ausgesandt wurden, von denen nur noch vier da seien. Dennoch antwortete er auf die Frage, was er befürchte: „Gott sei Dank! ich habe keine Furcht". Man ist nicht übertrieben in seiner Rede, wenn man von diesen Kämpfern als von Helden redet. Ein liebliches Zusammentreffen ist es, daß Bischof Hill bei seiner letzten Predigt am Sylvester 1893 den Doppeltext wählte: 2. Sam. 1, 17—27 und 3, 33. In ersterem stehen die Worte: „Holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind sie auch im Tode nicht geschieden," welche sich eine Woche später an ihm und seiner Frau erfüllten, als sie wenige Stunden nacheinander entschliefen. Die Teile seiner Predigt waren: „Ein vergeudetes Leben; ein verfehltes Leben; ein würdiges Leben." Niemand, der christlich denkt, wird von dem Leben dieser früh hinscheidenden Knechte und Mägde des Herrn sagen, daß es vergeudet oder verfehlt sei. Es ist im hohen Maße dessen würdig, der, ob er wohl der Herr, sein Leben gelassen hat. Darum wird ihr Opfer auch nicht umsonst gebracht sein.

Allerdings leidet nach menschlichem Ermessen die Arbeit unter diesen Verlusten. Jedenfalls bekommt sie dadurch ihr besonderes Gepräge. So

wird es nötig werden, daß man, wenn man kann, immer aufs neue aussende, um die Lücken zu füllen und zu einem Stamme von älteren Arbeitern zu kommen. Man kann sagen, daß in Westafrika die Missionsschlachten mit Rekruten geschlagen werden. Die Baseler haben die meisten europäischen Missionare an der Westküste, zwischen 70 und 80, und durch ununterbrochenes Aussenden besitzen sie einen Stamm von Veteranen. Es ist ein Unikum, daß sie einen Missionar haben, den unverwüstlichen Rottmann, der im letzten Jahre sein 40. Amtsjahr vollendete und in demselben wieder hinausgezogen ist. Vier ihrer Missionare, darunter Ramseyer trotz seiner vierjährigen Gefangenschaft in Asante, stehen zwischen dem 30. und 40. Dienstjahr, vier zwischen dem 20. und 30., die andren alle sind seit 1880 und folgenden Jahren ausgesandt. Die Norddeutsche M.-G. hat wenigstens zwei, die, so Gott will, in diesem Jahre ihr 15. afrikanisches Jahr vollenden. Bischof Ingham, dessen optimistische Anschauungen wir erwähnten, wird wohl zu denselben gekommen sein, weil noch keiner seiner Vorgänger so lange auf dem Bischofsstuhl von Sierra-Leone gesessen hat, wie er. Er ist seit 1883 in Westafrika und wenn wir nicht irren, der älteste der mit der Ch. Miss. Soc. verbundenen weißen Arbeiter. Zum Nachfolger des Bischof Hill ist Tugwell gewählt, wie es scheint, eine sehr gute Wahl, aber unter den Blinden ist der Einäugige König. Der Mann ist erst seit 1890 in der Arbeit. Und grade in Afrika ist es so wichtig, daß der Missionar alt wird: das Alter steht in Ehren bei den Westafrikanern; jedes Jahr, das ein Missionar lebt, ist ein Kapital, das er in seiner Wirksamkeit mit Zinsen verwerten kann. An die Sprache ist es kaum nötig zu erinnern. Sprachen solcher Völker lernt der Missionar auch in einem langen Leben nicht aus, aber in ein paar Jahren gewinnt er sicher nicht die Herrschaft, daß er mit voller Wirksamkeit predigen, lehren und besonders Seelsorge treiben kann. Das ist nur ein Beispiel von vielen, welches die Schwierigkeit veranschaulicht, mit jungen Missionaren zu arbeiten. Dieser Nachteil kann nur gemildert werden durch stetiges Aussenden.

Eine andre Folge ist, daß man genötigt ist, den Missionar nicht allein stehen zu lassen. Jesus hat kein Gesetz gegeben, aber daß er seine Boten zu zweien aussandte, kann doch überall für die Arbeit seiner Knechte nicht ohne Bedeutung sein. In einem Lande mit gefährlichem Klima ist es durchaus geboten, den Missionar nicht auf einer Station allein zu lassen. Auch drei zusammen ist keineswegs zu viel. Die Not ist ja nicht nur das Sterben, sondern auch das häufige Erkranken; es ist nichts Seltenes, daß ein Weißer alle vierzehn Tage sein Fieber hat. Von dem Einfluß, den das auf die Moral und die Religion hat, welche bedenkliche Situationen herbeigeführt werden können, in denen ein Bruder zur Hilfe da sein sollte, wollen wir jetzt nicht reden. Wir erinnern nur an die Arbeit. Was kann aus der Sonntagspredigt und dem Kirchenbesuch, was aus dem Unterricht und der Seelsorge werden, wenn etwa alle vierzehn Tage ein Fieber sie störend unterbricht? Vielleicht liegt der Europäer an einem leichten Fieber krank, und weil er weiß, wie schädlich die Unterbrechung ist, arbeitet er doch und zieht sich ein schwereres Fieber zu, das ihn hinrafft. Ist er aber durch *Schaden klug geworden,* und wartet seine Genesung ab, so wird er es zu

seinem Schmerz erleben, daß das Eisen beinahe zum Glühen gebracht, wieder erkaltet ist. Es wird nur wenige Ausnahmen in Westafrika geben, wo es nicht im Interesse einer guten, stetigen Arbeit liegt, mehrere Arbeiter zusammen zu stellen. Daß Bischof Taylor seine Stationen mit einzelstehenden Missionaren besetzt, ist im Interesse der Arbeit nur zu beklagen. Daß er gar auf sechs Stationen nur je eine Dame hat, ist unter den dortigen Verhältnissen geradezu unschicklich. Auch die Masse der Hauptstationen, die Taylor errichtet haben will, in Liberia 25, sechs in Angola, sieben am Kongo bedeuten darum im besten Falle eine Verschwendung von Missionsmitteln und Kraft. Als am 2. Februar letzten Jahres der Adolf Woermann bei Gr. Nifu an der Küste von Liberia strandete, fand die große Missionsreisegesellschaft in einem leerstehenden Taylorschen Missionshause Unterkommen. Das wird wahrscheinlich nicht das einzige verlassene Haus dieser Mission sein, das mit der den Tropen eigentümlichen Schnelligkeit dann auch verfällt. Das Klima erfordert einen guten Bau und da die Stationen stark besetzt sein müssen, so ist die Anlage einer westafrikanischen Station eine kostspielige Sache. Unter 70000 Mark wird man sie nicht herstellen können. Die 38 Stationen des Bischof Taylor, wenn sie nicht bloß auf dem Papier stehen, würden mehr denn zwei und einhalb Millionen Mark gekostet haben, falls sie sind, was eine westafrikanische Station sein soll.

Unter diesen besonderen Schwierigkeiten werden alle weißen Arbeiter in Westafrika sich genötigt sehen, ernstlich der Frage nahe zu treten, wie viel und wie bald man den Eingeborenen bei der Kultivierung des Landes heranziehen kann. Nebenbei bemerkt wird diese Frage auch den Kaufherrn und den Kolonialpolitiker beschäftigen und die Behandlungsweise der Eingeborenen bestimmen müssen. Westafrika wird kein Land der Weißen werden; was sie an dem Lande gewinnen wollen, können sie nur durch den Afrikaner gewinnen. Darnach sollten sich verständige Politiker einrichten. Unseres Wissens ist die Thatsache noch nicht erklärt, aber sie ist nicht zu bezweifeln, daß der Eingeborene das Klima aushält, welches dem Weißen so verderblich ist. Zwar ist der Schwarze nicht ganz immun; wenn er innerhalb seiner Heimat den Wohnort wechselt, bedarf es auch einer Acclimatisierung. Aber im ganzen gilt doch, daß er in dem Lande leben, arbeiten und zunehmen kann. Ob diese Immunität auch dem Afrikaner erhalten bleibt, der in der Fremde geboren ist, wissen wir nicht. Bekanntlich ist Westafrika der Marktplatz gewesen, auf welchem Christen drei Jahrhunderte lang Sklaven gekauft oder ehrlicher gesagt, gestohlen haben. Man hat sehr oft im Blick auf dieses schreiende Unrecht an das Wort Josephs gedacht und erinnert: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen — zu erhalten viel Volk.“ Der Gedanke liegt zu nahe, daß Gott diese Millionen Afrikaner den Christen ins Haus geführt habe, um durch sie Afrika zu missionieren. Wenn sie auch nicht so dem afrikanischen Klima gewachsen sein sollten, wie die in der Heimat geborenen, so weist sie doch schon ihre Hautfarbe nach Afrika, und der kleine Versuch in Liberia beweist wenigstens, daß die Exilierten ein zweites und drittes Geschlecht im Stammlande erzeugen, was bei den Weißen nicht der Fall ist. Dazu kommt, daß diese Afrikaner unter den Weißen oder vielmehr

neben ihnen eine, wie es scheint, unlösbare sociale Schwierigkeit bereiten. Wie nahe liegt es, daß diese afrikanischen Amerikaner Afrikas Erretter werden! Aber was so nahe liegt, ist bisher nur in verschwindend wenigen einzelnen Fällen geschehen. Ganz im Großen kann es wohl auch nicht zu stande kommen. Ein Exodus, eine Rückwanderung der Neger Amerikas in ihre Heimat ist ein phantastischer Gedanke. Wenn man auch nur an die über sieben Millionen Schwarzen in den Vereinigten Staaten denkt, so würde eine Massenauswanderung derselben ohne geschichtliches Vorbild sein, auch die Völkerwanderung bietet nichts Ähnliches. Es würde die Flotte der ganzen Welt bedürfen und Milliarden an Geld, um sieben Millionen von einem Erdteil in den andern zu versetzen. Die Amerikaner werden die Schuld ihrer Väter tragen und sehen müssen, wie sie als Christen dieses Erbe recht verwenden. Man muß sich wundern, daß die Christen dort, die Missionsfreunde in Amerika nicht in viel ausgedehnterem Maße die Afrikaner zur Missionierung ihrer Heimat heranziehen. Es würde, wenn man in heiligen Dingen so reden darf, der Negerbevölkerung einen edlen Ehrgeiz geben können, Retter ihrer Volksgenossen zu sein, edler als der übrigens auch nicht unberechtigte Ehrgeiz in Eisenbahnen und anderswo von den weißen Brüdern als Mitmenschen behandelt zu werden. Bis jetzt sehen wir nur wenige amerikanische Afrikaner im Missionsdienst. Im französischen Guinea sind Farbige von Barbadoes mit gutem Erfolge thätig. Sie haben sich unter die Aufsicht des Bischof Ingham von Sierra Leone gestellt. Auch die „unierten Brüder" verwenden in ihrer Mission auf der Sherbro-Insel farbige Missionare. Und dann haben die amerikanischen Südpresbyterianer am Kongo neben dem weißen einen farbigen Missionar. Das ist nur sehr wenig, und man möchte wünschen, das große Arbeitermaterial, das den Christen zugeführt ist, würde anders verwertet für die schwierige, aber aussichtsvolle Aufgabe Afrika vom Westen aus zu erobern.

Allerdings müßte dieses Material anders gesichtet, ausgebildet und geleitet werden, als es in Liberia geschehen ist, das wir oben nicht erwähnten, weil wir darüber noch einige besondere Bemerkungen zu machen haben. Leider ist diese amerikanische Gründung nicht das für Afrika geworden, was sie hätte sein können. Liberia ist nicht, was Sierra Leone trotz aller Schattenseiten ist, ein Kulturherd für Westafrika. Die amerikanischen Afrikaner sind keineswegs, was man ja allerdings hätte erwarten dürfen, durch ihr Wohnen unter Christen kultiviert und in einem tieferen Sinne kultiviert. Man hat sie mit Absicht auf einer niedern Stufe gehalten und kann nicht erwarten, daß sie in einem Vierteljahrhundert die Versäumnisse von mehreren Jahrhunderten wieder einholen. Wie wenig selbst Kinder der weißen Rasse, die ein Jahrtausend christianisiert ist, wenn sie ohne Auswahl nach Afrika kommen, dort die Kultur, geschweige denn das Christentum fördern, erfahren wir ja an unsern eigenen Volksgenossen in beschämender Weise. Das Beste ist für den Missionsdienst ja nur eben gut genug. Man müßte auswählen, ausbilden und beaufsichtigen. Wie es scheint, können Begabtere in Liberia allerdings eine formale Bildung erhalten; der mehrfach genannte Dr. Blyden besitzt dieselbe in nicht gewöhnlichem *Maße*. Aber auch er zeigt, daß man dabei in der Urteilsfähigkeit sehr

wenig durchgebildet sein kann. Irren wir nicht, so ist Dr. Blyden nicht mehr Professor an dem College in Monrovia, sondern Gesandter in London. Als solcher hat er sich vor nicht langer Zeit an einer jener Komödien beteiligt, die halbgebildete Afrikaner so lieben. Er half einer alten Liberianerin zu einer Audienz bei der Königin und gab zu, daß die Frau sich selbst und ihre Rasse durch ihr Reden und Benehmen lächerlich machte. Daß Dr. Blyden für die Methode schwärmt, mit welcher die Mohammedaner und Katholiken seine Landsleute kultivieren, ist auch ein Beweis, daß es ihm doch an Bildung des Herzens und Geistes fehlt. Diese Oberflächlichkeit ist die Gefahr Liberias, und leider ist auch nicht viel Erfreuliches von der dortigen Kirchen- und Missions-Arbeit zu sagen, die in die Tiefe führen sollte und könnte. Stetig scheint die Arbeit der Episkopalen zu sein, die nun seit zehn Jahren unter der Leitung des eifrigen Bischofs Ferguson, eines Liberianers, stehen. Auch farbige amerikanische Baptisten haben seit einem Jahrzehnt eine Mission unter den Vey begonnen, welche schon schöne Früchte zeigt. Dagegen können wir bei aller Achtung vor den guten Absichten und dem Eifer des Bischofs Taylor von seiner Arbeit für die Vertiefung des geistigen Lebens in Liberia nicht viel erwarten. Es ist schade um die 25 Stationen; weniger wäre mehr. Die methodistische Predigtweise hat für den Afrikaner etwas Anziehendes, da er für Gefühlsbewegungen sehr empfänglich ist. Um so größer ist die Gefahr, welche mit dieser Methode verbunden ist, die Gefahr einer auf augenblickliche Gefühlserregungen gegründeten, oberflächlichen Bekehrung. Die Boten Taylors sind gewiß treue Männer, aber sie scheinen nicht so in und durch das Wort Gottes gebildet zu sein, um diese Gefahr zu erkennen und zu vermeiden. „Illustrated Afrika", ein von dem Bischof gegründetes Missionsblatt, das im Vorbeigehen bemerkt, das Bild Taylors als Vignette trägt, enthält in seiner Nummer 66 einen Reisebericht von Missionar Tate, der ganz den Stempel methodistischer Arbeit trägt. Den Schluß der Reise macht eine Woche in der Krustadt bei Monrovia, an deren Ende der Herr „vielen Segen" gab. Eine „große Zahl bezeugte, daß ihre Seelen errettet seien, Gott sei gepriesen". Unter den Siegestrophäen wird erwähnt, daß verschiedene die Vielweiberei aufgaben und wie es scheint, gleich an diesem gesegneten Abend gesetzlich getraut wurden und „there was a great deal of giving up of pipes and tobacco". Eine Übersetzung dieser Worte würde den Geschäftston verwischen. Das zeigt nicht nur eine unevangelische Auffassung, sondern läßt auch befürchten, daß von diesen schnell Gewonnenen gilt: Wie gewonnen, so zerronnen. Und dann ist das Zweite ärger denn das Erste. Wenn man von den amerikanischen Afrikanern, wie es billig scheint, etwas für ihre Heimat erwarten soll, dann muß zuvor an ihnen selbst eine gründliche Arbeit geschehen.

Selbstverständlich hat die evangelische Mission auch daran gedacht, aus ihrer afrikanischen Ernte eine neue Aussaat zu gewinnen, die schon gewonnenen Christen außeramtlich und amtlich als Missionsagenten zu benutzen. Es wird sich wohl aus den besonderen vorhin besprochenen Schwierigkeiten erklären, daß diese allgemein giltige evangelische Missionspraxis hier in sehr ausgedehntem Maße geübt wird. Es läßt sich allerdings auf diesem

Gebiete nicht leicht vergleichen, weil so viele verschiedene Beziehungen zu berücksichtigen sind, aber ein Vergleich mit einer andren afrikanischen, von Deutschen betriebenen Mission wird doch den Unterschied veranschaulichen. Die Berliner in Südafrika haben bei einer Gemeinde von 25589 Seelen 123 Angestellte, die Baseler auf der Goldküste in Westafrika dagegen bei einem Gemeindestand von 12074 haben 172 eingeborene Beamte. Das heißt die Südafrikaner 0,48 Proz., die Westafrikaner 1,4 Proz., fast dreimal so viel. Die 21000 Anglikaner Westafrikas stellen 32 ordinierte Negergeistliche; wenn die Protestanten Preußens ebenso fruchtbar in der Hervorbringung von Geistlichen sein wollten oder könnten, so würde es in Preußen etwa 30000 evangelische Geistliche geben, während es nur 8900 Pfarrstellen giebt. Es ist also in Westafrika eine ungemein hohe Anspannung, um nicht zu sagen Überspannung der geistlichen Kräfte zu bemerken, und es ist wohl zu verstehen, wenn die Ch. M. S. erklärt, daß ihre beiden Kirchenkörper in Sierra Leone und Lagos nicht genügend „spiritual“ Agenten für ihre westafrikanische Mission geben können (Report of the Special Niger Sub.-Com. Int. 1891 S. 141).

Läßt man das Bedenkliche dieses angespannten Kriegsdienstes junger Gemeinden nicht unbeachtet, so wird es zu billigen sein, wenn in Westafrika bis an die äußerste Grenze gegangen wird. Es ist auch erklärlich, wenn dort früher und mehr für die Ausbildung von Gehilfen geschehen ist, als in andern Missionen. Aber umsomehr ist darauf zu achten, daß nicht dies Mehr in einer Erweiterung der Peripherie des Wissens besteht, sondern in einer Vertiefung. Der Westafrikaner, vielleicht jeder Mensch auf gleicher Bildungsstufe, ist sehr schnell etwas Neues zu lernen, wo möglich mehrere Sprachen, aber keine recht gründlich. Man muß mit aller Energie darauf dringen, daß Weniges zum vollen Eigentum gemacht werde, und in hohem Maße gilt bei dem Unterricht eines Afrikaners die Regel, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt. Nur zu leicht wird das Wissen ein äußerliches. Eben kommt uns der Bericht zu, daß ein Lehrer ganz ruhig die Kinder beten läßt: Unsre Väter in dem Himmel. Der Mann hat allerdings nicht viel Geistesleben, aber auch von einem lebendigen und sehr erwecklichen Prediger wird berichtet, daß er sehr unzufrieden, weil seine Schüler die Frauen des Lamech nicht behalten haben. Fräulein Higgins meldet von der Schule in Ilaro im Yorubaland, daß die Kinder genau ohne ein Wort auszulassen das 14. Kapitel im Johannes und das fünfte Kapitel im Buch der Richter repetierten. Die Dame scheint damit zufrieden gewesen zu sein. Wenn aber schon gegen Joh. 14 als Memorierstoff für eine Missionsdorf-Schule Bedenken zu erheben sind, so wird wohl kein Verständiger das Lied der Deborah auswählen, um es von afrikanischen Kindern auswendig lernen zu lassen. Von anderm abgesehen wird es schon schwer sein, den Afrikaner, der so rachsüchtig ist, vor Mißverstand dieses Liedes zu bewahren. Jedenfalls gehört es nicht zum Minimum, und auf das sollte man sich beschränken, um das Erlernte recht verarbeiten zu können. Bei der Notwendigkeit der Konzentrierung möchte es auch zweifelhaft erscheinen, ob es zweckmäßig ist, bei der Ausbildung der Pastoren schon jetzt *Griechisch und Hebräisch* herbeizuziehen. Auch daß die höheren Schulen in

Liberia und die von Fourrah Bay akademische Grade austeilen, scheint eine Spielerei, und vielleicht eine nicht ganz unschädliche. Aber immerhin, wenn ihnen der Baccalaureus eine so unbändige Freude macht, so gebe man ihnen den Titel, aber sorge dann auch dafür, daß es nicht nur ein Titel sei.

Es sei erlaubt, hier ein Wort zu sagen über einen Weg, den die Norddeutsche Missionsgesellschaft allerdings unter dem ziemlich einstimmigen Widerspruch der deutschen Fachmänner eingeschlagen hat, den sie aber bis jetzt nicht zu bereuen hatte. Sie hat Evhejünglinge nach Deutschland kommen lassen und hier beim Pfarrer Binder, der elf Jahre im Evhelande Missionar war, zu Gehilfen ausbilden lassen. Unter allen Gründen, die diesen Weg empfehlen, sei hier nur der eine genannt, daß unter dem Einfluß des westafrikanischen Klimas der weiße Lehrer nur schwer mit ganzer Kraft lehren kann und darum auch der Schüler nicht so ganz voll kennen lernt, was geistige Arbeit ist. Die Bedenken, die dagegen erhoben werden können, sind ja naheliegend. Es ist die Gefahr vorhanden, vielleicht in erhöhtem Maße, die überall eintritt, wo ein Mensch von niederer Kulturstufe auf höhere soll gehoben werden, die Gefahr der Verbildung und Einbildung. Aber wo sind die nicht? Ist denn jemals eine Missionsperiode gewesen ohne solches hin und her? Auch heute findet es statt. Nicht nur die Chinesen, Japaner und Ostindier kommen zu uns, um unter uns zu lernen und dann heimgekehrt eine Führerstelle einzunehmen. Auch die Westafrikaner senden ihre Söhne und auch schon zuweilen Töchter in die alte Christenheit, um hier sie ausbilden zu lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die so europäisch oder auch amerikanisch Gebildeten einen großen Einfluß auf ihr Volk ausüben werden. So gut wie bei uns in Gutem und Bösem ein Gereister in Dorf und Stadt etwas zu bedeuten hat, so und noch mehr wird Urteil und Sitte seiner Landsleute beeinflussen, wer von den Afrikanern in der Heimat des Weißen, an der Quelle, aus der so viele staunenswerte Dinge nach Afrika sich ergießen, auch nur etwas sich umgesehen hat. Warum sollte die Mission dieser Weltbewegung, die den Farbigen in die Heimat des Weißen bringt, sich nicht anbequemen? Sie ist meistens in der Lage, die Gefahren eines solchen Ganges erheblich abzuschwächen, die Bildung des Fremdlings in die rechten Hände zu legen und in eine grade für ihn geeignete Bahn zu lenken und solche Individuen für diesen außergewöhnlichen Weg auszusuchen, die körperlich, intellektuell, moralisch und in religiöser Beziehung die meiste Sicherheit für einen guten Erfolg bieten. Die Ch. M. S. hat die Tüchtigkeit ihrer bewährtesten eingeborenen Mitarbeiter auf diesem Wege erreicht; ich nenne nur S. Crowther. Es ist gewiß in dem Bildungsgang unsrer einheimischen Geistlichkeit nicht alles, wie es sein sollte, aber das werden alle Verständigen als ein Glück ansehen, und als einen Grund des Einflusses, den die evangelische Kirche auf das Volksleben noch besitzt, erkennen, daß die Pastoren die höchste Bildung empfangen, welche unser Volk geben kann. Es liegt im Interesse der Mission, daß wenigstens eine Anzahl ihrer Beamten die höchste Bildung empfangen, die dermalen für das Volk, unter dem sie arbeiten, möglich. Die können sie aber jetzt nur an dem Sitz christlicher Kultur empfangen. Ich würde sehr empfehlen, diesen Weg *mit aller* Vorsicht einzuschlagen; man folgt dabei

nur den Spuren, die Gottes Regierung über den Völkern in unsern Tagen deutlich ausgeprägt hat.

Ist es, wie überall, auf dem Missionsfelde, so besonders wegen der klimatischen Verhältnisse in Westafrika geboten, vorsichtig, aber eifrig darauf bedacht zu sein, die junge Christenheit außer und in dem Amte zum Missionsdienst heranzuziehen, so würde es andrerseits ein Irrtum sein, wenn man die jungen Kirchen in nächster Zeit sich selbst überlassen wollte. A priori läßt sich die Frage, ob die Negervölker im stande sein werden, selbständige, im vollen Sinne des Wortes selbständige Kirchen ohne Aufsicht der Weißen und ohne deren Leitung zu bilden, nicht beantworten. Geschichte und Erfahrung müssen das entscheiden, wie auch, wenn die Grundfrage bejaht wird, wann der Zeitpunkt gekommen sein wird, daß man sie zu dieser Selbständigkeit entlassen kann. Unsres Erachtens macht die bisherige Erfahrung es durchaus wahrscheinlich, daß die begabte, auch mit dem Verlangen nach Selbständigkeit begabte Negerfamilie sehr wohl mündig werden kann, aber auch daß diese Zeit noch nicht gekommen ist, und daß man nur zum Schaden der jungen Negerkirchen und des aussichtsvollen Missionswerkes in Westafrika die altchristlichen Kräfte jetzt schon wegziehen würde. Aus einem Prinzip heraus, dem zudem die rationelle, wie die geschichtliche Unterlage fehlt, sollte man das Werk nicht beschädigen, und es ist sehr zu bedauern, daß Dr. Cust seinen Eifer für Afrika nicht weiser bethätigt, als in dem schädlichen Rate, die Afrikaner jetzt schon selbständig zu machen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß gerade die zu große Selbständigkeit der Grund gewesen ist, daß die Arbeit nicht die zu erwartenden Fortschritte gemacht hat. Ein Grund, daß die wesleyanische Mission in Westafrika nicht die Bedeutung gewonnen hat, welche ihr zustand, ist die ungenügende Zahl europäischer Arbeiter, die ohne Unterbrechung leitend, anspornend, höhere Ziele christlichen Lebens und christlicher Arbeit durch Wort und Vorbild vorhaltend, mit den Afrikanern hätten arbeiten müssen. Das Werk geht an manchen Orten zurück, an keinem ist es auf der Höhe, die ihm gebührt. Auf der Gold- und Sklaven-Küste, wo vor jetzt 50 Jahren durch die etwas geräuschvollen Reisen des farbigen Missionars Freemann an die Höfe von Kumase und Abome das Werk begonnen wurde, findet man, wenn man von Zeit zu Zeit sich nach demselben umsieht, die Sache immer auf demselben Flecke. Immer hoffnungsvoll scheinen die Sachen doch nie rechte Fortschritte zu machen. Augenblicklich ist wieder in Kap Coast Castle Missionar Kemp, wie „Illustrated Africa" ihn nennt „an ideal missionary", der denn auch von „remarkable conversions in almost every circuit" zu berichten weiß. Auffallend ist, daß dieser Mann, „in fünfjährigem, fast ununterbrochenem Aufenthalt jährlich keine zwölf Fälle von Trunkenheit gesehen hat." Charakteristisch ist auch, daß er den „comprehensive and far reaching" Plan hat, in Aburi ein „combined Girls School and Sanatorium" zu bauen, welches Missionaren und anderen Europäern offen sein und ersteren es möglich machen soll, vier Jahre und länger in der Kolonie ohne Unterbrechung zu bleiben. Hoffentlich wird Herr Kemp sich Aburi vorher ansehen und dann erfahren, *daß an diesem nicht* so sehr großen Orte eine evangelische Gemeinde von

1234 Seelen unter der Leitung von zwei Baseler Missionaren lebt, daß dort auch ein Sanatorium mit einem Missionsarzt besteht und wird dann berücksichtigen, was ein Missionar, der in hohem Maße „ideal" ist, über solche „far reaching schemes" Röm. 15, 20 zu sagen hat. Im übrigen wird das Material, welches diese Mission durch ihre Bekehrungen gewinnt, nur dann zu seiner vollen Verwertung kommen, wenn an der Spitze der afrikanischen Mitarbeiter, auch wenn diese das Lob verdienen „sich so gut zu halten, wie die weißen Prediger", altchristliche Führer in dem Kampf gegen die heidnische Majorität stehen.

Der gesunde Gedanke, daß man die Eingeborenen zur Selbständigkeit bringen müsse, ist auch bei der Arbeit der Ch. M. S. in den Mißbrauch verkehrt worden, daß man ihnen schon zu viel zutraute. Die Vernachlässigung der schönen Arbeit im Yorubaland und am Niger, die wir mit den dadurch entstandenen Nachteilen zahlenmäßig nachgewiesen haben, bestand darin, nicht daß man die Arbeit aufgab, sondern daß man sie zu ausschließlich den Afrikanern überließ. Und wahrscheinlich hat man auch dieses Verfahren damit gerechtfertigt, daß man sich sagte, wir haben ja hier bewährte einheimische Kräfte, die wohl allein auskommen werden. Der würdige, hochverdiente Honorar-Inspektor der Ch. M. S., H. Venn, hatte während seiner langjährigen Dienstzeit die Gründung eines eingeborenen Pastorates und Episkopates mit besonderer Liebe verfolgt. Ob er, wenn er die Zeit neuer Unternehmungen möglichst weit im Innern erlebt hätte, in die Entblößung des Westens von europäischen Arbeitern eingestimmt hätte, wissen wir nicht. Aber es konnte so aussehen, als verfolge man seinen Lieblingsgedanken, wenn man jetzt den Eingeborenen noch etwas mehr zutraute. Hatte man doch auch ganz besonders tüchtige, in langem Dienste bewährte Kräfte, vor allem den Bischof Crowther. Aber leider hat doch eine Katastrophe nicht vermieden werden können, welche die letzten Tage des ehrwürdigen Greises schwer getrübt haben muß. Das ist um so wehmütiger, als Crowther selbst oft nach Europäern verlangt hatte (Int. 1891 S. 141 ff.). Vielleicht fehlte auch dem Greise die Energie, um durchgreifen zu können. Von den Männern, die in freierer Verbindung mit der Kirchlichen Gesellschaft die sogenannte Sudan-Mission begannen, ist die Krisis ausgegangen. Sie waren am Niger, wurden in Lokoja aufgehalten und hatten so Gelegenheit aus der Nähe die Arbeit der eingeborenen Gehilfen und den Zustand der Gemeinden kennen zu lernen. Ihre Vorstellungen aber wurden nach ihrer Meinung von dem Komitee und der zur Untersuchung eingesetzten Kommission nicht genug berücksichtigt. Man darf hoffen, daß sie selbst nicht zu sehr mit dem Maße eines jungen Missionars geurteilt haben. Wenigstens hat Robinson gezeigt, daß er die Augen offen hatte für einen Fehler, in den leicht junge Missionare fallen. Er schreibt in seinem Bericht über die Sudan-Mission sehr beherzigenswerte Worte: „Wenige Gefahren liegen einer Schar junger Missionare, die in ein zum Teil von älteren Arbeitern besetztes Arbeitsfeld eintreten, näher, als zu denken, sie hätten ein Monopol allein die Wahrheit zu besitzen, wie man recht arbeite und lehre und dann voreilig Person und Werk ihrer Vorgänger zu verdammen". Man darf darum wohl mit Vertrauen sein Urteil über die Schäden,

namentlich sittlicher Art, aufnehmen. Robinson schrieb einen zweiten Brief, den alle weißen Missionare vom Niger unterzeichneten, in dem die Klage erhoben wurde, daß die Leitung und die Special-Kommission den Vorstellungen nicht gerecht geworden sei. Nach neuer Untersuchung gab aber das Komitee ihrer Kommission recht und die würdevolle, ernste und doch auf den Frieden gerichtete Äußerung des Komitees (Int. l. c.) war ganz darnach angethan, reinigend und versöhnend zu wirken. Es wurde ausgesprochen, daß bei der „außerordentlich bedauernswerten, herrschenden Unkenntnis der göttlichen Wahrheit und dem niedrigen Stande der Zucht" überall die Mitwirkung von Europäern nötig sei. Andrerseits wurde das einseitige Vorgehen des Sekretärs der Mission vom untern Niger und dem Delta getadelt, der in Überschreitung seines Rechtes ohne den Bischof zu fragen, dessen Sohn, den Archidiakonus Crowther und den Pastor Paul vom Amte suspendiert hatte. In bezug auf ersteren wurde anerkannt, daß die Suspension auch sachlich nicht berechtigt sei. Nichtsdestoweniger wurde er mit keinem Posten in der Missionsverwaltung betraut. Dagegen wurden mit Zustimmung des Erzbischofs von Canterbury die beiden Afrikaner Phillips, ein Sierra Leoner, und Oluwole, von Abeokuta gebürtig, der erste für das Egbaland, der andre für Ode Ondo zu Bischöfen, d. h. zu Hilfsbischöfen des Bischofs Hill und jetzt also seines Nachfolgers, Tugwell, bestimmt. Nach dem vorhin bemerkten kann man sich über diese Maßnahmen nur freuen und wünschen, daß in dieser Verbindung von alt- und jungchristlichen Arbeitern das Werk an dieser wichtigen Stelle in Westafrika wieder zum Blühen komme. Möge es auch gelingen, die Pastoren, welche sich mit ihren Gemeinden von der Gesellschaft getrennt haben — Dandeson Crowther wird wohl der Führer sein — wieder zu gewinnen! Ihre Kirchengebäude gehören der Gesellschaft, die aber abwartet. Bei dem plötzlichen Abscheiden des Bischofs haben die Pastoren des „native Pastorate" am Nigerdelta mit ihren Frauen ihre Teilnahme ausgesprochen. Auch sie wollen also die Brücke nicht abbrechen. Möchte bald die Mißstimmung, die offenbar auch sonst in den Gemeinden vorhanden ist, schwinden! Vielleicht haben die Opfer, welche auch neuerdings wieder weiße Brüder für ihr Volk gebracht, eine Kraft der Versöhnung.

Unsre Rundschau ist sehr ausführlich geworden, aber darum doch nicht vollständig. So haben wir die unierten Presbyterianer am Alt-Kalabar, die mit sehr vielen europäischen Arbeitern ihr Werk betreiben und in dem letzten Jahrzehnt reichere Ernten haben, nicht besucht. Auch nicht die Bostoner in Angola und die verschiedenen jungen Arbeiten am Kongo. Die ersteren haben den Beweis geliefert, daß man einer tüchtigen Missionsgesellschaft sehr wohl eine Million anvertrauen darf, ohne daß diese darüber den Kopf verliert. Es wäre gewiß zu wünschen, wenn sich das Verlangen, dem Herrn unter den Heiden zu dienen, mehr der Hilfe derer bedienen wollte, die in der Arbeit schon Erfahrungen gemacht haben. Auch der Gründungseifer der Familie Guinneß würde mehr im Anschluß an eine ältere Gesellschaft wirken, als in immer neuen Schöpfungen am Kongo. Was die Arbeit des Bischofs Taylor am Kongo und in Angola betrifft, so citiert die „Ev. Mission" den Ausspruch Taylors:

„Das Werk liegt noch in den Windeln, aber der Ausblick ist herrlich.“ Jeder Freund Afrikas wird sich freuen, wenn der Ausblick nicht täuscht, aber auch wünschen müssen, daß die Windeln, nebst allem Kindischen abgelegt werden. Denn der Kampf um Afrika kann nur zum Siege führen, wenn die Kämpfer ebenso nüchtern als eifrig sind.

Litteratur-Bericht.

1. **Herold**: „Die Behandlung der afrikanischen Neger.“ Köln, Neubner. 1894. 80 Pf. Der Verf. dieses inhaltsreichen Schriftchens, ein preußischer Artillerie-Hauptmann, war mehrere Jahre Stationschef zu Misahöhe im Togolande, und hat in dieser Stellung durch seinen Umgang mit den Eingeborenen wertvolle Erfahrungen gesammelt über ihre richtige Behandlung. Charakteristisch für den Geist seiner Schrift ist sofort das Motto, das er ihr voranstalt: „Keiner sollte dort Herr sein, der nicht das Schwerere gelernt hat, Herr seiner selbst zu sein, der nicht die Weisheit gelernt hat, die mit Geduld und Ruhe einem großen und vielleicht fernen Ziele entgegenarbeiten kann“ (H. Drummond). Es sind goldene Ratschläge, die er bezüglich der Wahl der Kolonialbeamten giebt: „Afrika ist keine Versorgungsanstalt für gescheiterte Existenzen.“ „Man schicke nur die besten Kräfte hinüber, die nicht vom hohen Roß ihres Europäertums verächtlich und interesselos auf den Neger herabblicken, sondern die imstande sind, die vielseitigen an sie gestellten ernsten Aufgaben mit Hingabe und Liebe zur Sache zu erfüllen.“ „Der im Ansehen des Negers von vornherein so hoch gestellte Europäer muß sein Benehmen stets so einrichten, daß er von dieser Höhe nicht herunterfällt.“ „Eine sachgemäße Behandlung der Neger setzt voraus, daß sich der Weiße alle erdenkliche Mühe giebt, sich in ihre Anschauungs- und Denkweise zu versetzen; nur so kann er bei ihnen moralische Eroberungen machen und ihr Vertrauen erwerben. Europäer, die die Kinder der Tropen wie schwarz angestrichene Europäer mit Verachtung behandeln, gehören nicht nach Afrika.“ Und es sind gute Worte, die er über die Eingeborenen sagt: „Es bleibt eine völlige Verkennung der afrikanischen Neger, sie sozusagen als Menschen zweiter Klasse zu behandeln, weil wir ihnen durch eine alte Kultur um einige Jahrhunderte voraus sind.“ „Nach der Anschauung und dem Glauben der Ewe-Neger erschuf Gott einst Menschen von weißer und dunkler Hautfarbe, die er alle seine Kinder nannte. Das müssen auch wir anerkennen, indem wir die Neger vor dem Gesetz im wesentlichen als gleichberechtigt mit uns ansehen.“ „Wer versucht, dem Neger persönlich nahe zu treten, wird unter der dunkeln Haut bald ein menschliches Herz finden.“ Und nun nur noch ein paar Citate über die Behandlung: „Die Hissung der Flagge allein genügt nicht, der verheißene Schutz muß thatsächlich ausgeübt werden, indem der Staat die Eingebornen in ihren Rechten und in ihrem Eigentum schützt und der Herrschaft des Kreuzes zum Siege über einen finstern Fetischaberglauben hilft.“ „Die Geschichte lehrt, daß noch niemals eine Nation, die mit einem eroberten Lande Raubbau trieb, auf die Dauer Segen von der Erwerbung hatte.“ „Der eigentliche Wert der Protektoratserklärungen der europäischen

Mächte über Afrika beruht in der übernommenen moralischen Verpflichtung, für das Aufblühen der betreffenden Schutzgebiete und die Wohlfahrt ihrer Bewohner zu sorgen." „Die Peitsche ist in den Händen eines höheren Beamten der denkbar schlechteste Ersatz des Zepters; sie mag als Symbol des Tierbändigers gelten, nicht aber als das Symbol einer gerechten und weisen Regierung." „Die Prügelstrafe sollte in Afrika nur ausnahmsweise angewendet werden." „Daß man schon heute ohne Prügelstrafe mit den Negern auskommen kann, beweisen die Engländer in ihren westafrikanischen Kolonien." „Die Neger verstehen recht gut die Notwendigkeit der Strafe und haben ein äußerst feines Gefühl für gerechte und ungerechte Behandlung. Während eine gerechte Bestrafung sie günstig beeinflußt, ohne daß sie auf den Gedanken kommen Rache zu nehmen, wirkt eine ungerechte Strafe wie eine Mißhandlung verbitternd und verdirbt den Charakter." „Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß der Neger kein Ehrgefühl besitze." Das sind nur ein paar Brocken aus der kleinen inhaltsvollen Broschüre, der wir besonders seitens der Kolonialbeamten und des auswärtigen Amtes ernstliche Beachtung wünschen. Wir schließen mit dem Wunsche des Verfassers: „Man möchte der Kolonialabteilung einen scharfen Besen wünschen, um mit rücksichtsloser Thatkraft alle diejenigen aus Afrika hinauszufegen, die in Überschätzung unsrer Mittel, in Unterschätzung der vorhandenen Schwierigkeiten und in Mißachtung der Neger unsre Aufgabe erschweren."

2. **Von Nathusius**: „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage. II. Die Aufgabe der Kirche. Leipzig, Hinrichs. 1894. 7,50 Mk. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, dieses nach unserm Urteil ebenso zeitgemäße wie bedeutende Buch ausführlich zu besprechen. Mit den socialen Aufgaben der heimatlichen Kirche hat eine Missions-Zeitschrift nichts zu thun. Aber der Verf. hat einen weiten Blick und faßt seinen Gegenstand sehr universal. Nicht nur daß er in dem inhaltreichen Kapitel: „Die christliche Lehre von der menschlichen Gesellschaft" in einem besonderen Paragraphen (50) von dem Weltverkehr handelt und in denselben auch die christliche Mission einbezieht, so ist auch von Bedeutung für die Missionswissenschaft, was er in diesem Kapitel sagt über die einzelnen volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren, über die Volksgenossenschaft, die Familie, die Arbeit, den Sonntag, das Eigentum, die Stände, was er überhaupt über den socialen Geist des Neuen Testamentes und in dem von der Bestimmung der Kirche handelnden Abschnitt über die Notwendigkeit und den Wert christlicher Lebensordnungen bemerkt. Das alles ist nicht bloß auf die heimatlichen Verhältnisse zugeschnitten sondern principiell in einer Weise erörtert, die sehr anregungsvoll ist auch für Männer, welche es mit der Missionswissenschaft und der Missionspraxis zu thun haben. Denn auch die Mission hat eine sehr reiche Beziehung zu den verschiedensten Fragen des socialen Lebens und sie muß dankbar sein für jeden Beitrag, welcher ihr Handreichung thut, Klarheit in ihre Stellung zu diesen Fragen zu bringen. Bei einem noch so disputabeln Gegenstande kann man natürlich nicht erwarten, daß lauter kanonische Lösungen gegeben werden; der Verf. ist auch bescheiden genug, den Hauptwert seines Buches wesentlich in Anregungen zu erblicken; aber die meisten besonders

seiner principiellen Erörterungen sind gesund, und auch da, wo die Probleme mehr angedeutet als gelöst werden, sind die gegebenen Grundzüge wertvolle Wegweisungen. Leider verbietet der Raum auf Details einzugehen; ich hoffe aber in der dritten Abteilung meiner Missionslehre dazu mannigfache Gelegenheit zu finden.

3. „Württembergische Kirchengeschichte.“ Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Calw. 1893. 10 Mk. Eine 756 Quartseiten umfassende Special-Kirchengeschichte hat unsres Wissens keine andre deutsche Landeskirche aufzuweisen. Mehrere Verfasser (Bossert, Keidel, Hartmann, Kolb) haben sich in die große Arbeit geteilt; ihre Darstellung ist nicht die gleiche, aber der Fleiß, mit dem sie ihre Quellen durchforscht, die Nüchternheit, in der sie ihren Stoff behandelt und die Zuverlässigkeit, die ihr Werk verdient, ist die gleiche. Das Buch ist allerdings keine bloße Unterhaltungslektüre und trägt keinen volkstümlichen Charakter, etwa wie Gebhardts zweibändige Thüringische Kirchengeschichte, es ist eine Arbeit von wissenschaftlicher Haltung und wissenschaftlichem Werte für gebildete Leserkreise. Man staunt über die Fülle des Reichtums an Einzelthatsachen, die von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart über alle Seiten der kirchengeschichtlichen Entwicklung wie alle Beziehungen des kirchlichen Lebens zu den übrigen Faktoren der nationalen, bürgerlichen und kulturellen Entwicklung geboten wird. Nichts ist übergangen, was irgendwie von Bedeutung ist. Freilich wird diese Thatsachenfülle, besonders in den Abschnitten über die Anfänge der Württembergischen Kirche, d. h. über die Missionsgeschichte, mehr in mosaikartiger als in Erzählungsform geboten. Z. B. Fischer in seinem geschichtlichen Versuche über die Einführung des Christentums im jetzigen Königreiche Bayern liest sich anmutiger und bietet mehr eigentliche missionsgeschichtliche Ausbeute, dafür aber ist diese Württembergische Missionsgeschichte viel kritisch gesichteter und verzichtet auf jeden legendarischen Schmuck. Ihrer ganzen Anlage und Darstellung nach hat sie viel Ähnlichkeit mit Haucks Kirchengeschichte Deutschlands, der sie auch an Solidität nicht nachsteht.

4. **Buchner**, „Acht Monate in Südafrika. Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine.“ Mit einer Kartenskizze. Gütersloh 1894, C. Bertelsmann. 1,60 M., geb. 2,20 M.

5. **Schreiber**, „Fünf Monate in Südafrika.“ Barmen, Missionshaus. 1 M.

Beide in ihrem Titel so ähnliche Schriften sind Berichte über die Visitationsreisen, welche die Autoren kurz nacheinander durch ihre südafrikanischen Arbeitsfelder gemacht haben. Die erste Abteilung der Buchnerschen Schrift, welche die bereits dem Missionsblatt der Brüder-Gemeine beigegebenen „Reisebriefe“ enthält, deckt sich ungefähr mit der Schreiberschen Arbeit, die im Rahmen der Reisebeschreibung eine übersichtliche Charakterisierung der Stationen des Rheinischen Missionsgebiets in Südafrika giebt. Auch darin sind beide gleich, daß sie mit großer Frische geschrieben sind, den Leser von Anfang bis zu Ende fesseln und durch eine übersichtliche Kartenskizze gut orientieren. Ein Vorzug der Schreiberschen Berichterstattung ist die Beigabe vieler, meist neuer und schöner Illustrationen.

Dagegen enthält das Buchnersche Schriftchen in seiner 2. Abteilung, die ein Abdruck der Aufsätze in der Allg. Miss.-Z. 1894 Nr. 1 und 2 ist, eine Bereicherung gegenüber dem Schreiberschen, indem es über die Zustände des Kaplandes im allgemeinen und die dortige Missionsarbeit der Brüdergemeine im speciellen eine sehr instruktive Beleuchtung giebt. Beide Arbeiten sind Beweise für die segensreiche Frucht, welche von erfahrenen Inspektoren ausgeführte Missions-Visitationsreisen der Heimat wie dem Missionsgebiete bringen.

6. **Kausch und Hahn**, „50 Bilder aus der Goßnerschen Mission mit erläuterndem Text und Karte. Zum 50jährigen Jubiläum dargeboten." Berlin, Goßnersche Buchhandlung 1894. Schön gebunden 4 M. Im Februar 1895 werden es 50 Jahre, daß die ersten Goßnerschen Missionare zu den Kols gingen. Die vorliegende Jubiläumsgabe soll die Geschichte dieses halben Jahrhunderts veranschaulichen. Und zwar in Bildern. Denn es ist ein Bilderbuch, das wir vor uns haben. Die fast ausnahmslos sehr schönen Bilder sind in 3 Hauptgruppen geordnet: I. die Goßnersche Mission daheim; II. die heidnischen Kols und ihr Land; III. die Missionsarbeit unter den Kols. Die dritte Gruppe ist die umfangreichste und ist wieder sinnig gegliedert in 1. die Arbeit unter den Heiden, 2. die Arbeit in der Gemeinde, 3. die Ausbildungs-Anstalten, 4. die eingebornen Helfer, 5. die dienende Liebe, 6. die Ruhe nach der Arbeit. Jedem Bilde sind 2 Seiten Text beigegeben, der in kurzer und charakteristischer Erläuterung verständlich macht, was das Auge schaut. So wirken Bild und Text zusammen, um durch Anschauung und Schilderung von einer fremden indischen Welt dem deutschen Freunde der dortigen Mission ein belebtes Gemälde zu entwerfen. Auch eine treffliche Karte von Grundemann ist beigegeben. Neben den „Bildern aus dem Gebiet der Norddeutschen Missions-Gesellschaft auf der Sklavenküste in Westafrika" (1894, 430) ist die vorliegende Goßnersche Jubiläumsgabe das schönste Missions-Bilderbuch, das ich kenne. Auch die Ausstattung ist vornehm und der Preis bei der Fülle und Trefflichkeit der Bilder billig. Möchte das Buch in vielen tausenden von Exemplaren Absatz finden, damit die Goßnersche Mission auch einen finanziellen Gewinn von ihm habe, der in ihrer gegenwärtigen Bedrängnis ihr so not thut. Wck.

Persönliche Mitteilung.

Auf verschiedene Anfragen, wann die dritte Abteilung meiner Evang. Missionslehre erscheine, muß ich leider erwidern, daß das in diesem Jahre nicht möglich ist. Der Grund liegt diesmal nicht in Überfüllung mit sonstiger Arbeit sondern in einer großen geistigen Abgespanntheit, an der ich schon seit beinahe einem Jahre leide, die mir das zusammenhängende Denken fast unmöglich und jede litterarische Produktion sehr schwer macht, sodaß ich nur mit Mühe das Laufende zu erledigen vermag. Hoffentlich segnet Gott eine längere Ruhepause, die ich mir im Frühjahr zu nehmen beabsichtige, daß ich mit neuer Frische die unterbrochene Arbeit aufnehmen kann. Warneck.

In den Fußstapfen Allen Gardiners.

Zum 50jährigen Jubiläum der Südamerik. M.-G.

Von P. C. Paul in Lorenzkirch.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun den Niederlassungen im Feuerlande zu.

Nachdem die ersten Pescherähs von der Keppel-Insel in ihre Heimat zurückgekehrt waren und man dadurch den Boden für die Aussaat des Evangeliums bereitet zu haben glaubte, versuchte man wieder den ersten Schritt zu einer europäischen Niederlassung in ihrer Mitte. Der „Allen Gardiner“ nahm im Jahre 1859 gerade die zweite Abteilung der für die Heimkehr bestimmten Eingebornen auf, als sich mit ihnen der obengenannte Katechet Philipps einschiffte. Er empfing von Despard, der als Vorsteher der ganzen Mission auf der Keppel-Insel blieb, die Weisung, sich womöglich in Woolya an einer der inneren Buchten der Navarin-Insel niederzulassen. Dort könnte er die freundlichen Beziehungen zu den Eingebornen, die man durch die Zöglinge der Mutterstation angeknüpft hatte, weiter pflegen. Da er der Sprache noch nicht völlig mächtig war, sollte er zunächst mehr durch That und Vorbild, als durch Worte missionieren. So ward ihm z. B. zur Pflicht gemacht, mit der Schiffsbesatzung und den zurückkehrenden Feuerländern die regelmäßigen Gottesdienste am Ufer in Gegenwart der Landesbewohner zu halten und auf sonstige Weise zu versuchen, den friedlichen Zweck ihres Kommens erkennen zu lassen. Das Schiff fuhr ab und blieb beängstigend lange aus. Man ahnte nichts Gutes auf der Station. Und richtig, als man Nachforschungen anstellte, zeigte sich wieder das undankbare Feuerland von seiner schrecklichen Seite. Die Wilden hatten die Friedensboten eines Sonntags ruhig ans Land kommen und ihren Gottesdienst beginnen lassen, dann waren sie über die kleine Schar der Beter hergefallen und hatten sie niedergemacht. Nur der Schiffskoch, der an Bord geblieben war, kam mit dem Leben davon. Er hatte eine Zuflucht bei dem auf Seiten der Christen stehenden Okokko gefunden und kehrte später mit dem ganz ausgeplünderten Schiffe zurück.

Man war nach dieser schmerzlichen Erfahrung auf der Station recht entmutigt; die Verbindung mit dem Feuerlande ruhte drei Jahre

lang vollständig. Aber fleißig und zielbewußt benutzte man diese Zeit, um das Band mit den Eingebornen, deren man wieder einige im Missionshause hatte, fester zu knüpfen. Als Stirling 1862 auf der Keppel-Insel an Despards Stelle trat, betrachtete er es als seine erste Aufgabe, die Beziehungen zu den Feuerländern wieder aufzunehmen. Wie er es that, geht aus einer schönen Reisebeschreibung des Jahres 1863 hervor.

Der „Allen Gardiner", der neben einigen Missionaren auch Okokko an Bord hatte, fuhr nach der denkwürdigen Fahnenbucht, nach der Packsaddle Bai und Woolya. Es gelang, an einigen Orten in friedlichen Verkehr mit den zahlreich erscheinenden Eingebornen zu treten. Okokko leistete als Freundschaftsvermittler und Dolmetscher die schätzenswertesten Dienste. Die Feuerländer umkreisten mit ihren Kanus in großen Scharen das Missionsschiff und wurden sichtlich gefesselt, als sie ihren Landsmann inmitten der Europäer stehen sahen und von ihm in ihrer Muttersprache angeredet wurden. Stirling wies ihn an, seinen heidnischen Volksgenossen zu sagen, wozu das Missionsschiff gekommen wäre. Es war ein erhebender Anblick für die Missionsleute, als sie diese erste Missionsversammlung im Feuerlande vor sich sahen: unten in den still liegenden Booten der Eingebornen die stupiden Heiden, oben an Bord ein Feuerländer, der zwar noch nicht getauft war, in dessen ganzem Wesen aber die unverkennbaren Spuren eines christlichen Lebens und Denkens zu beobachten waren, und der jetzt das Amt eines Dolmetschers zwischen den Missionaren und seinen Landsleuten versah. Mochte immerhin das Wichtigste in seiner Rede, die neben andern leichter verständlichen Dingen auch vom himmlischen Vater und seinem Sohn Jesus Christus, von Himmel und Hölle handelte, den stumpfsinnigen Insassen der Kanus kaum verständlich sein; eins kam ihnen sicherlich zum Bewußtsein, was er im Anfang und am Ende betonte, daß das vor ihnen liegende Schiff nur zu dem Zwecke gebaut und hergerichtet sei, um ihnen Gutes zu thun, und ihnen zu denselben Segnungen des christlichen Glaubens und der christlichen Kultur zu verhelfen, die ihre nach der Keppel-Insel ziehenden Volksgenossen dort finden und mitgenießen dürften. Es war das, wie Stirling triumphierend melden konnte, die erste Predigt, welche die Feuerländer in ihrer Heimat und in ihrer Sprache hörten, wenn sie auch noch in aller Schwachheit geschah und sich nur wie das Stammeln eines kleinen Kindes bei seinem ersten Morgengebet ausnahm.

Das Vertrauen der Eingebornen wuchs bei dieser Predigtreise zusehends und mit frischem Mut ging man im nächsten Jahre daran, die Frucht dieser Bemühungen zu ernten. Man versuchte es wieder mit einer dauernden Niederlassung und Okokko mit seiner Frau sollte in ihr als erster Missionar wirken. Sie kamen gerade zu einer Zeit in Woolya an, als eine schwere Krankheit unter den Eingebornen gewütet hatte. Dadurch war offenbar der Boden für die Verkündigung des Evangeliums bereitet. Das Ehepaar wurde nicht unfreundlich

aufgenommen. Nachdem man ihnen ein nach europäischer Weise gebautes Haus und die nötigen Lebensmittel dagelassen hatte, lichtete der „Allen Gardiner" wieder die Anker und fuhr mit der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen im nächsten Jahre davon. Okokko lebte und handelte genau nach seiner Instruktion, von guten Erfolgen seiner Wirksamkeit aber war zunächst nicht das Geringste zu spüren; die Wilden verspotteten ihn als einen Anhänger der Europäer und bezeichneten seine Erzählungen aus der biblischen Geschichte als Lügen. Als das Missionsschiff ihn im nächsten Sommer aufsuchte, war der Befund noch immer traurig genug. Okokkos Haus war von böswilliger Hand in Brand gesteckt und alle Vorräte vernichtet, dabei auch die Bibel, die er mit rührender Andacht und Hingebung zu lesen pflegte und deren Verlust um so empfindlicher war, weil er nur die in ihr benutzten Schriftzeichen zu lesen verstand und ein zweites Exemplar auf der Keppel-Insel nicht aufzutreiben war. Betrübt kehrte das Ehepaar nach der Mutterstation zurück, aber nur, um im nächsten Jahre im Verein mit einigen andern Landsleuten aufs neue nach der Navarin-Insel zu fahren. Und diesmal war ihnen ein besserer Erfolg beschieden. Sie durften unangefochten ihre christliche Niederlassung in Woolya beziehen und behaupten.

Freilich sind auch dann noch einige Jahre vergangen, ehe der erste europäische Missionar sich dauernd bei den Feuerländern ansiedeln konnte. Stirling selbst hat diese wichtige Periode in der Feuerland-Mission eingeleitet. Er nahm im Sommer 1868/69 seinen Wohnsitz in Uschuvia (Ooshovia) am Beagle-Kanal gegenüber Woolya auf der Hauptinsel des Feuerlands, nicht weit von der Stelle, wo der Begründer der Mission mit seinen Begleitern begraben liegt. Einige Eingeborne aus der Pflanzschule der Keppel-Insel kamen mit ihm, sodaß sich bald ein reges Leben auf der Station entwickelte. Schon kurz nach ihrer Eröffnung konnte Stirling nach der Heimat berichten:

„Ihr solltet meine Hütte sehen, diesen südlichsten Vorposten der Streiter Gottes auf der ganzen Erde! Vor dem Hause sucht das Federvieh sein Futter und unsere Wäsche hängt zum Trocknen auf der Leine. Daneben sind Stöße von Feuerholz aufgespeichert, zwischen denen sich das Häuschen ganz zierlich ausnimmt. Auf der Rückseite steht der strohgedeckte Hühnerstall und ein eingelegter Brunnen daneben; im kleinen Gärtchen gedeihen Kohl und Rüben. Früh und abends wird das Bild von einigen Eingebornen des Feuerlands belebt, einzelne wohl bekleidet, andere nur in dürftiger Umhüllung. Sie kommen und nehmen an den Gottesdiensten teil. Wie ist doch der Weg für die Ausbreitung des Evangeliums jetzt geöffnet!"

Wenn man bedenkt, daß die Pfadfinder dieser Mission im Jahre 1851 dem unwirtlichen Klima und dem Hunger zum Opfer fielen, daß der nächste Versuch europäischer Männer, den Feuerländern ihren Glauben zu bringen, im Jahre 1859 mit einem Blutbad endigte und daß einige Jahre später das Missionshaus des eingebornen Okokko noch einmal von böswilliger Hand angezündet wurde, so würdigt man erst recht die Bedeutung dieses freundlichen Bildes, das der Missionar endlich zwei Jahrzehnte nach Gardiners Tode von Uschuvia entwerfen konnte.

Wir müssen es uns versagen, weiter auf die Entwicklung dieser Station einzugehen, wo im Jahre 1872 auf einmal 36 Eingeborne getauft wurden. Es sei hier nur noch erwähnt, daß gegen Ende der achtziger Jahre eine zweite Station auf der Wollaston-Insel nahe bei Kap Horn eröffnet wurde. Missionar Burleigh war so glücklich, nachdem er in der Tekenika-Bai, die ganz in der Nähe liegt, einen noch etwas günstiger gelegenen Platz gefunden hatte, in überraschend schneller Weise das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen. Schon im ersten Jahre konnte ein alter, sterbender Mann getauft werden. Diese Tekenika-Station hat sich nicht bloß für die Eingebornen, sondern auch für die Seefahrer bei den häufigen Schiffbrüchen am Kap schon oft als eine wahre Wohlthat erwiesen.

Nicht ganz so schwierig, aber doch mühsam genug war der Anfang in Patagonien. Die jährlichen Fahrten des „Allen Gardiner" erstreckten sich auch jedesmal auf dessen Küsten. Der öde Landsaum im Osten zwischen der Mündung des Rio Negro und der Magalhaensstraße ward geradezu abgesucht, um einen passenden Eingang bei den Patagoniern zu finden. Aber die schlechten Häfen einerseits und der Wandertrieb der Indianer andrerseits, der es zu keiner dauernden Niederlassung des flüchtigen Völkchens kommen ließ, verhinderten jahrelang das Einsetzen der Missionare an einem bestimmten Punkte. Sie entschlossen sich endlich, der vielen tastenden Versuche müde, den Leuten auf ihren Umherzügen nachzugehen. Der erste, der mit dieser schwierigen Aufgabe betraut wurde, war ein Deutscher, der Bruder Schmid aus der Crischona bei Basel. Er landete 1859 in der Nähe des heutigen Pt. Arenas mit der ausgesprochenen Absicht, sich bei der nächsten Gelegenheit einem der wandernden Stämme anzuschließen, die zwischen hier und den im Norden Patagoniens liegenden Handelsplätzen hin- und herzuziehen pflegen, um ihre erbeuteten Guanakofelle und Straußenfedern gegen europäische Artikel, unter denen leider auch der Brannt-

wein eine traurige Rolle spielt, zu verhandeln. Der damals an der Magalhaensstraße residierende chilenische Gouverneur ließ dem mutigen Manne jede Förderung angedeihen und bald konnte er sein Reisebündel schnüren. Der Häuptling Ascaik erklärte sich bereit, ihn mit seiner Sippe ziehen zu lassen, die sich eben anschickte, nordwärts zu wandern. Es war nichts Kleines für unsern Landsmann, sich diesem unsichern Völkchen anzuvertrauen, von dem nur einzelne ein wenig Spanisch verstanden. Aber der Missionseifer und die Liebe ließen ihn vor diesen und den erst unterwegs sich ergebenden Schwierigkeiten nicht zurückschrecken. Die Wanderung war höchst anstrengend. Gefallene Baumstämme sperrten unzählige Male den Weg, der bald über schlüpfrige Steine, bald durch Lachen und weite Moräste führte. Wenn dann Schmid am Abend vor dem Zelte verweilte, kamen die Indianer in großen Haufen und stellten oder setzten sich um sein Feuer, in stummer Verwunderung auf den Fremdling schauend, von dem sie nicht begreifen konnten, was ihn zu ihrem Wandergenossen machte. Sie zeigten sich bei dieser Gelegenheit zwar als recht neugierige Naturkinder, aber sie belästigten ihn nicht sonderlich. Eine gewisse Gutwilligkeit und Freundlichkeit zeichnete sie sogar aus, wie Schmid später bei Gelegenheit eines Schiffbruches zu seiner Überraschung beobachten konnte. Der Häuptling, dem er für den Fall einer glücklichen Rückkehr einige Geschenke versprochen hatte, benahm sich ihm gegenüber wie ein Vater. Seine Kinder mußten den Missionar ihren Bruder nennen. Mit einem aus der Familie, dem 24jährigen Sohne Gemoki, konnte er geradezu ein Freundschaftsverhältnis eingehen. Sie waren fast immer beisammen, mochten sie nun mit den Indianern in den Steinklüften auf die Guanakojagd gehen oder auf den weiten, offenen Ebenen den Straußenherden nachziehen.

Auf allen diesen Wegen verschaffte sich der Missionar als stiller Beobachter einen Einblick in das Leben und die Denkweise der Leute und ebenso wichtig waren für seine spätere Thätigkeit die Sprachstudien, die er Tag für Tag treiben konnte. Letztere waren freilich im Anfang mit Schwierigkeiten verbunden. Es war nur ein Mann unter dem ganzen Zug, der so viel Spanisch verstand, daß er für ein spanisches Wort jedesmal die patagonische Bezeichnung sagen konnte, und eben dieser war gegen den Fremden zu mißtrauisch, um ihm alle Tage gefällig zu sein. So war Schmid doch meist darauf angewiesen, mit Hilfe der Zeichensprache die Benennung der Patagonier für die Dinge in ihrer Umgebung zu erforschen.

Dieser ersten glücklichen Studienreise folgte nach zwei Jahren eine andere, bei der sich ein zweiter Missionar, Hunziker, unserm Landsmann anschloß. Die Indianer waren jetzt schon viel zutraulicher und fingen allmählich an zu begreifen, was die Europäer wollten. Letztere reisten diesmal in der Begleitung Casimiros, der eine hervorragende Stellung unter den patagonischen Häuptlingen einnahm. Inwieweit sie bei dieser Gelegenheit ihrem eigentlichen Zwecke näher kamen, möge einer ihrer eigenen Berichte zeigen. Sie schreiben:

„Unser Tageslauf ist folgender: Wenn wir aufgestanden sind, halten wir unsern Morgengottesdienst und damit die Indianer sehen, was wir thun, öffnen wir unser Zelt. Das wäre eigentlich nicht nötig, denn sie kriechen oft schon unter der Leinwand durch, bevor wir fertig sind. So lange wir beten, werden wir von Männern, Frauen und Kindern beobachtet; manche verhalten sich schweigend, andere aber schwatzen und versuchen wohl auch mit uns zu reden. Wir haben sie wiederholt gebeten, uns nicht zu unterbrechen, aber kaum ein Tag vergeht ohne eine solche Störung bei unsern Schriftlektionen und Gebeten. Casimiros zwei Söhne, die uns begleiten, nehmen an unseren Gottesdiensten teil und knieen auch mit nieder. Wir geben den Knaben einige Kleidungsstücke, die sie benutzen, auch suchen wir sie an Reinlichkeit und Ordnung zu gewöhnen, wobei sie schon einige Fortschritte machen. So lange wir nicht mit ihrer Unterweisung zu thun haben, beschäftigen wir uns mit dem Sammeln und Ordnen der Vokabeln und versuchen, ob sich nicht einige grammatische Regeln daraus aufstellen lassen. Bis jetzt sind wir im Besitz von 1050 Worten."

Den nächsten deutlich sich abhebenden Fortschritt in der patagonischen Mission bildet die Eröffnung einer festen Station an der Mündung des Sta. Cruz, eines der kleinen Flüsse, die vom Gebirge kommend sich in den atlantischen Ocean ergießen. Schmid und Hunziker hatten beobachtet, daß sich eine größere Anzahl von Indianern dort länger aufzuhalten pflegte. Sie bauten auf ihr Freundschaftsverhältnis zu den wandernden Stämmen, als sie sich daselbst niederließen und hatten in der That die Freude, den Besuch ihrer alten Freunde zu empfangen. Der mit Schmid von der ersten Reise her befreundete Gemoki war inzwischen Häuptling geworden und führte sein Volk herbei. Es kam einmal sogar eine Art Landtag zu stande. Als Stirling im Jahre 1863 die Station besuchte, sah sich alles recht hoffnungsvoll an. Die Indianer kamen auf die Nachricht, daß das Missionsschiff an der Flußmündung läge, von weit her zusammen und zogen in hellen Haufen zu der Versammlung, in welcher der Vorsteher der Mission sie begrüßen wollte. Man versprach sich von dieser Zusammenkunft eine neue Epoche in der Christianisierung dieser No-

machen. Auf die freundschaftlichste Weise setzte ihnen Stirling den Zweck der Station auseinander und erklärte ihre Absicht, die Kinder in einer Schule zu sammeln und die Alten zu einem besseren und glücklicheren Volke zu machen. Die Zuhörer waren nicht ohne Verständnis für seine wohlgemeinten Vorschläge, konnten sich aber nicht entschließen, das liebgewordene Wanderleben aufzugeben. Sie hätten am liebsten die beiden Missionare, mit denen sie ganz vertraulich verkehrten, immer mit auf ihre Wege genommen. Das ging natürlich nicht an. Endlich sagten sie wenigstens so viel zu, daß sie sich öfter und regelmäßiger, als bisher, auf der jetzigen Station einstellen wollten. Das durfte man schon einen Erfolg nennen. Ein zweiter war darin zu sehen, daß sich auf Zureden der Missionare drei Patagonier entschlossen, mit nach der Keppel-Insel zu gehen. Schmid und Hunziker mußten freilich ihnen zu Liebe selbst mit das Schiff besteigen und nach der Mutterstation fahren, um alle Bedenken ihrer heidnischen Freunde zu zerstreuen. Sie ahnten noch nicht, daß diese Abreise gleichbedeutend war mit dem Abbrechen der hoffnungsvollen Knospe von Sta. Cruz. Als sie nach einiger Zeit wiederkehrten, fanden sie ihr liebes Arbeitsfeld im höchsten Grade verwüstet und verwildert. Es war inzwischen ein Schiff aus der Handelsniederlassung Stanley auf den Falkland-Inseln dagewesen, dessen Kapitän die Indianer mit Rum und andern Reizmitteln an sich gelockt und dann gegen die Missionare aufgehetzt hatte. Das mühsam gewonnene Vertrauen der Eingebornen war so zerstört, und schmerzlich enttäuscht mußte der Missionar dem Branntweinhändler weichen. Einer der vielen, traurigen Fälle, wo gewissenlose Namenchristen wieder eingerissen haben, was die Missionare aufbauten.

Um seine Arbeit an einem andern Orte wieder aufzunehmen, ging Schmid weiter nördlich bis zur Mündung des Rio Negro und traf dort mit zwei jungen Missionaren zusammen, die der „Allen Gardiner" ein Jahr vorher von England gebracht hatte, damit sie hier in der europäischen Niederlassung Patagones oder El Carmen das Spanische und dann die Sprache der Indianer lernen möchten. Patagones ist der nördlichste Punkt, welchen die Tehuelchen auf ihren Streifzügen erreichen. Da Schmid auf einem so vertrauten Fuße mit ihnen stand und schon ein reichhaltiges Vokabular und auch die Grundzüge einer Grammatik ihrer Sprache zusammengestellt hatte, war er gerade der rechte Mann, die jungen Ankömmlinge in die Arbeit einzuführen. Er konnte der patagonischen Mission leider nur noch diesen

letzten Liebesdienst erweisen, denn seine Gesundheit war durch die vorhergegangenen Strapazen tief erschüttert, sodaß er nach einiger Zeit die Arbeit ganz aus den Händen legen mußte. Wenn man nicht im Innern des Landes anfangen kann, wo seßhaftere Stämme wohnen, so ist Patagones vielleicht der allergeeignetste Ort, um mit den Eingebornen in Verbindung zu treten. Denn in einiger Entfernung von der europäischen Niederlassung befindet sich dauernd eine Zeltstadt der Indianer, in der freilich ein Kommen und Gehen ist, wie in einem Taubenschlage. Übrigens hatten an diesem Orte die Missionare wieder mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es waren katholische Priester da, welche die evangelischen Glaubensboten als Eindringlinge behandelten und alle Hebel in Bewegung setzten, ihre Arbeit zu hindern. Hätten diese edlen Patres wirklich Heidenmission getrieben, so würden die Sendboten der S. A. M. S. wohl auch den Ort gemieden haben. Aber die Römischen wohnten unter der europäischen Bevölkerung und hatten sich damit begnügt, einige der halbansässigen Indianer zu taufen, von einem christlichen Unterricht war nicht die Rede. Darum hielten es die Missionare für ihre Pflicht, zu bleiben und draußen vor den Thoren der Stadt ihr Werk zu beginnen. Dort in der Tolderia, d. h. der Zeltstadt der Tehuelchen, wurden sie bald ständige Gäste. Einer von ihnen, Dr. Humble, wußte sich den Indianern durch seine ärztliche Hilfe bald unentbehrlich zu machen; es unterliegt keinem Zweifel, daß das schnelle Aufblühen der Station Patagones hauptsächlich auf sein Wirken zurückzuführen ist. Am 13. August 1865 konnte dicht bei der Tolderia die erste Kirche geweiht werden. Die Menge der Eingebornen, die das Gotteshaus an dem denkwürdigen Tage füllte, war ein hocherfreulicher Anblick für die Missionare, die bisher immer aufs ungewisse gepredigt und höchstens mit den tiefer angelegten Heiden einmal Zwiesprache gehalten hatten. Kurz darauf wurde auch eine Schule eröffnet. Patagones hat damit unter allen Stationen der S. A. M. S. den Vorzug gehabt, ohne nennenswerte Schwierigkeiten im Verlauf von wenigen Jahren ein geordnetes Kirchen- und Schulwesen erlangt zu haben; die andern versuchsweise eröffneten Stationen unter den Indianern mußten meist wieder aufgegeben werden, ehe es so weit kam.

Es bleibt uns nur noch übrig, mit kurzen Worten die Entstehung desjenigen Arbeitszweigs der Missionsgesellschaft zu schildern, der eigentlich nicht in das Gebiet der Heidenmission gehört, dessen Angriffnahme aber durch die Eigentümlichkeit des Missionsfeldes nahe gelegt wurde und der

thatsächlich mit der Zeit einen recht breiten Raum in ihrer Thätigkeit eingenommen hat, die kirchliche Diasporapflege.

Die Rekognoszierungsfahrten des „Allen Gardiner“ an den Küsten des atlantischen und des stillen Oceans ließen die Missionare einen Einblick in die kirchliche Verwahrlosung ihrer hier kommenden und gehenden Landsleute thun. Schon dem frommen Gardiner waren diese Zustände aufs Gewissen gefallen und darum hatte er neben der Heidenmission auch schon immer einer kirchlichen Versorgung seiner seefahrenden oder eingewanderten Landsleute das Wort geredet. Die Missionsgesellschaft wandte dieser Aufgabe ihre besondere Aufmerksamkeit zu, sobald Kräfte dafür verfügbar wurden. Der erste Versuch, eine Diaspora-Gemeinde zu sammeln, wurde vom jungen Gardiner unternommen, der, wie wir oben sahen, schon um die Mitte der fünfziger Jahre mit Despard nach Südamerika kam. Er hatte eine zarte Gesundheit, die dem rauhen Klima des Feuerlands oder Patagoniens nicht gewachsen war, darum ließ ihn der Leiter der Mission in den milderen Himmelsstrich des mittleren Chile ziehen. Der Sohn suchte dort ungefähr dieselben Gegenden auf, in denen sich der Vater ganz im Anfange seiner Missionsthätigkeit vergeblich bemüht hatte, bei den im Gebirge wohnenden Indianern Eingang zu finden. In Lota unweit der Hafenstadt Conception, etwa in der Mitte zwischen Valparaiso und Valdivia, schlug er seinen Wohnsitz auf. Er fand dort zahlreiche englische Kohlenarbeiter in der größten Gefahr, geistlich und sittlich zu verwildern. Mit Unterstützung wohlhabender Engländer in Valparaiso, die er auf die traurige Lage ihrer Landsleute aufmerksam machte, gelang es ihm, eine Kirche und Schule zu bauen. Es dauerte nicht lange, so kam eine Filiale in Puchoco, einem Kohlenplatz an der Araucobai, hinzu. Sie gab den Anlaß zu einer ungesuchten Erweiterung der Arbeit. Die zahlreichen Seeleute, die hier verkehrten und unter denen sich, nebenbei bemerkt, auch ziemlich viele Deutsche befinden, bedürfen einer geistlichen Pflege nicht viel weniger, als die im Lande seßhaft gewordenen Europäer. So fing der junge Gardiner auch an, Schiffsbesuche zu machen und Gottesdienst für die Seeleute zu halten.

Es ist hier nicht der Ort, diese Diasporapflege der S. A. M. S., die man übrigens immer auch als Beobachtungsposten und Übergangsstation zur Missionierung der in den nahen Gebirgen wohnenden Indianer angesehen wissen wollte, weiter zu verfolgen. Es sei deshalb nur noch kurz angedeutet, welche Ausdehnung diese Thätigkeit in den folgenden Jahrzehnten erlangte. Die Missionsgesellschaft wurde um die Zeit, als man den Panama-Kanal in Angriff nahm, durch die Freigebigkeit englischer Kaufleute in den Stand gesetzt, in Panama Gottesdienste einzurichten. Es folgte dann die Gründung ähnlicher Kaplaneien an der peruanischen Küste, sowie auch längs der vom Einwandererstrom hauptsächlich berührten Flußläufe des La Plata. Bei dem reichen Zuzug von seiten der europäischen Nationen, der neuerdings in Südamerika herrscht, ist die Zahl der Orte, die zu einem Einsetzen mit solcher Diasporaarbeit einladen, natürlich von einem Jahrzehnt zum andern gewachsen, sodaß die Missionsgesellschaft mit der Eröffnung ihrer *Stationen* kaum gleichen Schritt halten konnte.

3. Der gegenwärtige Bestand der S. A. M. S.

Inhalt: Stellung in der Heimat. Die Keppel-Insel als Bischofsitz. Ihre jetzige Bedeutung als Missionsstation. Die Feuerlandmission blüht auf. Fruchtlosigkeit der Arbeit unter den Indianern. Diasporapflege, Seemannsmission und Evangelisation am südamerikanischen Küstensaum. Rosario als charakteristisches Beispiel. Erleichternde Umstände. Verzeichnis der bestehenden Stationen der S. A. M. S.

In der Heimat sind seit 1865, wo die Gesellschaft ihren Sitz nach London verlegte, keine nennenswerte Veränderungen vorgekommen. Die schon damals gepflegten Beziehungen der S. A. M. S. zur englischen Staatskirche wurden mit der Zeit noch innigere. Jetzt zählt sie unter ihren Gönnern nicht bloß die Erzbischöfe und Bischöfe Großbritanniens und Irlands, sondern auch die der englischen Kolonien. Hinsichtlich ihrer Einnahmen gehört sie freilich trotzdem noch immer unter die kleineren Gesellschaften. Ihre letzte Jahreseinnahme belief sich auf 222000 M. Man giebt sich gerade jetzt der Hoffnung auf ein beträchtliches Wachstum hin, nachdem die Jubelfeier fleißig benutzt worden ist, um neben den alten Freunden neue zu werben.

Auf dem Missionsfelde liegt der Schwerpunkt immer in der Station auf der Keppel-Insel. Dort residiert Bischof Stirling. Wir haben ihn oben als Begründer der Station Uschuvia im Feuerlande kennen gelernt. Er ward in Anerkennung seiner Verdienste von diesem einsamen Posten nach England gerufen und in der Westminsterabtei am 21. Dezember 1869 zum Bischof für Südamerika geweiht. Die Versorgung der englischen Diaspora-Gemeinden fiel wohl bei dieser Ehrenerweisung noch stärker ins Gewicht, als die damals noch ganz bescheidenen Erfolge der Feuerland-Mission. Heute, wo der Bischofsitz gerade 25 Jahre besteht, umfaßt sein Sprengel das gesamte Südamerika mit Ausnahme von Britisch Guiana, das unter der Pflege der Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) steht. Bischof Stirling hat damit wohl die ausgedehnteste Diöcese der Erde. Für seine weiten Visitations- und Konfirmationsreisen, bei denen er fast ausschließlich auf den Wasserweg angewiesen ist, steht ihm heute noch der „Allen Gardiner" zur Verfügung, der im letzten Jahre wieder einer größeren Reparatur unterworfen wurde. Die dem Bischof unterstellte Geistlichkeit auf sämtlichen Stationen der S. A. M. S. setzt sich aus 10 Missionaren, 12 Diaspora-Geistlichen und 5 eingebornen Gehilfen zusammen.

Als Missionsstation nimmt die Keppel-Insel jetzt, wo es feste Niederlassungen in Feuerland und Patagonien giebt, erklärlicherweise

nicht mehr ganz die bedeutungsvolle Stellung ein, wie im Anfang. Sie dient aber noch immer demselben Zwecke und nimmt von Zeit zu Zeit eine Anzahl eingeborner Knaben und Jünglinge auf, um sie später als Lehrer, Evangelisten und andere Helfer in ihre Heimat zurückzuschicken. Die Station, um deren Ausbau sich Missionar Bartletts über zwanzig Jahre lang verdient gemacht hat, beherbergt zur Zeit 21 Eingeborne, die unter der besonderen Obhut des bewährten eingebornen Katecheten G. Lywia und seiner Frau stehen. Ihm ist für den Unterricht der Zöglinge noch der ebenfalls aus dem Feuerland stammende Schulmeister Thomas Washuen beigegeben. Die Gärten, Felder und Viehweiden der Station versorgen nicht nur ihre Bewohner, sondern auch die feuerländischen Stationen mit Fleisch und andern selbsterzeugten Nahrungsmitteln.

Im Feuerlande ist es zu keinen anderen Stationsgründungen gekommen, als die wir im vorigen Kapitel kennen lernten: in Uschuvia und der Tekenikabai. Sie sind aber beide aus jenen kleinen Anfängen stark herausgewachsen. Uschuvia ist ein für die feuerländischen Verhältnisse bedeutender Ort geworden, den alle neueren Karten verzeichnen. Es stellten sich hier viele Eingeborne unter den Einfluß der Mission; sie haben unter der Anweisung der Missionare die Umgebung des von Stirling angelegten Missionshauses von Bäumen und Steinen gesäubert und nach und nach sich selbst angebaut. Man findet jetzt dort ein Dorf von 3—400 Bewohnern. Es war erst alles darauf angelegt, den Ort zum Mittelpunkt der Feuerland-Mission zu machen. Seitdem aber vor zehn Jahren die argentinische Republik Uschuvia zum Sitz politischer Behörden gemacht und damit manche dem Missionsleben nachteilige Einflüsse hineingetragen hat, hielt es der Bischof für besser, den Schwerpunkt nach der Tekenika-Station zu verlegen. Sie blühte in der letzten Zeit, wo ihr der treffliche Burleigh vorstand, sichtlich auf. Außer den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden findet man jetzt dort ein Waisenhaus, für dessen Insassen, 13 Knaben und 12 Mädchen, die Frau des Missionars wie eine rechte Mutter sorgte. Leider ist soeben der stille und gesegnete Entwicklungsgang dieser Station durch den jähen Tod des Missionars Burleigh, der kurz vor Weihnachten 1893 auf Berufswegen ertrank, unterbrochen worden. Doch war ein Ersatz schnell zur Stelle. Das Benehmen der Eingebornen bei dem erschütternden Todesfall war ein höchst erfreuliches und wohlthuendes. Dieser Umstand und der liebliche Gesang der feuerländischen Kinder,

die den Bischof bei seinem Besuch der Station nach Burleighs Tode begrüßten, waren dem Visitator charakteristische Zeichen für die Verwandlung, welche die Mission bei den wilden Eingebornen herbeigeführt hat. Der Zahlenerfolg der Feuerlandmission ist ja noch immer ein bescheidener. Man zählt jetzt 210 christliche Feuerländer, von denen etwa die Hälfte an der Tekenikabai wohnen. Wenn man aber die Schwierigkeit der Missionsthätigkeit in Anrechnung bringt, erscheint diese Frucht immerhin sehr beachtenswert. Die schwierige Yahgan-Sprache ist nun ganz erschlossen, es liegt bereits die Übersetzung von zwei Evangelien und der Apostelgeschichte vor. Die Bevölkerung hat sich entschieden zu ihrem Vorteil verändert, auch bei den nicht bekehrten Eingebornen macht sich doch der steigende Einfluß des Christentums fühlbar. Ein neuer schlagender Beweis gegen jene oberflächlichen Beurteiler wilder Völker, die den Lesern europäischer Zeitungen mit der thörichten Behauptung entgegentreten, daß das Christentum von den tiefstehenden Völkerrassen nicht verstanden und angenommen werden könne. Die Pescherähs waren thatsächlich eins der am tiefsten gesunkenen Völker. Darwin, der sie auf einer seiner Studienreisen noch in ihrem vollen Naturzustande kennen lernte, fällte über sie das harte Urteil: „Sie nehmen die allerniedrigste Bildungsstufe unter den Völkern der Erde ein. Sie sind in ihrem Wuchs verkümmert, ihre gräßlichen Gesichter beschmieren sie mit weißer Farbe, ihre Haut ist mit ekelhaftem Schmutz bedeckt, wirr hängt ihr Haar herab, ihre Stimmen sind rauh, ihr ganzes Benehmen roh. Wenn man solche Wesen vor sich hat, kann man sich nicht recht dazu verstehen, sie als Mitgeschöpfe und als Bewohner derselben Welt zu betrachten." Als derselbe Darwin später die Fortschritte der S. A. M. S. sah, schrieb er: „Die Erfolge der Feuerlandmission sind geradezu wunderbar und überraschen mich um so mehr, als ich ihr ein völliges Mißlingen prophezeit hatte." Der große Naturforscher, den man bei uns keineswegs als Förderer christlicher Bestrebungen anzusehen gewohnt ist, hat seit dieser Erfahrung einen regelmäßigen Jahresbeitrag zur Kasse der S. A. M. S. gegeben. Sein günstiges Urteil findet übrigens in der neuesten Zeit ein Gegenstück, in dessen Objektivität ebenfalls nicht der geringste Zweifel zu setzen ist. Das englische Marineamt hat bei Gelegenheit des Jubiläums der Missionsgesellschaft seine dankbare Anerkennung über die Verwandlung, die ihre Missionare an der Südspitze Amerikas herbeigeführt hätten, aussprechen lassen. Das Verhalten der Eingebornen gegenüber den Seeleuten und insbesondere den Schiffbrüchigen

sei jetzt unvergleichlich viel besser und menschenfreundlicher, als in früherer Zeit. Dafür gebühre der Feuerlandmission der wärmste Dank. In das freundliche Bild, welches sonach dieses Arbeitsfeld der S. A. M. S. gewährt, müssen wir leider zum Schluß noch eine dunkle Linie einzeichnen, an der der zunehmende europäische Verkehr im Feuerlande schuld ist. Der Branntwein richtet unter den Eingebornen große Verheerungen an; daß auch die Mission schwer darunter zu leiden hat, ist selbstverständlich. Die Berichte bringen immer häufiger Klagen über die Opfer der Trunksucht; man hat sich schon zur Gründung von Enthaltsamkeitsvereinen genötigt gesehen, um auf den Missionsstationen des Übels Herr zu werden.

Der gegenwärtige Zustand der patagonischen Mission steht weit hinter den Erfolgen im Feuerlande zurück. Es wäre unrecht, von einem gänzlichen Mißlingen zu reden, denn bei der Eigenart des Missionsgebiets und der als Missionsobjekt ersehenen Indianer bedurfte es eben einer besonders langen Zeit, um ihre Eigenart kennen zu lernen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Leider ist es aber wiederholt geschehen, daß man beides erreicht zu haben glaubte, und daß es doch zu keinen sichtbaren und zählbaren Erfolgen kam. Es hat bis zum heutigen Tage in Patagonien selbst noch keine Indianertaufen gegeben; von einer festen Missionsgemeinde kann natürlich noch viel weniger die Rede sein. Auch die Station Patagones hat die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Die zum Christentum neigende Bewegung in der dortigen Tolderia der Indianer hielt nicht stand und so ist die für die Indianer gebaute Kirche später zur Evangelisation unter den in Patagones ansässigen christlichen Denominationen benutzt worden. In ähnlicher Weise wurden spätere Versuche im Flußgebiet des Amazonenstroms vereitelt, bei denen man es auf die Indianer des inneren Brasilien abgesehen hatte. Nach zehnjähriger Arbeit verließ man auch dieses unfruchtbare Feld wieder. Die neuesten Bestrebungen zu Gunsten der Indianer führten in das Chacogebiet am Oberlauf des Paraguay. Es sind zur Zeit nicht weniger als vier Missionare, von denen einer verheiratet ist, in der wasserreichen Landschaft nordwestlich von Asuncion stationiert. Sie haben auch einige feste Niederlassungen gewonnen, so im Kilmasukthlaappoomaap, Thlagnasinkinmith und Guazu, auch steht ihnen ein kleines Dampferchen „Adolpho Henrikſen" zur Verfügung. Von Taufen ist aber noch keine Rede. Es besteht bei der S. A. M. S. der Wunsch, gerade diese so weit zurückgebliebene

Indianermission in der nächsten Zeit mit vermehrten Kräften zu betreiben. Es wurde dafür ein Jubiläumsfond gesammelt. Man will wieder einmal versuchen, von Westen her vorzudringen, und zwar an derselben Stelle, an welcher Gardiner senior und junior schon Eingang begehrten, bei den Araucaniern im Hinterlande der chilenischen Küste bei Valdivia. Sie sollten nach den Berichten des Missionar Tyerman, der neuerdings bei ihnen gewesen ist, jetzt empfänglicher für das Christentum sein. Möchte der unermüdlich suchenden Liebe, die schon so lange den Indianern nachgeht, endlich eine dauernde Frucht beschieden sein!

Die kirchliche Versorgung der Engländer in Südamerika hat sich als das dankbarste Arbeitsfeld der S. A. M. S. erwiesen. Die ganze Westküste von Panama bis hinab über die Breite von Conception ist mit Kaplaneien besät, an der Ostküste reichen sie von Pernambuko am östlichsten Vorsprunge Brasiliens bis hinab nach Chupat an der patagonischen Küste. Landeinwärts dringen sie am weitesten im Flußgebiet des La Platastroms hinauf, der ja seit Jahrzehnten als Eingangsthor für die europäische Einwanderung bekannt ist. In den wichtigeren Seeplätzen verwalten die Diasporageistlichen zugleich das Amt von Seemannsmissionaren. Die bedeutendsten Plätze dieser Art sind Rio de Janeiro, Pernambuko und Buenos Ayres. Auch die Evangelisation unter den Spanisch redenden Katholiken läßt man sich auf den meisten dieser Stationen angelegen sein.

Es würde zu weit führen, wollten wir diese Stätten der Diasporapflege einzeln betrachten. Es sei darum nur eine der bedeutendsten, Rosario am rechten Ufer des Parana in der Argentinischen Republik kurz charakterisiert. Dort steht jetzt, nachdem die erste eiserne Kirche zu klein geworden war, die stattliche, steinerne Bartholomäuskirche, in Stil und Umgebung ganz in den Formen der Heimat gehalten. Das kirchliche Leben vollzieht sich hier an den Sonn- und Feiertagen fast genau so, wie in einem englischen Städtchen, nur daß zu dem englischen noch ein spanischer Gottesdienst kommt, auch wird hin und wieder deutscher Kindergottesdienst gehalten. Der Pastor muß viel unterwegs sein, denn es gehören zur Mutterkirche noch die Filialen Estancia de las Chiquitas, Helvecia, Santa Fé, und Canada de Gomez. Eine andere, Cordoba, ist eben selbständig geworden. In der Stadt Rosario selbst leben etwa 1500 englische Protestanten, unter denen es dem Geistlichen nicht an Helfern fehlt, was besonders bei den in schönster Blüte stehenden Kindergottesdiensten bemerkbar wird. Ähnliche Mittelpunkte kirchlichen Lebens sind Salto in Uruguay, sowie St. Paulo und Santos.

Man kann das religiöse Leben in den gesammelten Diasporagemeinden sicherlich als eine wohlverdiente Frucht der Arbeiten der S. A. M. S. bezeichnen, es darf jedoch auch nicht unerwähnt bleiben, wie viel leichter die im Auslande lebenden Engländer eine solche kirchliche Sammlung und Versorgung machen, als beispielsweise unsere deutschen Landsleute. So machte der Bischof auf einer seiner Reisen folgende Erfahrung. Er wurde

durch den Direktor eines Bergwerks gerufen, um eine Konfirmation vorzunehmen. Zu seiner freudigen Überraschung fand er in dem Orte, der nicht in der Nähe einer Kaplanei lag, 36 junge Leute, die für die Konfirmation wohl vorbereitet waren und 25 Kinder, die in der biblischen Geschichte recht gut Bescheid wußten. Als er fragte, wer denn hier vorgearbeitet habe, erfuhr er, daß der Direktor Sonntag für Sonntag die Leute zum Gottesdienst sammelte und sich die religiöse Unterweisung der Jugend ganz besonders angelegen sein ließ. Solche Beispiele wird man in der deutschen Diaspora wohl vergebens suchen und auch die große Bereitwilligkeit der wohlhabenderen Engländer, zur Begründung eines Kirchenwesens beträchtliche Geldopfer zu bringen. Die S. A. M. S. hat bisher fast immer an ihrem Grundsatz festhalten können, nur dort einen Pastor anzustellen und eine Kirche zu bauen, wo die ansässigen Landsleute, denen die Wohlthat zugedacht war, einen Teil der Kosten unter sich aufbrachten.

Zur Übersicht über die gesamte Thätigkeit der S. A. M. S. mögen zum Schluß noch einmal ihre sämtlichen Stationen zusammengestellt werden.

1. Die Station auf der Keppel-Insel als Centrum und Bischofsitz.
2. Im Feuerlande. a) Tekenika (auch Lagutoia genannt). b) Uschuvia.
3. Unter den Indianern die Stationen in Gran Chaco am Paraguay, von denen Thlagnasinkinmith die bedeutendste ist.
4. Englische Diasporagemeinden, von denen ein Teil zugleich der Seemannsmission, ein andrer der Evangelisation unter andern christlichen Denominationen dient:
   a) an der Ostküste: Chupat in Patagonien, Patagones, Rosario, Cordoba, Concordia, Buenos Ayres in der Argentinischen Republik, Fray Bentos, Paysandu und Salto in Uruguay, Rio de Janeiro, S. Paulo, Santos und Pernambuko in Brasilien;
   b) an der Westküste: Lota, Coronel, Conception, Chanaral, Las Animas und Quino in Chile. Panama ist neuerdings der Aufsicht des Bischofs von Jamaica unterstellt worden, weil die Entfernung vom Bischofsitz auf der Keppel-Insel zu groß war.

Die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz in Südafrika.[1])

Von F. H. Krüger in Paris.

I. Wie die waadtländische freie Kirche zu einer Mission und zu einem Missionsfelde kam.

Unter welchen Gewissenskämpfen die freie evangelische Kirche im Waadtlande zwischen 1845 und 1847 entstand, und wie der Geist

[1]) Allerdings hat diese Zeitschr. (1877, 551) schon einen kurzen Artikel über die Anfänge der Mission der Waadtländischen Freikirche gebracht; aber abgesehen

A. Vinets († 1847), sie vor sektiererischen Abwegen bewahrte, muß hier als bekannt vorausgesetzt werden; und weil es sich nur um die Missionsthätigkeit dieser freien Kirche handelt, so muß auch abgesehn werden von den Anfängen des Missionslebens im Waadtlande. Die ersten Regungen desselben reichen in die zwanziger Jahre hinauf. Man unterstützte damals die Missionsgesellschaften von Basel und Paris, welche beide bis auf den heutigen Tag schöne Beiträge aus dem Kanton Waadt erhalten. Von der freien Kirche im Waadtlande gingen nach Paris und Basel im Jahr 1851 kaum 800 M., im Jahr 1861 etwa 4000 M., 1871 ca. 5600 M. Auch Missionare lieferte die junge aufblühende Kirchengemeinschaft, besonders dem Werke der Pariser Mission unter den ba-Sutho, zu welchen 1859 P. Germond und der bekannte, jüngst heimgegangene Ad. Mabille abreisten, sowie später im Jahr 1860, Fr. Ellenberger und 1861, L. Düvoisin († 1891), dessen Studien zur Psychologie der Bassuto-Christen den Lesern dieser Zeitschrift einst übermittelt worden sind (A.-M.-Z., 1887, S. 204 ff. und 350 ff.) Ungefähr zu derselben Zeit war Gonin, ebenfalls ein zur freien Kirche sich bekennender Waadtländer im Dienst der Südafrikanischen Missionsgesellschaft in Transvaal angestellt worden.

In den sechziger Jahren, als die waadtländische freie Kirche ihre Lebensfähigkeit bewiesen hatte, entstand in einigen ziemlich eng begrenzten Kreisen der Wunsch nach einem eigenen Missionsfelde in der Heidenwelt. Der überaus ruhige, begabte und einflußreiche Pastor L. Bridel (1813—1866), der auch dem Evangelisationswerk in Spanien kräftig unter die Arme gegriffen hatte, trug besonders viel dazu bei einen solchen Plan zu verbreiten. Er reichte auf einer Synode einen darauf bezüglichen Antrag ein, fand aber nur einen Kollegen, um ihn zu unterstützen. Es schien als ob die Sache abgemacht wäre; aber eben damals bereitete der Herr die Werkzeuge, durch welche sie erst recht in Fluß kam.

Am 17. Mai 1869 schickten Ernst Creux und Paul Berthoud, welche soeben ihre theologischen Studien beendet hatten, ein Schreiben an den Vorstand ihrer Kirche, in welchem sie sich anboten, im Dienst ihrer Kirche zu den Heiden zu ziehen. In jugendlichem Eifer und froher Zuversicht schrieben sie:

davon, daß das schon 18 Jahre her ist und die betreffende Mission seitdem bedeutende Fortschritte gemacht hat, wird die jetzige von kundiger Hand geschriebene ausführliche Monographie unsern Lesern um so willkommener sein, als sie eine *in deutschen* Missionskreisen wenig bekannte und doch für sie sehr lehrreiche und *interessante Arbeit* behandelt. D. H.

„Zu Anfang kam uns unser Plan nur so wie ein schöner Traum vor; aber dieser Traum unserer Studienjahre hat uns durch die ganze Zeit unserer Vorbereitung getragen, gehalten und ermutigt; dieser Traum hat unter Gebet und gemeinsamer Beratung, trotz Hindernissen ohne Zahl, eine immer klarere Gestalt in uns gewonnen; jetzt erscheint er uns nicht nur ausführbar sondern als eine dringende Notwendigkeit, als eine ernste Pflicht. . . Die zwei jungen Kandidaten suchen diesen Satz zu begründen; sie sind überzeugt „daß nicht, wie mans ihnen vorgeworfen" die Tochter (d. h. die zu unternehmende Mission) die Mutter (d. h. die waadtländische freie Kirche) erdrücken würde; „nein, wir würden alle die Freude erleben zu sehen, wie die Mutter jung, frisch und kräftig sich entwickeln würde samt ihrer Tochter." Der Brief schließt mit einem noch nicht dagewesenen Grund für das kühne Unternehmen: „Sie hören heute, meine Herren, die Stimme ihrer eigenen Söhne im Glauben; wir bitten: Erlauben Sie uns den Namen des Herrn im Namen unserer Kirche unter die Heiden tragen zu dürfen. . . . Warum wollen Sie uns an fremde Gesellschaften weisen, deren Grundsätze nicht die unsrigen, deren Gewohnheiten uns fremd wären und mit welchen uns weder Kirchen- noch Blutsverwandtschaft verbindet? Von Ihnen wollen wir ausgesendet werden, wir wünschen, unter der Leitung unsers göttlichen Meisters unserer freien waadtländischen Kirche zu dienen. . ."

Der Brief ist bezeichnend. Man merkt wohl den Schreibern ihre Jugend an; aber sie wissen was sie wollen; sie reden klar und fest; der Ton, den sie anschlagen, ist der Grundton in welchem die ganze Sache bisher ausgeführt worden ist: eine kirchliche Mission in frischem Glauben gewagt und mit eigenen Mitteln und unter kirchlicher Leitung froh und wacker ausgeführt.

Allein so rührend die Aufforderung klang, es wurde ihr doch nicht sogleich Folge geleistet. Die Stimme der Vorsicht überwog; der Antrag wurde einem Ausschuß zur Einsicht und Untersuchung übergeben. Von Anfang an sollte in dieser Sache keine oberflächliche, schwärmerische Begeisterung obwalten. Andrerseits waren aber die Mitglieder des erwählten Ausschusses entschlossen, keine Totengräber zu werden. Sie schlugen, nach eingehender Beratung, der außerordentlichen Sitzung der Synode zu Sainte-Croix (Sept. 1869) vor, „einen stehenden regelmäßigen Missionsausschuß von fünf Mitgliedern zu ernennen . . . zu dem Zwecke, den Brüdern Creux und Berthoud zur Ausführung ihres Vorhabens zu verhelfen". Der Vorschlag wurde angenommen und durchgeführt, als erster Schritt zu einer selbständigen Mission der freien waadtländischen Kirche.

Kurz darauf liefen Briefe von A. Mabille und P. Germond aus Süd-Afrika ein, mit der Aufforderung, ihre jungen missionslustigen

Landsleute zur Einführung in die praktische Missionsthätigkeit zu ihnen unter die ba-Sutho zu schicken. So bestand gleich anfangs gegenseitige Fühlung zwischen den waadtländischen Missionaren im Dienst der Pariser Mission und den zukünftigen Missionaren der freien waadtländischen Kirche. Hätte nicht ein auf der Synode zu Montreux (30. Mai bis 5. Juni 1870) gegenwärtiges Mitglied des Pariser Missionskomitees sich der Sendung Creux und Berthouds sehr diplomatisch widersetzt,[1]) so wäre dieselbe vielleicht sogleich ausgeführt worden. Ehe man nun einen Schritt weiter kam, entbrannte der deutsch-französische Krieg mit der damit verbundenen Erschütterung ganz Mitteleuropas. Nach diesen Ereignissen kam ein dringender Hilfeschrei von Ad. Mabille (17. Aug. 1871) an den Missionsausschuß der freien waadtländischen Kirche. Zwei Todesfälle, sowie Altersschwäche oder Austritt von Missionaren, hatten sechs Lücken in die schon nicht übergroße Zahl der französischen Missionare in Bassutoland gerissen. „Ihr habt uns mit Geldbeiträgen geholfen während des unheilvollen Kriegs, schrieb Mabille; jetzt gebt uns Männer! . . .“ Darauf hin kam es zwischen Paris und Lausanne zu einem Vertrag, der im Nov. 1871 von seiten der waadtländischen freien Synode einstimmig angenommen wurde. Durch diesen Vertrag wurden Creux und Berthoud für unbestimmte Zeit und auf Kosten des waadtländischen Missionsausschusses, der Konferenz der französischen Missionare in Bassutoland zur Verfügung gestellt, dabei aber ausdrücklich bemerkt, daß alle Beschlüsse jener Konferenz endgiltig von der Genehmigung des Pariser Komitees abhängig seien. Creux wurde am 21. Jan. 1872 ordiniert und schiffte sich am 26. Febr. nach Süd-Afrika ein. P. Berthoud, welcher unterdessen in Schottland viel Geschick für Heilkunst gezeigt hatte, bildete sich darin noch weiter in Paris aus; er wurde erst am 8. Sept. 1872 ordiniert, und reiste am folgenden 20. Nov. von London nach Afrika ab.

Somit waren zwei entscheidende Schritte gethan worden: In der freien waadtländischen Kirche gab es seit Sept. 1869 einen stehenden Ausschuß für Heidenmission; demselben lag nun, seit Nov. 1871, die Sorge für zwei waadtländische Missionare ob. Zu alle dem hatte das Schreiben der zwei jungen Studenten von Mai 1869, unter Gottes Führung Anlaß gegeben.

[1]) Der Pariser Abgeordnete war persönlich den freikirchlichen Grundsätzen der jungen Missionskandidaten, deren einer überdies einer baptistischen Taufpraxis zuneigte, abhold.

Unterdessen hatte Ad. Mabilles rastloser, unermüdlicher Eifer ihn überzeugt, daß ein Missionsunternehmen im nördlichen Teil der Südafrikanischen Republik, besonders unter den ba-Pedi notwendig sei. Was daran objektiv richtig war, mag unerörtert bleiben. Mabille wurde hauptsächlich durch ba-Pedi bestimmt, welche die Bibelschule in Morija (Bassutoland) besuchten und eine gewisse Abneigung gegen die Berliner Mission zeigten. Wie in allem, was Mabille unternahm, war er auch in dieser Sache ungemein beharrlich; es gelang ihm, auf der Konferenz zu Beröa im Apr. 1873, seine Kollegen von der Notwendigkeit und der Ausführbarkeit einer Pedi-Mission zu überzeugen, so daß einstimmig beschlossen wurde, Mabille und Berthoud, der eben erst angekommene Waadtländer, sollten eine vorläufige Reise nach dem nördlichen Transvaal unternehmen. Wie sich das mit dem Hilferuf reimte, den derselbe Mabille anderthalb Jahre vorher im Waadtland hatte ertönen lassen, ist nicht recht klar; die damals erwünschten Kräfte waren für Bassutoland begehrt worden; jetzt sollte ein neues Missionsfeld angebrochen werden. Wie dem auch sei, das Pariser Komitee ließ die Konferenz der Missionare gewähren; im Waadtland dagegen waren viele vor der Unternehmungslust Mabilles zurückgescheut; der Missionsausschuß hatte sich ziemlich zurückhaltend ausgedrückt; er schrieb an seine zwei Missionare: „Wir wollen wohl die Reisekosten teilen, aber wir überlassen der Konferenz die ganze Verantwortlichkeit; schickt euch die Konferenz, so geht mit Gottes Segen."

Die Reise wurde ausgeführt. Sie dauerte vom 23. Mai bis zum 17. Okt. 1873. Von den sehr breit in den Berichten erzählten Erlebnissen, soll hier nur was für die fernere Geschichte oder für die Mission überhaupt von Interesse ist, hervorgehoben werden. Nahe bei der Berliner Station Botschabelo machten die Reisenden, auf Anraten der Eingebornen und dem anfänglichen Plane Mabilles gemäß, einen Versuch bei Sekhukhuni Eingang zu finden, wurden aber abgewiesen, wie es ihnen Missionar Merensky brüderlich vorausgesagt hatte. Jedenfalls hätte Dr. Wangemann Einrede dagegen erhoben, weil er seiner Gesellschaft die Evangelisation aller se-Sutho sprechenden Stämme Transvaals vorbehalten wollte. Am 10. August kehrten die französisch-waadtländischen Missionare bei dem holländischen Missionar Stef. Hofmeyr auf Goedgedacht ein. Herr J. H. Neethling hatte kurz zuvor Herrn Mabille brieflich auf eine frühere nun verlassene Station Hofmeyrs, Bethesda genannt, aufmerksam gemacht. Sie lag unter den ba-Maletsi an dem Houtrivier, nördlich von Marabastadt.

Als Schriftführer der südafrikanisch-holländischen Missionsgesellschaft hatte Neethling diesen Ort zur Besetzung angetragen. Deshalb sowohl als um schon bestehende christliche Freundschaftsbande enger zu knüpfen, hatten die Reisenden die Richtung von Goedgedacht eingeschlagen. Eben daselbst wurde aber die Aufmerksamkeit der beiden Missionspfadfinder von einem solchen Vorhaben auf einen neuen Plan abgelenkt, für dessen Verständnis hier ein wenig weiter zurückgegriffen werden muß.

Der nördliche Teil der Südafrikanischen Republik trägt den Distriktnamen Zoutpansberg.[1]) Er umfaßt das Land südlich vom Limpopo, westlich von der im Juli 1869 bestimmten portugiesischen Grenze, nördlich von dem Olifantrivier oder Lepelle und östlich vom Waterberg-Distrikt, ein schönes, sonniges Land, tiefer, fruchtbarer Boden, dazu als unschätzbarer Reichtum, ganz besonders in Südafrika, ungefähr genügende Bewässerung. Saftiges, dickstehendes Gras bedeckt überall die Erde. Im Norden hebt sich am Horizont die malerische Linie der Bergkette ab, welche dem Distrikt ihren Namen gegeben hat. Östlich trennt die Nebenkette der Spelonken zwei wellige Ebenen, in deren einer die Gewässer gen Norden in den Limpopo fließen, während in der andern die Flüsse zuerst östlich fließen, dann sich nach Nord dem Limpopo oder nach Süd dem Lepelle zuwenden. Das Land liegt unter dem Wendekreis. Auf den Bergen und Hügeln kann das Klima als angenehm und gesund gelten, während in den Thalgründen und Ebenen, hauptsächlich den waldbedeckten, die Hitze ziemlich drückend und das Fieber kein seltener Gast bei den weißen Ansiedlern ist. Ebenda gedeihen Zucker- und Kaffee-Plantagen; überall findet man Zitronen- und Orangen- sowie Mandelbäume. Im September, nach den ersten Frühlingsregen, erglänzt überall, wie plötzlich hervorgezaubert eine reich gefärbte Blumenpracht; rote Anemonen bedecken so zahlreich und dicht gewisse Hügel, daß sie ihnen einen ganz eigentümlichen Glanz verleihen, während anderswo prächtig weiße Lilien ihren herrlichen Duft verbreiten.

Der Name Zoutpansberg d. h. Berg der Salzpfannen stammt von den ersten Trekbauern, die nördlich von den Zoutpansbergen ein größeres trockenes Salzlager fanden. Spelonken d. h. Höhlen werden die mittleren Gebirge wegen der häufig darin vorkommenden Höhlen genannt. Die Eingebornen dieser Gegenden waren zwischen 1820 und 1840 durch dauernde feindliche Einfälle und Durchzüge vielfach zerstreut worden. Mselekasi mit seinen hier ma-Tebele genannten Kriegern, Tschaka mit seinem Suluheere, Manukosi mit seinen flüchtigen, oft ma-Tschangana genannten Raubhorden, endlich noch die ama-Swasi, hatten nacheinander die hier wohnenden ba-Sutho überfallen und die Ansiedlungen zerstört; das Land war damals zur Einöde geworden. Der mo-pedi Häuptling Sekwati († 1861) zog nebst seinem jungen Sohne Sekhukhuni, arm, elend und unstät mit einem kleinen Haufen von Übergebliebenen in den Gegenden nördlich vom Limpopo umher. Seit 1844 hatten sich einige Bauern am Zoutpansberg wohnhaft eingerichtet; erst 1848 aber gründete der unruhige

[1]) ou gesprochen: au.

und bekannte Leiter des ersten Bauern-Auszugs aus der Kapkolonie, A. Hendrik Potgieter, den administrativen Distrikt Zoutpansberg, und es war meist nur ein gottloses, verkommenes, weißes Gesindel, das sich hier im nördlichen Gebiet Transvaals herumtrieb. Zugleich fanden sich die früheren schwarzen Bewohner wieder zurück und sammelten sich nach und nach unter alten oder neuen Anführern an bequemen Plätzen an. Neben mehreren ba-Sutho-Clans müssen die ba-Wenda, damals unter dem Häuptling Ramapulana († 1864), unterschieden werden, sowie die von Südwesten eingewanderten ama-Thonga, von den Bassuto mit dem Namen ma-Kwapa belegt, welcher in ihrem eigenen Munde zu ma-Gwamba umgelautet wurde. Die verschiedenen, oft wiederkehrenden Kämpfe zwischen Schwarz und Weiß können hier nicht aufgezählt werden; doch muß erwähnt werden, daß ein Portugiese, Joan Albasini, am nordöstlichen Abhang der Spelonken seßhaft, seit 1841 als portugiesischer Vize-Konsul den Elfenbeinhandel nach Delagoabai übermittelte und zugleich von den Transvaal-Bauern als Aufseher der Zoutpansberger Schwarzen anerkannt, sowie von den ma-Gwamba als ihr Herr und Häuptling angesehn wurde. Während der Unruhen von 1864—1866, mußte die damals einzige Missionsstation in diesen Landen aufgehoben werden, eben jenes Goedgedacht, wo Mabille und Berthoud im August 1873 ausgespannt hatten. Der Platz war anfangs der sechziger Jahre von einem ursprünglich schottischen Missionar, MacKidd, im Auftrag der kapischen Missionsgesellschaft angelegt worden, etwa 50 Kil. von dem 1858 gegründeten Dorfe Schoemansdal, so nach dem Kommandanten Stef. Schoemann benannt, welcher 1855 dem ältesten Sohne des 1852 verstorbenen A. Hendrik Potgieter, nachgefolgt war als Vorsteher des Zoutpansberger Distrikts. MacKidd, ein treuer Gottesknecht starb vom Fieber dahingerafft, samt seinem Weibe, wenige Jahre nach seiner Niederlassung. Stefanus Hofmeyr wurde sein Nachfolger, mußte aber Ende Juli 1865, schwer krank die Station auf Befehl der Bauern-Obrigkeit wegen der Kriegshändel verlassen. Zwei Jahre später mußten die Bauern Schoemansdal verlassen, das sodann von den Leuten des Häuptlings Katlakter, eines Bruders Ramapulanas gründlich zerstört wurde. Während diese Ruinen heute noch öde dalagen, bezog um 1870 Missionar Hofmeyr seine Station wieder, nachdem er sich einige Zeit unter den ba-Maletsi aufgehalten. Die Gegend war immer noch fieberschwanger: „Aber“, meinte Frau Hofmeyr, „was ist unser und unserer Kinder Leben, wo es sich um die vielen Seelen handelt, die um uns her verloren gehen.“ Daß es hie und da, besonders auf Außenposten, zwischen dieser reformierten Missionsthätigkeit und den Berliner Missionaren Zusammenstöße gegeben hat, muß als unvermeidlich, wenn auch als bedauernswert angesehen werden.

Als die französisch-schweizerischen Missionare bei Hofmeyrs einzogen, hatte die Berliner Missionsgesellschaft erst zwei vorgerückte Stationen in den Zoutpansbergen: Blauberg, seit 1868, etwa 60 Kil. westlich von Goedgedacht, und ca. 50 Kil. nordöstlich von den Trümmern von Schoemansdal stand Missionar C. Beuster seit Nov. 1872 bei dem ba-Wenda-Häuptling Tschewäße.

Bei Missionar Hofmeyr hörten nun die rekognoszierenden Missionare von den immer noch unter Albasinis Gerichtsbarkeit lebenden ma-Gwamba. Am 12. August reisten sie deshalb gen Osten, wurden bei Albasini, der in einer förmlichen Festung wohnte, ganz herzlich aufgenommen. Er erklärte ihnen, daß er sehr gern Missionare in der Umgegend sehen würde, umsomehr als noch kein Unterricht etwelcher Art den ma-Gwamba angeboten worden sei. Er teilte ihnen sodann mit, daß anderthalb Stunden in östlicher Richtung der Hof eines Herrn Watt um einen vorteilhaften Preis feil sei. Die Wattsche Ansiedelung wurde besucht; auch da war die Aufnahme eine vorzügliche. So beschlossen denn die Missionare zwei aus Bassutoland mitgenommene schwarze Gehilfen bei Herrn Watt zu lassen als Gewähr ihrer Rückkehr, da der Platz ihnen gefallen. Alsdann reisten sie am 23. August wieder nach Goedgedacht zurück.

Am 17. Oktober, nach einer langsamen, ermüdenden Heimreise, zogen sie über den Kaledonfluß wieder in das Pariser Missionsfeld unter den Süd-ba-Sutho ein. Was waren nun die Ergebnisse und Folgen dieses Rekognoszierungszuges? Zuerst galt es das Verhältnis zwischen der Pariser M.-G. und dem waadtländischen Missionsausschuß richtig zu stellen. Eine außerordentliche Konferenz der Pariser Missionare in Bassutoland, bald nach der Rückkehr der zwei Pioniere zusammenberufen, schlug dem Pariser Missions-Komitee vor, „in Erwägung der Pflicht den ba-Maletsi und ma-Gwamba die Heilsbotschaft zu bringen," eine Mission im Norden Transvaals zu beginnen; sofern dies aber unausführbar wäre, sich mit dem waadtländischen Missions-Ausschuß darüber zu verständigen, daß diese Mission als notwendig erkannt und unternommen werde. Dieser Anschlag wurde von Paris nach Lausanne geschickt mit der Bemerkung, daß Paris nicht in der Lage sei zur Zeit ein neues Arbeitsfeld zu übernehmen; daß jedoch eine Ausdehnung von Bassutoland gen Norden nach Verlauf von zwei oder drei Jahren wahrscheinlich sich aufdrängen würde; endlich, daß die Transvaal-Regierung, wie verlautet, es der Pariser Gesellschaft nicht gestatten würde eine Mission zwischen dem Vaal und dem Limpopo zu gründen.[1]) Dies alles bearbeitete der waadtländische Missions-Ausschuß zu einem Bericht, der mit folgendem Antrag schloß: „daß der Vertrag

[1]) Weil schon andere Missionsgesellschaften dort wirken, hieß es. In Wirklichkeit stammte die Abneigung der Transvaal-Bauern gegen die Pariser Missionare aus der Zeit der Bauernkämpfe gegen Moschesch, den Häuptling der Süd-Bassuto; das erwies sich im Mai 1876, als der Pariser Missionar H. Dieterlen auf einer

von Nov. 1871 mit der Pariser M.-G. aufgehoben, und eine unter die unmittelbare Leitung der waadtländischen freien Kirche gestellte Mission in Süd-Afrika gegründet werde." Wohlweislich vermied man in der Heimat den bestimmten Platz zu bezeichnen, wo die Mission unternommen werden sollte; die Missionare behielten dafür freie Hand. In dieser Gestalt wurde der Antrag am 28. April 1874 von der Synode zu Yverdon angenommen. Damit hatte das Anerbieten der zwei Studenten vom 17. Mai 1869 seine ersehnte Annahme gefunden durch einen endgiltigen kirchlichen Beschluß.

Am 16. April 1875 nahmen Creux und Berthoud in Morija (Bassutoland) von ihren französischen Brüdern, mit welchen sie drei Jahre lang gemeinsame Sache gemacht hatten, Abschied. Vier Ochsenwagen standen reisefertig da; das Personal bestand außer den beiden Missionaren und ihren Familien, aus zwei verheirateten Bassuto-Evangelisten samt der Familie desjenigen, der in den Spelonken verblieben war, und aus vierzehn ba-Sutho-Dienstleuten. Dann erscholl unter Peitschenknallen das solenne „Trek" und fort gings über den Kaledon, durch den Oranje-Freistaat, über den Vaal bis nach Pretoria, wo am 21. Mai ausgespannt wurde. Der Präsident Thom. Burgers war damals auf Reisen in Europa, um seinem finanzkranken Lande aufzuhelfen; sein Stellvertreter Kommandant P. Joubert empfing die Schweizer Missionare und versicherte sie, daß keinerlei Hindernisse ihrer Mission in den Weg gelegt werden sollten. Leichtern Herzens und mit heißem Dank gegen Gott, der sie bisher geführt, legten die beiden Waadtländer die ca. 110 Stunden bis zu Albasinis Haus zurück. Endlich, am 9. Juli, wurde in den Spelonken halt gemacht, an dem Ort, wo Asser und Eliakim, die schwarzen Evangelisten aus Bassutoland zwei Jahre vorher zurückgeblieben waren. Bald darauf wurde Herrn Watts Hof käuflich erworben. So entstand, anderthalb Stunden östlich von Albasinis Niederlassung, der erste Missionsplatz der waadtländischen freien Kirche. Kaufpreis und Reisekosten erreichten den Gesamtbetrag von 13 152 Mark.

„Die Eingebornen schauten uns zu, schrieb damals Missionar Creux; sie unterhandelten unter sich, ob es hier wohl etwas Salz gegen Welschkorn umzutauschen geben würde; dann kam ein Trupp Weiber, scheußlich tättowiert; wie ein Hexenchor sahen sie aus; in wildem Tanz sprangen sie um unsern Wagen herum, und sangen aus dem Stegreif von dem Fleisch, das

Missionsreise zu den ba-Nyai, nördlich von Limpopo (wo jetzt, seit Mitte 1892, die Berliner Mission eingetreten ist), von der Transvaal-Regierung in Pretoria zuerst festgenommen, sodann über den Vaal zurückgeschickt wurde.

bald hier zu verzehren sein würde, von den Glasperlen, die wir austeilen würden. O wie allein fühlten wir uns, wie vereinsamt, wie fern von daheim! Aus Bassutoland kommend, wo wir ein blühendes Missionsfeld verlassen, waren wir hier in das reine, nackte, wilde, schwarze Heidentum hineingefallen. Da hieß es in unsern Herzen: Kann auch diese Wüste blühen wie die Lilien und diese Einöde einst fröhlich stehen?"

Fortsetzung folgt.

Amerikanische Missionen im türkischen Reiche.

Von Rev. Henry H. Jessup von der „American Presbyterian Mission" in Syrien.[1])

Indem ich noch einmal auf der Rednerbühne des Amerikanischen Board stehe, nachdem 39 Jahre seit meiner ersten Abreise nach Syrien verflossen sind, ist es mir, als sähe ich die Gestalten und hörte ich die Stimmen jener hohen und geisteserfüllten Männer, welche vor einem halben Jahrhundert diese große Gesellschaft berieten, leiteten und begeisterten. Anderson, Treat, Kingman, Hubbard, Stoddard, Tappan, Thomson und andere ihrer Mitarbeiter waren Männer, deren persönlichen, geistigen, sittlichen und geistlichen Einfluß man in hunderten von Missionar-Häusern und durch deren Vermittelung in tausenden von christlich gewordenen Häusern einiger zwanzig heidnischer und mohammedanischer Reiche spürte.

Im Sommer 1853, als ich noch auf dem Seminar studierte, stand ich an jenem geweihten Orte in Boston Nr. 33, Pemberton Square, um meine Dienste als Missionar dem Amerikanischen Board für ausländische Missionen anzubieten. Ich wurde in herzlicher Weise von jenem merkwürdigen Manne, Dr. Rufus Anderson, empfangen, von dem man dasselbe sagen kann, was Charles Lamb von Daniel Webster gesagt hat, er sähe aus wie „eine wandelnde Kathedrale". Durch seine wahrhaft geweihte Persönlichkeit konnte er einem jungen Manne, der sich ihm nahte, eine heilige Scheu einflößen. Ich sagte ihm, ich sei bereit, nach irgend einem Teile der Erde, wo man mich verwenden könnte, zu gehen und bäte nur um das Eine, daß ich mit meinem Landsmanne und Stubengenossen Lorenzo Lyons zusammen ausgesandt würde. Er händigte mir ein Paket Briefe ein, bat mich, sie sorgfältig durchzulesen und in einer halben Stunde in sein Zimmer zu kommen. Die Briefe waren Hilferufe aus der Mission in Syrien, unterzeichnet von Whiting, Ford, Thomson und Eli Smith. Sie baten um vier Missionare zur Besetzung neuer Stationen, unter [illegible] Antiochien. Als ich in sein Zimmer eintrat, fragte er mich:

---

[1]) Ansprache gehalten bei der Jahres-Versammlu[illegible] Madison, Wis. am 11. Oktober 1894. — [illegible] augenblicklich die erzieherische und evangelistische [illegible] halb der orientalischen Kirchen des [illegible] wenigstens in einer kurzen Übers[illegible] Kirchen, sondern das türkische [illegible] befind[illegible] jener vornehmlich von [illegible] indirekter Einfluß [illegible] statistischen An[illegible]

nach Syrien gehen?" „Ich will," war meine Antwort. Das war entscheidend für den ganzen Gang meines Lebens. Bis dahin hatte ich nie daran gedacht, nach Syrien zu gehen, aber der göttliche Ruf war gekommen und ich folgte ihm von ganzem Herzen.

Es ist mir, als wäre es erst gestern, jener bitterkalte 12. Dezember 1855, als ich im Hafen zu Boston auf dem mit Eis überzogenen Deck des kleinen Schiffes Sultana von Vater und Mutter Abschied nahm und nun in den Atlantischen Ocean hinaussegelte in einem solchen Winde, daß man heutzutage kein Schiff aus dem Hafen hätte auslaufen lassen. 39 Jahre sind dahingegangen, 15 davon, bis 1870, blieb die syrische Mission noch unter dem Amerikanischen Board. Nachdem Sie diese Mission 50 Jahre lang, von 1820—1870, unterhalten, haben Sie sie der Presbyterianischen Kirche überlassen. Als ein treuer Sohn dieses ehrwürdigen Board, der seine ersten Anregungen zur Mission in der Kindheit von den herzgewinnenden Anreden Ihres frommen Scudder und seine reifere Begeisterung von der fast himmlischen Beredsamkeit Ihres engelgleichen Stoddard aus Persien empfing, komme ich heute zurück, um Ihnen für das zu danken, was der Amerikanische Board für Syrien, für die Türkei und für die Welt gethan hat.

Sollte ich anstatt einer kurzen Ansprache heute eine geschichtliche Entwicklung geben, so würde ich mit Freuden der Reihe nach erzählen, was die Missionare dieses Board während ihrer fünfzigjährigen Thätigkeit in Syrien geleistet haben, ehe die Überlassung dieser Mission an die presbyterianische Kirche erfolgte. So muß ich mich auf die Hauptpunkte beschränken.[1])

1. Sie haben die erste evangelische Mission der neueren Zeit in West-Asien gegründet. Die christlichen Kirchen Englands, Schottlands und Deutschlands waren Syrien näher und in jener Zeit bei weitem wohlhabender, aber es war zwei jungen Männern Neu-Englands, Pliny Fiske und Levi Parsons, vorbehalten, das Neutestamentliche Christentum und die offene Bibel in die Länder der Bibel zurückzubringen. Fisk wurde außerhalb der Mauern Beiruts 1826 begraben. Er starb, nachdem er nur einen Bekehrten gesehen hatte, der zugleich der erste evangelische Märtyrer in Syrien war, Asaad es Schidiak. Parsons starb vor ihm in Alexandrien und sein Grab ist unbekannt. Aber die Mission war begründet. Syrien war für Christus in Besitz genommen und die am entferntesten wohnende Nation hat es vollbracht. Diese Ehrenkrone soll niemals vom Haupte des Amerikanischen Board genommen werden.

2. Sie richteten seit den Tagen der Apostel die erste reformierte evangelische Kirche in Syrien ein. Die alten orientalischen Kirchen lagen da wie in ein Leichentuch von Eis eingehüllt, tropischen Früchten und Blumen gleich, die unter einem Gletscher begraben sind. Ihre Patriarchen, Bischöfe und Priester, ihre Mönche und ihre Riten, ihre ganze äußere

[1]) Rev. Cyrus Hamlin, welcher 15 Jahre früher als Rev. Jessup auf diesem Arbeitsfelde thätig gewesen ist, hat zu den folgenden Ausführungen einige Limitationen hinzugefügt in der Dezember-Nummer des Herald 1894. Dieselben werden in den Anmerkungen ihren Platz finden.

Erscheinung und ihr innerlicher geistlicher Tod mußten in den heidnischen und mohammedanischen Nachbarn den Glauben erwecken, das Christentum sei nur ein götzendienerisches Machwerk. Nur wenn das Christentum noch einmal in dem keuschen und weißen Gewand seiner jungfräulichen Reinheit unter ihnen sich zeigte und seine heiligen Lehren durch ein heiliges Leben besiegelte, konnte es seine Stimme erheben und Moslemin, Drusen, Juden und Beduinen zum Glauben an Jesus Christus, den Heiland der Welt, einladen.

Was das orientalische Kirchentum während 17 Jahrhunderten nicht gethan hat, das haben Ihre demütigen Missionare mit ihren verfolgten Anhängern gethan, sie haben die evangelische Kirche Westasiens begründet, die jetzt bis auf mehr als 150 Kirchengemeinden angewachsen ist, und von deren Gliedern nicht wenige mit der Märtyrerkrone geziert sind. Wenn diese 150 Gemeinden die griechische und armenische, die nestorianische und die jakobitische, die maronitische und die koptische Kirche zur Liebe und guten Werken, zur Reformation und zur Rückkehr zur Reinheit des Evangeliums anspornen, so daß der wahre christliche Missionsgeist noch einmal in ihnen aufflammt, und sie an ihren mohammedanischen Nachbarn arbeiten, dann haben sie ihre Mission erfüllt.[1])

3. Sie haben die erste Buchdruckerpresse in das türkische Reich eingeführt. 1822 eröffneten Sie eine Druckerei in Malta und 1834 verlegten Sie dieselbe nach Beirut. Bis dahin gab es nur in einem päpstlichen, griechischen Kloster Mar Elias im Libanon eine kleine rohe Handpresse, welche einige wenige Bücher für die Priester druckte; aber die erste Presse, welche der Aufklärung des Volks diente, war die amerikanische Presse. Sie steht heute gerade über dem Grabe Pliny Fisk's auf den Grundstücken der amerikanischen Mission in Beirut. Sie hat West- und Südasien sowie Nordafrika seit ihrem Bestehen schon fünfhundert Millionen Seiten geliefert und druckt gegenwärtig 25 Millionen Seiten das Jahr. Ihre Veröffentlichungen sind über 120 Längengrade von Mogador an der atlantischen Küste Marokkos bis nach Peking in China verbreitet. Die 500 Werke, welche der Katalog der Druckerei aufweist, sind sämtlich mit dem Privilegium der Kaiserl. Ottomanischen Regierung gedruckt.[2])

---

[1]) Der Einfluß der syrischen Mission reicht nur so weit, als die arabische Sprache gesprochen wird. Man versteht diese aber schon nicht mehr im nördlichen Teile Syriens. Die erste reformierte evangelische Gemeinde in Syrien war nicht die erste im türkischen Reiche, dies war vielmehr die 1846 in Konstantinopel gegründete. Sie hatte zwar keinen Einfluß auf Syrien, aber sie führte zur Gründung aller der Gemeinden im türkischen Reiche, welche jetzt unter dem Board stehen Die syrische Kirche hat auf diese keinen Einfluß gehabt eben wegen der Verschiedenheit der Sprache.

[2]) Die Angabe hinsichtlich der Buchdruckerpresse hat nur für Syrien Giltigkeit. Schon im 18. Jahrhundert gab es eine thätige Presse in der Türkei. Ein türkischer Freund hat mir starke Bände geschichtlichen, juristischen und religiösen Inhalts gezeigt, welche im vorigen Jahrhundert auf Kosten des Sultans gedruckt worden sind. Auch der armenische Patriarch hatte eine Druckerpresse. Richtig ist, daß aus diesen Druckereien keine evangelischen Werke hervorgegangen sind. Die Presse, welche die Missionare zuerst in Malta errichteten, wurde 1834 nicht nach Beirut gebracht, sondern nach Smyrna, wo sie am 23. Dezember 1833 mit Rev. Daniel Temple und mit Herrn Homan Hallock, dem Buchdrucker der *Mission, anlangte*. Dort blieb sie, bis man sie nach Konstantinopel brachte.

4. Ihre Missionare gründeten in Beirut die erste öffentliche Mädchenschule im türkischen Reiche. Am 18. April 1894 wurde in Beirut eine Denksäule enthüllt, um die Stelle zu bezeichnen, auf welcher in Westasien das erste Gebäude gestanden hat, in dem man Mädchen lesen lehrte. Es wurde 1835 für Frau Sarah Huntington Smith gebaut. Die Enkelkinder des ersten Mädchens, welches in Syrien lesen lernte, waren bei dieser Feier anwesend und zugleich 900 Sonntagsschulkinder aus Beirut. 1835 hatte man die Überzeugung, es könne kein einziges weibliches Wesen in Syrien lesen. Die Mohammedaner waren seit 1200 Jahren Herren im Lande, hatten in allen ihren Moscheen Knabenschulen, aber keine einzige Schule für Mädchen. Ein mohammedanischer Mufti sagte 1859 zu mir: „Sie können eben so gut eine Katze als ein Mädchen lesen lehren.“ Nach einer mohammedanischen Überlieferung blickte der Prophet einst in die Hölle hinab und sah, daß der größere Teil der dort eingeschlossenen Unglücklichen Frauen waren. Mädchen und Frauen wurden verschleiert und im Harem verschlossen gehalten. Mädchen zu unterrichten hielt man für unnütz, ja gefährlich. Aber Ihre Missionare haben sich nicht irre machen lassen. Man eröffnete Mädchenschulen in so rascher Folge, als man Lehrer heranbilden konnte, welche imstande waren, in ihnen Unterricht zu erteilen.[1])

---

[1]) Was in bezug auf die Eröffnung der ersten öffentlichen Mädchenschule im türkischen Reiche gesagt wird, muß auf Syrien beschränkt werden. Es gab in Konstantinopel früher eine öffentliche Schule als in Syrien. Die Unwissenheit der syrischen Frauen muß bedeutend größer gewesen sein als die der hauptstädtischen. Als nämlich die Sophien-Bibliothek von einem französischen Orientalisten katalogisiert wurde, zählte man mehr als hundert weibliche Schriftsteller. Da alle wohlhabenden Familien Privatlehrer für ihre Knaben hatten, so eigneten sich die Mädchen des Hauses oft heimlich denselben Grad der Bildung an. Das gewöhnliche Volk aber will von der weiblichen Bildung nichts wissen.

Die Erwähnung des großen Werkes der Mädchenerziehung giebt mir Veranlassung, ehrend zweier edlen Frauen zu gedenken, welche ihr Vermögen und ihr Leben diesem Werke geopfert haben.

1857, gerade als der letzte Soldat des Krimkrieges Konstantinopel verlassen hatte, ließ sich eine Dame bei mir melden, welche die Witwe des Dr. Bowen Thompsons, eines englischen Arztes, der im Hospital zu Kulelie, ziemlich meiner Wohnung gegenüber, gestorben war, bei mir einführte. Ihre offenbare Bewegung bekämpfend, sagte sie zu mir, sie sei von Syrien gekommen, um noch einmal am Grabe ihres Mannes zu beten. Ich bot ihr sofort an, sie auf den Kirchhof zu führen, wo ihr Gatte begraben lag. Sie bat die Damen, welche sie begleitete, zurückzubleiben; als ich ihr in einiger Entfernung den Hügel zeigte, sagte sie: „Bleiben Sie hier, bis daß ich dorthin gehe und bete.“ Ich hörte kein Wort, das sie sagte, nur den feierlichen Ton ihrer Stimme vernahm ich. Als sie zurückkehrte, hatte ihr Gesicht einen andern Ausdruck, sie sah ruhig und zufrieden aus. Sie fühlte sich befriedigt, daß sie einen christlichen Bruder gefunden hatte, der den Entschlafenen kannte und ihr hilfreich zur Seite stand. Sie hatte nun ihre Pilgerreise von Syrien her vollendet und war bereit, zurückzukehren. Sie kam mit in mein Haus und aß mit uns. Nun aber die Hauptsache. Sie gab mir damals einen Bericht über die von ihrer Schwester Frau Mott gegründete Mädchenschule. Ihr Gatte, Dr. Bowen Thompson, und sie selbst kamen als Reisende nach Syrien und gewannen ein solches Interesse für jene mohammedanischen Mädchenschulen, daß sie so lange dort blieben, bis die Nachfrage der Regierung nach freiwilligen Ärzten den Doktor, als Patriot und Christ, bewog, seine Dienste anzubieten. Er wollte nichts davon wissen, daß sie ihn begleitete

5. Dann folgte die nächste Pionierarbeit der Mission: eine Mädchenschule mit Pensionat wurde von Doktor und Frau de Forest eröffnet. Dies gab der weiblichen Erziehung einen neuen Impuls. Der ganzen Länge nach war das Land mit Missionsschulen für Mädchen bedeckt, mit griechischen, maronitischen, jüdischen, mohammedanischen und deutschen. Als diese Sekten sahen, daß ihre Mädchen im Evangelium erzogen wurden, gerieten sie in Angst und fingen an, selbst Schulen einzurichten. Die jungen Mohammedaner zeigten eine Vorliebe für die Mädchen, welche lesen konnten. Dies brachte den christlichen Schulen einen neuen Zuwachs von moslemischen Mädchen. Die öffentliche Meinung änderte sich so schnell, daß bald alle jene verschiedenen Sekten auf eigne Hand Mädchenschulen errichteten. Wir haben jetzt mohammedanische Mädchenschulen in Beirut, Damaskus, Tripoli, Sidon, Hums, Aleppo und Jerusalem. Die Notwendigkeit der weiblichen Bildung ist anerkannt. Der Sieg im Kampfe für die Würde und Ehre der Frauen ist bereits gewonnen. Die Häuser wandeln sich: Mütter wachsen heran, welche ihre eigenen Kinder unterrichten können.

Die durch ihre Missionare vor 60 Jahren gegebene Anregung hat eine völlige Umwälzung der öffentlichen Meinung zur Folge gehabt und zeigte sich als ein Segen für das ganze türkische Reich. Heute giebt es allein in den protestantischen Schulen Syriens und Palästinas 9000 Mädchen und es müssen noch einmal so viel in den Schulen der übrigen Sekten sein. Wer hätte es 1835 voraussagen können, als Frau Sarah H. Smith 20 kleine arabische Mädchen in Beirut unterrichtete, — und manchmal war die Hälfte von ihnen abwesend, weil man ihre Augen mit der scharfen Milch des Feigenbaumes beschmiert hatte, um eine Entzündung hervorzurufen, daß man sie nicht zur Schule schicken könnte — daß heutzutage in diesem Lande eine Fülle wohl erzogener christlicher Mütter und glücklicher christlicher Familien zu finden sein würde?

6. Ihre Missionare eröffneten auch die erste Pensionsschule für Knaben im türkischen Reiche unter Herrn Hebard und Dr. William M. Thomson in Beirut 1837. Dieser folgte das Abeih-Seminar im Libanon-Gebirge unter Herrn Calhoun und das Bebeck-Seminar unter Dr. Hamlin.

7. Diese beiden Schulen erreichten ihren Gipfelpunkt in den beiden ersten Universitäten des Reiches, in der protestantischen Universität in Beirut unter D. Daniel Bliss und in der Robert-Universität in Konstantinopel unter D. Cyrus Hamlin, welche beide 1863 eröffnet wurden. Die Auf-

---

und so blieb sie sehr glücklich bei ihrer Thätigkeit in den Schulen, bis sie die erschütternde Nachricht empfing, ihr Mann sei am Lazarettfieber gestorben. Jetzt fühlte sie sich in einem gewissen Sinne wieder mit ihm vereinigt und beschloß nach Syrien zurückzukehren, um ihr Leben der Erziehung mohammedanischer Mädchen zu widmen. Die Schulen waren nicht in vollem Sinne Missionsschulen. Sie lehrten ihre Zöglinge das Christentum nicht in einem geregelten Unterricht, sondern wollten ihnen zeigen, was ein christliches Heim ist. Sie hoffte fünf- oder sechstausend Mädchen in dieser Weise zu erziehen. Sie kehrte zu ihrem Werke zurück und ich denke, sie starb in Syrien. Diese beiden englischen Frauen weihten ihr Leben und Vermögen Syrien und ihre Namen sollen unsterblich sein.

zählung der tüchtigen und ausgezeichneten Männer, welche in den letzten 31 Jahren auf diesen Universitäten gebildet worden sind, würde einen stattlichen Band füllen. Sie haben Anstellung gefunden im südöstlichen Europa, im westlichen Asien und nördlichen Afrika und nicht wenige von ihnen sind in Australien, Süd-Amerika oder den Vereinigten Staaten als Kaufleute, Lehrer, Rechtsgelehrte, Ärzte und Diener des Evangeliums thätig. Der Einfluß dieser Gelehrtenschulen ist einfach unberechenbar.[1])

Ihr Missionar, Simon H. Calhoun, gründete im Libanon-Gebirge die erste theologische Schule zur Heranbildung einer eingebornen Geistlichkeit. Dieses für die Gründung einer einheimischen Kirche so wesentliche Werk ist fortgesetzt worden, bis hunderte von jungen Männern über das ganze Reich im Dienste des Evangeliums sich verbreitet haben.[2])

8. Ihre ausgezeichneten Missions-Gelehrten, Dr. Eli Smith und Dr. Cornelius van Dyck schenkten der Welt die erste genaue und klassische Übersetzung der Bibel in das Arabische. Dieses große Werk, von Dr. Smith 1844 begonnen und bis zu seinem 1857 erfolgten Tode unermüdlich fortgesetzt, wurde dann von Dr. van Dyck aufgenommen und 1865 vollendet. Sie ist nun im ganzen und im einzelnen in 32 verschiedenen Ausgaben, welche alle die Bestätigung der ottomanischen Regierung empfangen haben, veröffentlicht. Man kann zuverlässig annehmen, daß nicht weniger als eine halbe Million Abdrücke von der Buchdruckerei in Beirut ausgesendet worden sind. Man findet sie auf den Bazaren Konstantinopels und Teherans, in den Läden von Mosul und Aleppo, in den Häusern und Wohnstätten Jerusalems und Damaskus, öffentlich zum Verkauf ausgeboten in den Straßen Kairos, Alexandriens, Sansibars und auf den Märkten von Tunis, Algier und Marokko. Die Moslemin in Arabien, Indien und China haben sie als Gottes Wort aufgenommen,

[1]) Die erste Pensionsschule für Knaben in Beirut war zwar die erste in Syrien, aber nicht die erste im türkischen Reiche. Herr Dwight eröffnete 1834 eine höhere Schule in Pera bei Konstantinopel. Sie war zuerst keine Pensionsschule, wurde es aber, weil die Verfolgung dazu drängte. Sie hatte großen Erfolg. 1836 bat die Station den Board, einen Mann ausdrücklich für jene hohe Schule zu senden. Da der Sekretär Armstrong diese Position für eine sehr wichtige hielt, wurde Herr Hamlin 1837 dafür bestimmt. Die finanzielle Lage des Board ließ den Ernannten aber erst 1838 auf seinen Posten gehen. Inzwischen war das Seminar wegen der Verfolgung aufgegeben worden und wurde 1840 in Bebeck am Bosporus wieder eingerichtet. Es wurde dann nach Marsowan verlegt, wo es im Anatolia-Colleg seinen Gipfelpunkt fand. Da es genötigt war, das System der einheimischen Erziehung anzunehmen, verzichtete H. Hamlin darauf und richtete das Robert-Colleg ein, gab ihm einen vollständigen College-Lehrplan mit Zugrundelegung der englischen Sprache als Lehrsprache.

[2]) Das Bebeck-Seminar war eine Schule für Theologie schon einige Jahre, ehe Dr. Simeon H. Calhoun sein Seminar im Libanon-Gebirge gründete, und es gingen aus ihm eingeborne Pastoren, Helfer und Lehrer hervor, welche nicht übertroffen worden sind. Der Einfluß der Schule auf dem Libanon ist selbstverständlich auf die Gebiete beschränkt geblieben, in welchen man Arabisch spricht. Diese Beschreibung wird durch die Thatsache bestätigt, daß, während der Amerikanische Board in Nord-Syrien, der Ost-, Mittel- und West-Türkei und in der europäischen Türkei jetzt 125 Gemeinden besitzt, das arabische Feld in Syrien nur 26 Gemeinden aufzuweisen hat. Daß diese durch die theologische Schule Syriens wohl versorgt sind, steht außer Zweifel.

das in ihrem eigenen Koran als solches sanktioniert ist. Unter allen den segensreichen Werken, welche die Missionare Ihrer Gesellschaft unter Mitwirkung der amerikanischen Bibelgesellschaft ausgearbeitet haben, ist keins dem einen an die Seite zu stellen, daß sie das Wort Gottes in einer Übersetzung von klassischer Reinheit 70 Millionen arabisch redenden Menschen dargeboten haben.

9. Ihre Missionare waren die ersten wissenschaftlich gebildeten Ärzte, welche die Segnungen der medizinischen und wundärztlichen Wissenschaft nach dem Osten brachten und Männer wie Dr. Dodge in Jerusalem, Drs. van Dyck, de Forest und Post in Syrien, Azariah Smith, Pratt und West in Syrien werden noch lange als Bahnbrecher in den Bestrebungen, das menschliche Leiden zu erleichtern, genannt werden. Durch ihre treuen und hingebenden Dienste waren sie leuchtende Beispiele der Liebenswürdigkeit und der Selbstlosigkeit christlichen Wohlthuns. Und eine Tochter eines Ihrer syrischen Missionare, Dr. Mary P. Eddy, war die erste Frau, welche das Kaiserl. Ottomanische medizinische Diplom in Konstantinopel im Dezember 1894 erhielt und so den Weg zu einer neuen Ära weiblicher ärztlicher Thätigkeit an den leidenden Frauen durch dieses ganze weite Reich hin bahnte.

10. Ihre Missionare in Syrien haben in dieses Land zuerst die Dampf-Druckerpresse, das Petroleumöl, die Nähmaschinen, die Photographie, die metallnen Uhren und die Windmühlen eingeführt, in andere Teile des Landes amerikanische Ackergeräte und in Konstantinopel den elektrischen Telegraphen.

11. Zwei Ihrer Missionare in Syrien haben Kaiserliche Auszeichnungen wegen medizinischer Dienste in Zeiten der Pest und einer eine Auszeichnung wegen hervorragender Leistungen in der arabischen Literatur erhalten.

12. Und zuletzt, zwei Ihrer Missionare waren in der neueren Zeit die Bahnbrecher der Palästina-Erforschung. Ich brauche kaum die Namen Drs. William M. Thomson und Eli Smith zu erwähnen, den letzteren als Gefährten und Mitarbeiter Dr. Eduard Robinsons in der Erforschung von Palästina und der Abfassung jenes klassischen Werkes „Biblische Forschungen" und den ersteren als den Autor jenes monumentalen Werkes „Das Land und das Buch".

Es war eine göttliche Fügung, daß zwei so gelehrte und sorgfältige Beobachter wie Smith und Thomson in sich den Trieb fühlten, das heilige Land, Syrien und Palästina wiederholt zu durchwandern, um seine Berge und Thäler, seine Hügel und Schluchten, seine Ebenen und Flüsse, seine Quellen, Brunnen und Seen, seine in Trümmern liegenden Tempel, Mauern, Festungen, Brücken und Wasserleitungen zu zeichnen, seine Mineralien, Pflanzen und Tiere zu sammeln, die landwirtschaftlichen, mechanischen und häuslichen Werkzeuge und Gebräuche des Volks, ihre Sprache und Begrüßung, ihre Kleider und Schmuckgegenstände, ihr Bauen und Verkaufen und ihre Art zu reisen zu studieren, während alles noch in seiner ursprünglichen biblischen Einfachheit war, mehr noch, alle diese Dinge genau zu beobachten, sie mit peinlicher und wissenschaftlicher Genauigkeit zu regi-

strieren, und sie dann mit Gewissenhaftigkeit zu veröffentlichen, so daß ihr sicheres Zeugnis über die Übereinstimmung zwischen den geschichtlichen Berichten der Bibel und den wirklichen Plätzen, Namen, Personen und Gewohnheiten des modernen Palästinas in immergiltiger Form in die amerikanischen und europäischen Bibel-Wörterbücher, Encyklopädien, Kommentare eingetragen werden konnten, bevor die rollende Woge der westlichen Civilisation mit ihren Fahrstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen, Dampf-Pumpen, mit ihren europäischen Sprachen und Kleidern das lebendige Zeugnis der Gegenwart von einer verschwundenen Vergangenheit für immer hinweggespült hat.

Dr. Thomson kehrte 1877 in die Vereinigten Staaten zurück, um sein großes Werk zu vollenden und nahm seinen Aufenthalt mit seiner Tochter in Denver in Kolumbien, dessen klarer Himmel und ragende Berge, wie er sagte, ihn an sein geliebtes Libanon-Gebirge erinnerten. In jener Stadt blieb er bis zum 8. April 1894, wo er in dem schönen Alter von 87 Jahren in das himmlische Kanaan, das unvergängliche, wolkenlose „Land der Verheißung", aufgenommen wurde, von dem Urheber des „Buches", das er in so treuer Arbeit seinen Mitmenschen zu verdeutlichen und zu erklären bemüht gewesen ist.

Zum Schluß kann ich nicht unterlassen, noch darauf hinzuweisen, wie Ihre Missionare in der Türkei während wiederholter Heimsuchungen durch Pest und Hungersnot, und während sehr verschiedener Ausbrüche von inneren und auswärtigen Kriegen sich gehalten haben. Im griechischen Kriege 1827, beim Bombardement von Beirut und der Vertreibung Ibrahim Paschas durch die Flotten der Verbündeten 1840, im Bürgerkrieg der Drusen und Maroniten im Libanon 1845, im Krimkriege 1854—1855, bei dem schrecklichen Blutbad im Libanon-Gebirge und Damaskus 1860, im russisch-türkischen Kriege in Bulgarien 1877, ebenso bei den mancherlei örtlichen Unruhen, welche von Zeit zu Zeit vorkamen, haben Ihre Missionare, Männer und Frauen, nicht nur immer die strikteste Neutralität beobachtet und den Unterthanen der Pforte Gehorsam gegen ihren Sultan eingeschärft, sondern sie haben auch für die Kranken und Verwundeten gesorgt, tausende von Hungrigen gespeist, Sterbende gekleidet und bei dem Verlangen, anderer Leiden zu erleichtern, ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt. 1860 verteilten die Missionare in Beirut nicht weniger denn 400 000 Mark in Nahrungsmitteln und 400 000 Mark in Kleidungsstücken an die armen Flüchtlinge aus dem Libanon und Damaskus. Während der Pest sind sie mit Medizin und andern Hilfsmitteln in die verseuchten Städte gezogen und haben ganze Städte durch weise, sanitäre Maßregeln vor der Pest bewahrt. Der Gehorsam gegen die türkische Obrigkeit, welchen die Missionare selbst beobachteten und zu welchem sie die Unterthanen des Sultans ermahnten, wurde schon erwähnt.

Die amerikanischen Missionare in Westasien wie in Ostasien sind Männer des Friedens, ihr einziges Streben ist das wahre Wohl des Volkes und die Ausbreitung des geistlichen Reiches Jesu Christi, des Fürsten des Friedens. Sie verfolgen keine politischen Ziele, keine persön-

lichen Interessen. Eine mohammedanische Zeitung in der Türkei sagt, als sie die Abreise eines amerikanischen Missionars bespricht: „Wir alle bedauern seine Abreise — er ist ein Freund des Friedens.“

Aus einem englischen Blaubuche.

Es wird den Lesern interessant sein, einmal einen Blick zu thun in eins der bekannten englischen Blaubücher, die von Zeit zu Zeit auch über die britischen Kolonialgebiete beiden Häusern des Parlaments vorgelegt werden. Wir greifen eins der neusten heraus, welches auch für die evang. Mission von wesentlichem Interesse ist, nämlich das über Nyaßaland, verfaßt von dem früheren Reisenden und jetzigen Reg.-Kommissar von Britisch Central-Afrika, H. H. Johnston. Sein Titel lautet: Report of Commissioner Johnston of the first three years' administration of the eastern portion of british Central-Africa, dated March 31, 1894. Ein Folioheft von 43 Seiten mit 5 kolorierten großen Karten, welche 1. den Regenfall und die Flüsse, 2. den Agrikulturzustand, 3. die Höhenverhältnisse, 4. die Bevölkerung und 5. die administrative Einteilung des in Rede stehenden Gebiets graphisch darstellen. Schon diese Karten erteilen an sich einen ausgezeichneten Anschauungsunterricht. Und sie sind begleitet von einem gleich trefflichen erklärenden Texte, welcher ausführlich handelt von der physischen Geographie, den Früchten, Mineralien, Tieren, von der Ethnologie, dem Sklavenhandel, der Besteuerung der Eingebornen, den europäischen Ansiedlern und der Kolonisation, den Missionen, dem Handel, den Straßen, den Ortschaften, der Postverbindung und der bewaffneten Macht; alles konkret und detailliert, ohne Phrase und mit reichlicher Statistik belegt, ein Vorbild für ähnliche Arbeiten auch über die deutschen Kolonien, die bisher namentlich hinsichtlich der evang. Missionen noch viel zu wünschen übrig lassen. Zur Charakteristik greifen wir nur ein paar Abschnitte heraus über die gesundheitlichen Verhältnisse und die Missionen.

Klima, Gesundheit, Alkoholgenuß.

„Bei Abfassung dieses Berichtes halte ich es für nützlich, die Ansichten fast aller Europäer, die sich hier niedergelassen haben, in bezug auf Klima und Gesundheit mitzuteilen. Um dies thun zu können, faßte ich ein Cirkular mit Fragen ab, und ich muß hier den vielen Korrespondenten meinen Dank aussprechen, die mit großer Willigkeit alle ihre gemachten Erfahrungen mir zur Verfügung stellten. 162 Europäer beantworteten diese Fragen; aus dieser ganzen Zahl bezeugten nur 23, daß ihre Gesundheit sich nicht verschlechtert habe, und daß sie ihrer Meinung nach hier ebenso gesund seien, als sie es daheim in England sein würden. Zu dieser Zahl habe ich noch meinen eignen Namen hinzuzufügen, so daß sich unter 162 die Zahl auf 24 beläuft. Bei weitem die größere Zahl derer, die meine Frage beantwortet haben, bezeugten, daß sie ziemlich oft vom Fieber *zu leiden hätten*, obgleich nicht in zu häufiger Wiederholung oder in ge-

fährlicher Form. Aus der ganzen Zahl waren nur 11, die außer vom Fieber auch noch von anderen Krankheiten zu leiden hatten und diese nannten rote Ruhr als die nächst häufige Krankheit. Die einzigen Krankheiten, welche sonst genannt wurden, waren Fieber in seinen zwei Formen, des einfachen afrikanischen Fiebers und des gefürchteten Gallen- oder schwarzen Fiebers, rote Ruhr und Sonnenstich, oder Krankheiten unbedeutender Art erzeugt durch zu großes sich der Sonne aussetzen. In allen diesen Antworten wird keine andere Krankheit erwähnt, doch erinnere ich mich, kürzlich von einem Sterbefall durch Lungenkrankheit gehört zu haben, erzeugt dadurch, daß man sich großer Nässe aussetzte .... (Folgt eine Beschreibung der Krankheiten, besonders des „Schwarz-Wasser-Fiebers“ und eine Erörterung der Frage über die Möglichkeit dauernder Ansiedelung von Europäern. Dann heißt es weiter:) Da ich von der Gesundheit der Europäer spreche, möchte ich noch nachdrücklich darauf hinweisen, daß ich den Gebrauch von Alkohol außer als Medizin in keiner Weise als die Gesundheit fördernd ansehen kann. Ich habe beobachtet, daß die gesündesten und stärksten Europäer in diesem Lande die sind, welche sich des Alkohols ganz enthalten, oder wenigstens solche, die sich an Gebrauch von Alkohol nicht gewöhnt haben. Könnte ich thun, wie ich wollte, so würde ich Alkohol zu einem solchen Luxusartikel machen, daß Europäer nur imstande wären, ihn allein auf Verordnung des Doktors als Medizin zu gebrauchen. Mit dieser meiner Ansicht stehe ich ziemlich allein da, nur die Mehrzahl der Missionare stimmt mir bei, alle übrigen Europäer beantworten diese Frage dahin, daß ein mäßiger und geregelter Gebrauch von Alkohol ein Schutzmittel gegen das Fieber sei. Einige sprechen von Alkohol in begeisterten Ausdrücken als von einem wahren „Lebenselixir“. Wunderbar genug ist aber, daß der Herr, welcher diesen Ausspruch that, selbst nach den strengsten Regeln der Enthaltsamkeit lebt, während andere, die den beständigen Gebrauch von Alkohol befürworteten, durch ihren Gesundheitszustand nicht gerade die Wahrheit ihrer Behauptung erweisen. Ich freue mich übrigens, bezeugen zu können, daß nördlich vom Sambesi der Trunk unter Europäern äußerst selten ist; das kommt zum Teil daher, daß, welcher Art auch ihre theoretische Meinung sein möge, ein inneres Gefühl den meisten von ihnen sagt, daß Trinkgelage ziemlich gleichbedeutend sind mit Selbstmord. Niemand, der durch Süd-Afrika reist, kann sich des Eindrucks erwehren, daß besonders unter den niederen Klassen der Europäer viel Trunksucht herrscht. Ausgeschlossen davon sind die afrikanischen Bauern, die ich für sehr mäßige Leute halte. Dieser übermäßige Genuß von Alkohol verursacht jedoch südlich vom Sambesi nicht solche in die Augen fallende Übelstände, weil die trockene Atmosphäre den übeln Folgen des übermäßigen Genusses von Alkohol entgegenwirkt. Ausgeschlossen davon sind die Distrikte von wirklich tropischer Natur wie z. B. Beira. Im Verhältnis zu Südafrika können die Europäer in Mittelafrika für mäßig gelten. Dies ist kein Land, in welchem Europäer aus niederer Klasse oder von schlechter Moral gedeihen können. Um hier gesund zu sein, muß man äußerst vorsichtig und verständig leben, und weil dieses Eigenschaften sind, die unter rohen Europäern wenig gefunden werden, so würde ich für

Central-Afrika nur die beste Sorte von Europäern als Einwanderer anraten.

Es ist, besonders von unsern Missionsfreunden, zeitweise viel über die Unmoralität der europäischen Ansiedler in Central-Afrika gesagt worden, Thatsache aber ist, daß die Europäer, die sich bis jetzt hier niedergelassen haben, wenn man sie vergleicht mit denen andrer Teile des Kontinents, die mir sehr gut bekannt sind, ein ehrbares Leben führen. Es kommt hier weniger Unmoralität vor als bei derselben Klasse von Menschen in Europa. Im Vergleich zu Westafrika z. B. findet man hier bei den eingebornen Frauen sehr wenig Neigung, sich mit dem weißen Manne einzulassen, und eine solche ungewöhnliche Neigung würde bei den männlichen Negern entschieden Mißbilligung finden. Nicht eigentlich deshalb, weil sie auf ihre eigenen Frauen eifersüchtig wären, denn ihre Eifersucht ist ziemlich weiter nichts als Unzufriedenheit, daß man sie um die Bezahlung betrogen hat, sondern die meisten Neger in Britisch Central-Afrika betrachten eine geschlechtliche Vereinigung von Schwarz und Weiß als ungehörig, sie scheinen zu denken, daß diese beiden Rassen lieber jede für sich bleiben sollten.

Man hat viel darüber gestritten, ob es ratsam sei, weiße Frauen nach Central-Afrika zu bringen. Dabei hat man darauf hingewiesen, daß unsre Missionare viel besser thun würden, unverheiratet zu bleiben, daß ihre Frauen viel kränkeln und so ihren Männern mehr ein Hindernis als eine Hilfe seien. Nach sorgfältiger Überlegung aber muß ich sagen, daß ich dem nicht beistimmen kann. Erstlich denke ich, daß im allgemeinen europäische Frauen weniger von Krankheit zu leiden haben als ihre Männer, weil sie weniger den Strapazen und Mühsalen ausgesetzt sind. Weiter, denke ich, machts einen guten Eindruck auf die Eingebornen, die es gern sehen, daß der weiße Mann eine weiße Frau habe, und der Einfluß europäischer Frauen ist ohne Ausnahme ein guter. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß sie Unbequemlichkeiten und Nöte durchzumachen haben, denen sie in Europa nicht ausgesetzt sein würden, aber viele von ihnen finden das Leben hier interessant, es bietet ihnen einen viel weiteren Spielraum gesegneter Wirksamkeit als die Heimat. Obgleich die Europäer hier schon seit 17 Jahren ansässig sind, abgesehen von einzelnen Besuchen aus früherer Zeit, so weiß man doch nur von dem Vorhandensein zweier Mulatten-Kinder. Das eine ist jetzt bereits ein Jüngling und ist der Sohn einer Makobolo-Frau von einem englischen Jäger. Das andre ist ein kleines Mädchen in Blantyre, deren Vater ein Arbeitsmann im Dienst der Blantyre-Mission war, ehe er in ein allzuafrikanisches Leben verfiel.

Missionen.

Gegenwärtig sind 7 Missions-Gesellschaften in der östlichen Hälfte von Britisch Central-Afrika wirksam, nämlich: die Universitäten-Mission, die Miss. der Kirche von Schottland, die Livingstonia-Mission (Freie Kirche von Schottland), die Mission der Holländischen Reformierten Kirche von Süd-Afrika, die Londoner Missions-Gesellschaft, die algierische Mission, die Zambesia Industrial-Mission.

Die Universitäten-Mission, die anglikanisch ist, hat das östliche

Ufer des Nyaßa besetzt, und außerdem eine Station am südlichen Ende desselben. Ich glaube, sie unterhält auch einen oder zwei Lehrer in den Dörfern des oberen Schire. Sie ist die älteste Mission in Britisch Central-Afrika, die unter Leitung des Bischofs Mackenzie ihren Anfang nahm zur Zeit als Livingstone das Land erschloß. Nach dem Tode Mackenzies wurde sie freilich wieder aufgehoben, aber 1881, wenn ich nicht irre, erneuert. Sie besitzt auf dem See ein ausgezeichnetes Dampfschiff „Charles Janson“. Ihre Hauptniederlassung ist gegenwärtig auf der Insel Likoma, die ganz der Mission gehört. Sie hat ferner Stationen auf der Insel Tshusumula, an verschiedenen Stellen im Lande der Yao am östlichen Ufer und, wie schon erwähnt, am Südende des Nyaßa.

Einst besaß diese Mission Schulen in beinahe jeder Stadt der Yao an dem Ostufer des Sees, aber sie hat früher durch Makanjira sehr gelitten, der ihre Katechisten aus den Eingebornen ermordete und die Mission beständig ihrer Boote beraubte. Als einmal Rev. W. P. Johnson auf dem „Charles Janson“ bei Makanjira landete, um zu versuchen, ein freundschaftliches Verhältnis herzustellen, wurde er ergriffen, der Kleider beraubt, arg gemißhandelt und nicht eher freigegeben, bis ein großes Lösegeld für ihn bezahlt wurde. Jetzt, nachdem Makanjira gänzlich besiegt und sein Land besetzt gehalten wird, steht zu hoffen, daß diese Mission imstande sein wird, ihre früheren Schulen wieder aufzurichten.

Sie hat in Likoma eine Presse und giebt ein Blatt heraus, die Nyasa News. Sie bemüht sich, eingeborne Knaben zu Druckern, Tischlern und andern nützlichen Handwerkern heranzuziehen. Jünglinge dieser Nation sind bereits angestellt bei der Druckerei und als Tischler. Vor kurzem berechnete man die Schülerzahl dieser Mission auf 500, ich habe aber Grund zu glauben, daß sich diese Zahl in der letzten Zeit sehr vergrößert hat,[1]) seitdem das Land nun wieder geöffnet und die Mission im eigentlichen Herzen desselben eine Station angelegt hat östlich vom Nyaßa.[2]) Die Universitäten-M. verdient ungeteiltes Lob für ihre Arbeit. Vorsichtig vermeidet sie alle Einmischung in Politik, und man kann sie als eine große Wohlthäterin des Nyaßa-Landes bezeichnen.[3])

Der Mission der Schottischen Kirche hat man die Anlegung der wichtigen Stadt Blantyre zu verdanken. Sie hat außerdem kleine Stationen an der östlichen Seite des Berges Zomba und an der Nordwest-Seite des Berges Mlanje. Auch hat diese Mission kleine Stationen unter der Leitung von eingebornen Katechisten in Tschixadzulu, Katunga's und Angoniland, ich denke auch am Berge Tscholo und dem Berge Nirandi in der Nähe von Blantyre. Die Station im Angoniland war für eine Zeit von Europäern besetzt, aber ich glaube, man hat diese zeitweise zurückgezogen. Die Schülerzahl der Mission hat sich in der Neuzeit bedeutend vermehrt. 1892 war sie wahrscheinlich nicht viel höher als 300, aber

[1]) Auf c. 700.
[2]) Nämlich Unangu. Rep. 93/94 S. 14.
[3]) Die Landstationen der Univ. M. an der Ostküste des Sees befinden sich aber sämtlich im portugiesischen Nyaßaland.

nach meinen Forschungen beträgt sie jetzt das Doppelte.[1]) Die Mission besitzt einen Dampfer, der die Strecke zwischen Tschinde und Kalunga befährt; sie hat ferner eine Druckerpresse und giebt ein Monatsblatt heraus: „Leben und Arbeit in Britisch Central-Afrika“. In ihrer Druckerei in Zomba hat sie Knaben, hauptsächlich Yaos, zu Druckern erzogen, die fast eben so gut arbeiten wie europäische Drucker. Wie ich höre, beabsichtigt die Mission in Tscholo eine Kaffee-Plantage anzulegen, auf der die Eingebornen Anleitung für Ackerbau erhalten sollen. Eine große Anerkennung verdient diese Mission für die bewunderungswürdige Thätigkeit ihrer Ärzte. Diese Herren verdienen um des vielen Guten willen, das sie dem Lande erweisen, mit Namen genannt zu werden: Dr. Affleck Scott, Dr. Henry Scott und Dr. Robertson. Sie leisten ihre Dienste immer umsonst. Hoffentlich werden die vielen Europäer, die den Nutzen dieser ärztlichen Bedienung genießen, es sich angelegen sein lassen, von Zeit zu Zeit eine Subskriptionsliste zum Besten der Mission in Umlauf zu setzen. Der Zweig dieser Mission in Mlanje hat leider mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihr erster Versuch, eine Station in Mlanje bei Tschikumbu anzulegen, wurde durch die Feindseligkeit dieses Häuptlings und durch den Tod des Missionars für eine Zeitlang unterbrochen. Danach bauten sie sich in Mkandas Land an, doch auch dort hatten sie zeitweise von dem Häuptling und seinen Einfällen viel zu leiden. Jetzt aber, da die Zustände des Landes geordnetere sind, werden die Erfolge dieser Mission sicher größer werden.

Die Livingstonia oder Freikirchliche schottische Mission, 1875 gegründet, hat ihren Hauptsitz in Bandawe am westlichen Ufer des Nyaßa, außerdem noch Stationen im südlichen Angoniland, im nördlichen Angoniland und im Kondelande am Nordende des Nyaßa. Ich besitze nicht ihre neuste Statistik über ihre Schulen. Als ich jedoch 1889 und 1890 ihre Stationen besuchte, unterrichteten sie nach meiner Schätzung etwa 1200 Schüler.[2]) Sehr empfehlenswert ist die Weise, in welcher diese Mission über die wilden Angonistämme, die sich im Hochland, westlich vom Nyaßa, niedergelassen haben, Einfluß zu verschaffen gewußt hat. Wie schon früher in diesem Bericht bemerkt wurde, haben sie thatsächlich die Alongo vor einem gänzlichen Untergang durch die Agoni gerettet.

Das Arbeitsgebiet der Londoner Missions-G. liegt am See Tanganyika und auf der Hochebene südlich davon. Gegenwärtig beschränken sie sich innerhalb des Britischen Gebiets auf die Stationen Fwambo und Nyamkolo; erstere liegt in einer Höhe von 5300 Fuß am Nordrand des Nyaßa-Tanganyika-Plateaus, letztere auf dem felsigen Vorgebirge von Rhodes Bay. Die Londoner Miss.-G. besitzt einen Dampfer „Good News“ (Gute Botschaft) genannt und ein großes Segelboot „Dawn“, mit denen sie imstande sind, den Tanganyika in seiner Länge und Breite zu befahren. Ihr Dampfer macht öfters Reisen nach Udschidschi und dem Nordende des Sees.

[1]) Schon 1891 zählte man im ganzen Blantyre-Distrikt 750 Schüler. Allg. M.-Z. 1892, 34.

[2]) Nach dem letzten Rep. pro 1893 betrug die Schülerzahl 2230.

Es giebt wohl wenige, die jene Gegenden bereist haben, welche nicht, sie mögen es ausgesprochen haben oder nicht, der Londoner M.-G. Dank schulden dafür, daß ihre Fahrzeuge sie den See auf- oder abwärts oder ans jenseitige Ufer befördert haben. In der Verwaltung meines Amtes schulde ich meinerseits jener Gesellschaft großen Dank für die Erleichterung, die sie uns bei Kreuzung des Sees in ihrem Dampfer verschafft hat. In betreff der Schülerzahl habe ich keine neueren Nachrichten, doch schätze ich sie in den Iwambo-Schulen auf 200 und in Nyamkolo auf 250. Herr Mather, der dortige Missionsarzt, bedient alle Europäer, die seine Dienste suchen, mit großer Freundlichkeit.

Die französische Algierische Mission hat auf Britischem Gebiet eine Station in Tschirundumusia auf dem Nyaßa-Tanganyika-Hochland im Mambwe-Land. Diese Station steht unter der Leitung des Père van Oost. Diese Mission war für die Mambwe eine große Hilfe, indem sie dieselben gegen die Einfälle der Awunba schützte.

Die Mission der Holländisch-reformierten Kirche von Süd-Afrika hat sich in Mittel-Angoniland niedergelassen, wo sie zwei Stationen errichtet hat. Sie ist zu neu, um bereits festen Fuß unter dem Volk gefaßt zu haben; ich glaube aber, sie thut viel, um die Angoni nützliche Handwerke zu lehren.

Dasselbe kann gesagt werden von der Zambesia Industrial-Mission bei Blantyre und im südlichen Angoniland. Diese Mission ist erst ganz neueren Ursprungs und scheint mehr eine Gesellschaft von Pflanzern zu sein, die beschlossen hat, den Eingebornen Religions-Unterricht zu geben, als eine ausschließlich mit Evangelisationsarbeit beschäftigte Körperschaft. Die Zambesia Ind.-Mission will die Eingebornen in Ackerbau und allerhand nützlichen Handwerken unterrichten, um sie in ihrem socialen Leben zu heben.

Eine besondere Anerkennung gebührt den Missionaren in Britisch Central-Afrika für ihre umfangreichen und vorzüglichen Leistungen auf dem Gebiet der Sprachen. Die Universitäten-Mission hat verschiedene Werke gedruckt, welche den Dialekt Tschinyanja behandeln, der am östlichen Ufer des Nyaßa gesprochen wird. Von den Miss. der Schottischen Kirche hat Rev. Alex. Hetherwiek ein Handbuch herausgegeben über die Sprache der Yaos, und Rev. Scott hat ein Mananja-Wörterbuch zusammengestellt, welches eine wahre Fundgrube von Mitteilungen über Lebensweise und Gebräuche der Eingebornen ist. Was unsre Kenntnis afrikanischer Sprachen angeht, so stehen die Werke der Livingstonia-Mission in ihrem Werte obenan. Dr. Laws hat zu verschiedenen Zeiten Wörterbücher der Tschinyanja, Tschikunde- und Tschitonga-Sprache herausgegeben, Dr. Elmslie einige wertvolle Werke über die Tumbuka-Sprache geschrieben und über den Dialekt des Sulu, welchen die Angoni sprechen, außer vielen andern Beiträgen zur afrikanischen Sprachkunde. Der verstorbene Dr. Henry von derselben Mission hat die beste Grammatik, die wir bis jetzt in der Tschinyanja-Sprache haben, geschrieben, und der verstorbene Dr. Bain hat den Anfang gemacht zu einem Wörterbuch in den Sprachen, die am Nordende des Nyaßa gesprochen werden. Rev. David Jones von der Londoner Miss.-Gesellschaft

hat ein Wörterbuch der Kimambwe-Sprache herausgegeben und außerdem ein höchst wertvolles Werk über die interessante Kiguba-Sprache zusammengestellt, die am Westufer des Tanganyika gesprochen wird, ich glaube aber, daß es bis jetzt noch nicht veröffentlicht ist."

Gemischte Zeitung.

1. Die britischen Missionsbeiträge pro 1893

sind nach den Berechnungen des Kanonikus Robertson gegen die Vorjahre nicht unbeträchtlich zurückgeblieben. Sie betrugen in

1890: 26 031 580 M.
1891: 28 430 180 „
1892: 27 263 060 „
1893: 25 764 140 „

In diese Summe sind eingeschlossen die Beiträge für die Londoner Judenmission (ca. 540 000), für die Colonial and Continental Ch. S. (412 560), für die Britische Juden-Missions-Gesellschaft (52 000) und die römischen Missionsbeiträge — 163 340 M., aber ausgeschlossen alle Bezüge von Kapitalien und alle Einnahmen von auswärts (Int. 1895, 62).

Noch größer als bei den britischen ist die Differenz zwischen den Missionsbeiträgen der beiden letzten Jahre bei den amerikanischen Missionsgesellschaften. Nach den Angaben der Miss. Rev. of the World (1894, 75 und 1895, 70) betrugen die Missionsbeiträge Nordamerikas in

1892/93: 24 357 608 M.
1893/94: 20 694 996 „

In diesen Summen sind aber auch diejenigen Beträge enthalten, welche auf die evangelisierende Thätigkeit unter Nichtprotestanten entfallen, und welche ganz erheblich sind. Will man diese abziehen, so reduzieren sich die nordamerikanischen Beiträge für die Heidenmission um wenigstens 6 Millionen.

Wir sehen jetzt davon ab, diese summarischen Angaben zu spezialisieren; jedenfalls stellen sie die Thatsache außer Zweifel, daß in den Missionsbeiträgen der evangelischen Christenheit englischer Zunge ein beträchtlicher Rückgang stattgefunden hat. Gerade die größten Gesellschaften klagen über bedeutende Fehlbeträge; ja einige stehen vor der Notwendigkeit, ihre auswärtige Arbeit einschränken zu müssen, wenn die Einnahmen sich nicht bald erhöhen. Wie es scheint, ist aber dazu augenblicklich wenig Aussicht vorhanden. Die große wirtschaftliche Krisis, welche durch die ganze abendländische Welt geht, zieht auch die Mission in Mitleidenschaft.

Von den deutschen Missionsgesellschaften liegen die Rechenschaftsberichte pro 1894 noch nicht vor; wir fürchten aber, daß auch hier eine Mindereinnahme sich herausstellen wird, die allerdings, soweit es sich bis jetzt übersehen läßt, nicht alle Gesellschaften trifft.

2. Der chinesisch-japanische Krieg.

Der siegreiche Fortschritt der japanischen Streitkräfte ist aus den Zeitungen hinlänglich bekannt; und es ist weder unsere Absicht, eine Übersicht über den Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz zu geben, noch Vermutungen über die Folgen aufzustellen, welche die Kriegsergebnisse für die sie betreffenden Länder etwa haben werden. Für uns kommt wesentlich in Betracht, welchen Einfluß die kriegerischen Vorgänge bisher auf die Mission gehabt haben.

Die Befürchtungen, welche man vielfach hegte für die Sicherheit der Missionare in China und für den Bestand ihrer dortigen Arbeit, haben sich glücklicherweise nicht oder doch nicht in dem Maße erfüllt, als die Ermordung Wylies (1894, 525) sie nahe legte. Allerdings hat es nicht an vielfachen Insulten gefehlt, die meist von der undisciplinierten Soldateska oder auch vom Stadtpöbel verübt worden sind, aber im ganzen hat die Bevölkerung, namentlich in den vom Kriegsschauplatze entfernten Teilen des großen Reiches, sich nicht anders gegen die Missionare verhalten, wie sonst. Nicht wenig dazu mitgewirkt hat die Kaiserliche Verordnung, welche die Ausländer und speziell die christlichen Missionare, als Leute, die mit dem Krieg nichts zu thun haben, dem besonderen Schutze der Behörden unterstellte und jede Mißhandlung mit harten Strafen bedrohte. Am größten war die Aufregung natürlich in der Mantschurei. Von hier haben sich allerdings die presbyterianischen Missionare vorläufig nach Niutschwang zurückziehen müssen, nachdem schon vorher die Frauen dorthin abgereist waren. Zuletzt hat auch der Hospitalarzt Mukden verlassen, weniger weil er sich in Gefahr befunden, als weil er nichts mehr zu thun hatte. Das Hospital, in welchem auch eine Anzahl verwundeter Soldaten verpflegt worden war, hatte der Vicekönig der Mantschurei durch ein Edikt voll hoher Anerkennungen sogar unter speciellen Schutz gestellt, aber es entleerte sich von selbst seiner Kranken. Die geheilten Soldaten zogen in ihre Heimat, ein großer Teil der Stadtbevölkerung floh auf das Land und die Landbevölkerung wurde durch die von Räubern und Deserteuren unsicher gemachten Straßen so in Furcht gehalten, daß niemand wagte, nach der Stadt zu kommen. So scheint die Mission in der Mantschurei augenblicklich abgebrochen zu sein, während sie in den meisten andern Provinzen Chinas ihren gewohnten Gang weiter geht, ja von verschiedenen Gebieten erfreuliche Erfolge berichtet werden. Nur Peking mußten auf Befehl des britischen Gesandten alle englischen Damen verlassen; das männliche Missionspersonal ist aber geblieben. (Miss. of the World 1895, 29 f.; Unit. Presb. Rec. 1894, 350 f.; 1895, 19. 42; Miss. Her. 1895, 23.)

Man würde sich irren, wenn man annähme, daß das ganze chinesische Reich durch den Krieg in Aufregung versetzt worden wäre. Das Reich ist dazu zu groß, die Kommunikation zu mangelhaft und der Patriotismus zu lau. China gleicht einem Sandhügel, von dem der Wind nur einen Teil der oberen Schicht bewegt. Während in Japan die ganze Bevölkerung an dem Kriege das denkbar lebhafteste Interesse nimmt, ist die große

Majorität des chinesischen Volkes so lange apathisch, als der Kriegsschauplatz nicht in seine Nähe rückt. Alle Berichte stimmen darin überein, daß eine patriotische Bewegung gar nicht vorhanden ist. Das ist überraschend bei dem Nationalstolz, von dem sonst der Chinese beseelt ist. Aber Nationalstolz und Vaterlandsliebe sind doch nicht identische Dinge. Zudem ist gelegentlich des Krieges eine grauenhafte Korruption des Beamtenstandes von den höchsten Würdenträgern an bis zu den untersten Stellen an den Tag gekommen, eine Korruption, die ein charakteristisches Licht auf die Konfuzianische Moral wirft, mit welcher China so gerne prahlte (The Miss. 1895, 65. 79. 85).

In Japan ist natürlich der Siegesjubel groß. Auch die Christen wollen nicht zurückstehen in der Anteilnahme an demselben. So feierten z. B. die Studenten der Doschischa ein besonderes Siegesfest. Große Anerkennung verdient die Proklamation der japanischen Regierung, welche den Soldaten Schonung gegen alle Nichtkombattanten zur strengsten Pflicht macht. Und abgesehen von dem Gemetzel in Port Arthur, zu dem sie durch chinesische Grausamkeiten gereizt worden waren, haben sich die japanischen Soldaten in China auch menschlicher betragen, als es bis dahin jemals in einem asiatischen Kriege geschehen ist. Auch aus Korea bezw. Söul berichten die Missionare, daß die Japaner gute Disciplin gehalten und ihr Verhalten gegen die Koreaner im ganzen das einer gesitteten Kriegführung gewesen. Auch in Japan selbst sind die gefangenen und verwundeten Chinesen gut behandelt worden, und man hat selbst einem chinesischen Missionar erlaubt, dieselben in den Lazaretten zu besuchen. Natürlich verschlingt die Kriegsaufregung noch alle andern Interessen; aber bis jetzt ist doch weniger empfindlich eingetreten, was man anfangs befürchtete, nämlich daß der durch die großartigen Siege gesteigerte japanische Patriotismus die fremdenfeindliche Bewegung zur Störung der christlichen Mission steigern werde. Hier und da regt sich in christlichen Kreisen bereits der Gedanke, daß Japan auch berufen sein werde, mit der Civilisation das Licht des Evangelii nach China zu tragen — eine Perspektive, welche augenblicklich etwas phantastisch erscheint, aber vielleicht doch in Zukunft der chinesischen Mission eine neue Bahn bricht (Miss. Her. 1895, 51; The Miss. 1895, 31). Deus providebit.

Auch in Korea ist die durch den Krieg veranlaßte Störung der Mission nicht so allgemein geworden, als sie anfänglich werden zu wollen schien. In Söul hat sogar die Regierung ihr dortiges Hospital unter die Leitung des presbyterianischen Missionsarztes Dr. Avison gestellt. Wie es scheint, sind diejenigen Missionare, welche die Feindschaft der Tonghaks nötigte, nach der Hauptstadt zu fliehen, auf ihre Posten zurückgekehrt. In Ping Yang schützten zwei christliche japanische Soldaten das Haus des evangelischen Missionars (Miss. Rev. 1895, 62). — Wie eifrig die Japaner darauf aus sind, civilisatorische Einrichtungen in Korea zu treffen, geht u. a. daraus hervor, daß sie bereits Ingenieure dorthin geschickt haben, um Eisenbahnen zu bauen, eine von Söul nach Tschemulcho, die andre von Söul nach Fusan (The Miss. 1895, 55).

3. Die Bibel im Kaiserlichen Palaste.

Die Kaiserin-Mutter von China feierte im vorigen Jahre ihren 60. Geburtstag. Unter den Geschenken, welche ihr bei dieser Gelegenheit dargebracht wurden, befand sich auch ein kostbares Neues Testament, welches die evangelischen chinesischen Frauen überreichen ließen. Dieselben hatten zu diesem Zweck 3600 M. gesammelt, um Druck, Papier und Einband so schön wie möglich zu machen. Der Senior unter den chinesischen Missionaren, Dr. Muirhead, hat dazu eine Vorrede verfaßt, welche handschriftlich, von chinesischen Kalligraphen abgeschrieben, dem Buche vorgebunden wurde. Ihre Majestät nahm das Geschenk durch Vermittlung des britischen und amerikanischen Gesandten entgegen und scheint sich sofort mit dem Inhalte bekannt gemacht zu haben. Auch der Kaiser interessierte sich für das „Jesus-Religionsbuch" und schickte kurze Zeit darauf einen seiner Kammerdiener mit einem eigenhändig geschriebenen Billet in die amerikanische Bibel-Niederlage, um eine ganze Bibel zu holen. An demselben Tage kehrte der Diener zurück mit dem gekauften Neuen Testament, in welchem viele Blätter umgebogen waren, um sich ein andres Exemplar auszubitten, da der Kaiser in dem erhaltenen Druckfehler gefunden. Später wurde noch eine Ausgabe des Neuen Testamentes mit großem Druck verlangt (Chron. 1895, 28. 43). Nun können wir allerdings den Enthusiasmus nicht teilen, mit welchem einige englische und auch deutsche Blätter verkünden: „seitdem studieren der Kaiser, die Kaiserin-Witwe und andre Mitglieder der Kaiserlichen Familie emsig die heilige Schrift", und uns nicht sofort überschwenglichen Hoffnungen hingeben. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiser sich verschiedene Exemplare aus dem Bibeldepot hat holen lassen, um einen Vergleich anzustellen zwischen ihnen und der überreichten Prachtausgabe; aber immerhin ist es ein charakteristisches Zeichen, daß der Kaiserliche Hof an dem heiligen Buche der Christen soviel Interesse genommen hat.

4. Die Tibetanische Pionier-Mission von Fräulein A. Taylor.

Unsre letzte Nachricht über das romantische Unternehmen von Fräulein Annie Taylor meldete die Ankunft derselben mit einer Gesellschaft von 17 Personen in Dardschiling im Himalaya (A. M.-Z. 1894, 361 vgl. 121). Trotz der ernstlichen Abmahnung der britischen Regierung, eine Tibetanische Mission jetzt zu beginnen, ist die kühne Dame Ende September 1894 bis nach Gnatong, an der Sikhim-Tibetanischen Grenze, vorgedrungen. Hier ist es aber zu einer Krisis gekommen, welche das ganze Unternehmen in Frage zu stellen scheint. Fräulein Taylor hat nämlich, „da ihr die Last der Leitung der Mission zu schwer geworden, ihre Freunde in England gebeten, den Herrn Cecil Polhill-Turner — einen chinesischen Missionar — einzuladen, um die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen" und dieser hat, unter Voraussetzung der Zustimmung der China-Inland-Mission, zugesagt. Schon in Dardschiling hatten die sämtlichen Begleiter der Dame, unter ihnen der Schwede Franson — aus welchen Gründen ist unaufgeklärt — ihre „Resignation" gegeben, dieselbe erst wieder zurückgezogen,

aber dann bald nach der Ankunft in Gnatong, mit der einzigen Ausnahme eines Herrn Jensen, ihre Führerin verlassen (Miss. of the World 1895, 27; Wesl. Miss. Not. 1894, 161; Miss. Rev. 1895, 13; Unit. Presb. Rec. 1895, 51). Ob Herr Polhill-Turner die aufgelöste Mission wieder sammeln oder ob jemand aus der ursprünglichen Gesellschaft die Führung übernehmen oder ob das ganze Unternehmen aufgegeben werden wird, darüber verlautet zur Zeit nichts. Wir haben von Anfang an dieser ganzen romantischen Unternehmung kritisch gegenüber gestanden. Abgesehen davon, ob eine Tibetanische Mission überhaupt schon an der Zeit ist, kann es jedenfalls nicht die Aufgabe junger Damen sein, sie zu eröffnen. Aber leider übt auf große Kreise unserer englischen Freunde die Romantik einen zauberischen Einfluß aus. Alle Mißerfolge vermögen sie nicht zu ernüchtern. Kein einziges unter den Missionsorganen englischer Zunge hat Bedenken gegen die abenteuerische Idee der ebenso anmutigen wie begeisterten jungen Dame geäußert. Gewiß verdient ihr selbstloser Eifer und ihr christlicher Mut alle Anerkennung; aber man muß es doch bedauern, daß es an nüchternen Männern fehlt, welche so schöne Kräfte in gesundere Bahnen leiten und fruchtbarer verwerten.

5. Erdbeben in Japan.

Am 22. Oktober v. J. hat in der Yamagata-Präfektur, im nördlichen Japan, ein furchtbares Erdbeben stattgefunden, bei welchem die Stadt Sakata, die einige Meilen nordöstlich von Niigata liegt und ca. 21 000 Einwohner zählt, am meisten gelitten hat. Von ihren 3460 Wohnhäusern, die öffentlichen Gebäude ungerechnet, sind 1577 gänzlich zerstört worden, 7—800 Menschen haben das Leben verloren und eine noch größere Anzahl ist mehr oder weniger gefährlich verletzt worden. Missionare des amerikanischen Board haben sofort die Unglücksstätte besucht und trotz aller Opfer, die der Krieg jetzt fordert, die Christen in Tokyo und Yokohama zu bedeutenden Hilfsleistungen willig gemacht (Miss. Her. 1895, 4).

6. Zahl der Witwen in Indien.

In Britisch-Indien giebt es 23 Millionen Witwen, von denen 10165 sich im Alter von unter 4 und 51875 von unter 9 Jahren befinden (Unit. Presb. Rec. 1895, 24). Wenn man bedenkt, daß alle diese Witwen nicht nur nicht wieder heiraten dürfen, sondern auch ein elendes Sklavenleben führen, so stellt uns diese abnorme Zahl vor eine sociale Frage von der größten Bedeutung für die indische Gesellschaft.

7. Ponape.

Nach langen Verhandlungen zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und Spaniens ist es endlich gelungen, die letztere zur Auszahlung einer Entschädigungssumme von ca. 70 000 M. für die Zerstörung der Missionsgebäude willig zu machen. Dagegen ist bis heute die Erlaubnis zur Rückkehr der evangelischen Missionare nicht erteilt worden. Ja nicht einmal irgend eine Zusammenkunft der eingebornen Christen mit den Amerikanern wird gestattet. Als im September 1894 das Missionsschiff

sich der Insel näherte, wurden die Briefe für den eingebornen Leiter der Mission von dem spanischen Gouverneur in Besitz genommen, die Aushändigung von Büchern an ihn aber bestimmt verweigert. Auch wurde den Eingebornen, die auf zahlreichen Kanus das Schiff umschwärmten, jede Annäherung an dasselbe verwehrt (Miss. Her. 1894, 507; 1895, 44). Das ist katholische Religionsfreiheit!

8. Wie ein Sohn seinen heidnischen Vater von der Thorheit der Götzenopfer überzeugt.

Der Berliner Missionar Kunze berichtet im „Evangelium in China" (1895, S. 8) folgende hübsche Geschichte:

Der einige Sohn eines chinesischen Heiden bekehrte sich zum Herrn. Es war nun seine größte Sorge, auch seinen alten Vater von der erkannten Wahrheit zu überzeugen. Zehn Jahre waren alle Bemühungen vergeblich. Immer wieder mußte er den Vater seufzen hören, daß er, da sein einiger Sohn Christ geworden, nun niemand mehr habe, der an seinem Grabe räuchern werde. Da kam der Sohn endlich auf einen merkwürdigen Gedanken. Er kaufte ein schönes Stück Schweinefleisch. Der Vater sahs und freute sich auf dessen Genuß. Während der Sohn das Fleisch zubereitete, legte sich der Vater schlafen. Der Sohn setzte das zubereitete Schweinefleisch vor das Angesicht des schlafenden Vaters, damit dieser den Duft genösse, wie man es bei den Gräbern der Ahnen zu thun pflegt. Nachdem das Fleisch kalt geworden war, nahm er es zurück und aß es auf. Als nun der Vater erwachte, befahl er seinem Sohne, das Fleisch zu bringen. Der Sohn antwortete: „Das habe ich dir ja schon zu essen gegeben." „Ich schlief doch," sagte der Vater. „Ja," lautete die Antwort des Sohnes, „als du schliefst, setzte ich das Fleisch vor dich hin, damit du den Duft genössest, als das Fleisch kalt geworden war, nahm ich es zurück und aß es auf." Der Vater ward unwillig und sprach: „Aber wenn ich schlafe, kann ich doch nicht essen." „So," sagte der Sohn, „wenn du schläfst, kannst du nicht essen, und du klagst immer, daß ich dir nach dem Tode nicht räuchern und opfern werde. Während des Schlafes ist die Seele noch im Leibe und du kannst nicht essen. Wie willst du denn essen, wenn du gestorben bist und die Seele bereits den Leib verlassen hat?" Das wirkte. Der Vater sah seinen Irrtum ein und begann nun, das Wort Gottes zu lernen. Jetzt ist er ein Glied unsrer Christengemeinde.

9. Dr. Sigl und Missionsbischof Anzer.

In dem — katholischen — „Bayrischen Vaterland" (1895 vom 10./2.) findet sich folgendes Artikelchen:

In Provinzblättern liest man von Zeit zu Zeit von einem Missionsbischof Anzer, einem „gebornen Oberpfälzer", aber stets nur, wenn er von irgend einem Potentaten irgend einen (preußischen) Orden oder eine Auszeichnung erhalten und damit abreist oder von China, wo er eben vom Kaiser den „zweiten Knopf (der Mandarinen) von durchsichtig blauer Farbe" erhalten hat, nach Europa reist, um sich neue Knöpfe, resp. Orden zu holen. Nach diesen Zeitungsnotizen, die doch nur von ihm

selbst ausgehen können, scheint dieser Missionsbischof Anzer ein sehr eitler Herr und mehr Ordenjäger, als Bischof zu sein, als welcher er in seiner Diöcese zu bleiben hätte, statt durch die halbe Welt nach Orden und „Auszeichnungen" zu jagen. Wir wenigstens haben diesem eitlen „gebornen Oberpfälzer" Ordenjäger keinen Geschmack abgewinnen und nie begreifen können, was er so lange in Berlin zu suchen hatte und weshalb man ihm dort mit „Auszeichnungen" zu Leib ging. In Berlin pflegt man sich sonst für katholische Bischöfe nicht zu begeistern.

Literatur-Bericht.

1. **„Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1895."** Leipzig, Wallmann. 1,50 M. — Ein alter Bekannter, den man gern wieder kommen sieht. Abgesehen von dem Artikel über Neu-Guinea, der einiges Unzutreffende sagt, lauter solide Arbeiten. Besonders hervorheben möchten wir die Aufsätze über die gegenwärtige Lage der Tamulen-Mission, die Leipziger Miss. in Ostafrika, die Entwicklung des Missionsgedankens in Ludwig Graf von Zinzendorf, die wichtigste Missions-Literatur in 1894 und das Jahr 1894; nur dürfte es sich empfehlen, in diese Übersicht künftig auch mehr Daten aus den nichtdeutschen Missionen aufzunehmen. Auch die beiden Karten über das Kilimandscharo-Gebiet sind eine wertvolle Beigabe.

2. **Kreyher**, „Nachtschatten und Morgenlicht auf der Wende der Zeiten." Bilder aus dem Untergang der antiken und dem Aufgang der christl. Welt. 2. Teil. Stuttgart 1894, Steinkopf. 5 M. — Der Gegenstand, welcher den Inhalt dieses Buches bildet, ist von vornherein ein fesselnder: das erste Jahrhundert christl. Zeitrechnung. Auf der einen Seite Rom mit seinen ruchlosen Cäsaren, seinem feilen Senat, seiner abgelebten Bevölkerung, seinen rhetorischen Philosophen, und das Judentum mit einem Herodes und einem Zauberer Simon, und auf der andern das junge Christentum mit den Lichtgestalten der hohen Apostel — welche Gegensätze! In 22 durch bezeichnende Überschriften charakterisierten und teilweise im Novellenstil geschriebenen Kapiteln, von denen etliche in sich abgeschlossene Bilder darstellen, veranschaulicht der Verf. diese Gegensätze. Allein bei aller Anerkennung der Frische und Lebendigkeit des Stils, die die meisten Partien des Buches auszeichnet, und des Fleißes, mit dem auf Grund von Quellenstudien der Stoff gesammelt worden ist, hat uns die Lektüre doch nicht mit Befriedigung erfüllt. Wäre das Buch als historischer Roman bezeichnet worden, so war man von vornherein darauf gefaßt, sich unter der Führung der Phantasie zu befinden und geneigt, auf historische Kritik zu verzichten. So aber erwartete man wirkliche geschichtliche Bilder, und als solche kann kein Kenner des ersten Jahrhunderts die Kreyherschen Skizzen anerkennen. Allerdings enthalten sie einen großen Kern geschichtlicher Thatsachen, aber sie verwischen und verdunkeln ihn durch eine solche Fülle phantastischer Kombination, apokryphischer Legenden, ge-

suchter Textbenutzung und wilder Hypothesen, daß man, je länger je mehr, der Führung des Verfassers nur mit Mißtrauen folgt. Die „Nachtschatten" sind so sehr ins Schwarze geraten, daß man je und je bei der Lektüre in förmliche nervöse Aufregung gerät, und bei dem „Morgenlicht" ist die christliche apokryphische und Romanliteratur so sehr als Geschichtsquelle bevorzugt, daß an Zerrbildern kein Mangel ist. Der Quellenbeweis, der aus den in den Anmerkungen gegebenen Belegstellen geführt wird, ist manchmal kindlich naiv. Es würde zu weit führen, diese Kritik umständlich zu rechtfertigen; wir müßten sonst ganze Seiten mit Citaten füllen, und dazu fehlt uns der Raum. Wir greifen daher nur ein paar Beispiele heraus: Die Aussendung des Barnabas und Paulus durch die antiochenische Gem. wird durch konvulsivische Zuckungen des Propheten Niger veranlaßt (I, 84); Paulus bittet von Sergius um die Erlaubnis, ihm zu Ehren den Namen Paulus tragen zu dürfen (I, 91); Paulus verlebt den Winter 49—50 in Troas und zieht den hier wohnenden Arzt Lukas wegen seines leidenden Zustandes zu Rate, der den Apostel dann nach Philippi begleitet, weil er dort Bekannte hat (I, 108); die Lydia ist die Gemahlin des Epaphroditus (I, 109); Philologus und Julia (Röm. 16, 15) sind ein früherer Vorleser des Seneca und eine gewesene Zofe der kaiserl. Prinzessin Drusilla, der Schwester Caligulas (I, 194); Barnabas und Markus traten dem Zauberer Simon in Alexandrien, der erstere nachher auch in Cäsarea entgegen, wohin er den Flavius Clemens mitbringt, den Petrus unterrichtet und tauft (I, 215); die beiden Simon, der samaritanische und cyprische, werden ohne weiteres identifiziert; im Cirkus zu Ephesus bändigt Paulus durch seinen Blick den Löwen, obgleich „Totenblässe sein Angesicht bedeckte und sein verstörter Blick von dem Tier über die Menschenmasse nach oben irrte", und Aquila bewegt den Prokonsul Suillius, Paulus freizugeben (I, 237); der Brief des Jakobus ist an die Korinther geschrieben (II, 6); Simon der Magier wird eine Art Hausprälat des Nero (II, 119); Petrus besucht das Amphitheater, in welchem der Zauberer bei seinem Flug durch die Lüfte elend ums Leben kommt (II, 160); Acte, die ehemalige „Kebse" des Nero, erscheint in der römischen Wohnung des gefangenen Apostels als verschleierte Büßerin (II, 129); Demas (Kol. 4, 14 und 2. Tim. 4, 10) ist der cynische Philosoph Demetrius (II, 131. 146); wie mit diesem Cyniker, so tritt Paulus auch mit dem bekannten Apollonius von Tyana in persönlichen Verkehr (ebd.); der Theophilus, dem Lukas seine Schriften widmet, ist Seneca (II, 141), der auch mit Paulus nicht bloß Briefe wechselt und das gerichtliche Verhör leitet, über welches ein förmliches Protokoll mitgeteilt wird, sondern geradezu als der „Aufhaltende" bezeichnet wird (Kap. XVII); die Thessalonicherbriefe schreibt Paulus nach seiner Befreiung aus der römischen Gefangenschaft (II, 165. 176). Es ist schade, daß der Verfasser in seinen Kombinationen, Hypothesen und Textbenutzungen seiner Phantasie die Flügel nicht mehr beschnitten hat; er würde bei größerer Nüchternheit die Stofffülle, die er besitzt, zu wahrheitsgetreueren Bildern haben verwerten können.

3. **Nijland**, Schetsen uit Insulinde. Utrecht 1893, Breijer. 411 S. — Das ist ein volkstümliches Buch über die nieder-

ländischen Kolonien mit vielen schönen Illustrationen, das auf Anregung der allg. niederl. Missionskonferenz geschrieben worden ist als erläuternder Text zu der großen Missionskarte von niederl. Ost- und West-Indien. Die „Skizzen" verbreiten sich über den gesamten holländischen Kolonialbesitz, auch über Suriname, aber die asiatische Inselwelt bildet den Hauptteil. Die Mission bildet den Mittelpunkt in der Weise, daß um sie die Skizzen über Land und Leute als der Rahmen gruppiert werden, in welchen das Missionsbild gehört. Der Verfasser ist ein der Sache kundiger Mann und daher ein zuverlässiger Führer, der mit großem Fleiß aus allen Gebieten der kolonialen Litteratur das Wissenswerte und Charakteristische gesammelt hat, und seine wertvolle Arbeit erregt den Wunsch, daß eine kundige Feder uns ein ähnliches volkstümliches Kolonialbuch schreiben möchte. Denjenigen unsrer Leser, die ein wenig Holländisch verstehen, empfehlen wir die Lektüre der vorliegenden Skizzen um so angelegentlicher, als 5 Kapitel sich fast ausschließlich mit deutschen Missionen beschäftigen.

4. „Geschichten und Bilder aus der Mission." Nr. 13. Halle 1895, Waisenhausbuchhandlung. 25 Pf. — Wieder eine sehr ansprechende Nummer der bekannten gelben Hefte, die außer einem kurzen Vorwort von Warneck 2 Aufsätze von Graßmann und Strümpfel enthält: „Eine Heldin unter den Missionsfrauen. Lebensbild der Madame Coillard" und „Gefahren und Siege der Mission auf den Neuhebriden". Wir dürfen auch von dieser Nummer wiederholen, was wir von den früheren gesagt: sie ist der weitesten Verbreitung wert. Vornehme Ausstattung und Gediegenheit des Inhalts machen diese Hefte zu einer der empfehlenswertesten volkstümlichen Missionsschriften. 50 Exemplare erhält man zum Preise von 10 Mk.

5. „Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur". Bearbeitet von Pfr. Eger im Auftrage der Missionskonferenz in der Prov. Sachsen. Berlin (W. Linkstr. 4), Martin Warneck (Hugo Rothers theol. Buchhandlung). 50 Pf. — Ein missionsliterarisches Hilfsmittel, über dessen Zweck und Anlage das Vorwort des Bearbeiters am besten orientiert. Ich lasse dasselbe daher wörtlich folgen:

„Die Missionskonferenz der Provinz Sachsen beschloß in ihrer Versammlung im Jahre 1894, „ihren Vorstand zu ersuchen, für die Zusammenstellung und Herausgabe eines Verzeichnisses volkstümlicher verbreitungswerter kleinerer und größerer Missionsschriften baldigst Sorge zu tragen". Der Vorstand beauftragte mich, einen Katalog derartiger Missionsschriften „mit kurzer Stichwort-Charakterisierung und eingehender Rubrizierung derselben" anzufertigen. Ich suchte und fand auch sachkundige Missionsfreunde, die der mühevollen Arbeit der Prüfung und Sichtung der ihnen zuerteilten Missionsschriften bereitwilligst und in dankenswertester Weise sich unterzogen. Es wurden außerdem die Jahrgänge der „Allgem. Missions-Zeitschrift" und meines „Theol. Litteratur-Berichtes" der letzten 15 Jahre sorgfältig durchsucht und die Recensionen des betreffenden Schriftenkreises gebührend berücksichtigt.

Eine große Anzahl von Schriften mußte, weil sie uns nach der einen oder anderen Seite hin das Prädikat der „Volkstümlichkeit" nicht zu ver-

dienen schienen, einfach bei Seite gelassen werden. Natürlich waren und sind wir uns bewußt, daß unser Urteil in dieser Beziehung subjektiv ist, daß bei der Unzahl von Missionsschriften uns auch manche entgangen sein mag, die wirklich „volkstümlich und verbreitungswert" ist, daß also schließlich unser „Wegweiser" unvollkommen und unvollständig sein wird. Wenn demnach die eine und die andere der aufgenommenen Schriften anders beurteilt oder auch diese und jene Schrift vermißt wird, so möge man diesen Mangel durch die angedeutete Schwierigkeit der Arbeit entschuldigt finden und in der Beurteilung des „Wegweiser" Nachsicht und Milde walten lassen. Ich fürchte übrigens, daß man ihm eher den Vorwurf der Überfülle als den der Unvollständigkeit machen wird. Denn auf den von vielen Seiten laut gewordenen ausdrücklichen Wunsch, daß auch Schriften für „Missionsvereine", für „Gebildete" und auch Bücher größeren Umfanges in dem „Wegweiser" berücksichtigt werden möchten, mußte der Qualitätsbegriff „Volkstümlichkeit" nicht im engeren, sondern im weiteren Sinne genommen werden. Principiell ausgeschlossen blieb aber alle speciell pastoral-homiletische und theoretisch-fachwissenschaftliche Missionsliteratur.

Was nun die Anordnung des Kataloges betrifft, so ist bei der Reihenfolge das Alter der betreffenden Missionsgesellschaften und innerhalb eines und desselben Verlages wiederum die Höhe des Preises maßgebend gewesen. Die Schriften aus anderen Verlagshandlungen finden sich am Ende der ersten großen Abteilung.

Die insbesondere als verbreitungswert erscheinenden Schriften sind jedesmal vor dem Titel mit einem Sternchen (*) bezeichnet.

Der Gebrauch des Kataloges ergiebt sich aus den verschiedenen Rubriken der zweiten Abteilung, die absichtlich sehr ausführlich gehalten sind. Mit Hilfe derselben ist es jedem möglich, die Schriften, die er gerade wünscht und braucht, schnell und sicher zu finden. Wer z. B. eine Schrift über „Williams" haben will, findet dieselbe in der ersten Rubrik der zweiten Abteilung („Alphabetisches Verzeichnis nach den Lebensbeschreibungen") verzeichnet. Oder wer eine Schrift über die Missionen unter den „Betschuana" braucht, hat dieselbe in der zweiten Rubrik dieser Abteilung („Alphabetisches Verzeichnis nach Ländern, Landschaften, Stämmen und Hauptorten") unter „Betschuanen" (auch „Süd-Afrika") zu suchen. In der dritten Rubrik endlich sind die Schriften „nach den für sie geeigneten Leserkreisen" zusammengestellt, zunächst die für Kinder, dann die für Erwachsene, weiter die für Volksbibliotheken, für Missionsvereine, endlich die für „Gebildete". Die in allen diesen Rubriken hinter den Büchertiteln angegebenen Nummern verweisen auf die erste Abteilung mit den Charakteristiken der Schriften.

Auf die nach Wortlaut, Verlag, Seitenzahl und Preis korrekte und vollständige Angabe der Büchertitel ist die größte Sorgfalt verwendet.

Möchte nun der „Wegweiser" in den Händen der Missionsfreunde, namentlich der Pastoren, dazu mithelfen, daß dieselben es sich angelegen sein lassen, die Verbreitung der volkstümlichen Missionsliteratur in unserm Christenvolke ihrerseits auf alle Weise energisch zu fördern!"

Ich füge *nur noch den doppelten* Wunsch hinzu, 1. daß der „Weg-

weiser" nun auch recht fleißig benutzt und 2. daß Desiderien bezüglich seiner Verbesserung direkt an Pfr. Eger mitgeteilt werden mögen. Wck.

6. Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Herausgegeben mit Unterstützung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts, der deutschen Kolonialgesellschaft u. a. von A. Seidel, Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin 1895, Dietrich Reimer. 12 M. jährlich. — Es ist ein erfreuliches Zeichen für das Wiedererwachen des kolonialen Interesses, daß diese Zeitschrift, welche die leider eingegangene Büttnersche Zeitschrift für afrikanische Sprachen gleichsam fortsetzt, jetzt herausgegeben wird. Auch die Mission wird hierbei in mancher Hinsicht Förderung erfahren. Zu den Mühsalen des Pionier-Missionars gehört ja bekanntlich das Sammeln und Abschreiben von Wörterbüchern. Durch die Zeitschrift wird die Drucklegung solcher Glossen erheblich erleichtert, und sie können dann als Grundlage für weitere Notizen dienen. Gleich die erste Nummer leistet der Mission solchen Dienst in dem darin abgedruckten Ki-Shambala-Wörterbuch, das vom Herausgeber nach dem bereits bekannten, aber verstreut veröffentlichten Material bearbeitet ist. Aus diesem Grunde haben mehrere Missionsgesellschaften, die Baseler, die Norddeutsche und die Brüdergemeine das Unternehmen unterstützt, und die Mitarbeiter an dem Werk werden sich — mittelbar oder unmittelbar — zum guten Teil aus Missionskreisen einstellen. So sind die bedeutendsten Artikel, welche die Nummer enthält, von J. G. Christaller (die Sprachen des Togogebietes, die Adelesprache im Togogebiet). Zu den Shambala-Studien hat die Lesefibel von Wohlrab und Johansen zum Teil den Stoff geliefert, das von Prof. Grube verarbeitete Material über die Kai-Sprache (Neu-Guinea, Fienschhafen) ist von Missionar Joh. Flierl in Simbang gesammelt. Erfreulich ist es, daß auch die Beamten der deutschen Kolonien auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes die Mitarbeit an der Sammlung von Wörterverzeichnissen aus dem Munde der Eingebornen eifrig betreiben. Die Christallersche Arbeit stützt sich auf solches Material, und weitere Mitteilungen auf Grund dieser Arbeit von Beamten stehen in Aussicht. Und so kann hier der Beamte, der Missionar, der Gelehrte das Werk fördern und selbst reichliche Förderung erfahren. Hoffen wir, daß die Zeitschrift, die in diesem Sinne begonnen ist, auch so weiter geführt werden kann, und daß sie die für ihr Bestehen notwendige Anzahl von Lesern und Freunden findet. C. Mf.

Eine Krisis im Witi-Archipel.

Von G. Kurze.

Wenn von den fruchtbarsten und gesegnetsten Arbeitsfeldern der evangelischen Südseemissionen die Rede ist, so wird mit vollem Recht der Witi-Archipel in erster Reihe genannt, und es bleibt für alle Zeiten einer der schönsten Ruhmestitel der Wesleyanerkirchen Englands und Australiens, daß sie die Kannibalenbevölkerung jener Inselgruppe mit den Waffen des Evangeliums überwunden und zu friedlichen Jüngern Jesu Christi gemacht haben. Kein Wunder, daß seit einigen Jahren in den Kreisen wohlmeinender — aber, fügen wir gleich hinzu, nicht genügend orientierter — Missionsfreunde Stimmen laut geworden sind, wonach nun die Zeit gekommen sei, die evangelischen Witiinsulaner aus der Pflege der Wesleyaner Missionare zu entlassen und eine selbständige von Eingebornen regierte Witinationalkirche ins Leben zu rufen. Für solche Optimisten müssen die traurigen Ereignisse, über die wir im Folgenden zu berichten haben, von ganz besonders niederschlagender Wirkung sein.

Konnte bis vor kurzem noch die Missionsgeschichte des Witi-Archipels auf ihren Blättern mit dankbarer Genugthuung die Thatsache verzeichnen, daß die Greuel der Menschenfresserei unter den Witiinsulanern im Jahre 1876 ihr Ende erreichten, so hat sich die Hoffnung, daß in jenem Jahre der letzte Fall von Kannibalismus vorgekommen sei, leider als vergeblich erwiesen; denn, wie uns Briefe von den Wesleyanischen Glaubensboten aus Naduri und Wuna melden, haben sich derartige Greuelscenen noch einmal und zwar am 6. Juli 1894 auf der zweitgrößten Insel der Gruppe, Wanua Lewu, abgespielt.

Schon seit ein paar Jahren lagen Anzeichen vor, daß in einigen abgelegenen Gebirgsthälern der beiden Hauptinseln Witi Lewu und Wanua Lewu, zu deren Bewohnern die Missionare zu allerletzt vorgedrungen waren, der Luve-ni-wai (wörtlich „Teufelsdienst"), die Anbetung der alten Ahnengottheiten, allmählich wieder aufzuleben begann. So sah sich z. B. im August 1891 der englische Gouverneur der Witi-Inseln, J. B. Thurston, genötigt, 250 Eingeborene, darunter Männer, Frauen und Kinder, aus dem durch jene heidnische Bewegung beunruhigten Kolonialbezirke (auf Witi Lewu) nach der Insel Kandawu zu verschicken. Auf der Insel Wanua Lewu war es der im gebirgigen Innern auf der Grenzscheide der beiden Provinzen Mathuata und Thakaundrowi gelegene Bezirk Sengaga, unter dessen ebenfalls mit dem Evangelium erst später bekannt ge-

wordenen Bevölkerung sich zu Anfang des vorigen Jahres Zündstoff angesammelt hatte. Die Ursache davon lag zunächst in einer Neuabgrenzung der Provinzen, welche die Witiregierung für Wanua Lewu vor geraumer Zeit angeordnet hatte und derzufolge der Bezirk Senganga mit seinen 300 Bewohnern der Provinz Mathuata einverleibt worden war. In der alten heidnischen Zeit hatten die Mannen von Senganga mit einer gewissen Geringschätzung auf die Bewohner Mathuatas herabgesehen, und ihrem Stolze ward eine empfindliche Wunde damit geschlagen, daß sie fortab den eingeborenen Beamten dieser Provinz gehorchen sollten; sie hätten es viel lieber gesehen, wenn sie der Nachbarprovinz Thakaundrowi angegliedert worden wären. Der Windstoß, der den unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Lohe entflammen sollte, ließ nicht lange auf sich warten.

Ein Luve-ni-wai-Priester aus dem benachbarten Bezirke Drekete, welcher vorgab, von den alten Witi-Gottheiten Offenbarungen zu empfangen, stellte sich im März 1894 in der Gegend von Senganga ein und fand besonders in dem Dorfe Saiwou einen für seine Lehren sehr empfänglichen Boden. Da die Witiregierung in sehr vernünftiger Weise den Verhältnissen Rechnung trägt und sich als christliche Obrigkeit geriert, so galt die Entfremdung jener bethörten Eingeborenen ebensowohl der Staatsgewalt als dem Wirken der Missionare und ihrer Gehilfen. Zwei Monate hindurch wurde im stillen von den 70—80 Bewohnern Saiwous der alte heidnische Götzendienst wieder eifrig betrieben; gleichzeitig bauten die ins Heidentum Zurückgefallenen auf einer nahen Bergkuppe eine Verschanzung, hinter der sie Schutz zu suchen gedachten, wenn ihr heidnisches Unwesen entdeckt werden sollte; denn sie waren sich dessen wohl bewußt, daß die Regierung auf die Übung des Luve-ni-wai Strafe gesetzt hatte. Zunächst erregte dieses Vorgehen bei den Behörden keinen Verdacht, denn die Bewohner jener Binnenbezirke Wanua Lewus haben noch jetzt den alten Hang zum Umherziehen nicht ganz abgestreift, und es ist nichts Seltenes, daß eine Dorfschaft ohne alle sichtbare Veranlassung sich anderswo eine neue Niederlassung erbaut; auch sympathisierte die übrige Bevölkerung in der unmittelbaren Nachbarschaft viel zu sehr mit Saiwou, als daß sich ein Verräter gefunden hätte.

Da traf es sich, daß im Mai v. J. der Roko Tui (Provinzialgouverneur) von Mathuata an die Bewohner des Senganga-Bezirkes die Weisung ergehen ließ, beim Bau einiger Häuser in Naduri mitzuhelfen; aber wer sich an der gesetzlichen Fronarbeit nicht beteiligte, war die Dorfschaft Saiwou. Die alsbald ausgeschickten Boten des Gouverneurs, welche der Sache auf den Grund gehen und Befolgung

der Ordre erzwingen sollten, fanden die Aufrührer bereits in ihre Bergfeste verschanzt, von wo aus sie der Obrigkeit Trotz boten. Der Roko Tui aber ließ nicht mit sich spaßen, sammelte in den Küstendörfern eine Truppe von 2—300 Mann und marschierte mit derselben nach der Residenz des Buli (Bezirksvorsteher), welche halbwegs zwischen der Küste und dem Schlupfwinkel der Rebellen lag; hier erwartete er die Ankunft des 7 Stunden entfernt wohnenden englischen Richters Hopkins, welcher nunmehr das Kommando übernahm und nach Abhaltung eines Kriegsrates zunächst nach der Ortschaft vorrückte, wo der mit der Pastorierung des Senganga-Bezirkes betraute Wesleyanische Katechist wohnte. Durch diesen, einen Eingeborenen, ließ man die Aufforderung an die Leute von Saiwou ergehen, sich zu ergeben; wie vorauszusehen war, wurde dieser Versuch, die Sache friedlich beizulegen, mit Hohn und Spott zurückgewiesen.

Inzwischen verbreitete sich unter der umwohnenden Bevölkerung ein panischer Schrecken, da die Rebellen die Drohung ausgestoßen hatten, ihre Landsleute in den benachbarten Ortschaften abzuschlachten. Auch hatten sie bereits ein Dorf überfallen und geplündert. Die Bewohner der kleineren Orte begannen nun in den Wald zu flüchten oder sich der größeren Sicherheit wegen in die Städte zurückzuziehen; ja einige kamen sogar bis an die Küste hinab. Um nun so viel als möglich Verluste an Leben und Eigentum zu vermeiden, teilte Hopkins, während er weitere Instruktionen von Gouverneur Thurston aus Suwa erwartete, seine ganze Mannschaft in 2 Kompagnien und ließ durch dieselben die Bevölkerung und deren bewegliche Habe aus den kleinen Dörfern des aufständischen Bezirkes in zwei größere Ortschaften bringen, wo sie unter der Obhut eines Buli und einer Bedeckungsmannschaft gegen einen etwaigen Angriff des Feindes genügend gesichert waren. Er war bei dieser Sicherheitsmaßregel auch von dem Bestreben geleitet, den Herd der Unzufriedenheit möglichst einzuengen; denn es stand zu befürchten, daß noch andere Eingeborene, wenn sie auch bisher mit den Rebellen noch nicht gemeinsame Sache gemacht hatten, im geheimen zu ihnen hielten. In der Folge zeigte sich dann auch, daß dieser Verdacht nicht grundlos war.

Eine von Hopkins Patrouillen nun, welche ein Dorf in der Nähe der Rebellenfestung zu durchsuchen und zu räumen hatte, nahm sich bei ihrer Arbeit nach echter Witiart die größtmöglichste Muße, anstatt laut Ordre mit der gesammelten Habe der Dorfbewohner sofort abzumarschieren. Die einen kochten erst in aller Gemütsruhe ab; andere

suchten das ganze Dorf und seine Gärten nach einem durchgebrannten Schweine ab, ja es fehlte nicht an Leichtsinnigen, die ihre Nachmittagssiesta abhielten. An das Ausstellen von Wachtposten hatte natürlich auch niemand gedacht. Da war es denn kein Wunder, daß die Aufständischen, welche von ihrem Adlerhorst aus die Bewegungen der Patrouille schon längere Zeit beobachtet hatten, die Gelegenheit wahrnahmen und über die Unvorsichtigen herfielen, von denen sie drei verwundeten und zwei töteten. Die Leichen der letzteren schleppten sie beim Rückzuge mit heim in ihr Bergnest. Am andern Tage — dem 6. Juni 1894 — verstümmelten sie die beiden Leichname und fraßen sie unter genauer Beobachtung des in der heidnischen Zeit bei solchen Kannibalengelagen vorgeschriebenen Ceremoniells teilweise auf. Wie meine Gewährsmänner, die Wesleyanermissionare, mitteilen, ist die Annahme, jene Rebellen hätten die Greuelthat aus Wohlgefallen an einer derartigen Mahlzeit begangen, völlig ausgeschlossen; es war vielmehr ein Akt der Verzweiflung, durch den sie ihrer Empörung die Krone aufsetzen wollten. Sie wußten, daß es für sie keinen Weg mehr zurückgab und daß früher oder später die Mehrzahl von ihnen dem Nachrichter verfallen werde. So besiegelten sie denn in einer Art Anfall von Berserkerwut ihre Rebellion damit, daß sie, wie einst die alten Witikrieger, die Leichname ihrer Feinde verzehrten. Als die Kunde von diesem Kannibalenfeste von Insel zu Insel getragen wurde, drückte die eingeborene Bevölkerung ohne Ausnahme ihren Abscheu über das Geschehene aus. „Wir sind geschändet! Unser Land ist entehrt!" so ließen sich überall die Stimmen der Insulaner vernehmen. Ja, selbst die Rädelsführer, als sie später gefangen in Mathuata eingeliefert wurden, schämten sich sichtlich bei dem Eingeständnis, daß sie von den Leichnamen gegessen hatten.

Inzwischen war die Kunde von dem Aufstand nach Suwa, der Hauptstadt des Archipels, gekommen, wo glücklicherweise der Gouverneur Thurston anwesend war. Mit blitzesartiger Schnelligkeit raffte der energische Beamte das ihm zur Verfügung stehende schwarze Polizeikorps (75 Mann) — Militär giebt es auf den Witiinseln nicht — zusammen, dampfte nach Wanua Lewu und stand bereits am 15. Juni mit der bewaffneten Macht vor der feindlichen Feste. Sein letzter Versuch, das Blutvergießen zu umgehen, war vergeblich; auch auf seine Aufforderung zur Übergabe hatten die Rebellen keine andere Antwort als Drohungen und Spottrufe und einen demonstrativ ausgeführten Kriegstanz. Nun erst gab Thurston den Befehl zum Stürmen der

Feste, welche von ungefähr hundert Eingeborenen besetzt war. Zehn der Rebellen blieben tot auf der Walstatt; sechs wurden gefangen und die andern entflohen. Sie wurden aber im Laufe der nächsten Wochen fast alle aus ihren Verstecken in Höhlen und Waldschluchten aufgespürt und gefangen hinweggeführt.

Man kann dem Gouverneur die Anerkennung nicht versagen, daß er es versteht, seine Witiinsulaner nach ihrer Eigenart zu nehmen und die Zügel seines patriarchalischen Regiments zur rechten Zeit straff anzuziehen. Das zeigte sich auch deutlich bei der Revue, die er vor der Entlassung der eingeborenen Miliz auf der Rara (Marktplatz) von Naduri, dem Hauptorte der Provinz Mathuata, mit dem ganzen Gepränge abhielt, welches die in solchen Dingen sehr peinliche Witi-etikette vorschreibt. Mann für Mann von den Tausend, die sich auf dem freien Platze drängten, zog in feierlich gemessenem Schritte an dem Gouverneur vorüber und erneute das Gelübde der Treue gegenüber der Regierung. Thurston hielt dann durch Vermittelung des Kommissars für Eingeborenen-Angelegenheiten eine kernhafte Ansprache an die Volksmenge, worin er ihr zunächst für die herzlichen Kundgebungen ihrer Treue und Loyalität in dieser traurigen Angelegenheit dankte. Dann wies er mit nachdrücklicher Betonung darauf, wie der Arm der Regierung blitzschnell mit wuchtigem Schlage jeden Versuch einer Empörung zunichte machen werde. Auf dem steilsten Felsengrate, im dunkelsten Winkel der verstecktesten Höhle würde die strafende Gerechtigkeit dennoch den Übelthäter erreichen. Zuletzt wandte er sich an einen seiner alten Freunde unter den versammelten Eingeborenen, an den Pastor Ratu Eliesa und, nachdem er seinem Schmerz und seiner Beschämung darüber Ausdruck verliehen hatte, daß nach so langer Zeit christlicher Unterweisung und nach zwanzigjährigem Bestehen einer geordneten Regierung noch ein solch abscheuliches Verbrechen möglich sei, bat er den ehrwürdigen Geistlichen, aus aller Herzen heraus das Gebet zu Gottes Thron emporzusenden, daß das Inselreich nie wieder sein Ehrenschild mit einer solchen Unthat besudeln möge.

Wie ein Rauschen des Geistes Gottes ging es durch die große Versammlung; alles kniete nieder, während Ratu Eliesa ein inbrünstiges Gebet gen Himmel sandte, und jeder Mund stimmte am Ende in das Amen ein.

Daß die Wesleyaner Missionare durch dieses, wenn auch noch so vorübergehende Wiederaufleben der alten heidnischen Greuel tief schmerzlich berührt wurden, wird ihnen jeder evangelische Missionsfreund nach-

fühlen können. Denn ganz abgesehen davon, daß die Zahl der Christen in dem vom Aufstand berührten Bezirke der Insel Wanua Lewu sich teils durch direkten Abfall, teils durch die sich notwendig machende Ausschließung der in die heidnische Bewegung Verwickelten sich vermindert hat, ist durch die Ereignisse in die Volksseele eine Beunruhigung hineingetragen worden, welche der aufbauenden und bewahrenden Thätigkeit der weißen Glaubensboten und ihrer dunkelfarbigen Mithelfer nichts weniger als förderlich sein kann. Die Wesleyanischen Missionare sind sich klar darüber, daß die Missionsarbeit auf den nominell christlichen Witiinseln gerade in der Gegenwart eine folgenschwere Krisis durchzumachen hat. Die junge Generation der Witichristen steht nicht auf derselben hohen Stufe der Charakterfestigkeit und christlichen Entschiedenheit wie die heimgegangene oder im Hinschwinden begriffene. Die Alten kannten das unsägliche Elend der heidnischen Greuel aus eigener bitterer Erfahrung und wußten darum auch die Segnungen, die unter dem Friedensscepter Christi auf den Witiinseln Einzug gehalten hatten, um so mehr zu schätzen. Für Jung-Witi dagegen liegt der zauberische Glanz idealer Verklärung über den alten Zeiten ihres Volkes ausgegossen. Da gab's noch Freiheit und Ungebundenheit. Die Keule zu schwingen, ohne gleich mit dem Galgen Bekanntschaft machen zu müssen; zu stehlen und nicht eingesperrt zu werden; keine Verpflichtung zum Steuerzahlen, keine Pflichten gegen Stamm oder Gemeinde zu erfüllen; das alles barg die „gute alte Zeit" nach der Meinung des jungen Geschlechts in ihrem Schoße. Die Kehrseite der Medaille sehen natürlich die Thoren nicht; es ist ja so bequem, mit dem Heidentum zu kokettieren, wenn man daneben die Segnungen des Christentums genießt.

Diese Krisis, welche die evangelische eingeborene Kirche im Witi-Archipel zur Zeit durchzumachen hat, wird aber noch durch einen doppelten Umstand verschärft, durch den immer bedenklicher anschwellenden Strom **indischen Heidentums** in Gestalt der eingeführten Plantagenarbeiter und durch das Afterchristentum der **katholischen Gegenmission**.

Die bedeutende Entwicklung der Zuckerindustrie auf den Witiinseln (1891 führten dieselben Rohrzucker im Werte von 6550520 Mark aus) hatte in den letzten Jahren eine immer mehr sich steigernde Einfuhr von Kulis aus Britisch-Ostindien zu Folge, welche im Gegensatz zu den lieber ihre kleine eigene Scholle nach altväterlicher Weise bebauenden Witiinsulanern sich gern auf eine bestimmte Reihe von Jahren — gewöhnlich 3 — als Plantagenarbeiter an englische Kompagnien und Großgrundbesitzer ver-

dingen; am 1. Januar 1892[1]) zählte man solcher indischer Kulis bereits 8089; gegenwärtig sind sie schon auf mindestens 9500 Seelen angewachsen, und noch immer dauert die Einwanderung fort. Der überwiegend größte Teil dieses neuen Elementes, welches der Bevölkerung der Witi-Inseln einverleibt wird, ist heidnisch und der sittliche Zustand dieser Hindukulis ist ein so erschreckend niedriger, daß die Gerichtshöfe des Archipels fast ausschließlich mit der Ahndung der von dieser Klasse begangenen Verbrechen zu thun haben. Man beschäftigt sich in den gesetzgebenden und beratenden Körperschaften der Kolonie bereits ernstlich mit Erwägungen und Vorschlägen, wie man die verderblichen Wirkungen, die dieses schnell anwachsende fremde Element auf die ruhige und friedliche Urbevölkerung ausübt, wenigstens in etwas eindämmen könne. Die Mehrzahl der Kulis pflegt, wenn die Kontraktzeit um ist, von dem Rechte freier Rückbeförderung nach Indien keinen Gebrauch zu machen, sondern im Lande zu bleiben. Ist der Kuli arbeitsam, so verschafft er sich ein Stück Land, treibt Viehzucht oder eröffnet einen kleinen Kramladen. So findet man z. B. die — im Gegensatz zu den schmucken Häusern der Eingeborenen — einen unordentlichen Eindruck machenden Hütten und Schuppen der Hindus haufenweise in der Umgebung Suwas und längs der Ufer des Rewaflusses. Die andern mehr arbeitsscheuen Kulis führen ein Vagabondenleben in den Küstendörfern und verirren sich auch wohl in die Berge hinein, wo sie die aufgelesenen Brocken der Witisprache leider dazu verwenden, die Eingeborenen in alle möglichen Schlechtigkeiten einzuweihen.

Von den ersten Anfängen dieser Kulieinwanderung an haben die Wesleyanischen Missionare mit klarem Auge es als eine Lebensfrage für die junge evangelische Witikirche erkannt, diesen heidnischen Plantagenarbeitern das Evangelium darzubieten. Es handelt sich hier wirklich um Sein oder Nichtsein. Entweder wird jenes indische Heidentum von der neuschaffenden Macht christlichen Geistes überwunden oder die evangelischen Witianer werden durch die tägliche Berührung mit dem Götzendienst und den heidnischen Lastern jener schlauen und findigen Fremdlinge, die zudem an physischer Lebenskraft die Witianer zu übertreffen scheinen,[2]) bis ins innerste Mark hinein vergiftet. Die nachdrücklichen Mahnungen, welche in dieser Beziehung Langham, der ehrwürdige Präses der Wesleyanischen Witimission, an das Direktorium der Wesleyanischen Missionsgesellschaft in Sydney und an seine Kol-

[1]) Um diesen Zeitpunkt betrug die Gesamtbevölkerung des Witi-Archipels — einschließlich der Insel Rotuma — 125 402 Seelen, nämlich 2 091 Europäer, 108 971 Witiinsulaner, 1 092 Mischlinge, 2 219 Rotumaner, 2 461 Polynesier, 8 089 Indier und 479 Fremde unbestimmter Herkunft.

[2]) Unter der eingeborenen Witibevölkerung zählte man im Jahre 1891 3 929 Geburten und 5 496 Sterbefälle; unter den indischen Plantagenarbeitern im Jahre 1890 dagegen 215 Geburten und 227 Sterbefälle.

legen in Indien richtete, sind erfreulicherweise auch nicht wirkungslos verhallt; denn seit Ende Juni 1892 ist ein indischer, in der dortigen Methodistenmission treubewährter Katechist, Namens J. Williams, mit seiner Familie nach der Hauptinsel des Witi-Archipels, Witi Lewu, übergesiedelt.

Fürs erste Jahr schlug derselbe seinen Wohnsitz in Suwa auf, wo es ihm mit Gottes Hilfe gelang, aus seinen Landsleuten eine regelrechte Gemeinde zu sammeln, die an jedem Sonntage in der — 1885 eingeweihten — Jubiläumskirche dem in der Muttersprache (Hindi und Urdu) gepredigten Gottesworte andächtig lauschte. Daneben übernahm der Katechist die geistliche Pflege der das Regierungszuchthaus in Suwa leider sehr zahlreich bevölkernden indischen Gefangenen, besuchte seine kranken Landsleute im Hospital und hielt gelegentlich kurze Gottesdienste in den von Indiern bewohnten Hüttengruppen in der nächsten Umgebung Suwas ab.

Von vornherein war es bestimmt, daß Williams Aufenthalt in Suwa nur ein vorübergehender sein sollte, da ja die große Mehrzahl der indischen Kulis in den Zuckerrohrplantagen an den Ufern des Rewaflusses untergebracht ist. Durch das Entgegenkommen der „Kolonialen Zuckerkompagnie,“ welche zur Zeit die meisten Kulis im Archipel beschäftigt, gelangte die Wesleyanische Mission im Jahre 1893 in den unentgeltlichen Besitz eines in unmittelbarer Nähe der Nausori Zuckerfabrik gelegenen Stück Landes, auf dem alsbald eine solide Wohnung für Williams gebaut wurde. Von hier aus besucht der Katechist seit Mitte 1893 die benachbarten Plantagen, auf denen hunderte von Kulis in Arbeit stehen, und mittelst eines ihm überwiesenen Bootes kann er auch die weiter im Innern am Oberlaufe des Rewa stationierten Arbeiter erreichen. Von Indien aus hat er schon öfters Sendungen von Bibeln und christlichen Schriften erhalten, die er auf seinen Predigtreisen unter seinen Landsleuten zur Verteilung bringt. In vereinzelten Fällen ist Williams übrigens auch auf solche Kulis gestoßen, die in Indien irgend einer Missionskirche angehört haben; aber die meisten von ihnen hatten entweder nur ein sehr laues Interesse an der christlichen Gemeinschaft oder waren wieder in ein halbes Heidentum zurückgesunken. Wenn man bedenkt, wie jene Plantagenarbeiter in großen Baracken zusammengedrängt hausen und in sogenannten „Gängen“ gemeinsam arbeiten, wobei sie von ihren eigenen Priestern genau überwacht werden, so wird es begreiflich, daß Williams

bei seinen Evangelisationsversuchen an den einzelnen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Soll ein nachhaltiger Eindruck auf die Hindubevölkerung gemacht werden, so wird nichts anderes übrig bleiben, als daß die Mission Elementarschulen für die überall heranwachsenden Kinderscharen der Einwanderer ins Leben ruft und auf bestimmten Punkten in der Plantagenregion sogenannte „Schulkapellen“ errichtet. Als Centren sind hierfür zunächst Suwa, Mba, Nawua und Lambasa in Aussicht genommen. Natürlich muß gleichzeitig eine Vermehrung des Arbeiterpersonales einhergehen. Bisher ist Williams nur von einem einfachen Hinduehepaar unterstützt worden, das durch sein schlichtes Zeugnis von Christo unter den Kulis nicht ohne Segen wirkt. Auch der anglikanische Missionar W. Floyd in Lewuka hat den guten Willen gehabt, der in seinem Bereich lebenden Indier sich anzunehmen und sich deshalb um eingeborene Missionsgehilfen an seine Kollegen in den Nordwestprovinzen Indiens gewandt, leider aber bisher ohne Erfolg.

In der Bevölkerungsstatistik des Witi-Archipels sind auch 2461 Polynesier mitverzeichnet; richtiger sollte es eigentlich Melanesier heißen; denn es sind damit Eingeborene von den einzelnen Inselgruppen Melanesiens gemeint, die ebenfalls als Arbeiter für den Plantagenbetrieb auf eine bestimmte Reihe von Jahren eingeführt worden sind. Trotzdem dieselben im eigentlichen Sinne des Wortes als „Rohmaterial“ im Archipel ankommen, so kann man doch nicht behaupten, daß sie bisher eine ausgesprochene Gefahr für die eingeborene Witikirche gebildet hätten. Das Hauptverdienst daran mag der unermüdlichen und treuen Arbeit der beiden anglikanischen Geistlichen, W. Floyd in Lewuka und J. F. Jones in Suwa zuzuschreiben sein, welche neben ihrer Thätigkeit als Kolonialpfarrer für die weißen Ansiedler sich von vornherein der importierten melanesischen Arbeiterbevölkerung angenommen haben. In Lewuka fanden sich im vorigen Jahre 45, in Suwa, wo Jones eine besondere Schulkapelle für sie gebaut hat, 150 Melanesier regelmäßig zu christlicher Unterweisung und zum Gottesdienste ein; unter den 150 waren 67 Abendmahlsgenossen; fünfzig weitere bereitete Jones zur Taufe vor. Der frühere melanesische Missionar Codrington, welcher im August 1893 die beiden Stationen besuchte, fand den Eifer der melanesischen Einwanderer, welche nach ihrer Tagesarbeit sich abends noch zum Unterricht, der übrigens in englischer Sprache erteilt wird, auf der Station einfinden, bewundernswert; manche Melanesier nehmen jetzt absichtlich nur in der Nähe jener beiden Städte Dienste, um den christlichen Gottesdienst nicht entbehren zu müssen. Wichtig für eine weitere Ausdehnung dieser so hoffnungsvollen Missionsarbeit an den Melanesiern ist die enge Verbindung, in welche inzwischen die beiden anglikanischen Kolonialgeistlichen mit den Gliedern der melanesischen Mission getreten sind. So hat z. B. Jones sechs Wochen lang mit dem

melanesischen Missionar Comins das Arbeitsfeld getauscht, indem er während dieser Zeit in der Centrale der melanesischen Missionsgesellschaft, auf der Insel Norfolk, einen genaueren Einblick in den Missionsbetrieb sich verschaffte und Comins inzwischen in Suwa mit den melanesischen Kulis in ihrer Muttersprache verkehrte. Als er wieder nach Norfolk zurückkehrte, konnte er sechs der gefördertsten Melanesier mitnehmen, um sie als Evangelisten auf ihre heimatlichen Inseln hinauszusenden. Hoffentlich finden die Bitten jener beiden anglikanischen Geistlichen, für die Wirksamkeit unter den Europäern zwei besondere Pfarrer anzustellen, bei der Propagation Society williges Gehör, damit die erprobten Männer ihrem Wunsche gemäß ihre Kräfte einzig und allein den melanesischen Einwanderern widmen können. Die brüderlichen Sympathien der Wesleyanischen Missionare sind dabei ganz auf ihrer Seite; denn ihre Arbeit kommt indirekt der evangelischen Witikirche zu gute. Ganz vernachlässigen die Wesleyaner die melanesischen Kulis übrigens auch nicht. Sie haben für dieselben Abendschulen gleichfalls in Lewuka und Suwa eingerichtet, die beide so gut besucht werden, daß z. B. in der Hauptstadt der Raum in der Jubiläumskirche gar nicht mehr ausreichen will. In Lewuka wird der Unterricht von einem Witikatechisten, in Suwa von einem für die Mission begeisterten Laien erteilt. Drei melanesische Bekehrte aus Santo und Pentekost leisten ihrerseits der Witikirche direkte Dienste als „Lokalprediger" im Owalau-Bezirke.

Den neuesten Bevölkerungszuwachs für die Witiinseln bilden 3—400 Japaner, die im vorigen Jahre ebenfalls als Plantagenarbeiter eingeführt wurden. Bei der Kürze der Zeit hat bis jetzt weder von wesleyanischer, noch von anglikanischer Seite etwas Ernstliches zu ihrer Christianisierung geschehen können. Hoffentlich reizen in dieser Beziehung die erfreulichen Erfolge, welche die evangelische Mission in Hawaii unter den dort eingewanderten Japanern errungen hat, im Witi-Archipel zur Nacheiferung an.

Noch mehr indes als durch die Einverleibung so vieler heterogener heidnischer Elemente werden einer ruhigen Entwicklung der evangelischen Witikirche seitens der römischen Propaganda in systematischer Weise die größtmöglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Bis zum Jahre 1887 war das gegenseitige Verhältnis zwischen der Wesleyanermission und der katholischen Gegenmission, die unter der Leitung des im Dienst ergrauten Maristenpaters J. B. Bréhéret, stand, noch ein erträgliches. Da erschien plötzlich im August jenes Jahres ein homo novus, der apostolische Vikar J. Vidal, auf der Bildfläche, drängte den um seine Kirche treuverdienten Veteranen — derselbe konnte 1892 das fünfzigjährige Jubiläum seiner Wirksamkeit als Witi-Missionar feiern — in den Hintergrund und suchte mit echt französischer Gewandtheit gewisse römische Missionspraktiken von andern Missionsgebieten nach dem Witi-Archipel zu verpflanzen, von denen er sich einen

neuen Aufschwung für die dortige Maristenmission versprach. Es verursachte ihm offenbar nicht geringen Ärger, daß durch die Wesleyanermissionare (seit 1835 wirkend) 95% der eingeborenen Bevölkerung für den evangelischen Glauben gewonnen worden waren, während die Maristenpatres (seit 1840 im Archipel) nur 5% für sich reklamieren konnten. Hatten doch zwei Jahre vor der Ankunft Vidals die Wesleyaner Glaubensboten jenes herrliche Missionsjubiläum feiern können, bei welchem reichlich 100000 evangelische Witianer in mehr als 1000 Christengemeinden dem „Herrn der Ernte“ ihre Dankopfer darbrachten.

Zunächst versuchte Bischof Vidal sein Heil in einem möglichst pomphaften Auftreten und in übertriebener Aufbauschung seiner eigenen Würde, weil er glaubte, die naiven Witianer dadurch blenden und der „Mutterkirche“ in die Arme führen zu können. Er begehrte bei seinen Rundreisen für seine Person dieselben äußeren Ehrenzeichen, welche die Eingeborenen sonst nur ihren angesehensten Häuptlingen und Würdenträgern zu erweisen gewohnt sind. Den katholischen Witianern wurde von den französischen Patres sorgfältig eingeprägt, von dem Bischof als von dem Obersten aller Landeshäuptlinge zu reden, während sie den englischen Gouverneur als „a ka lailai sara“ (wörtlich: eine sehr unbedeutende Person) bezeichneten. Für seinen persönlichen Gebrauch ließ sich der Bischof ein elegantes Boot bauen, welches genau so ausgestattet und dessen Bemannung ebenso uniformiert war, wie die Gig und die Matrosen des Gouverneur Thurston, so daß es selbst auf kurze Entfernung für die Eingeborenen schwer war, den geistlichen Würdenträger von dem höchsten Regierungsbeamten zu unterscheiden. Selbst der von der römischen Mission herausgegebene „Kalenda“ (Kalender) mußte in majorem gloriam der Person Vidals dienen, indem die Reihenfolge der darin aufgeführten Würdenträger derartig angeordnet war, daß zuerst „unser heiliger König der Papst“ kam, dann die apostolischen Vikare — Vidal natürlich inbegriffen — und dahinter die Königin Viktoria folgten und zu allerunterst Witis Gouverneur verzeichnet war.

Sehr geschickt weiß Vidal auch die zeitweilige Anwesenheit von französischen Kriegsschiffen in dortigen Gewässern für seine Zwecke auszubeuten. Wie bekannt beeifert sich das französische Marineoffizierkorps den römischen Missionaren im Ausland allerlei Gefälligkeiten zu erweisen — als schuldige Gegenleistung für deren „travailler pour la France“ und Vidal benutzt dies, um seine Bedeutung als weltlicher Machthaber dadurch zu stützen und sich als Vertreter jenes Staates hinzustellen. Als die katholische Missionskirche in Levuka eingeweiht wurde, hatte der Bischof die Unverfrorenheit vor den Augen des Gouverneurs und der versammelten Engländer zur Feier des Tages die päpstliche Flagge über der brittischen hissen zu lassen. Das war doch selbst dem gutmütigen, in katholischen Kreisen gern verkehrenden Thur-

ston zu viel, und er gab dem Bischof in höflicher, aber unmißverständlicher Weise zu verstehen, daß in einer englischen Kolonie die brittische Flagge den Ehrenplatz zu oberst einzunehmen habe.

Vidal rächte sich für diese wohlverdiente Lektion durch einen fulminanten Artikel in der Neuseeländer „Catholic Times“ (vom 21. April 1893), worin dem Gouverneur die geschmackvollen Beinamen „Witi-Fanatiker“, „Wesleyanischer Proselytenmacher,“ „Autokrat“ u. s. w. gewidmet werden und von ihm behauptet wird, „daß er in seiner Allwissenheit und Allmacht beschlossen habe, die Witiinsulaner sollten Wesleyaner werden.“[1]) Wie lächerlich sich Vidal dadurch in den Augen aller Einsichtigen gemacht hat, geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, daß es im Jahre 1888, als Gouverneur Thurston sein Amt antrat, bereits 104585 Wesleyaner unter der eingeborenen Bevölkerung gab und deren Evangelisation damals im Äußerlichen bereits abgeschlossen war. Derselbe Vidal, welcher in so maßloser Weise Thurston verleumdet, rühmt selber dreiviertel Jahr zuvor in seinem in Levuka erscheinenden Monatsblatt „Ai Talanoa“ in schmeichelhaften Ausdrücken die Hochherzigkeit jenes Gouverneurs, mit welcher er bei Gelegenheit des Amtsjubiläums des Pater Bréhéret den Festgästen den Regierungsdampfer „Clyde“ zur unentgeltlichen Verfügung gestellt habe, und schreibt unterm 22. August 1892 in bezug auf jenes Jubiläum an „Les Missions Catholiques“ (1892, S. 536): „Das Amtsblatt der Kolonie hat trotz seiner starken protestantischen und englischen Färbung mehrere Artikel über diesen Missionsveteranen veröffentlicht. Eine Nummer ist ihm fast ganz gewidmet worden und man hat ihm zu Ehren Versammlungen und Feste abgehalten, wie man dergleichen noch nie im Archipel erlebt hatte.“ Es fehlt, um das Maß der Lächerlichkeit voll zu machen, nur noch, daß der katholische Bischof von „diokletianischer Verfolgung“ in der Neuseeländer „Catholic Times“ rede.

Da Vidal mit seinen Prätensionen als großer Würdenträger nicht immer den gewünschten Erfolg hatte — die vornehmen Witianer, welche des Bischofs arrogantes Auftreten genau überwachen, haben ihm den verächtlichen Beinamen Kai Yani viavialevu, d. h. der anmaßende Fremde, gegeben — versuchte er das „Nötige sie hereinzukommen“ auf andere Weise, indem er Unmengen von Heiligenbildern,

[1]) Was würde wohl eine deutsche Kolonialregierung thun, wenn ein englischer Missionar in ihrem Gebiet sich so etwas herausnehmen wollte?

Rosenkränzen und Amuletten (z. B. Herzen von scharlachrotem Tuche mit grüner Seide, welch letztere das ausgeschwitzte Blut versinnbildlichen soll!) unter das Volk verteilen ließ und bei den Gottesdiensten die größte Prachtentfaltung anordnete.[1] Auf alle mögliche und unmögliche Weise wurden die Witianer von den Maristenpatres bearbeitet. So zog z. B. zu Anfang 1893 durch die Provinz Navitilewu zur großen Entrüstung der dortigen evangelischen Bevölkerung ein französischer Priester mit einem großen Gefolge keulenschwingender eingeborener Anhänger, welche die friedlichen Bewohner einiger Bergstädte zum Eintritt in den Schoß der Mutterkirche „einluden" und sich dabei der Drohung bedienten, daß sie alle Feinde der katholischen Kirche nach Suwa vors Gericht schleppen würden. In einer Ortschaft auf der Insel Kandawu ließ ein Maristenpriester das Balkenwerk zu einer katholischen Kirche ganz gemütlich vor der Hausthür des eingeborenen Ortsvorstehers abladen, obgleich die katholische Mission dort keinen Quadratzoll Baugrund erworben hatte und ebensowenig einen katholischen Witianer im Orte zählte; allen Einsprüchen der Eingeborenen zum Trotz hätte der Pater die Kirche erbaut, wenn nicht die von den Bedrängten an das Gouvernement eingelegte Berufung diesem „väterlichen" Regimente der römischen Kirche ein Ende bereitet hätte.

Von der Insel Owalau werden uns mehrere Fälle berichtet, wo zur Wesleyanischen Mission gehörende Eltern erst die Hilfe des nächsten englischen Richters anrufen mußten, ehe sie ihre Töchter aus der Gefangenschaft im sogenannten Schwesternhause befreit sahen, welches die französischen Priester in Toko eingerichtet hatten. In einem Falle hatten sie ein junges Mädchen, welches auf dem Wege nach der Wesleyanischen Schule durch Toko hindurchpassieren mußte, in eins der zur katholischen Mission gehörenden Häuser gelockt und hielten es dort fest, obgleich die Eltern sich persönlich an die Vorgesetzten der Missionare wandten und thränenden Auges um Freigabe ihres Kindes baten. Als ihnen diese verweigert wurde, appellierten die bestürzten Eltern an den eingeborenen Bezirksvorsteher, welcher in einem höflichen Schreiben von dem Vorsteher der Mission die Entlassung des Mädchens verlangte. Die einzige Wirkung, welche dieser Schritt hatte, war ein

[1]) Ein Witiinsulaner, der zum ersten Male einem solchen auf die Sinne berechneten katholischen Gottesdienste beiwohnte, lieferte folgende bezeichnende Kritik, indem er auf die Frage, wie es ihm gefallen habe, antwortete: „Kombo! kombo! sa vaka ga na sakasi" (Gerechter Gott! das war wie in einem Zirkus).

Schreiben des Priesters, worin er dem Beamten den milden Vorwurf macht, daß er offenbar die Stelle in der heiligen Schrift nicht kenne: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes." Nun blieb nichts anderes übrig, als die Sache durch Vermittlung des englischen Richters vor den Gouverneur Thurston selbst zu bringen, welcher alsbald einen Regierungskommissar und den höchsten eigeborenen Beamten nach Toko entsandte, um dem Priester eine von Erfolg begleitete Lektion über neutestamentliche Schriftauslegung zu erteilen.

Auch aus dem eingangs erwähnten Auftauchen eines heidnischen Geheimbundes in ein paar Dörfern des Bezirkes Kolo auf Witi Lewu suchte Vidal Kapital für die römische Propaganda zu schlagen, indem er unmittelbar nach der Rückkehr Thurstons aus Kolo durch seine Agenten die Irregeleiteten wissen ließ, daß die römische Kirche eine Zufluchtsstätte für alle die biete, die sich ihres Schutzes zu versichern wünschten. Damals fiel auch ein Brief in Wesleyanische Hände, welchen offenbar ein französischer Priester seinem Werkzeuge in die Feder diktiert hatte und worin der heidnischen Partei deutlich gesagt war, daß sie, wenn sie Lotu Katolika (Katholische Christen) würden, ihren Häuptlingen keinen Gehorsam mehr schuldig wären. Die eingeborenen hohen Würdenträger, wie die Roko Tui und Turaga Buli, suchte Vidal damit zu ködern, daß er ihnen versprach, auf seine Kosten allerlei öffentliche Arbeiten, wie Brücken- und Molenbauten, ausführen und für sie selbst stattliche Residenzen herstellen zu lassen.

Als der Präses der Wesleyanermission, F. Langham, im Frühjahr 1893 auf einer seiner Missionswanderungen in die Berge einem Maristenpriester begegnete, legte er ihm im Laufe der Unterhaltung die beiden Fragen vor, warum die Priester immer noch ein gewisses Bild — das eines Baumes, dessen Stamm die römische Kirche und dessen Äste die verschiedenen evangelischen Kirchen darstellen, deren Glieder man von den Zweigen in den Höllenpfuhl hinabstürzen sieht[1]) — unter den Eingeborenen kolportierten und ferner, warum sie Wesleyaner durch Geldgeschenke zu sich herüberlockten. Der Priester versicherte Langham, daß sie keines von beiden thäten, und forderte ihn auf, ihm einen Beleg für die ihnen schuldgegebene Bestechung beizubringen. Langham führte nun als Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung

[1]) Mit der gleichen geschmackvollen bildlichen Darstellung suchen die katholischen Missionare auch in Neuseeland bei den Maoris Propaganda für ihre Kirche zu machen.

einen jungen Häuptling von Mbau an, der ihm und anderen gegenüber versichert hatte, in Toko von zwei Priestern 120 M. erhalten zu haben, mit dem Bedeuten, dafür seinen Einfluß zur „Teilung“ von Mbau zu gebrauchen; mit anderen Worten, er sollte auf der Insel Mbau, welche eine rein evangelische Bevölkerung hat, der römischen Kirche Anhänger gewinnen. Der Priester antwortete darauf zuversichtlich: „Glauben Sie das nicht, Herr Langham. Jener Häuptling hat gelogen. Wir thun nie so etwas und haben auch kein Geld zum Verschenken.“ Als Langham wieder heim kam, erzählte er mehreren Mbauanern von seinem Zwiegespräch mit dem Maristenpater. Da sagte einer der anwesenden jungen Männer: „Wie kann der Priester solches sagen? Ich selbst war mit in Toko bei dem jungen Häuptling und sah, wie ihm das Geld in die Hand gedrückt wurde.“

Nicht lange danach kam Langham in einen andern Bezirk und hörte in einem Dorfe, daß ein Priester einem Wesleyanischen Häuptling Geld angeboten habe, wenn er zur römischen Kirche übertreten wolle. Auf direktes Befragen versicherte der betreffende Häuptling, daß das Gerede auf Wahrheit beruhe und daß noch andere Personen dabei gewesen wären, die das Geldangebot mit angehört hätten. Einem Kollegen Langhams kam es gleichfalls zu Ohren, daß ein französischer Pater ein Wesleyanisches Gemeindeglied durch ein Angebot von 30 Mark zum Übertritt zu verlocken versucht habe. Jener Eingeborene hatte aber dem Versucher geantwortet: „Nie und nimmer; ich bin früher einmal Katholik gewesen und weiß, was eure Kirche zu bedeuten hat. Das Heil meiner Seele steht mir höher als irgend eine Geldsumme.“

Als Pater Bréhéret diesen Vorgängen gegenüber sich zu nichts weiter als zu einem „formellen Dementi“ aufraffte, machten die Wesleyanischen Missionare seinem Chef, dem Bischof Vidal, durch Vermittelung der Kolonialpresse das Anerbieten, sämtliche Belegstücke zu jenen Bestechungsversuchen einem unparteiischen Komitee zur Begutachtung vorzulegen. Nun, der Bischof hat aus noch unveröffentlichten, aber sicherlich sehr triftigen Gründen von jenem Anerbieten keinen Gebrauch gemacht und sich dafür in der „Fiji Times“ moralisch ohrfeigen lassen müssen. Einen letzten verzweifelten Versuch, das Ansehen der Wesleyanischen Missionare in der öffentlichen Meinung und bei ihren eigenen Gemeinden zu schädigen, machte Bischof Vidal, indem er im Laufe des Jahres 1893 durch drei seiner in Solewu auf Wanua Lewu stationierten Patres eine Klage wegen Verleumdung der katholischen Missionare gegen den Wesleyanischen Missionar Chapman in Mbau

vor dem obersten Gerichtshofe der Kolonie anstrengen ließ; der letztgenannte gehörte nämlich zu denen, die der Propaganda durch unbarmherzige Beleuchtung ihrer Praktiken in der Presse besonders unbequem geworden waren. Die Verhandlungen, welche 14 Tage in Anspruch nahmen und bei denen die Patres zwei der renommiertesten englischen Rechtsanwalte zur Seite hatten, erregten allgemeines Aufsehen in Witi; verlangten doch die Maristenmissionare als Entschädigung für ihre gekränkte Unschuld von Chapmann nicht weniger als — 40000 Mark. Doch siehe da, die Sache nahm einen anderen Verlauf, als Bischof Vidal es sich ausgemalt hatte; der englische Oberrichter mußte nach genauer Untersuchung die Klage der Patres als völlig unberechtigt zurückweisen, und damit war zum größten Ärger der Maristen ihre ganze Missionspraxis vor der Öffentlichkeit an den Pranger gestellt.

So wenig wirkliche Frucht aber bisher die Missionsthätigkeit des Bischof Vidal gezeitigt hat, so erfordert doch die Gerechtigkeit das Zugeständnis, daß er wenigstens in einem Stücke Großartiges geleistet hat und noch leistet, nämlich im „Fabulieren." Das Glanzstück in dieser Hinsicht, um das ihn im geheimen manch römischer Kollege beneiden wird, ist sein in der Lyoner Wochenschrift „Les Missions Catholiques" (Jahrgang 1890, S. 368 ff.) unter dem Titel „Première visite pastorale de Mgr. Vidal au Colo de la Rewa" in Form eines Gerstäckerschen exotischen Romanes veröffentlichter Bericht über einen Ausflug, den er im Jahre 1889 in Begleitung einer Karawane von 40 katholischen Witianern — darunter 15 Katechisten — auf dem Rewaflusse ins Innere von Witi Lewu gemacht hatte. Obwohl sich nun dieser Ausflug über ein Gebiet erstreckte, welches zuvor von Europäern, Wesleyanischen Missionaren und Regierungsbeamten zur Genüge bereist und seit einer Reihe von Jahren völlig christianisiert war, so giebt sich doch Bischof Vidal in seinem Bericht den Anschein, als ob er mit Todesverachtung um des Evangelii willen ein höchst gefährliches Wagnis mit jener Reise auf sich genommen habe; ja für seine phantasievolle Natur taucht schon die Märtyrerkrone in der Ferne auf, so daß der vertrauensselige Leser am Ende des Reiseberichtes förmlich aufatmet, als der Bischof glücklich und heilen Leibes wieder in seiner Residenz Suwa von der Reisekarawane abgeliefert wird.

Charakteristisch für die „Originalillustrationen," mit denen die katholische Missionspresse arbeitet, sind — um das beiläufig zu erwähnen — auch einige Bilder, mit denen Bischof Vidal seinen Reiseroman schmücken läßt. Da findet sich unter anderm (a. a. O., S. 361) ein Bild

„Nächtlicher Tanz um einen gebratenen Leichnam, unfern der Quellen des Rewaflusses“, mit dem Beisatz: „Nach einer photographierten Skizze, welche ein Maristenmissionar an Ort und Stelle aufgenommen hat.“ Man weiß nicht, was man beim Beschauen des sensationellen Bildes mehr bewundern soll, die Kaltblütigkeit des betreffenden Maristenpaters, der sich bei Nacht und Nebel hinsetzt und mit dem Zeichenstift die Greuelscene auf dem geduldigen Papier zu Nutz und Frommen der Leser der Lyoner Wochenschrift fixiert, oder die Gemütlichkeit der Kannibalen, mit der sie sich von dem Papalangi (Europäer) abkonterfeien lassen. Dürfen wir diesem Dilemma ein unsanftes Ende machen und dem Herausgeber der „Missions Catholiques“ unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit verraten, daß jene von einem Maristenmissionar an Ort und Stelle aufgenommene Originalskizze eine höchst merkwürdige, bis auf die geringsten Einzelheiten sich erstreckende Ähnlichkeit mit dem Phantasiebilde eines Kannibalentanzes aufweist, welches Herr A. J. L. Gordon, der Privatsekretär von Sir Arthur Gordon, des früheren Gouverneurs der Witiinseln, vor Jahren in einer seiner Mußestunden gezeichnet hat?

Ein anderes Bild (a. a. O., S. 405) soll „einen mit einem Zahnhalsbande geschmückten Eingeborenen von Kolo, nach der photographischen Aufnahme durch einen Maristenmissionar“ darstellen; auch hier sind leider ein paar kleine Irrtümer untergelaufen, insofern das Bild nicht das Äußere eines Bergbewohners aus dem Kologebiet, sondern die wohlgetroffenen Züge eines jungen Wesleyanischen Häuptlings von der Insel Mbau, des Sohnes des berühmten Roko Tui Tailewu, wiedergiebt; auch stammt die Aufnahme nicht gerade von einem Maristenmissionar, sondern von einem, vielleicht sogar ketzerischen englischen Photographen in Suwa.

Was endlich die einen entschieden originellen Eindruck machenden „Typen und Haarmoden, nach Zeichnungen, welche Mſg. Vidal übermittelt hat“ (a. a. O., S. 421) anlangt, so würde der letztere Zusatz an Deutlichkeit nur gewinnen, wenn er folgende Fassung erhielte: „Nach einem Holzschnitte aus dem Buche der Wesleyaner Missionare Williams und Calvert, Fiji and the Fijians'.“

Um den Lesern dieser Zeitschrift auch eine Probe von dem Bulletinstil zu geben, in welchem Bischof Vidal über seine Missionserfolge im Archipel berichtet, seien hier ein paar Zeilen aus einem Briefe des Genannten vom 22. August 1892 (Les Missions Catholiques, 1892, S. 536) angeführt, in denen es heißt:

„Eine andere, noch glückverheißendere Nachricht ist der Anstoß zu Übertritten, welcher je mehr und mehr in Witi zu Tage tritt. Zum ersten Male hat die katholische Religion unter den Gliedern der Königsfamilie Eroberungen gemacht. Wir haben auch einen ganzen Stamm, den von Tokatoka, welcher sich für katholisch erklärt hat; er besteht aus 2000 Angehörigen. Wir treffen Vorkehrungen, dort einen Missionar zu stationieren und eine Kapelle nebst Schulen zu bauen. Der vormalige Häuptling von Suwa hat selbst erklärt, daß er ebenfalls mit seinem ganzen

Stamme übertreten will. Das würde noch ein tausend Personen mehr ausmachen. Sie sehen, daß die Ernte mehr und mehr heranreift und daß es uns nur an Missionaren und Mitteln fehlt, um sie in die Scheuern des Hausvaters zu bergen."

Einen Kommentar zu diesem Missionsberichte zu liefern halten wir für überflüssig; nur die Klage über mangelnde Arbeiter möchten wir durch die folgenden nackten Zahlen, welche den offiziellen Regierungstabellen vom 31. Dezember 1891 entnommen sind, in das rechte Licht setzen. Für die 10500 katholischen Christen[1]) auf den Witiinseln (einschließlich Rotuma) sorgen 19 europäische Missionsgeistliche, 3 europäische Laienbrüder und 20 europäische Schwestern, während für die Leitung der 101355 eingeborenen Wesleyanischen Christen nur 11 europäische Missionare vorhanden sind; mit andern Worten, bei den Katholiken kommt schon auf 250 Seelen eine europäische Arbeitskraft, bei den Wesleyanern erst auf 9214 Seelen. Was die eingeborenen Hilfskräfte anlangt, so stehen den Wesleyanern freilich 71 Witigeistliche, 51 Katechisten und 1130 Lehrer zur Verfügung, während die Katholiken 178 Witi-Missionsgehilfen zur Seite haben. Die Erziehung der eingeborenen Jugend in Volksschulen liegt fast ganz in den Händen der Wesleyaner, die aus der Kolonialkasse zu diesem Zwecke übrigens nicht die geringste Subvention erhalten; ihre Schulen wurden Ende 1891 von 37175 Kindern besucht, während die Katholiken nur 2466 Schüler zählten.

Die Gefahr, welche der evangelischen Witikirche von seiten der römischen Propaganda droht, liegt demnach weniger in einem direkten Verluste an Gemeindegliedern, die sich durch allerhand unlautere Mittel zur katholischen Kirche hinüberziehen lassen — haben doch in den letzten Jahren eher die Übertritte von der katholischen Kirche zur evangelischen sich gemehrt, — sondern in dem verderblichen Einflusse, den die Nachbarschaft der katholischen Mission mit ihrer laxen Kirchenzucht, und ihrer großen Anbequemung an heidnische Unsitten auf die strenge Aufrechthaltung christlicher Zucht und Sitte unter den evangelischen Witianern ausübt. Unlautere Elemente unter den Evangelischen, welche um irgend einer sittlichen Verfehlung willen in Kirchenzucht genommen werden müssen, sind sicher bei den katholischen Patres als Überläufer mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

In dieser kritischen Zeit, welche die evangelische Witikirche durch-

[1]) Die Missiones Catholicae vom Jahre 1892 führen für den Archipel *10000 eingeborene* und 230 europäische Katholiken an.

lebt, ist es doppelt erfreulich zu wissen, daß sowohl die Wesleyanischen Missionare im Archipel, als auch die heimische Missionsdirektion in Sydney in der Überzeugung übereinstimmen, daß für die Witikirche nicht eine Verminderung, sondern eher eine Vermehrung der europäischen, beziehentlich australischen Arbeitskräfte angezeigt ist. Man ist glücklicherweise dort nicht gewillt, die Fehler zu wiederholen, welche der Bostoner Board seinerzeit in Hawaii machte, als er die innerlich noch nicht genügend gefestigte Kanakakirche zu früh auf eigene Füße stellte und damit der Gefahr inneren Siechtums preisgab. Möchten nur nun auch die Wesleyanerkirchen Australiens noch eifriger als bisher ihrer Pflicht eingedenk sein, der Missionsleitung die geeigneten persönlichen Kräfte und die nötigen Mittel[1]) zu fernerer energischer Weiterarbeit rechtzeitig zur Verfügung zu stellen, damit die evangelische Witikirche die ihr drohenden Gefahren glücklich überwinde und für die Missionsaufgabe, die ihr Gott in unsern Tagen gestellt hat, immer geschickter werde.

Die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz in Südafrika.

Von F. H. Krüger in Paris.

II. Wie die waadtländische Mission in den Spelonken sich entfaltete und in der Heimat zu einem gemeinsamen Unternehmen der vier freien Kirchen der romanischen Schweiz wurde.

Während es mit der Gründung der waadtländischen Mission in den Spelonken ziemlich glatt abgelaufen war, wurde während der ersten Jahre ihres Bestehens die Arbeit der Missionare durch allerlei große und unerwartete Schwierigkeiten gehemmt.

Zunächst kam ein förmliches Verbot die kaum begonnene Mission fortzuführen. In Pretoria hatte man den zwei Waadtländern gesagt, daß es genügen würde, wenn sie ihre Namen dem Veldkornet, d. h. Kreisvorstand ihres Wohnortes einreichten. Später begehrte die Regierung in Pretoria eine schriftliche Bitte um Niederlassung in den Spelonken. Dieselbe wurde sofort aufgesetzt, und im März 1876 von den beiden

[1]) Die im Archipel selbst für die evangelische Mission erschlossenen Hilfsquellen sind durch die Verheerungen, welche elementare Ereignisse, wie Orkane und Überschwemmungen in den letzten Jahren in Witi verursachten, stark in Mitleidenschaft gezogen worden.

Missionaren unterzeichnet, an den Volksrat abgeschickt. Die Antwort des Staatssekretärs vom 16. Mai 1876 lautet folgendermaßen: „In bezug auf das von E. Creux und P. Berthoud aus Klipfontein (Spelonken) eingereichte Gesuch vom 9. März 1876, betreffs Erlaubnis zur Gründung einer Mission in den Spelonken wird unwiderruflich beschlossen, daß erwähntes Gesuch der HH. Creux und Berthoud nicht gewährt werden kann." Alle fünf Mitglieder des vollziehenden Rats hatten die Ablehnung unterschrieben. Ein Begleitschreiben begründete den Beschluß damit, daß die Missionare sich ohne schriftliche Erlaubnis niedergelassen; sodann, daß obgleich die Regierung, wie jeder andere christliche Staat, die Ausbreitung des Heils unter den Heiden zuläßt, solches doch nicht geschehen darf, wenn man sich der Obrigkeit widersetzt und das Reich Gottes entzweit (?); endlich, daß die Berliner Missionare entschieden gegen die Gewährung des Gesuchs seien.

Es galt zuerst diese Begründung zu entkräften. Was die Berliner Missionare betrifft, so setzten dieselben einen Protest gegen den letzterwähnten Punkt auf und schickten ihn im Juni an Präsident Bürgers. Unterdessen gewannen die Schweizer einige Zeitungsstimmen, welche die Sache vors Publikum brachten. Im Zoutpansberger Distrikt war man im allgemeinen für die Schweizer gegen die Regierung gestimmt. Allein am 17. Juli kam der Veldkornet mit einem andern Bauern, um die Missionare festzunehmen und nach Pretoria zu befördern. Creux und Berthoud verweigerten mitzugehen, wenigstens ohne einen schriftlichen Verhafts-Befehl gesehen zu haben, so daß der Veldkornet unverrichteter Sache abziehen mußte. Alle Nachbarn sowie auch die in der Nähe wohnenden Berliner Missionare ermutigten sie, in diesem Verhalten zu beharren, da die unbegreifliche und ungesetzliche Maßregel offenbar über kurz oder lang zurückgenommen würde. Dazu schien aber keine Aussicht zu sein; denn am 1. August kam der Veldkornet wieder mit einem förmlichen Verhafts-Befehl; nun mußten die Missionare Arbeit, Hab und Gut, Weib und Kind verlassen; sie wurden auf einen bereitstehenden Wagen gesetzt und gelangten am 6. August nach Marabastad, wo sie beim Landdrosten einquartiert wurden. Sie durften im Dorf umhergehen, auch Gottesdienst für Farbige halten, aber „solltet ihr aus dem Ort euch entfernen, sagte ihnen der anfangs gutmütige Landdrost, so müßte ich eine berittene Schar zusammen berufen um Euch zu verfolgen und mit Gewalt zurückzubringen." So dauerte es bis zum 8. September. Dann kamen zweideutige Briefe von Pretoria; sie lauteten, als ob die Regierung von der Gefangen-

nehmung und Internierung der Missionare in Marabastad nichts wüßte, und beorderten den Landdrosten, dem Staatsrat die Papiere der Missionare zu verschaffen. Thatsächlich hatten viele besser gesinnte Bauern gegen das Verfahren der Regierung ihre Stimme erhoben. Der Landdrost unterzeichnete einen Bescheid, nach welchem Creux und Berthoud auf ihre Station zurückkehren durften, um ihre Papiere nach Pretoria zu befördern. Er führte sie dann auf seinem zweirädrigen, mit kräftigen Maultieren bespannten Wagen bis nach Rhenoster-Poort, wo die unter Hofmeyers Einfluß stehenden Familien Deprez und Vorster den Missionaren Pferde liehen, so daß dieselben schon am nächsten Abend, freilich nach langem, ermüdenden Ritte, endlich wieder bei den Ihrigen anlangten.

In Pretoria wurde der ganze Vorfall vor den Volksrat gebracht, welcher dem vollziehenden Rat auftrug, die Sache schleunigst in Ordnung zu bringen, da offenbar nichts gegen die Missionare einzuwenden wäre. Daher ein offizielles Schreiben vom 19. Oktober den Schweizern die Erlaubnis brachte, „auf ihrem Hof zu predigen", jedoch erst nachdem sie auf der nächsten Landdrostei den Unterthanen-Eid geleistet. Berthoud leistete den Eid am 30. Januar 1877 in Marabastad. Sir Theophilus Shepstone war damals schon in Pretoria und in seiner Tasche hatte er die königliche Vollmacht Transvaal dem britischen Reich einzuverleiben. Dritthalb Monate später hatte Großbritannien in der That der Bauern-Mißwirtschaft ein Ende gemacht.

Gleichzeitig mit all diesen Störungen erfüllte Krieg und Kriegsgeschrei das Land. Während die Missionare als Gefangene nach Marabastad geführt worden waren, war Präsident Bürgers als Oberbefehlshaber eines stattlichen, an 2000 Mann zählenden Heers gegen die ba-Pedi gezogen; aber vor der Felsenburg Sekhukhunis angekommen hieß es bald im Bauernlager, trotz der Beredsamkeit und der Drohungen des Präsidenten: „Huis toe!" oder, wie einst die Kinder Israels am Jordan es ausgedrückt hatten: „Ein jeder begebe sich zu seiner Hütte!"

Gewöhnlich geschieht es aber in Südafrika, daß, wenn irgendwo gefochten wird, die Kampfluft überall auflodert. Schon lange schaute der ba-Wenda-Häuptling Makhato, ein Sohn Ramapulanas, mit neidischem Blick auf das von den ihm verhaßten ma-Gwamba bewohnte Land; nur fürchtete er die Kugeln der tapferen ma-Gwamba. Hatte er doch vor einiger Zeit zwei Boten über den Limpopo zu einem berühmten mo-Njai-Zauberer geschickt, um Medizin gegen die ma-Gwamba-Kugeln zu bekommen. Um teuren Preis erhielten sie, was sie be-

gehrten und kamen triumphierend zurück, so voll guter Zuversicht, daß sie zu Makhato sagten, nachdem sie sich von der Salbe auf die Brust gerieben: „Probiers nur auf uns!“ Zögernd hob der Häuptling sein Gewehr . . . „So schieß doch!“ riefen die Jünglinge. Er drückte los, und einer der Boten brach tot zusammen; hinter ihm wurde noch eine neugierig dabeistehende Frau schwer verwundet. Und Makhato fügte kopfschüttelnd dazu: „Die Medizin war, scheints, nicht stark genug eingerieben.“ Nun aber, während die beiden waadtländischen Missionare noch in Marabastad saßen, kam es zum Kampfe zwischen zwei ma-Gwamba-Häuptlingen, gerade gegenüber der waadtländischen Station, auf dem linken Ufer des Lewubo. Der schwächere Teil rief Makhato von den Zoutpansbergen zur Hilfe herab; mehrere Dörfer wurden verbrannt, Vieh geraubt, etliche Menschen getötet. Die ma-Gwamba behielten am Ende die Oberhand.

Unter der britischen Zwischenherrschaft (Apr. 1877 bis Dez. 1880) blieb es ziemlich ruhig in den Spelonken, und auch der siegreiche Kampf der Bauern gegen die Engländer (Jan. bis März 1881) brachte keine außergewöhnliche Störungen im nördlichen Transvaal. Aber an Plackereien von seiten der Regierungsbeamten fehlte es beinahe nie. So ernannte gegen Ende 1882 der Volksrat von Pretoria eine Kommission zur Bevormundung aller Missionsstationen. Jeder Missionar sollte den Betrag seines Gehalts, denjenigen der Gehälter seiner Evangelisten und Schullehrer, die Zahl seiner Getauften oder Taufbewerber angeben. Jeder getaufte Schwarze sollte doppelte Steuer bezahlen; in der Schule sollte nur Holländisch gelehrt werden, und dergleichen mehr. Glücklicherweise fehlte es meist der Regierung an Gewalt, um ihre Maßregeln auszuführen; auch dies Gesetz, wie manches andere, blieb toter Buchstabe. Aber welche Sorgen, welch ängstliche Blicke in die unsichere Zukunft verursachten nichtsdestoweniger zur Zeit diese Bekanntmachungen den Missionaren!

Dazu zog auch noch die Krankheit in die Häuser der Waadtländer ein. Nach einer ungewöhnlich ungesunden Regenzeit, wurden beider Familien Kinder Mitte März 1879 fieberkrank. Berthoud selbst lag ohnmächtig vom Fieber danieder; für seine Frau, am 6. März erst eines Töchterleins genesen, war die Ermüdung und Sorge der Krankenpflege zu viel; sie starb am 3. April; Creux sagte ihr einen Liedervers vor, etwa im Sinn von: „Ich halt es fest: du littest uns zu gute — Ich bin versöhnt mit deinem teuren Blute“ . . . — „Mit deinem teuren Blute . . . versöhnt,“ wiederholte die Sterbende; „o wie herrlich! wenn Ihr wüßtet wie glückselig, wie *dankerfüllt ich bin!*“ und kurz darauf hauchte sie ihren Geist aus. Am

Ende Oktober desselben Jahres, litt Creux an einer schmerzlichen Augenentzündung. Berthoud wurde sein Fieber nicht mehr los. In den letzten Tagen des Jahrs wurde er so schwach, daß die Brüder beschlossen, ihn gen Süden und womöglich nach Europa zu schicken. Erst anfangs April 1880 war er imstande die Reise zu unternehmen. Da brach eine bösartige Rachenbräune im Lande aus. Die Geschwister Creux verloren einen Knaben am 30. März 1880; beide Kinder Berthouds starben auf der Reise, von derselben Seuche dahingerafft, das eine bei Marabastad, das andere in Pretoria, am 28. April; tags darauf starb in den Spelonken ein zweites Knäblein der Familie Creux. Zu Fastnacht 1879 waren die Waadtländer in den Spelonken noch zwei junge, kräftige Ehepaare mit zusammen sechs Kindern gewesen; jetzt, zu Pfingsten 1880, blieb auf der Station nur Creux mit seiner Frau und ihrem ältesten Knaben übrig. Berthoud, einst ein rüstiger Arbeiter, ein geistesfrischer Prediger, ein glücklicher Familienvater, reiste einsam, gebrochen, an Leib und Seele leidend nach der Schweiz zurück.

In diesen dunkeln Rahmen muß die eigentliche Missionsgeschichte gezeichnet werden. Da ist es zunächst lehrreich zu verfolgen, wie das Arbeitsfeld der Waadtländer allmählich sich bestimmte und in richtiger Weise begrenzt wurde; eben dadurch wurde der Sinn der Missionare in die rechte Richtung gerichtet für die weitere gesunde Entwicklung und Ausdehnung der Arbeit. Anfänglich war, wie bekannt, das Arbeitsfeld ziemlich unbestimmt durch den geographischen Begriff „Nord-Transvaal" bezeichnet worden. Noch mehr Spielraum hatte der Beschluß der waadtländischen Synode gelassen, in welchem überaus vorsichtig und allgemein von der Gründung einer Mission „in Südafrika" die Rede war. Die Niederlassung in den Spelonken als festes Centrum wirkte bald zur Klärung dieser etwas nebelhaften Begriffe. Von dieser ersten Station, der 1875 angekauften Farm Klipfontein, später Valdesia (eigentlich „Waadtland") genannt, kamen die Missionare in nächster Nähe mit ma-Gwamba und mit ba-Wenda in Berührung. Ihre in der französischen Mission in Bassutoland erworbene Kenntnis des se-Sutho verleitete sie aber dazu auch verschiedene ba-Pedi-Dörfer bis in die Umgegend von Rhenosterpoort und Marabastad zu besuchen, so wie Evangelisten dort anzustellen. Denn die ba-Pedi sprechen se-Sutho wie die Süd-ba-Sutho in Bassutholand, nur mit härterer Aussprache der Gutturalen und einigen sehr wenigen grammatischen und lexikalischen Eigentümlichkeiten. Man versteht sich gegenseitig ohne Schwierigkeit. Allein eine solche Thätigkeit unter den ba-Pedi hätte leicht zu Eingriffen in die Arbeit der unweit davon gelegenen Plätze der Berliner Mission führen können. Mitte 1877 wurde darum in brüderlicher Übereinkunft zwischen den Waadtländern und dem damaligen Berliner Superintendenten Merensky beschlossen, daß die Evangelisation der se-Pedi redenden Bevölkerung ganz den Berliner Missionaren überlassen werden sollte; daß einige ba-Pedi-Christen sich an die von Miss. Hofmeyers geleiteten Gemeinden anschlossen, konnten die Schweizer nicht verhindern. Desgleichen wurde man später darüber eins, daß die ba-Wenda ebenfalls den Berlinern vorbehalten würden, was den Waadtländern den Weg über den Limpopo gen *Norden abschnitt*, wohin sie längere Zeit ihre zukünftige Aus-

dehnung unter den ba-Njai, möglicherweise in Verbindung mit der Pariser Mission, geplant hatten. Wie bekannt hat seitdem D. Wangemann noch in letzter Zeit die Freude erlebt, eine Mission unter den ba-Njai von seinen Missionaren begonnen und von seiner Gesellschaft unternommen zu sehen. Jedenfalls ist es ebenso erquicklich als erbaulich zu bemerken, wie hier zwei Missionen verschiedener Zunge, verschiedener Konfession und von ungleichen kirchlichen Begriffen geleitet, brüderlich nebeneinander und ohne sich zu stören zur Ehre eines und desselben Herrn zusammenwirken; da die zwei Arbeitsfelder nicht geographisch geteilt werden konnten, wurde ein jedes derselben ethnographisch begrenzt.

In der That verblieben am Ende den Waadtländern nur die ca. 30000 in den Spelonken wohnenden ma-Gwamba,[1]) deren Sprache, Charakter und Sitten sie nun eifrig erforschten. Anfänglich konnten sie sich im gewöhnlichen Verkehr mit ihrem se-Sutho behelfen; aber die Predigt mußten sie auf schi-Gwamba dolmetschen lassen, bis sie selbst dieser Sprache mächtig wurden, welche viel näher mit den Kafir-Zulu-Sprachen als mit den Tschuana-Sprachen verwandt ist.

Die erste Heidenseele, bei welcher sich das Bedürfnis nach einem himmlischen Helfer regte, war eine Frau Namens Setlumula. Sie war schon vor der zweiten Ankunft der Missionare durch den 1873 zurückgelassenen Evangelisten Eliakim auf die frohe Botschaft vom ewigen Heil aufmerksam geworden. Am 4. Oktober 1876 konnte sie als Erstlingsfrucht dieser Mission durch die Taufe in die sichtbare Kirche Christi aufgenommen werden. Die Missionare zählten damals schon etwa 14 heilsbegierige Heiden. Als typisch mögen folgende aus der ersten und aus späterer Zeit stammende Erfahrungen der Bekehrten erwähnt werden. Sie gelten zugleich als Sittenbilder.

Malasi war ein eingebildeter junger Ehemann; er machte sich gern über die Lehren der Missionare lustig, und schien ganz unempfänglich. Ende September 1876 geschah es, daß seine Eltern über dem Zauberknöchelwerfen herausfanden, daß Malasi für seine damals im Dorfe ihrer Familie weilende Frau eine Ziege opfern mußte, um irgend ein Unheil abzuwehren. Am folgenden Tage machte sich Malasi mit einem andern jungen Burschen auf; er führte die Ziege an einem Riemen. Unterwegs kam die Rede auf die Missionare und den Gott, den sie verkündigten: „Ist er wirklich was sie sagen, prahlte Malasi, so mag er kommen und meine Ziege wegnehmen!“ Kurz darauf, beim Übersetzen über einen Bach, scheute das Tier; der Riemen zerriß, und die Ziege sprang davon; trotz Laufen und Suchen konnte keine Spur mehr von ihr entdeckt werden. Im Dorfe der Frau angelangt, er-

---

[1]) In den Spelonken sind es gegenwärtig zwischen 25000 und 30000; im Distrikt Leydenburg und längs der Lebombokette wohnen ungefähr 10000 ma-Gwamba; im östlichen und südlichen Transvaal leben unter andern Eingebornen *zerstreut, ebenfalls ca.* 10000.

zählten natürlich die Reisenden haarklein, wie das Sitte ist, und auf öffentlichem Platze den ganzen Vorgang. Allgemein war daher das Erstaunen, als am andern Morgen die Ziege im Dorf ruhig grasend gesehen und ohne Mühe festgenommen wurde. Man wollte sie opfern. Malasi ließ sich's aber nicht nehmen: „Das hat der Christengott gethan!" und er schlachtete das Tier mit dem Messer, nicht mit dem Wurfspieß, ließ keine rituellen Beschwörungen mit dem Blut vornehmen, sondern veranstaltete nur einen Festschmaus. Von dem Tage an aber folgte er der Predigt der Missionare und ließ sich bald in den Taufunterricht aufnehmen.

Wie wichtig die Träume bei einfachen, auf niedriger Kulturstufe lebenden Seelen sind, ist allbekannt. Tiefere Eindrücke oder Regungen des Gewissens fühlt ein solcher Mensch ohne sie fassen oder sich vergegenständigen zu können. Im Traum nehmen dann derartige Erfahrungen eine faßliche Gestalt an. So gings, anfangs 1891, dem alten Gwamanda. Er kannte das Evangelium, hatte ihm doch sein Neffe Bartimäus, ein Christ, oft ins Gewissen geredet; aber es schien alles wirkungslos an diesem verhärteten Sünder abzugleiten. Da starb einer seiner Verwandten. Der Familienrat überzeugte sich, daß der Verstorbene bezaubert worden war, und von einem herbeigeholten Wahrsager wurde Gwamanda als der böse Thäter ausgerochen. Er mußte den Mhondo-Trank trinken; blieb er unbetäubt, so wolle man an seine Unschuld glauben. Er trank und fiel im Taumel zusammen. Sofort wurde er gebunden und zu qualvollem Tode verurteilt. Bartimäus, bei zeiten davon unterrichtet, lief herbei und drohte den Fall beim Kapitän Scheel, dem Vorsteher des Distrikts, zu melden, wenn man seinen Onkel nicht freigäbe. So kam Gwamanda mit einer schweren Geldbuße davon. Einige Tage später, während er bei einem Christen übernachtete, hatte er einen Traum. Er stand vor einem flammenden Abgrund, in welchen ihn starke Männer hinabstürzen wollten; umsonst sträubte er sich; da fiel ein ungewöhnlicher Platzregen und löschte die schreckliche Glut. Frühmorgens erzählte Gwamanda seinen Traum. Sein christlicher Gast deutete denselben alsobald: Die Hölle habe ihn seiner Sünden wegen begehrt; durch Gottes rettende That sei er aber wunderbar erlöst worden. So gerührt ward Gwamanda, daß er auf der Stelle sein Herz und sein zukünftiges Leben seinem Erlöser übergab. Bald darauf glaubte auch seine Frau Monjamane, deren Augen seither von einem neuen Lichte strahlen.

Wie tiefgehend und sittlich ergreifend manche dieser Umwandlungen sind, mag der Fall jenes jungen ma-Gwamba zeigen, der im April 1882 nach der Predigt zu Missionar Creux kam, ihm ca. 300 Mark brachte und ihm mit Thränen bekannte: „Das ist ein Teil des Preises, den ich einst für einen gestohlenen Diamanten in Kimberley bekam. Ich kann ihn nicht mehr behalten; und die fehlenden 100 Mark werde ich nachbringen, sobald ich sie durch meiner Hände Arbeit erworben."

So wirkte das von den Waadtländern verkündigte Wort des Heils unter den ma-Gwamba. Die Heiden fanden nur eine Erklärung für diese Bekehrungen, deren Thatsächlichkeit sie nicht zu leugnen vermochten: es war eine *krankhafte* Narrheit. Man sprach offen davon,

daß die Missionare eine Zaubermedizin hätten, womit sie die Leute toll machten. — „Da wären sie aber doch höchst ungeschickt, meinte ein kritisch gesinnter, wenn sie nicht diese Medizin in alle unsre Brunnen schütteten; dann würden wir ja gleich alle Christen, was eben doch nicht der Fall ist!" Im Jahre 1881 zählte die waadtländische Mission schon 180 erwachsene Getaufte und Taufbewerber. Ende 1884, zehn Jahre nach ihrer Niederlassung in den Spelonken, gab es 109 getaufte Erwachsene, 150 Taufbewerber und 69 getaufte Kinder.

Schon lange war damals eine zweite Station, etwa 25 Kilometer südöstlich von Valdesia gebaut worden, auf dem in der zweiten Hälfte von 1878 für 6000 Mark erworbenen Gut, Waterfall genannt, wegen eines kleinen Bergstroms, der über Felsen den Hügelabhang herabstürzt. Einige Jahre später (1881) gaben die Missionare dieser Station den Namen Elim. Gekauft wurde diese Farm, weil damals schon die öffentliche Meinung in Transvaal von Verweisung der Eingebornen auf unwirtliche Reserven redete; es galt daher für die Mission, Grund und Boden zu erwerben, um die Christen oder überhaupt willige Eingeborne aufnehmen zu können. Dabei entsteht dann so etwas wie jene sogenannten Missionsinstitute, welche die Brüdergemeine, die Londoner Gesellschaft, und dann auch die Wesleyaner am Anfang des Jahrhunderts in der Kapkolonie angelegt hatten; anders kann aber in der Südafrikanischen Republik überhaupt nicht missioniert werden.

Um diese zwei Lichtpunkte, welche die schweizerische Mission im oberen Lebwubje-Thal angezündet, reihten sich vier Außenstationen. Hoch oberhalb Elim, stand bei dem Häuptling Ndhawane der Evangelist Ramputa; zwischen Elim und Valdesia lag die von Bethuel gegründete Außenstation Barcelona, von wo aus das Evangelium bis unter die Leute Albasinis am Flußufer gedrungen war. Gegenüber Valdesia, dessen Gebäude gesundheitshalber einige Stufen höher am Abhang hinauf (1883—1884) neu erbaut worden waren, stand an einem waldbedeckten Hügel, auf dem linken Ufer des Lebwubje, die Außenstation Barotta, während der jüngste dieser Posten, Ndlopfana, ein wenig thalabwärts beim Ufer des Flusses lag. Die zwei äußersten Punkte dieser so besetzten Linie sind kaum sieben bis acht Stunden auseinander gelegen.

Was die eingebornen Gehilfen betrifft, so waren drei ba-Sutho-Evangelisten bis Dezember 1884 treu im Dienst der Waadtländer geblieben. Nach ihrer Heimreise hatte man sie durch ma-Gwamba, so gut wie es eben ging, ersetzt. Gleich anfangs hatten die Missionare für die Erziehung schwarzer Mitarbeiter gesorgt; sechs Jünglinge waren zu Missionar A. Mabille nach Morija (Bassutoland) in die dortige *Bibelschule geschickt* worden; zwei derselben, zu Schullehrern ausgebildet,

kamen im März 1884 in ihr Vaterland zurück und wurden sogleich angestellt. Zwei andere Jünglinge waren damals auf der Berliner Station Mp'home, wo der Missionssuperintendent C. Knothe 1881 eine Nationalgehilfenschule eröffnet hat.

Die Zahl der schweizerischen Missionare hatte sich ziemlich langsam vermehrt. Als der tiefgebeugte P. Berthoud im August 1880 in der Heimat ankam, konnte er einen Monat später, immer noch fieberkrank auf sein Lager gebannt, der Ordination zum Missionsdienst seines Bruders Heinrich Berthoud nicht beiwohnen; die Gefühle aber, welche damals sein Herz erfüllten, hat er in einem Briefchen ausgedrückt:

„Heinrich, mein kleines Brüderchen! Du, bei dessen Wiege ich gesungen! Du, dessen Entwickelung jahrelang täglich mein Herz erfreut und beängstet hat! . . . Bist du wirklich derjenige, welchen unsre Kirche mir als meinen Kollegen vorstellt! Lob sei dem Allmächtigen! Aber wenn einmal die hohen, oft trügerischen Erwartungen,derer sich ein junger Missionar kaum entschlagen kann, an der herben Wirklichkeit der Heidenwelt zerschollen; wenn dann deine Blicke, an dieser elenden Erde haftend, weit weg in der Ferne den hellen Punkt suchen, den wir Vaterland nennen; wenn es vielleicht geschehen sollte, daß in trüber Stunde du zurückschautest, während deine Hand den Pflug hält; dann, Bruder, gedenke an Jesum, den Sieger, und schreie zu ihm: Er wird seine Kraft in deiner Schwachheit erzeigen, und du wirst seinen Namen verherrlichen!“

H. Berthoud kam erst Mitte 1881 in den Spelonken an; ein vierter Missionar wurde 1882 nachgesandt; und als im Mai 1884 P. Berthoud neugestärkt wieder auf dem Kampfplatz erschien, brachte er einen fünften Missionar mit, dazu zwei europäische Gehilfen, welche im Dienst der Mission den Landbau auf den beiden Farmen von nun an besorgen halfen, denn schon Ende 1882 war ein solcher Missionsdiener in Valdesia eingetroffen und war sehr nützlich erfunden worden. Ein Fräulein W. hatte ebenfalls als Stütze der Missionsfrau (1879—1884) unschätzbare Hilfe geleistet. Mitte 1884 bestand also das europäische Personal der waadtländischen Mission in den Spelonken aus 5 ordinierten und verheirateten Missionaren, deren einer, Missionar E. Creux allerdings auf Urlaub im Januar 1884 nach der Schweiz zurückgereist war. Er hatte auch Fräulein W. mitgeführt; dieselbe wurde aber durch Fräulein Jacot, welche mit P. Berthoud angekommen, ersetzt. Dazu drei Missions-Hand- u. -Landarbeiter; insgesamt eine wohlausgerüstete Schar.

Noch etwas hatte P. Berthoud bei seiner Rückkehr mitgebracht, nämlich zwei in der schi-Gwamba-Sprache verfaßte und gedruckte Bücher: eine kurze Lesefibel und das bisher beliebte und bewährte Buku ya Tshikwembo tsingwe na tisimo ta hlengeletano (Lausanne, 1883, 96 und 56 S. 8⁰) d. h. „*Buch von Gott* samt Versammlungsliedern.“ Der

Inhalt besteht aus 43 ausgewählten Bibelabschnitten, wovon 37 aus dem Neuen Testament; sodann im 2. Teil aus 53 Liedern.

Bald nach P. Berthouds Ankunft wurde eine Konferenz der sämtlichen Missionare zusammenberufen (Juni 1884) und, auf Antrieb des heimischen Missionsausschusses, als regelmäßiges Organ zur Schlichtung aller rein örtlichen Fragen gebildet, ein wichtiger Schritt zur Förderung und weiteren gesunden Entfaltung des Werkes. Mit frohem und zuversichtlichem Bewußtsein der gethanen Arbeit und der erfahrenen Gnaden, trotz Sünde und Schwachheit konnte der Berichterstatter jener ersten Missionskonferenz in den Spelonken schreiben: „Das Jahr 1884 ist wahrhaftig ein Gnadenjahr unsers Herrn und Gottes gewesen; wir können nicht umhin, ehe wir den eigentlichen Bericht über unser Werk beginnen, dem Meister zu danken und seine Güte und Treue zu preisen. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!" So schließt der erste zehnjährige Abschnitt der Missionsgeschichte der freikirchlichen waadtländischen Arbeit in den Spelonken.

Auch in der Schweiz wurde um diese Zeit ein erster Abschnitt in der Geschichte der Missionsleitung abgeschlossen. Es muß dies in Kürze hier nachgeholt werden.

Wenn man bedenkt, daß zur Zeit der Gründung der Mission die waadtländische Freikirche kaum aus ca. 4000 erwachsenen Mitgliedern bestand und daß das jährliche Budget dieser Kirche etwa 137 500 Frs. betrug, so kann man schon begreifen, daß etliche Stimmen sich gegen das Wagnis einer eigenen Mission unter den Heiden erhoben. Es war aber nur eine verschwindende Minderzahl. Im Glauben war frisch gewagt worden; das allein war schon halb gewonnen. Und zehn Jahre lang hatte der Herr seinen reichen Segen auf die Arbeit gelegt. Zehn Jahre lang haben die Mitglieder der waadtländischen Freikirche jährlich durchschnittlich ca. 27 500 Frs. für ihre äußere Mission zusammengesteuert. Dies genügte eine Zeit lang; ein Reservefonds, während der ersten Jahre weislich angelegt, als die Kosten noch unbedeutend waren, reichte längere Zeit zur Deckung der Mehrausgaben aus. Endlich schmolz er von beinahe 77 000 Frs. (1878) auf 2 138 (1883) zusammen. Folgende Tabelle veranschaulicht das Zustandekommen dieser finanziellen Lage:

	Gesamteinnahme.		Wovon aus dem Kanton Waadt.		Gesamtausgabe.		Reservefonds u. Überschuß.	
1872	38 326	Frs.	33 365	Frs.	22 593	Frs.	ca. 10 000	Frs.
1874	39 975	„	34 905	„	20 195	„	ca. 51 000	„
1876	24 293	„	19 620	„	21 895	„	59 285	„
1878	28 921	„	24 251	„	34 732	„	76 926	„
1880	33 713	„	25 639	„	44 920	„	?	
1882	54 077	„	34 952	„	50 526	„	35 948	„
1883	52 169	„	28 986	„	84 112	„	2 138	„

Das stetige Wachsen der Ausgaben ist durch die richtige Entwicklung des Werks in Afrika bedingt. Dagegen lehrt ein Blick auf die zweite Zahlenreihe, daß die Beiträge aus dem Kanton Waadt sich ungefähr gleich blieben. Wo aber die Ausgaben sich vermehren, verdoppeln, ja beinahe verdreifachen, während die Einnahmen auf der gleichen Höhe bleiben, da geht es unvermeidlich, nachdem der etwa vorhandene Reservefonds verbraucht ist, dem Bankerott zu.

Gegen dieses menschlich Unvermeidliche hatte der himmlische Leiter seiner Sache auf Erden ein geeignetes Mittel vorbereitet. Er verdoppelte die Leistungsfähigkeit der Heimatgemeinde und zwar folgendermaßen: Die waadtländische Freikirche war nicht die einzige von der Staatskirche abgelöste Kirche in der romanischen Schweiz; in Genf hatten die seit Anfang des Jahrhunderts in Folge des réveil gesondert sich erbauenden evangelischen Christen sich 1849 teilweise kirchlich organisiert; im Kanton Neuenburg war, nachdem ein neues Kirchengesetz 1873 die völlige Gleichsetzung von Kirchenmitgliedschaft und Staatsbürgertum durchgeführt, die Hälfte der Pastoren mit ihren Gemeinden ausgetreten und hatten die vom Staat unabhängige Kirche (Église indépendante) gebildet. Von da an hörte man dann und wann von einem zukünftigen Verband der drei freien Kirchen reden. Im Jahr 1879 schien es dem waadtländischen Missionsausschuß im Bereich der Möglichkeit zu sein, daß die drei Kirchen auf dem Boden der Heidenmission zusammenwirkten; aber praktisch wurde nichts unternommen. Hingegen verkörperte sich dieser Gedanke in dem Schriftführer des Presbyteriums der Genfer Freikirche, H. Eug. Bachelin. Er reiste nach Lausanne und Neuenburg, und gewann hier und dort einige Freunde für seinen Plan; am 25. Februar 1880 brachte er zu Lausanne eine freundschaftliche Zusammenkunft zuwege, auf welcher Mitglieder der drei Kirchen sich gegenseitig über eine Vereinigung zu Missionszwecken aussprachen. Nach Hause zurückgekehrt überzeugten die Freunde aus Genf und Neuenburg die Kirchenvorstände von der Möglichkeit und Nützlichkeit eines solchen Zusammenwirkens, und schon auf der waadtländischen Synode zu Montreux, am 25 Mai 1880, wurden zwei offizielle Schreiben aus Neuenburg und Genf verlesen, welche beide ihr Mitwirken zu einer gemeinsamen Missionsthätigkeit anboten. Nach verschiedenen eingehenden Besprechungen durften Abgeordnete der Genfer Freikirche sowie der Neuenburger Kirchen — denn auch die kleine Neuenburger Freikirche hatte sich dem Verband angeschlossen — seit Mitte 1881 mit beratender Stimme den Sitzungen des waadtländischen Missionsausschusses beiwohnen, bis endlich, in der ersten Hälfte des Jahres 1883 folgende Grundbestimmungen von allen vier Kirchenvorständen angenommen wurden: Die waadtländische Mission solle fernerhin den Namen Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz tragen, aber mit dem erklärenden Zusatz: „Evangelisationswerk in der Heidenwelt unter der Leitung der Freikirche des Kantons Waadt und unter Mitwirkung der unabhängigen Kirchen von Neuenburg und Genf." Der Verwaltungsrat besteht aus zwölf Mitgliedern, sieben Waadtländern, drei Neuenburgern und zwei Genfern. Die Einzelbestimmungen müssen hier unerörtert bleiben. In der Praxis hat sich das Zusammenwirken der verschiedenen Kirchen völlig

und höchst erbaulich bewährt. Aber theoretisch ist man noch nicht über den erklärenden Zusatz des gemeinsamen Namens hinausgekommen.[1])

Diese erweiterte Teilnahme an dem Missionswerke in Südafrika erklärt die plötzlich vergrößerten Zahlen der Gesamteinnahmen seit 1882. Genf steuerte 1882 5540 Frs. und Neuenburg 9454 Frs. bei; 1883 beliefen sich die Beiträge von Genf auf 6867 Frs., die von Neuenburg auf 8424 Frs. Wie regelmäßig von da an die Gaben sich vermehrten, stellt folgende Tabelle dar.

	Gesamteinnahme	Wovon aus		Gesamtausgaben	Reservefonds
		Waadt	40408 Frs.		
1884	54167 Frs.	Neuenb.	10195 „	35558 Frs.	ca. 18000 Frs.
		Genf	6161 „		
		Waadt	35342 „		
1888	62990 „	Neuenb.	11255 „	68957 „	ca. 70000 „ [2])
		Genf	7357 „		
		Waadt	36280 „		
1891	83762 „	Neuenb.	25510 „	127857 „	57217 „
		Genf	8391 „		
		Waadt			
1893	102330 „	Neuenb.		101300 „	?
		Genf			

Von einem außergewöhnlichen Fortschritt zwischen 1884 und 1894 kann in den Spelonken nicht geredet werden. Offenbar verschiebt sich während dieser Zeit der Schwerpunkt der waadtländischen Mission von den Spelonken in die Nähe der Delagoa-Bai; und zwar ganz natürlich, ohne daß man etwas wie unbefugtes Jagen nach Neuem merkt. Es wird später noch erhellen, daß die Mission unter den ma-Gwamba in den Spelonken von vornherein nur ein genau begrenztes und ziemlich eingeengtes Arbeitsfeld vor sich hatte; es hängt das von den ethnographischen Verhältnissen in Nord-Transvaal ab. Die Missionare erkennen dies nach und nach; sie suchen sich ihrer Pflicht in den Spelonken nicht zu entziehen; die örtliche Beschränktheit des Arbeitsfeldes spornt sie eher an, ein desto tieferes und intensiveres Werk an ihren Pflegebefohlenen zu vollbringen.

[1]) Das Organ des waadtländischen Missionsausschusses (Bulletin missionnaire adressé par la Commission des Missions de l'Église évangél. libre du Canton de Vaud aux souscripteurs pour la mission vaudoise 1872–1883, 4 Bände zu durchschnittlich 300 S. kl. 8°) heißt seitdem Bulletin missionnaire des Églises libres de la Suisse romande, und hat 1894 den 10. Bd. begonnen. Ein, alle zwei Monate erscheinendes Neuenburger Blatt, Nouvelles de nos missionaires (Juli 1894 bis Mai 1895 bildet den 17. Jahrgang, je ca. 100 S. 8°), giebt ebenfalls Briefe von den Missionaren aus Südafrika.

[2]) *Durch Legate plötzlich gewachsen.*

Dennoch wurde eine dritte Station gegründet. Seit der Verstärkung, welche der Mission 1884 zu gute gekommen war, stand diese Frage auf der Tagesordnung. Als H. Berthoud, im August 1885, von einer Inspektionsreise nach Laurenço-Marques zurückkehrte, fand er eine äußerst zuvorkommende Aufnahme bei einem ma-Gwamba-Stamm, der in den Spelonken, etwa fünf Tagereisen oder ca. 100 Kilometer südlich von Valdesia wohnt. Die Geschichte dieses Stammes ist bezeichnend für das ruhelose Dasein der schwarzen Eingebornen des östlichen Südafrika und besonders der ma-Gwamba Transvaals. Früher hatten diese Leute mit ihrem Häuptling Schiluwane (auf se-Pedi Serubane ausgesprochen) am untern Limpopo gewohnt; um 1820 zog der dem berüchtigten Sulu-Häuptling Tschaka entlaufene Heerführer Manukusa, verheerend durch jene Länder; Schiluwanes Volk wurde gen Nordwesten vertrieben, mußte sich dann anfangs 1837 dem Zuge Hendrik Potgieters gegen Mselakasi anschließen, blieb nachher einige Zeit in der Gegend der Zoutpansberge, wo ihnen aber die von Albasini geforderten Steuern zu lästig wurden; darauf wanderte Schiluwane gen Süden, wurde um 1859 von den ba-Pedi angegriffen und seines Viehes beraubt, sodann von den Transvaal-Bauern gen Osten verdrängt; endlich unterwarfen sie sich dem damals bei Magakala, auf dem linken Ufer des Olifants, regierenden Bruder und Vorgänger des Pedi-Häuptlings Mampuru. So lebten sie, die Oberherrschaft Sekhukhunis anerkennend, bis dessen Reich (1883) zusammenstürzte, worauf sie willig das Bauernregiment anerkannten.

Als H. Berthoud in diese Gegend kam, war Schiluwane seit einigen Jahren tot; sein Sohn Mhlawadawuka, meist einfach Mhlawa genannt, damals ein Jüngling von ca. 18 Jahren, war Häuptling. Er gewährte, ja bat mit seinen Räten um Niederlassung eines Missionars unter seinem Volk. Nachdem also die heimatliche Missionsleitung die Gründung einer 3. Station genehmigt (Mai 1886), reiste Missionar E. Thomas zu den ba-Nkuna, wie der Stammesname von Schiluwanes Volk lautet; das Land wird dagegen nach früheren Eingebornen bo-Kaha genannt. Kapitän Dahl, der Verwalter der Eingebornen Angelegenheiten, hatte auch seine Zustimmung zur Gründung eines Missionsplatzes in jener Gegend gegeben. Kurz zuvor hatte Missionar Thomas diesen Kapitän östlich von den Spelonken besucht, in seiner festungsartig gebauten, mit Mauern und Erdwällen umgebenen Wohnung; durch die Schießscharten blickten Kanonen hervor, um dem „schwarzen Volk“ Respekt einzuflößen. Der Missionar bemerkte aber,

daß die Geschütze aus Papiermasse geformt waren; zwei derselben auf beiden Seiten des Eingangsthores waren aus Holz geschnitzt.

In malerischer Lage, von hohen, teilweise bewaldeten Bergen umringt, wurde der zu bebauende Platz gewählt, in einer Höhe von 700 Meter über dem Meeresspiegel. Die Station wurde nach dem alten Herrscher der ba-Nkuna Schiluwane geheißen. Noch nie war ein Ochsenwagen so weit in diese Gebirgsgegend gedrungen, und überhaupt sollte der Missionar erfahren, daß das Volk, dem er Vergebung der Sünden und ewiges Leben verkündigte, nicht nur ein stolzes, selbstbewußtes Geschlecht war, sondern auch ein noch in ungebrochenem, finsterem Heidentum dahinlebendes. Erst im Juli 1890 konnten die sechs Erstlinge getauft werden.

Auf den früheren Stationen wurde auch manches neu gebaut. In Elim, wo 1890 die Mühle den besuchenden Präsidenten Joubert in Bewunderung versetzte, baute die Gemeinde ein Kirchlein, wohl ohne Turm, mit einfachem Grasdach gedeckt, eher einem Wohnhaus gleichend, hatte es doch 3 Jahre Arbeit (1883—1886) gekostet. Die Zahl der Außenstationen hatte sich ebenfalls vermehrt. Der häufige Ortswechsel, welcher befremdet, wenn man die Geschichte dieser Außenposten zu verfolgen sucht, läßt eine der Hauptschwierigkeiten der christlichen Mission in Transvaal erkennen: die Schwarzen sind heimatlos; der weiße Grundbesitzer kann sie nach Belieben von seinem Gute ausweisen. Um Valdesia reihten sich 1894 immer noch Barotta und Korulene; neu gegründet wurden Hutuene, weit im Norden, am Limpopo, und Malagnou beim Häuptling Nkuri. Barcelona, noch im Jahr 1889 die bedeutendste Außenstation, entvölkerte sich kurz darauf, weil der neue Besitzer des Bodens unerschwingliche Grundtaxen von den Eingebornen forderte; vier Jahre später war die ganze Gemeinde zerstreut. Mit Tsophim, der 1884 begonnenen Außenstation von Elim, ging es noch schlechter; der Grundbesitzer jagte 1889 die ganze Gemeinde fort; sie siedelte sich, zwei Stunden von Elim, bei einem besser gesinnten Farmer an. Aber kaum hatte sie sich von den Störungen dieses Umzugs erholt, als 1893 ein Orkan ihr Bethaus und mehrere Hütten umwarf und überhaupt viel Unheil verursachte. Auf dem drei Stunden südöstlich von Elim 1887 angelegten Ephrata stand die Christengemeinde 1892 in voller Blüte; da wechselt am Ende des Jahres der Grundbesitzer; der neue, ein Schnapsverkäufer, trieb zuerst den treuen Bartimäus fort, der hier als Evangelist angestellt war; dann verfuhr er so hart gegen die Christen, daß die Gemeinde durch Auswanderung ihrer Auflösung entgegengeht. Eine dritte Außenstation von Elim, Maschamba genannt, wurde 1890 erst begonnen und steht noch in ihrem Bildungsstadium. Auch Schiluwane hat seit 1887 eine Außenstation, mit Namen Pangamati, kommt aber auf diesem harten Boden nur langsam vorwärts.

Im Anschluß an die Störungen auf den Außenplätzen, muß hier die *Plakkerwet*, d. h. eigentlich das Gesetz der Heimatlosen erwähnt werden.

Es sind dies Bestimmungen, welche das Wohnrecht für Schwarze auf einer Farm (durchschnittlich ca. 2300 Hektar) auf nur fünf Familien beschränken und in Pretoria am 1. Aug. 1887 veröffentlicht wurden; vom 1. Nov. desselben Jahres sollte das Gesetz in Wirkung treten. Die Folge davon wäre einfach die Vernichtung aller Missionsstationen in Transvaal gewesen. In der That litten mehrere Hermannsburger Stationen im Kreise Rüstenburg schwer unter den Versuchen, die Plakkerwet auszuführen. Wie eine drohende Wolke hing dies Gesetz über den Spelonken. Im Jahre 1888, wanderten hunderte von ma-Gwamba-Familien an die untere Tabi aus, bei der portugiesischen Grenze. Wohl beruhigte der Kreisvorsteher die waadtländischen Missionare, weil er einsah, wie unmöglich es im nördlichen Transvaal sein würde, die Plakkerwet zu vollstrecken; aber die Aufregung unter den Eingebornen dauerte jahrelang. Endlich, im Februar 1893, wurde das Gesetz vorläufig aufgehoben.

Allein der Grund dieser Aufhebung war für die Mission ein neues Übel. Das Gesetz war zurückgenommen worden, weil es zu wenig Arbeiter für die Goldsucher bewilligte. Und eben durch die Goldsucher wurde z. B. das früher so ruhige Schiluwane, seit 1888 von Abenteuren aller Herkunft durchzogen und umringt. Zehn Stunden davon entstand die Goldstadt Leydsdorp, deren Einfluß auf die Eingebornen nichts weniger als ein guter und sittlich hebender ist.

Unglücklicherweise regte sich eben um dieselbe Zeit das Heidentum und schien in seinen wüsten Sitten wieder aufzuleben. Seit 9 Jahren waren die Beschneidungs-Feierlichkeiten nicht mehr begangen worden, als man 1888 im ganzen Lande Vorbereitungen dazu traf. Das Heidenleben nahm seine trügerisch ruhige Maske, an die man sich gewöhnt hatte, ab, und zeigte sein verzerrtes, tierisches Gesicht. Überall wurden Knaben und Mädchen, truppenweise aber gesondert, in entlegene, eigens dazu erbaute Hütten abgeführt. Monatelang dauerte der Heidenlärm der Umzüge, Gesänge und Tänze. Was die Jungen hier einsaugen, mag auch hie und da etwa eine gute Regel mitunterlaufen, fließt aus dem unreinen Quell des sittenverdorbenen Heidentums. Es ging so im Jahre 1888 wie eine Flut der Unsittlichkeit über alle ma-Gwamba-Stämme; manch einer, der zwischen Christentum und alter Sitte schwankte, wurde wieder tief in das wüste Treiben mit hineingerissen. Einige Jünglinge, die widerstanden, hatten schweres von den Ihrigen zu erleiden. Auf Schiluwane, z. B., war die Mutter eines im Missionarshause dienenden Knaben, der nicht zur Beschneidungshütte ziehen wollte, wie rasend auf Frau Thomas gefahren und hätte sie erdrosselt, wenn Missionar Thomas nicht dazugekommen wäre.

Infolge dieses im nächsten Jahr als Nachfeier wiederholten Treibens kam ein Geist der Unruhe, Zuchtlosigkeit und Widerspenstigkeit

auch unter die Christen. Bis in aller letzter Zeit hatten die Missionare in Schule und Kirche dagegen zu kämpfen. Um 1890 und 1891 wurden selbst die christlichen eingebornen Gehilfen davon angesteckt; sie begehrten höhere Gehälter; thatsächlich war durch den Zuzug von über 50000 Goldsuchern ins Land das Geld minderwertig und das Leben kostspieliger geworden; jedoch konnte die Unzufriedenheit der Gehilfen auf gütlichem Wege geschlichtet werden.

Neben all diesen Störungen dauerten auch während dieser zweiten zehnjährigen Periode manche Hindernisse fort, die schon vorher das Missionswerk gehemmt hatten: Kriege, besonders der Bauern gegen den ba-Wenda Häuptling Makhatu, Fieberanfälle, endlich, in jüngster Zeit, Heuschrecken und Mißwachs.

Tiefere Spuren im Gemeindeleben ließen Sündenfälle und Rückfälle ins Heidentum zurück. Dann und wann deckt so eine ans Licht kommende üble That auf, wieviel kaum neutralisiertes Heidentum noch in diesen jungen Gemeinden fortlebt, und es erinnert den Missionar daran, woher diese Leute stammen, aus welcher Tiefe des Sündenelends und der sittlichen Verkommenheit sie durch den Geist Gottes emporgehoben worden sind, aber auch welche Kämpfe sie zu bestehen haben gegen die sie umgebende, lockende und mit Gewalt anziehende Sündenmacht des Heidentums. Ohne strenge Kirchenzucht würde da eine christliche Gemeinde gar bald nur noch ein leerer Rahmen sein, ein trügerischer Schein, eine ihrem Grundbegriff widersprechende Wirklichkeit.

Hier ist nun endlich der Ort, an dem einige Grundsätze angedeutet werden müssen, welche die Missions-Methode der schweizerischen Freikirchen französischer Zunge leiten. Das Ziel, welches ihre Thätigkeit erstrebt, ist nicht sogenannte Volksbekehrung auch nicht Einzelbekehrungen, sondern Kirchenbildung im Volk, unter welchem die Mission getrieben wird; die Kirchenbildung ist aber wiederum bedingt durch den christlichen Individualismus, welcher als Grundbegriff der unter dem Einfluß A. Vinets entstandenen waadtländischen Freikirche gelten muß. Dieser Standpunkt wird auch dadurch hell beleuchtet, daß die Kirche als solche hier missioniert. Daraus entsteht nun aber in der Missionsthätigkeit der romanischen Schweizer manches, was z. B. die von einem ganz andern Kirchenbegriff ausgehende Hermannsburger Mission als sektiererisch beurteilen müßte. Getaufte Kinder stehen in der christlichen Zucht der Gemeinde, insofern ihre christlichen Eltern sie christlich erziehen und in eine von christlichen Grundsätzen geleitete Schule schicken, in welcher auch *Unterricht, ja besonders* Unterricht im Christentum erteilt wird; aber

als Gemeindeglieder oder Kirchenmitglieder werden sie nicht gezählt. In die Reihe der Katechumenen — welcher Begriff also hier mehr umfaßt als das gewöhnlich gebrauchte Wort Taufbewerber — oder später in die Gemeinde aufgenommen wird nur derjenige, welcher es selbst begehrt, indem er sein Heilsbedürfnis oder seinen Glauben bekennt, und selbstverständlich sein Wandel dies Bekenntnis nicht Lügen straft. Unter persönlichem Bekenntnis versteht man überdies nicht eine gemeinschaftliche Handlung wie die seit 150 Jahren in beinahe allen unsern Landeskirchen üblich gewordene sogenannte Erneuerung des Taufbundes, sondern einen aus innerem Trieb entsprungenen Wunsch mit der Sünde zu brechen und der christlichen Gemeinde beizutreten. Daß mit solchen Grundsätzen — deren Berechtigung hier nicht zu erörtern ist — die Kirchengemeinde langsamer wächst, als wo die getaufte Jugend scharenweise in gewissem Alter aufgenommen wird, oder wo folgerichtiger alle Getauften, jung und alt, als Gemeindeglieder gerechnet werden, ist selbstverständlich. Deshalb erwächst auch aus ersterer Praxis keine Volkskirche, sondern nur eine geschlossene societas fidei et Spiritus sancti in cordibus, welche aber allen um sie her lebenden Menschen, die in Reih' und Glied eintreten wollen, immer offen steht, ja welche durch ihre Predigt in Wort und Wandel eine fortwährende Einladung an alle Volksgenossen ergehen läßt.

Nur wenn man diese Grundsätze im Sinn behält, kann man verstehen, wie in einer und derselben Mission Baptismus und Pädobaptismus nebeneinander als berechtigt gelten können (Bericht des Missionsausschusses auf der Synode zu Morges, Juni 1886), und thatsächlich ohne Störung nebeneinander bestehen. Die ma-Gwamba haben, wie es scheint, angenommen oder selbst teilweise begriffen, was die Missionare ihnen erklärt, nämlich daß die Kindertaufe eine der christlichen Erwägung des Einzelnen zu überlassende Frage sei. Jedoch ist die baptistische Art, d. h. die nur an Erwachsenen vollzogene Taufe, wenn dieselben der Gemeinde beitreten, die Praxis einer kleinen Minderzahl oder gar nur eines einzelnen Missionars.

Viel weitgreifender ist der Einfluß, welchen das gesittete Gemeindeleben auf das umgebende Heidentum ausübt; und dies beweist sich am besten durch die neugeordneten Familienzustände. An und für sich ist die israelitische sowohl als homerische Sitte der Entrichtung eines Kaufpreises durch den Bräutigam oder seine Verwandten an die Familie, die dafür ihre Tochter als Braut fortziehen läßt, nichts dem Christentum Widersprechendes; aber was drum und dran hängt, besonders das

Recht, welches etwa beisteuernde Verwandte des Bräutigams auf die erhoffte weibliche Nachkommenschaft und zwar mit Anteil an deren Verschacherung erwerben, zieht allzu entsittlichende Folgen nach sich. Da aber die Bezahlung des Kaufpreises das einzige rechtsgiltige Verfahren unter den südafrikanischen Völkerschaften ist, so ließen es die schweizerischen Missionare zu Recht bestehen; sie können es überhaupt nicht ändern, wo z. B. ein Christ die christliche Tochter eines Heiden zur Frau nimmt; nur wird dann darauf gedrungen, daß der Kaufpreis vollständig vor Eingang der Ehe entrichtet wird, und womöglich ohne Zuthun wenigstens von entfernten Verwandten. Seit 1883 hat H. Berthoud daran gearbeitet, die Sitte zu regeln und den Ehekontrakt abschließend und endgiltig zu machen; denn die meisten Schwierigkeiten und Familienstreitigkeiten entstanden durch nachträgliche Forderungen der Familie der Frau. Deshalb begann H. Berthoud Ehebriefe zu schreiben und ließ anfangs die eheschließenden Familien vor Albasinis Sohn erscheinen, welcher den Brief unterzeichnete und stempelte. Als schon im Jahr 1884 Albasini sich weigerte solches weiter zu thun, unterschrieb Berthoud als Zeuge und das genügt bisher. Weiter entstand nach und nach, durch gütliche Schlichtung auch der verwickeltesten Fälle eine Art Gewohnheitsrecht, das 1888 durch H. Berthoud schriftlich verfaßt wurde und je mehr und mehr auch außerhalb der Stationen Anklang findet. Zugleich riet derselbe Missionar den Christen einen Familiennamen zu wählen, gewöhnlich den Namen des Vaters, um auch so etwas Ordnung in die bürgerlichen Verhältnisse zu bringen.

Auch auf die Schule, in welche selbstverständlich heidnische Kinder aufgenommen werden, verwendet man große Sorge. Eine höhere Schule zur Bildung eingeborner Evangelisten und Schullehrer wurde 1889 in Valdesia begonnen, besonders weil auswärts der Unterricht eben nur in einer den ma-Gwamba fremden Sprache erteilt werden konnte. Allein allerlei Störungen ließen es erst 1892 in dieser Schule zu einem rechten Anfang kommen.

Gegenwärtig (1894) stehen vier ordinierte Missionare in den Spelonken, lauter Waadtländer; ein fünfter, H. Berthoud ist seit 1892 auf Urlaub in der Schweiz, wo er den Druck des Neuen Testaments auf schi-Gwamba besorgt, an dessen Übersetzung er die meiste Arbeit gethan. Im ganzen sind seit 1875 sieben Waadtländer und ein Neuenburger, alle klassisch und theologisch ausgebildet, als ordinierte Missionare in die Spelonken gezogen. Einer der Pioniere, P. Berthoud, ist im April 1887 an die Delagoa-Bai übergesiedelt; ein anderer

Missionar, im Jahr 1882 angekommen, mußte krankheitshalber 1888 nach Europa zurückkehren; ein dritter, der Neuenburger, verließ die Mission, der er sechs Jahre (1887—1893) gedient, um sich der geistlichen und leiblichen Pflege der Goldsucher zu widmen.

Von den drei schweizerischen Landarbeitern ist einer von 1884 bis 1887 im Dienst der Mission geblieben; dann ist er ausgeschieden und seine eigenen Wege gegangen. Die zwei andern gehören auch nicht mehr zum eigentlichen Missionspersonal; sie wohnen als Pächter auf Stationsboden und bezahlen seit 1889 ca. 1325 Frs. Miete. Sie leben in bester Eintracht mit den Missionaren und geben den Eingebornen das Beispiel eines christlichen Familien- und Arbeiterlebens.

Als statistische Übersicht mögen folgende aus den verschiedenen Berichten zusammengestellten Zahlen genügen; Näheres ist nicht zu erfahren, und eine andere Gruppierung das gegebenen Stoffes unmöglich:

	Valdesia				Elim				Schiluwane				zusammen	
	Getaufte Erwachsene	Getaufte Kinder	Katechumenen		Getaufte Erwachsene	Getaufte Kinder	Katechumenen		Getaufte Erwachsene	Getaufte Kinder	Katechumenen		Erwachsene	Kinder
1881													180	
1884	80	54	96		29	15	54						259	69
1886	117	81	114		61	30	44						336	111
1888	140	125	79		65	45	72		5	3	11		372	173
	Kommunikanten	Getaufte	Katechumenen	Schüler	Kommunikanten	Getaufte	Katechumenen	Schüler	Kommunikanten	Getaufte	Katechumenen	Schüler	in christl. Zucht stehende	Schüler
1890	101	45	109	147	68	9 (?)	98	103	13	—	13	22	456	272
1892	102	88	81	132	74	115	70	108	11	11	10	30	562 [1]	270

(Schluß folgt.)

Noch einmal: Der Gottesname bei den Bantu und der Unkulunkulu der Sulu.

Von A. Merensky.

In der Allg. M.-Z. war vor einiger Zeit (1894 S. 373) berichtet worden, ein Engländer in Kapstadt, Mr. Hammond Took, habe „festgestellt“, daß der Name für das höchste Wesen bei den östlichen Bantu „Unkulunkulu“ sei. Danach hat Superintendent D. Kropf geantwortet (A. M.-Z. 1895 S. 78), der Name für Gott sei bei den Xosa und anderen Küstenstämmen Utixo. Dies ist ebenso unzweifelhaft richtig, wie jene Behauptung des Herrn Took, unzweifelhaft falsch ist.

[1] Wovon 401 Getaufte.

Die Frage, ob Unkulunkulu im Sulu „Gott" bedeute, ist längst entschieden. Schon Döhne, gewiß eine kompetente Autorität, giebt in seinem Sulu-Lexikon die Bedeutung von Unkulunkulu mit „der erste Mensch, Stammvater aller Völker" wieder und fährt dann fort: „Das Wort bezieht sich nur auf einen Ahnen oder den Urmenschen eines Volkes, einen Adam. Durch falsches Übersetzen dessen, was von ihm gesagt wird, ist große Verwirrung entstanden, und manche liebten es oder lieben es noch, den Namen für Gott zu nehmen." (Siehe auch: Merensky, Beiträge zur Kenntnis S. A. S. 123.) Da die Gestalt des Unkulunkulu in der Mythologie des genannten Stammes von Bedeutung ist, und in den Sagen anderer Bantu-Stämme gleichfalls auftritt, wollen wir versuchen klar zu stellen, was die Eingeborenen von ihm berichten und unter ihm verstehen.

Der Ursprung des Wortes „Unkulunkulu" ist von Meinhof (A. M.-Z. S. 79) ganz richtig auf das Zeitwort uku kula (in Seßuto χo χola) zurückgeführt worden, davon wird gebildet kulu groß, ubukulu Größe, inkulunkulu größte Größe. Unkulunkulu (im Dialekt der Amalala in Natal auch ukulukulu) heißt demnach „maximus," denn die Verdoppelung des Stammes giebt einer Wortbildung superlative Bedeutung, also „ältester Vorfahr." Im Sulu heißt Ubaba Vater, ubaba mkulu Großvater, ukoko Urgroßvater, unkulukulwana Ururgroßvater, (ana ist Diminutiv-Endung, unkulukulwana = Klein unkulunkulu,) dessen Vater ist dann Unkulunkulu. Jede Familie, jeder Stamm hat einen unkulunkulu, d. h. Urahn, und selbstverständlich haben alle Menschen einen solchen. Mit letzterem beschäftigt sich die allgemeine Volkssage; aber Callaway in seinem äußerst wertvollen „Religious System of the Zulu" sagt ausdrücklich (S. 54): „Es ist ganz gewöhnlich, daß sehr alte Sulu, wenn man sie über den unkulunkulu befragt, nicht von dem ersten unkulunkulu reden, sondern von den onkulunkulu (Plural), von den Urvätern ihrer Stämme."

Von dem Urvater aller berichtet nun die Sage Folgendes: „Erst bestand die Erde, dann kam Unkulunkulu aus der Urwelt (Unkulunkulu wa vela emhlangeni)." Emhlangeni ist die Lokativ-Bildung von umhlanga, dieses Wort übersetzt schon Döhne mit „Ursprung", obwohl es auch Rohr, das Sprossende, bedeuten kann.[1]) Aus dem Munde des Volkes berichtet dann Callaway in Suluſprache mit beigefügter englischer Übersetzung weiter: „Wir haben sagen hören, daß Unkulunkulu aus der Urwelt kam. Die Urwelt (umhlanga) schwoll und barst, und es erschien ein Mann, dann folgte ein Weib, beide werden Unkulunkulu genannt.[2]) Alles kam aus dem umhlanga, Tiere und Korn, alles kam mit Unkulunkulu. Er

[1]) Unwissende Eingeborene, welche mit der sinnbildlichen Denk- und Sprechweise nicht vertraut sind, kennen oft keine andere Bedeutung des Wortes, daher findet man die Angabe hie und da, der Unkulunkulu sei aus dem „Rohr" gekommen. Andere denken weiter. Callaway erzählt, daß ein Mann, den er über die Bedeutung des Wortes befragt habe, antwortete: „Ich habe Weiber und Kinder, ich bin selbst ein Umhlanga." „Wer ist der Umhlanga einer Familie?" wurde ein anderer gefragt, und die Antwort lautete: „Nicht der Mann allein, sondern er mit der Frau; ein Mann allein ist kein „Ursprung" für andere, wenn keine Frau da ist."

[2]) Auch „Adam" hat in Genesis c. 1, 26—27 kollektive Bedeutung.

sah nach der Sonne, da sie gebildet war und sagte: „Da ist ein Licht, welches euch leuchten wird.“ Er sah die Rinder und sagte: „Das sind Rinder, Menschen entstehet, sehet die Rinder und laßt sie eure Nahrung sein, genießt ihr Fleisch und ihre Milch.“ Er sah das Wild an und sagte: „Das ist ein Elefant, das ein Büffel.“ Er sah das Feuer und sagte: „Zündet es an, wärmet euch und esset Fleisch, das am Feuer gar geworden ist.“ Er sah alle Dinge an und gab ihnen Namen. Er gab den Menschen Gebote und Lebensregeln, er setzte die Ehe ein und die Obrigkeit, ordnete die Verehrung der Geister an und gab den Menschen Ärzte und Ratgeber.“ Mit ihm ward die unter den Bantu weit verbreitete Sage verbunden, die erklären soll, wie der Tod in die Welt gekommen ist. Unkulunkulu schickte zwei Boten zum Menschen, das langsame Chamäleon mit der Botschaft, sie sollten ewig leben, und dann die schnelle Eidechse mit der Botschaft, sie sollten sterben. Auch folgende Sage findet sich unter vielen Stämmen, wenn auch hie und da in veränderter Gestalt: Von den ersten Weibern wollte eins die Nebenbuhlerin vergiften, sie fand das damals den Menschen noch unbekannte Kafferkorn. Damit stellte sie Versuche an, mahlte die Körner und gab der Feindin davon bereitete Speise. Da das vermeintliche Gift die Wirkung hatte, daß die Gegnerin wohlbeleibt wurde, lernten die Menschen den Wert der Pflanze schätzen. Neben Unkulunkulu tritt in der Sage auch ein „Umveliqangi“ auf. Man könnte dies Wort recht gut mit Schöpfer übersetzen. Manche sagen, dieser habe die Urwelt geschaffen, aus welcher der Unkulunkulu hervorgegangen ist.

Callaway giebt in dem angeführten Buche die Aussagen vieler Leute über den Unkulunkulu. Einer, Umpengula mit Namen, äußerte sich über die angeregten Fragen in folgender, tiefsinniger Weise:[1])

„Wenn Schwarze vom Unkulunkulu reden, oder vom Umveliqangi, oder dem Umhlanga, so meinen sie ein und dasselbe. Aber was sie sagen, ist unklar, es ist nicht scharf. Es giebt nicht einen unter den Schwarzen, auch nicht unter den Häuptlingen, der solche Geschichten, wie die des Unkulunkulu so auslegen könnte, daß andere verstehen, was die Wahrheit davon ist. Unser Verstand treibt uns nicht an, die Wurzeln davon zu suchen, wir versuchen nicht sie zu sehen; wenn jemand ein wenig darüber nachdenkt, giebt er es bald wieder auf und wendet sich dem zu, was er mit Augen sieht, und er versteht dann nicht einmal den wahren Grund dessen, was er sieht.“

„Für uns ist Unkulunkulu wie eine Maisstaude, sie bringt den Kolben hervor, der gebrochen wird, die Maisstaude aber vertrocknet und vergeht. Die Körner des Mais sind die Urväter der Familien, welche nun allein von ihren Nachkommen verehrt werden, so denkt man nicht mehr daran den Unkulunkulu zu ehren. Wenn wir krank waren, beteten wir nicht zu ihm und erbaten auch nichts von ihm. Wir beteten zu denen, die unsere Augen gesehen hatten, deren Leben und Tod wir kannten. So fingen wir an, alles von den Geistern der Abgeschiedenen (Amadhlozi) zu erbitten. Es lebte kein Sohn mehr, der den Unkulunkulu anbeten konnte, man kannte

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, daß auch für diese Auslassung der Text in der Sulusprache vorliegt.

den Anfang nicht mehr. Die Menschen mehrten sich und zerstreuten sich, und jede Familie hatte ihre Ahnen. Niemand kann sagen: „Ich bin von der Familie des Unkulunkulu.“ Den aber preisen wir in folgender Weise. Wenn uns jemand tadelt und fragt, weshalb wir dies oder jenes gethan haben, so werden wir sagen: „Weshalb hat Unkulunkulu gemacht, was böse ist?“ und dann schweigt der andere. Wir preisen ihn durch Trunkenheit und durch Beharren in Dingen, die wir in unserer Schlechtigkeit thun. Es giebt keine Ruhmesnamen, mit denen wir ihn ehren, wie wir das bei den Geistern thun. Ich sage nicht mehr, daß Unkulunkulu dem Schöpfer gleicht, denn wir sündigen in seinem Namen und behaupten, daß er uns das Böse gab, aber das ist nicht so, es scheint nur so zu sein, weil es schwer für uns ist, diese Dinge fahren zu lassen. Wir helfen uns, indem wir sagen: „Es thut nichts, wenn sie euch sagen: Ich habe schlecht gehandelt.“ Ich sage: Unkulunkulu hat nichts Böses machen können, und wenn Menschen das böse nennen, so ist es in Wahrheit gut.“

Unkulunkulu tritt also in der Sage der Sulu als erster Mensch, wenn man will als Halbgott oder Demiurg auf, wie solche Gestalten sich in der Mythologie aller Völker finden; erinnert sei nur an die Gestalt des Prometheus in der griechischen Sage. Wichtig aber ist es für die Forschung festzuhalten, daß auch in den Sagen anderer afrikanischer Völker diese Gestalt wiederkehrt. Die Nama-Hottentotten haben ihren Heitsi-Eibeb (siehe: Krönlein. Wortschatz der Choi-Choin S. 161). Die Herero haben den Mukuru. Brinker sagt (Wörterbuch der Herero S. 67): „Sie hatten dunkle Vorstellungen von einem Wesen, das ihre Herden beschützen und Gras und Regen geben könne, natürlich war das ein Ur-Herero, ein omukuru.“ Die Baßuto haben den Hubeane, weiter nördlich finden wir den Ralobepe, bei den Konde den Mbasi. Der Mukullu oder Fidi-Mukullu der Baluba, von dem Wißmanns Buch „Im Innern Afrikas“ S. 156 erzählt, gehört seinem Namen nach sicherlich auch hierher.

Schwierig ist es freilich, bei den Stämmen, deren Gottesbegriff verblaßt und verschwunden ist, die Grenze zwischen Gott und diesem Halbgott festzustellen. Sie erscheint im Bewußtsein des Volkes selbst oft fließend. Desto wichtiger ist es aber für Forscher und Missionare, dem Unterschied nachzuspüren, und in keinem Falle sollte der Name des Halbgottes für die Bezeichnung des ewigen und allmächtigen Gottes gebraucht werden. Daß dieser ein anderer ist als der Unkulunkulu, ist selbst den so überaus materialistisch denkenden Sulu noch gegenwärtig. Jener Gewährsmann Callaways sagte darüber Folgendes aus: „Vom Herrn, der droben ist (inkosi e pezulu), haben wir nicht zuerst durch die Weißen gehört. Im Sommer, wenn es donnert, sagen wir: „Der Herr spielt,“ und wenn sich dann jemand fürchtet sagen die alten Leute: „Fürchte nichts. Was hast du gestohlen (wörtlich: gegessen) von den Gütern des Herrn?“ Er ist nicht wie Unkulunkulu, der alles machte. Jenen nennen wir Herren, denn er ist droben, Unkulunkulu ist unten. Die unteren Dinge wurden von ihm gemacht. Da ist kein Band zwischen unserem Wissen von Unkulunkulu und von diesem Herrn. Von Unkulunkulu können wir manches erzählen, aber wir können kaum etwas sagen über den *himmlischen Herrn.*“ Ein alter Xosa aber, den Callaway über diesen Gegen-

stand befragte, bestätigte zunächst das, was D. Kropf über die Xosa-Bezeichnung für Gott sagt. „Utixo“ berichtete er, „ist nicht ein Wort, das wir von den Engländern gelernt haben, es ist eins unserer alten Wörter.[1]) Wenn ein Mann nieste, haben wir immer gesagt: „Möge Utixo mich immer mit Gunst anblicken.“ Unkulunkulu aber ist der erste Mensch von allen Menschen, welcher von Utixo zuerst geschaffen wurde.“

Den Sulu ist diese letztere Gottesbezeichnung erst durch die Missionare geläufig geworden. Uns will scheinen, daß das alte Sulu-Wort für Gott das Wort Itongo ist, wofür sich in den wertvollen Aufzeichnungen Callaways mancher Anhalt bietet, er übersetzt es selbst mit „großer Geist.“ Im Munde des Volkes findet sich noch heut dieses Wort in der Einzahl, freilich meist gebraucht von dem intongo, dem „Gott“, also dem Abgott, einer Familie, dem Vorfahren, den man anruft; häufig wird es in der Mehrheit gebraucht, „Amatongo“ als Bezeichnung der göttlich verehrten Geister. Und dieses Wort könnte seinem Stamm nach sehr wohl verwandt sein mit dem Wort Mulungu, Mulugo, Morungu, Mungo, welches in den Sprachen Ostafrikas als Bezeichnung für Gott gebraucht wird. Daß Mulungu eine durch Zusammenziehung von Unkulunkulu entstandenes Wort sei, wie Bleek wollte, dessen Behauptung jetzt Herr H. Took nur wieder hervorgesucht hat, ist durch nichts zu erweisen. Es ist diese Annahme sprachlich völlig unhaltbar. Molungu, Moluku kommt aller Wahrscheinlichkeit nach her vom Stamm luka, lunga, unga, der sich in den Zeitwörtern uku lunga, χo luka darstellt, mit der Bedeutung „richtig, gerecht sein, gradaus gehen.“ Daß Mulungu nichts mit Unkulunkulu zu schaffen hat, ist dadurch bewiesen, daß sich das Wort im Sulu selbst unverändert findet als täglich gebrauchte Bezeichnung nicht Gottes, aber des weißen Mannes. Die Sulu haben Weiße zuerst wohl durch den Handelsverkehr mit der Ostküste kennen gelernt, so haben sie die ostafrikanische Bezeichnung für Gott auf den weißen Fremdling übertragen. Derselbe Stamm findet sich in dem von den Ovambo und nördlichen Herero für „Gott“ gebrauchten Worte „Karunga“ (Siehe Brinker, Herero-Wörterbuch S. 67), welches Wort nach Wißmann auch am Lomani für Gott oder Geist gebraucht wird. Wie der verstorbene Dr. Büttner dem Schreiber dieser Zeilen mitteilte, war er der Ansicht, daß Molungu ursprünglich Firmament bedeutet habe. Dies wird dadurch bekräftigt, daß bei allen Bantu und vielen Nigritiern die Bezeichnung für Gott und Himmel, wenn nicht ganz identisch, so doch mit geringer Änderung, meist nur des Präfixes, dieselbe ist. Dies ergiebt sich schon aus oberflächlicher Beachtung der einschlägigen Wörter in Kölles „Polyglotta africana.“ Diese Völker haben ein lebendigeres Ahnen von dem allmächtigen Gott, als man bisher geneigt war anzunehmen; möchte die Verkündigung des Evangeliums den Suchenden dazu helfen, die in Christo erschienene Liebe Gottes zu erkennen!

[1]) Die Amatonga bei Delagoa nennen Gott „Tsikoembo“. „Tsiko“ erinnert an das Tixo um so mehr, als die Xosa früher nicht weit vom Komate-Fluß in derselben Gegend ihre Sitze hatten. Im Hinterland von Kamerun ist „Nikob“ bei manchen Stämmen als Bezeichnung Gottes im Gebrauch.

Zur Lage in China.

Mitteilungen von Missionar Dietrich.

Es ist eine sehr beachtenswerte Thatsache, daß China in den letzten fünf Jahren fast ununterbrochen von Kalamitäten, wenn auch nicht ungewöhnlicher Art, so doch in ungewöhnlichem Verhältnisse heimgesucht wurde. Bald waren es Aufstände tributpflichtiger Stämme, die in weit verzweigte gut organisierte Revolution auszuarten drohten und nur mit großem militärischem Aufwand unterdrückt werden konnten; bald waren es Ausschreitungen geheimer Verbindungen, die der chinesischen Regierung selbst gefährlicher zu werden drohten, als den Missionaren und einheimischen Christen, gegen welche dieselben zunächst mit blutiger Verfolgung gerichtet waren; bald große Überschwemmungen in den verschiedensten Stromgebieten des großen Reiches mit unberechenbaren Verlusten, an Menschenleben und Nationalvermögen; bald war es große Dürre und Heuschreckenplage, mit ihrem Gefolge von Hungersnot und Elend aller Art; bald waren es Seuchen, die unter der Bevölkerung in den davon betroffenen Distrikten furchtbar aufräumten. Alle diese Unglücksfälle werden aber von dem jüngsten Ereignis, dem für China so unglücklichen Verlauf des Krieges mit Japan, weit übertroffen. Daß unter diesen Umständen der chinesischen Centralregierung und an ihrer Spitze dem Kaiser in Peking, der Schuh oft in sehr empfindlicher Weise drückt, ist ja auch nicht anders zu erwarten. Nach den neusten Mitteilungen weisen die Japanesen die von China gemachten Friedensvorschläge zurück und marschieren mit großer Heeresmacht direkt auf Peking los, wo im kaiserlichen Palast alle Vorbereitungen zur schleunigen Flucht getroffen sein sollen. Was aber das Ende dieses Krieges sein wird, wenn die regierende Dynastie von Peking vertrieben wird, ist nicht schwer zu erraten. Können solche Umstände schon in Staaten mit weniger hohen Auffassungen über die Pflichten des Regenten, als in China, zu einer Katastrophe führen, wieviel größer ist diese Gefahr im Reich der Mitte, wo der Kaiser als „Thin tz", Sohn des Himmels, auch zugleich das Amt eines Mittlers zwischen Volk und Himmel übernommen hat. Alle Kalamitäten sind nach uralter chinesischer Auffassung Unwillensäußerungen des Himmels gegen den regierenden Kaiser. Der Himmel handelt aber nicht direkt, sondern dem Willen des Volkes entsprechend, „denn" sagt Mencius, „der Himmel sieht dem Sehen des Volkes entsprechend und der Himmel hört dem Hören des Volkes gemäß," also vox populi vox Dei, ist die folgerichtige Konsequenz dieser Auffassung. Nun mag heute, wie man sagt, durch den Einfluß „moderner Politik," die Geltung dieses Grundsatzes in leitenden Regierungskreisen etwas verflüchtigt sein, im Volke aber ist dieselbe immer noch stark genug vorhanden, daß sie unter Umständen zur That werden könnte, zumal einer fremden Dynastie gegenüber, die im ganzen wenig Sympathie genießt. Ein Glück für letztere ist, daß trotz eines ausgedehnten Telegraphennetzes, wie es China bereits besitzt, die Nachrichten von eintretenden Mißgeschicken sich doch nur sehr langsam verbreiten und zum großen Teil gar nicht recht in die Öffentlichkeit dringen. Die Hauptursache ist, daß in China noch keine Preßfreiheit besteht. Wohl sind, wenigstens *in den* Küstenstädten Zeitungsunternehmungen ins Leben getreten; in Kanton

z. B. erscheinen täglich zwei oder drei chinesische Zeitungen. Stehen dieselben auch nicht direkt unter staatlicher Censur, so dürfen sie doch kaum etwas veröffentlichen, was der Regierung nicht genehm ist. So wurde denn auch gleich nach den ersten Mißerfolgen der Chinesen im Kriege mit Japan, verboten, darauf bezügliche Nachrichten zu veröffentlichen. Was heute darüber unter der Bevölkerung hier im Süden bekannt wird, geschieht meist auf dem Umwege durch Zeitungen, die in der englischen Kolonie Hongkong herausgegeben werden. Nicht selten kommen auch bekannte und unbekannte Chinesen auf die Missionsstation, um sich nach den neusten Kriegsnachrichten zu erkundigen. Sind wir auch selbst meist recht ungenügend orientiert, um nähere Auskunft darüber erteilen zu können, so bieten diese Besuche doch manchmal Gelegenheit Näheres über die geheimen Hoffnungen und Wünsche chinesischer Patrioten zu erfahren. Da äußert sich einer auf die Frage: „Was denkst du und deine Freunde über die eigentliche Absicht der Japanesen mit diesem Krieg"? so: „Ich weiß nichts, aber es giebt Leute, die mit den Verhältnissen vertrauter zu sein vorgeben, die wollen glauben, daß das Ziel der Japanesen die Gräber der Mandschu seien," d. h. die Grabstätten der regierenden Dynastie. Damit ist aber genug angedeutet, denn gelingt es den Japanesen diese Kaisergräber zu zerstören, so würde das dem Sturze der Dynastie gleich sein. Ein anderer meint: „Der Kaiser von Japan könnte ja auch dem chinesischem Volke einen Freundschaftsdienst erweisen und sich damit den Dank desselben verdienen." Die Meinung auch dieser Worte ist nicht schwer zu erraten. Auch hörte ich schon die Ansicht aussprechen, China in seiner gegenwätigen Ausdehnung sei zu groß, um mit glücklichem Erfolg von einem Punkte aus regiert zu werden; etwa drei Reiche mit einheimischen Regenten könnte für die Wohlfahrt des Landes zweckmäßiger sein. Im Grunde aber erfährt man über die eigentliche Meinung der Leute nicht viel. Das gewöhnliche Volk hat überhaupt keine politische Ansicht; lachend spricht es über die Niederlage seines eigenen Vaterlandes und die Gebildeten schlagen sich bei neuen Hiobsposten auf den Leib und seufzen: „Ho fai sz! ho fai sz!" sehr bedenklich! sehr bedenklich! halten aber mit ihrer eigentlichen Meinung zurück. Und sie haben allen Grund zur Vorsicht im Reden, denn einige unvorsichtige Äußerungen können heute die bedenklichsten Folgen haben, wie folgende Thatsache zeigt. Unter den Fahrgästen des Kanton-Scheklunger-Passagierbootes entspann sich neulich eine Unterhaltung über die Anwerbung neuer Truppen für den Krieg. Hierbei äußerte sich einer der Passagiere etwas frei über die Vertrauenswürdigkeit der chinesischen Beamten und gab seinem Zweifel darüber Ausdruck, daß die Regierung einem Soldaten im Felde nicht mehr als monatlich sechs Dollar Löhnung, ohne Verpflegung zahlen solle. Auch sei es nach seiner Ansicht nicht recht, daß die Regierung keine Entschädigung zahlen wolle, in dem Falle, wenn ein Soldat vor dem Feinde bliebe. Da sei die japanische Regierung nobler; sie zahle nicht bloß größere Löhnung, sondern sie verpflichte sich auch zu einer Pension an die im Kampfe verwundeten und dadurch arbeitsunfähig werdenden Soldaten, ja selbst zu einer Entschädigung an die Hinterbliebenen im Kriege Gefallener. Da sei es auch kein Wunder wenn die japanischen Soldaten mit mehr Bravour kämpfen. Natürlich fanden

diese freien Äußerungen den ungeteilten Beifall der Mitreisenden. Längere Zeit nach Beendigung dieser politischen Unterhaltung machte sich ein Unbekannter an den mutigen Sprecher heran, knüpfte eine ganz unverfängliche Unterhaltung an, und hatte bald Name, Stand und Herkunft desselben festgestellt, ohne daß sein Opfer etwas Böses ahnte. Kaum war aber derselbe nach Erledigung seiner Geschäfte in Kanton nach Scheklung zurückgekehrt, so standen auch schon Polizisten zu seiner Verhaftung bereit. Er wurde nach Kanton abgeführt, wo ihm sofort der Prozeß gemacht wurde; der Aufhetzung gegen die Regierung beschuldigt, wurde er schon am nächsten Tage als Rebell enthauptet. Bald darauf wurden auch noch andere Personen verhaftet, die einstweilen noch im Kreisgefängnis in Tungkun untergebracht sind, deren Schicksal aber zweifellos dasselbe sein wird. Seit mehreren Tagen sieht man an allen Thoren Tungkun's und an allen öffentlichen Plätzen der Stadt große Plakate angeschlagen, auf denen mit Buchstaben von der Größe eines halben Zolles, von der Regierung in Kanton das Schicksal des Tschhau phui, so hieß der Enthauptete, der Bevölkerung zu einem warnenden Exempel mitgeteilt wird.

Die Arbeitsgebiete der deutschen evangelischen Missionen — seit Jahren existiert ja auch eine katholische deutsche Mission in China — die fast ausschließlich auf die Kanton-Provinz im Süden beschränkt sind, haben infolge der großen Entfernung vom Kriegsschauplatz, noch nicht direkt unter den Folgen des Krieges zu leiden. Zwar wurden auch hier schon aufhetzerische Gerüchte verbreitet, die uns mit den Japanesen in Verbindung zu bringen und als Spione derselben zu verdächtigen suchten. Doch wurden dieselben sofort durch öffentliche Erlasse der chinesischen Regierung dementiert und fanden überhaupt keinen Anklang bei der Bevölkerung. Im Gegenteil sind wir Deutschen wieder einmal besonders gut angeschrieben bei den Chinesen, denn aus der Thatsache, daß der in chinesischem Dienst stehende, und vom chinesischen Kaiser mit besonderem Vertrauen ausgezeichnete General von Hanneken ein Deutscher ist, leitet das Volk ein intimes Freundschaftsverhältnis Deutschlands zu China ab.

Wie sich der Ausgang dieses Krieges schließlich noch gestalten mag, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß damit eine neue Epoche in dem Verhältnis Chinas zum Ausland eintreten wird. Die Mächte werden diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, ohne von den Chinesen neue weitgehende Zugeständnisse zu erlangen, die auch in mehr als einer Beziehung für die Ausbreitung des Evangeliums in China von großer Bedeutung sein werden. Auch China wird infolge dieses Krieges gezwungen sein, seine feindliche Haltung gegen Einflüsse von außen aufzugeben. Dabei ist gewiß nicht ohne wichtige Bedeutung, daß es diese empfindliche Niederlage gerade von dem kleinen Japan und nicht durch die Westmächte erlitten hat. Auch dem eingebildetsten Chinesen muß es klar werden, daß Japan nur vermöge seiner Neuorganisation nach westländischem Muster in Staat und Politik, Heer und Flotte, in die Lage kommen konnte, den übermächtigen Gegner so zu demütigen, daß es ihm Friedensbedingungen vorschreiben kann.

Wir dürfen also, ohne uns übertriebenen Vermutungen und sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, mit Recht erwarten, daß nach diesen Ereignissen

eine neue Epoche in der chinesischen Mission anheben wird. Die evangelischen Christen Englands und Amerikas sind bereit in die neugeöffneten Thüren einzutreten. Möchten doch auch die deutschen Missionsfreunde mehr Interesse für China gewinnen. Es ist eine sehr schmerzliche Wahrnehmung, daß gerade für dieses größte, und darum auch hoffnungsvollste Missionsgebiet in weiten Kreisen der deutschen Missionsgemeinde so wenig Verständnis und warme Teilnahme vorhanden ist. Möchte es hierin bald anders werden, denn es heißt jetzt mehr wie je zuvor: Vorwärts in der Mission unter den Chinesen!

Gemischte Zeitung.

1. Ein energischer Gegner des Branntweins.

Unter den christlichen Häuptlingen Südafrikas ist der Fürst der Bamangwato, Khame, wohl die hervorragendste Erscheinung (vgl. meine Missionsstunden II. N. IX). Bekanntlich hat er seit einigen Jahren seine Residenz von Schoschong nach Phalapye verlegt und sich unter die englische Schutzherrschaft gestellt. So lange er Herr in seinem Lande war, war es ihm gelungen, den gefährlichsten Feind der Farbigen, den Branntwein, von seinem Gebiete fern zu halten, aber seitdem die britische Schutzherrschaft gekommen, ist in den kolonialen Kreisen Südafrikas eine mächtige Agitation ins Werk gesetzt worden, um Khame zu nötigen, an der durch sein Gebiet ins Maschonaland führenden Handelsstraße Branntweinschenken errichten zu lassen. Der allmächtige Herr Cecil Rhodes hat in England, wo er sich gegenwärtig befindet, allerdings erklärt, daß er diese Agitationen nicht begünstige, aber seine Worte sind so lau und zweideutig, daß man kaum auf sie bauen kann. Khame ist daher Anfang dieses Jahres — zum ersten Male in seinem Leben — nach der Kapstadt gereist, um persönlich eine Gegenaktion ins Werk zu setzen. Drei seiner Indunas (Ratsherren) und sein Freund der Rev. J. S. Moffat begleiteten ihn. Die Kongregationalistische Gemeinde der Kapstadt veranstaltete in ihrer Kirche eine Versammlung zu seiner Begrüßung. In der Erwiderung auf die freundlichen Worte, die man an ihn gerichtet, sagte Khame — er sprach Setschunna u. in tiefer Bewegung —: „Ich grüße dich, Gemeinde Gottes mit dankbarem Herzen. Ihr seid meine Freunde. Als ich nach der Kapstadt kam, wußte ich nicht, daß ich dort Freunde hatte. Ich fühlte mich als einen verlornen Mann. Nun freue ich mich über die Sympathie, die ihr mir zeigt, und bitte euch, betet für mich, betet ernstlich für mich. Ich bin ein schwarzer Mann und habe wenig Freunde unter den Weißen, aber ich hoffe, ihr werdet mir helfen in der Angelegenheit, die mich hierher führt, in der Bekämpfung des großen Feindes, der Branntwein heißt. Ihr müßt anhalten für mich zu beten in dieser Sache, daß der Branntwein ins Meer geschüttet werde, denn er ist der Feind des Menschen. Wenn ihr mir helft, so wird mir das eine große Freude sein und Gott wird mit euch sein. Gott will die Zerstörung nicht. Ihr als Christen seid verantwortlich für die Wohlfahrt der Welt. Der Branntwein bringt lauter Streit und Verwirrung, und hindert

uns, Gott zu dienen und sein Werk zu treiben. Das ists, was ich euch zu sagen habe, ich gehe heim mit einem fröhlichen Herzen und glaube, daß ich durch die Hilfe eurer Gebete freudig wieder unter die Bamangwato treten kann." Am andern Morgen empfing Khame eine Deputation der verschiedenen Mäßigkeitsvereine der Kapstadt, der gegenüber er etwa folgendes sagte: „Ich habe keine Schwierigkeit, den Branntwein von meinem Volke fern zu halten. Die Schwierigkeit entsteht durch die weißen Leute, die Branntwein haben wollen, und ich weiß nicht, wie ich ihnen gegenüber das Gesetz mit Erfolg aufrecht erhalten soll. Das bringt mich fast zur Verzweiflung, nicht mein Volk. Schon als ich noch ein Jüngling war, beschloß ich nichts mit dem Branntwein zu thun zu haben. Einer meiner Indunas, die mich begleitet haben und der älter ist als ich, hat mich in diesem Kampfe tapfer unterstützt und auch andere haben treu zu mir gehalten. Das Schlimme ist, daß wir jetzt weiße Leute unter uns haben, die einer anderen Regierung unterstehen und die ich nicht beaufsichtigen kann" (Chronicle 1895, 73). Ist es nicht beschämend, daß ein schwarzer christlicher Mann solch eine Anklage gegen die Weißen erheben und den Vertretern der alten Christenheit als Vorkämpfer gegen die Trunkenheit vorangehen muß? Hoffentlich gelingt es dem tapfern Manne, sein Volk vor der Einfuhr des Branntweins zu retten.

2. Ein christliches Denkmal in der Mantschurei.

Wie den Lesern bekannt, ist der schottische Presbyterianer-Missionar Wylie im vorigen Jahre von einem undisciplinierten Haufen chinesischer Soldaten ermordet worden. Die chinesische Regierung hat nicht nur die Mörder bestraft, sondern auch dem Vater des ermordeten Missionars, Propst Wylie in Hamilton, eine Geldbuße von 20000 M. zugebilligt. Derselbe hat diese Summe sofort dem Missionsvorstande überwiesen, damit in oder in der Nähe von Liaoyang, wo der Mord stattgefunden, eine Gedächtniskirche oder ein Hospital errichtet werde, sobald der Kriegssturm vorüber ist, um dem Volke der Mantschurei vor Augen zu stellen, wie sich die christliche Liebe rächt. (Unit. Presb. Rec. 1895, 81.)

3. Ein Protest gegen eine alte Anekdote.

Als Beweis für die Schwierigkeit einer richtigen Bibelübersetzung selbst seitens solcher Missionare, die schon länger als ein Jahrzehnt mit der betreffenden Sprache bekannt sind, ist eine Anekdote in Kurs, nach welcher es in der Kaffersprache für Vogel zwei Worte gebe, von denen das eine „samenfressender," das andere „fleischfressender" Vogel bedeute. Unbekannt mit diesem Unterschied sei von den ersten Übersetzern der Bibel ins Kaffrische Matth. 13, 4 durch das „fleischfressender" Vogel bedeutende Wort übertragen worden, was bei den Eingebornen arges Kopfschütteln erregt habe. Ich habe selbst diese Relation auf einer der Bremenschen Missionskonferenzen gehört und zwar von dem verstorbenen Bischof der Brüdergemeine Kühn, einem alten Kaffernmissionar.[1]) Jetzt schreibt Miss.-Sup. Kropf, eine Autorität auf diesem Gebiete: „das Wort, das an der betreffenden Stelle gebraucht

[1]) Verhandlungen 1876. S. 24.

ist, heißt inyamazana. Dieses Wort beschreibt die Vögel nach ihrem Fleisch: inyama Fleisch, azi schön, ana Diminutivum, also buchstäblich schönes Fleischchen, aber nimmermehr fleischfressender Vogel. Das richtige Wort, das jetzt an der Stelle steht, ist intak 'a, ein Ding, das baut, nämlich ein Nest." Und Pastor Meinhof, dem ich diese Mitteilung verdanke, fügt hinzu: vgl. Aglif, A vocabulary of the Kafir language. London 1846 unter beast, wo die eßbaren wilden Tiere als inyama kāzi, die nicht eßbaren als amaramnewa bezeichnet werden, und Döhne, Zulu Kafir Dictionary, der inyamazana übersetzt: Kollektivbezeichnung für alle Arten reiner wilder Tiere, deren Fleisch eßbar ist, als Wild, Vögel, zu denen auch die Hühner gehören, da sie von den Eingebornen nicht aus Haus gewöhnt sind." — Wie das Mißverständnis hat entstehen können, weiß ich nicht; jedenfalls ist es entstanden und zeigt, daß missionarische Spracharbeit ihren Humor aber auch ihre Tücken hat.

4. Zur Beleuchtung römischer Missionsstatistik.

Auf Grund einer Angabe im „Kath. Kirchen- und Schulblatt für Sachsen" gehen jetzt folgende statistische Notizen über die römische Mission durch die Blätter: 1) Missionsbeiträge: jährlich ungefähr 10 Mill. Francs (8 Mill. M.,) von denen 6—7 Mill. der Xaverius-Verein aufbringe. 2) Missionsarbeiter: 13 314 Priester aus 30 Orden oder Kongregationen, 4500 Katechisten aus 21 Brüderinstituten und 42 300 Schwestern. 3) Missionszöglinge: 13 000 in Kollegien, die von der Propaganda abhängen.

Was die Beiträge betrifft, so würde die angegebene Summe ungefähr richtig sein. Der Xaverius-Verein (in Lyon) vereinnahmte im Jahre 1893: 6 599 622 Francs. Vielleicht sind die sonstigen Beiträge noch etwas höher als 3½ Millionen. Nach unserer Schätzung bringt die gesamte römische Christenheit jährlich etwa zehn Millionen M. auf, etwa den vierten Teil der protestantischen Missionsbeiträge. Nur würde es ein großer Irrtum sein zu denken, daß auch die Ausgaben für die römische Mission nur 10 Millionen betragen. Die reichen Ordensvermögen und staatlichen Zuschüsse (besonders französische) liefern zur Unterhaltung der römischen Missionen vielleicht das vierfache. Es wird niemals öffentliche Rechnung abgelegt, daher sind genaue Angaben unmöglich.

Was die Missionsarbeiter und -aspiranten betrifft, so schließen die angegebenen Zahlen auch diejenigen Priester u. s. w. ein, welche in solchen protestantischen Ländern stationiert sind, die der Leitung der Propaganda unterstehen. Die römische Kirche versteht unter Mission nicht bloß die heidenmissionarische Thätigkeit sondern auch die kirchliche Arbeit in allen denjenigen christlichen Gebieten, in welchen sie noch nicht offiziell die herrschende ist, z. B. in den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Australien u. s. w. Nach den amtlichen Missiones Catholicae pro 1892 gab es allein in den Vereinigten Staaten 7969, in Großbritannien 2876, in Australien 1446 Missionspriester. Wie viel von diesen Priestern in die oben angegebene Zahl 13 314 eingerechnet sind, kann ich nicht bestimmen; jedenfalls ist sie viel größer als die Zahl der wirklichen römischen Heidenmissionare. So

werden Unkundige auch irre geführt durch die großen Ziffern der römischen Missionschristen, welche stets die katholische Bevölkerung aber nicht die Zahl der Heidenchristen angeben.

5. Eine Trauernachricht aus Persien.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß Pfr. Faber in Tschirma vor etwa 2 Jahren 2 Kandidaten nach Persien gesandt hat, um unter den Mohammedanern eine Mission zu beginnen (1894, 138). Jetzt kommt von dort eine doppelte Trauerbotschaft: 1) daß die beiden deutschen Missionare, weil angeblich ihre Thätigkeit politisch gefährlich werden könnte, auf direkten Befehl des Schah des Landes verwiesen sind und Befehl erhalten haben, binnen 4 Wochen Persien zu verlassen, widrigenfalls man sie mit Gewalt über die Grenze bringen werde und 2) daß einer der beiden jungen Theologen, Közle, am 8. März gestorben ist, wie es scheint auf der Reise, die in die ungesundeste Jahreszeit fiel. Eine schwere Prüfung für die junge Mission, die so frühe den Kreuzesweg gehen muß. Er, der sie diesen Weg führt, schenke nicht bloß Trost sondern auch Licht aus der Höhe, daß das Ziel des Weges deutlich werde.

6. Scharf wie ein Messer, aber gut wie eine Mutter.

Anfang Mai des vorigen Jahres starb bald nach seiner Ankunft in Europa, aber noch ferne von der Heimat, zu Marseille, der Neukirchener Missionar, Ferd. Würtz. Er hatte die Mission unter den Pokomo am Tanaflusse begründet und vor seiner Abreise noch die Freude erlebt, die Erstlinge taufen zu dürfen. Als die Nachricht von seinem Tode in Ngao eintraf, erhob sich ein großes Weinen bei Jungen und Alten, nicht bloß unter den wenigen Christen sondern auch unter den Heiden, die Pokomo hatten den verstorbenen lieb; er war ihnen ein Vater gewesen, der Strenge mit Milde gegen sie vereinte. Sie sagten daher von ihm: „Er ist scharf wie ein Messer; aber gut wie eine Mutter.“ Ein köstliches Zeugnis aus dem Munde der Schwarzen über einen Missionar. (Missions- und Heidenbote, 1894. Beiblatt Sept.) Warneck.

Litteratur-Bericht.

Schneider, „Theologisches Jahrbuch auf 1895.“ Gütersloh. 2,40 M., geb. 3 M. Außer der neueren kirchl. Gesetzgebung, dem Personalstatus der ev. Kirche Deutschlands, der kirchl. Statistik enthält dieses Jahrbuch auch diesmal wieder neben einer leitenden Abhandlung eine Reihe wertvoller Übersichten über die mannigfaltigsten Äußerungen des kirchlichen Lebens, unter welchen die über die Heidenmission die umfassendste ist. Sie gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, nämlich in eine Übersicht über die verschiedenen Missionsgebiete und über den Stand und die Statistik der — vornehmlich — deutschen Missionsgesellschaften. Die erstere ist allerdings etwas sehr sporadisch und läßt manches zu wünschen übrig, ist auch von Irrtümern nicht ganz frei, während die zweite über die deutschen Missionsgesellschaften recht Gutes bietet. Warneck.





MONGOLEI
Kan-szu
TIBET
Szi-tschhuen
Kwei-tscho
Jün-nan
TONG-KING
BARMA

Die China-Inland-Mission.[1])

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

3. Die Arbeit.

A. Das Missionsgebiet.

Da Reisebeschreibungen sich leichter lesen und auch besser orientieren als abstrakte geographische Übersichten, so wird es sich empfehlen, möglichst die Missionspioniere bei der ersten Besetzung bezw. Bereisung der Provinzen Chinas zu begleiten. Das muß ja freilich, wenn es nicht eine ganz trockene Aufzählung werden soll, mit einiger Ausführlichkeit geschehen. Wir werden damit dann aber auch unsere Aufgabe, über die Arbeit der China-Inland-Mission zu berichten, schon zum großen Teile erfüllt haben. Denn insofern die Reisepredigt nur Vorbereitung ist, müssen wir bedenken, daß die Arbeit der Ch. I. M. in den meisten Provinzen noch recht jung und noch immer mehr oder weniger im Vorbereitungsstadium ist. Insofern aber in der Ch. I. M. vielfach die Evangelisation, die bloße, wenn auch nur einmalige, Predigt zum Zeugnisse als die eigentliche Aufgabe der Mission gilt, geben ja schon diese Erforschungsreisen ein Bild von der in ähnlicher Weise später fortgesetzten und vermehrten eigentlichsten Missionsarbeit. Daß aber die weiterhin zu beschreibenden Reisen immer Predigtreisen gewesen sind, bitte ich stets im Sinne zu behalten, selbst wo einmal bei einem Aufenthalte die Predigt der Kürze wegen nicht ausdrücklich erwähnt werden sollte.

Wenn so von vornherein eine größere Ausführlichkeit dieses Kapitels entschuldigt wird, so sei doch gleich hinzugefügt, daß eine Schilderung der lokalen Arbeit trotzdem keineswegs zu entbehren ist, wenn nicht eine falsche Vorstellung erweckt werden soll.

a) Die beiden mittleren der Küstenprovinzen: Tsche'-kiang und Kiang-su.

Obwohl die Ch. I. M. mit der ganz bestimmten Absicht auf die binnenländischen Provinzen gegründet war, so wurden diese doch nicht sofort in Angriff genommen, sondern die ersten Jahre ihres Bestehens wurden dazu benutzt, in den Provinzen Tsche'-kiang und

[1]) Die beiden ersten Abschnitte im Jahrgang 1894, 456. 481. Über die Schreibung der chinesischen Namen ebd. 471. — Die fleißige Benutzung der Karte bei der Lektüre sei besonders empfohlen.

Kiang-ſu, in denen Taylor ſchon vorher gearbeitet hatte, feſteren Fuß zu faſſen und ſich weiter auszubreiten. Die Provinz Tſche'-kiang, in der Mitte der langen Seeküſte Chinas gelegen, iſt die kleinſte, aber nicht die unwichtigſte. Ihre großen Städte, ihre dicht-bevölkerten, von endloſen Waſſerſtraßen durchzogenen Ebenen bieten der Miſſion ein weites Feld dar. Als Taylor 1866 nach einer Ab-weſenheit von 6 Jahren mit der Miſſions-Reiſegeſellſchaft des „Lammer-muir“ wieder in China landete, war die Miſſion ſchon auf 4 Sta-tionen in dieſer Provinz anſäſſig, nämlich in der großen dem Fremden-verkehr geöffneten Hafenſtadt Ning-po, in Fung-hua, 32 km auf dem Waſſerwege ſüdlich von dort, in Ning-kong-gjao mitten zwiſchen beiden und in der großen Stadt Schao-hing an der Mündung des Zhien-thang-Fluſſes in die Hang-tſchou-Bucht, die man wohl das Venedig Chinas genannt hat, letztere von Stevenſon, dem jetzigen zweiten Direktor in China (neben Taylor) eröffnet.

Taylor ſelbſt mit faſt der ganzen Lammermuir-Schar wandte ſich nach Hang-tſchou 290 km ſüdweſtlich von Schang-hai, um in dieſer Hauptſtadt der Provinz Tſche'-kiang, deren Wichtigkeit gekennzeichnet wird durch das Sprichwort: „Droben iſt der Himmel, hienieden Hang-tſchou und Szu-tſchou,“ und in welcher damals ſchon die engliſch-kirchliche Miſſionsgeſellſchaft, amerikaniſche Presbyterianer und amerikaniſche Baptiſten arbeiteten, eine Operations-Baſis für weitere Unternehmungen zu gewinnen. Der nächſte Vorſtoß geſchah den lieblichen, ſchnellfließenden Zhien-thang-Fluß aufwärts, wohin Taylor, Duncan und Mc Carthy im Sommer 1867 eine Reiſe nach Jen-tſchou Fu und Lan-khi machten und an dem noch höher hinauf ſpäter die Stationen Kiu-tſchou und Tſchhang-ſchan angelegt wurden. Faſt gleichzeitig mit der Zhien-thang-Expedition wurde eine andere von Ning-po aus über Fung-hua ſüdwärts unternommen und die Stationen Thai-tſchou und Wan-tſchou gegründet. Da von dieſer Provinz in einem ſpäteren Kapitel am meiſten zu ſagen ſein wird, ſo kann ſie hier mit dieſen wenigen Worten abgethan werden.

Auch die Küſtenprovinz Kiang-ſzu, deren Hafen Schang-hai den Ausgangspunkt für alle Miſſionen in Mittel- und Nord-China bildet, und in welcher Taylor ſchon 1854 gewirkt hatte, wurde ſeit der Ankunft des „Lammermuir“ von Ch. I.-Miſſionaren vielfach bereiſt. Von Duncans Thätigkeit in Nan-king, dieſer Stadt, die zweimal Hauptſtadt des ganzen Reiches geweſen war, kürzlich aber 10 Jahre lang als Hauptquartier der Thai-phing-Rebellen gedient und durch Krieg und Blutvergießen ſchrecklich gelitten hatte, iſt ſchon früher aus Anlaß ſeiner Geldverlegenheit im Jahre 1867 die Rede geweſen. Die *am Kaiſerkanal* gelegene Hauptſtadt der Provinz Kiang-ſu-Szu-tſchou,

welche mit Hang-tschou zusammen in dem erwähnten Sprichwort genannt wird, wurde schon 1867 von Meadows (jetzt nächst Taylor dem ältesten Ch. I.-Missionar) besetzt, ist aber gegenwärtig keine Ch. I. M.-Station mehr. In der Freihafenstadt Tschin-kiang am Jang-zi-kiang, wohin Taylor im Jahre 1868 einmal sein Hauptquartier zu verlegen gedachte, wurde eine dauernde Station erst 1888 angelegt. Nur 24 km von da am Kaiserkanal nordwestwärts liegt die große und reiche Handelsstadt Jang-tschou, die schon im 13. Jahrhundert von dem berühmten venetianischen Reisenden Marco Polo besucht und beschrieben wurde; in der Ch. I. M. bekannt durch den Aufruhr, bei welchem 1868 ihre Station dort zerstört wurde und durch das große Vorbereitungshaus für Missionarinnen, welches sie dort jetzt haben. Etwa 160 km weiter aufwärts am Kaiserkanal wurde Zhing-kiang-phu von 1868 an besucht. Die Station Kao-jiu, in der Mitte zwischen Jang-tschou und Zhing-kiang-phu wurde 1888 angelegt. In Schang-hai war 1873 von neuem eine Niederlassung begründet.

b) Die beiden ersten Inland-Provinzen.

Bis fast zu Ende 1868 war das Gebiet der Ch. I. M. auf die beiden Küstenprovinzen Tsche'-kiang und Kiang-sju beschränkt geblieben. Dann aber wurden die beiden benachbarten Inland-Provinzen N g a n - h o e i und K i a n g - ß i mit in Angriff genommen und zwar zuerst die erstere. Es war gegen Ende 1868, als die Missionare Meadows, der seit 1862 in Ning-po gearbeitet hatte, und Williamson, der 1866 mit dem „Lammermuir" angekommen war, in einem chinesischen Boote von Tschin-kiang nach Ngan-khing, der Hauptstadt der Provinz Ngan-hoei aufbrachen. Den Jang-zi-kiang aufwärts kamen sie nach Nan-king zur rechten Zeit, um den Weihnachtstag dort mit Missionar Duncan und seiner Frau zu verleben. Von dort nach Ngan-khing brauchten sie noch 14 Tage, weil widrige Winde und stürmisches Wetter herrschten.

Es war bis dahin in Ngan-hoei noch keine evangelische Missionsniederlassung und in Kiang-ßu nur eine einzige in Kiu-kiang von den amerikanischen bischöflichen Methodisten. Um einen Begriff von der Schwierigkeit einer neuen Niederlassung in damaliger Zeit zu geben, mögen folgende Einzelzüge dienen:

Die ersten Wochen in Ngan-khing schien es Meadows und Duncan ratsamer, auf ihrem kleinen Boote zu wohnen, als eine Wohnung in der Stadt zu suchen. Auch später dauerte es eine lange, ermüdende Zeit, bis eine dauernde Station gefunden werden konnte. Inmitten der dichtgedrängten Bootsmenge eines *kleinen Kanals*, der vom Flusse abging, war das enge

Quartier des chinesischen Bootes eine Woche nach der andern ihr einziges Heim und manches Mal kehrten sie mit schwerem Herzen von scheinbar fruchtlosen Tagen der Mühsal in der geschäftigen Stadt zurück, wenn niemand willig gewesen war, ihren Worten Gehör zu schenken und sie so weit wie je davon entfernt schienen, einen Wohnplatz innerhalb ihrer Mauern zu finden. Endlich ließ ein Herbergswirt in der Nähe des West-Thores sich willig finden, die Ausländer aufzunehmen und dankbar zogen sie in das also ihnen sich darbietende sehr ärmliche Quartier ein. So wohnten sie die nächsten Monate in der Herberge, suchten in der Stille unter dem Volke zu wirken und machten zugleich Anstrengungen, eine Wohnung in der Stadt zu bekommen.

Aber alle solche Bemühungen waren vergeblich. Niemand wollte es wagen, den „fremden Teufeln" ein Haus zu vermieten, ja die Furcht schien die Leute gänzlich von ihnen fern zu halten. Sie konnten zwar nach Gefallen in die Theehäuser und andere öffentliche Sammelplätze gehen und sich bemühen, mit den Gästen eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber niemand schien auch nur das mindeste Interesse für ihre Botschaft oder für ihre Person zu haben.

Endlich rief Meadows, kurz bevor er die Stadt verließ, um seiner Familie in Tschin-kiang einen kurzen Besuch abzustatten, eines Tages in Verzweiflung aus: „Ich wollte, wir könnten irgend einen Schurken finden, der sich vor keinem fürchtete, aber Geld brauchte und willig wäre, uns ein Haus zu vermieten!" Merkwürdig genug war er kaum fort, als ein alter Mann von 80 Jahren Williamson in der Herberge aufsuchte und sagte, er hätte gehört, daß sie ein Haus suchten; er wollte ihnen wohl eins vermieten. Er baue gerade ein Haus und da es ihm an Geld fehle, den Bau zu vollenden, so wolle er es ihnen übergeben, wenn sie ihm die Miete für ein Jahr voraus bezahlten. Er sei ein alter Mann und fürchte sich vor niemand. Er wäre sicher, daß die Mandarinen und Gelehrten nicht wagen würden, ihm darein zu reden. Da das Geld vorgestreckt wurde, so ging das Bauen voran. Aber bald merkte Williamson, daß der Charakter des Mannes sehr treffend bezeichnet war durch den Ausdruck, den Meadows zum voraus gebraucht hatte. Ja schon ehe ihre Verbindung mit ihm endete, hatten sie von den Beamten selbst erfahren, daß der Mann ganz bekannt wäre als „der ärgste Schurke der ganzen Provinz". Die Missionare redeten oft mit ihm, daß er sich bekehren müsse; aber sie erhielten immer nur die Antwort: „Ich bin wohl versorgt; ich habe meinen Sarg."

Beim Beginn des Sommers kehrte Meadows mit seiner Frau und seinen beiden Kindern von Tschin-kiang zurück, um, wie sie hofften, das neue Haus zu beziehen. Aber das war noch nicht fertig und die Herberge bei dem West-Thore mußte ihr Heim werden. Einen ganzen Monat lebten sie weiter in diesem gedrängt vollen Quartier und litten viel von dem Lärm und der Hitze, immerhin dankbar, daß sie innerhalb der Stadt sein konnten. Endlich nach vielen langweiligen, aufreibenden Schwierigkeiten mit dem alten Besitzer waren sie imstande, in das neu fertiggestellte Haus zu

ziehen und Vorbereitungen zu treffen, um regelmäßigere Arbeit unter den Leuten treiben zu können. Das Haus war in einem stillen Winkel, obwohl in der Mitte der Stadt und nahe einer lebhaften Straße.

„Fast acht Wochen," schreibt Williamson, „haben wir still und in Frieden hier gelebt. Wir halten noch keine öffentlichen Versammlungen, weil die nur Unruhen hervorrufen würden. Aber wir nehmen jeden freundlich auf, der hereinkommt, unterhalten uns mit ihm und verkaufen denen, die es wünschen, Bücher und Traktate. So hoffen wir, daß etwas Gutes gewirkt ist. Ein alter Mann scheint ein wahres Interesse zu nehmen und kürzlich haben auch noch einige andere uns gelegentlich besucht."

So ging alles ziemlich gut, bis in Ngan-khing ein Examen stattfand, zu dem 15—20000 Teilnehmer herbeiströmten. Da bemerkten sie eines Tages einen Maueranschlag, in welchem die Examinanden aufgefordert wurden, das Haus der religiösen Briganten, wie die Missionare bezeichnet wurden, am 2. Tag des 10. Mondes (die Chinesen rechnen nach Mondmonaten) niederzureißen. Meadows und Williamson besuchten einen der höchsten Beamten, um ihn auf das Plakat aufmerksam zu machen und ihn um Vorsichtsmaßregeln zu bitten. Als sie aber eben das Ja-men oder Amtshaus verlassen wollten, griff plötzlich eine Bande von Examens-Kandidaten sie an, welche schrieen: „Haut die fremden Teufel, schlagt die fremden Teufel tot." Sie liefen in die Gerichtshalle zurück und riefen: „Kiu-ming!" (Rette das Leben!), die chinesische Art, unter solchen Umständen die Hilfe der Beamten aufzurufen. Sie verlangten, sofort den Tao-thai zu sprechen, aus Angst, Frau Meadows und die Kinder möchten in Gefahr sein, da jede Wahrscheinlichkeit vorlag, daß der Pöbel ihr Haus aufsuchen und in dasselbe einbrechen würde. Sie wurden bedeutet, der Ta-ren (Se. Excellenz, wörtlich der große Mann) äße seinen Reis, sie sollten nur etwas warten, es würden Boten ausgesandt werden, um einen Angriff auf ihr Haus zu verhüten. Nachdem sie eine Stunde gewartet hatten, baten sie wiederum, den Tao-thai sehen zu dürfen und hörten, er sei mit seinem Reisessen noch nicht fertig. Bald darauf erschienen zwei Regierungsbeamte, die der Tao-thai hatte herbitten lassen. Während diese ein Verhör über den Ursprung des Aufruhrs anstellten, brachte ein treuer Diener Frau Meadows und die beiden Kinder, die er gerettet hatte, in das Amthaus. Die Missions-Station war gänzlich zerstört worden. Ihrer Habe beraubt, ohne genügende Kleidung, um sich vor den Unbilden der Witterung zu schützen, reisten die Missionare mit einem kleinen Boot nach dem nächsten Vertragshafen Kiu-kiang 5 Tage den Jang-zi-kiang aufwärts. Dort wurden sie von den Ausländern freundlich aufgenommen und ihnen eine freie Dampferfahrt den Strom abwärts gewährt. Übrigens wurden die Anstifter des Aufruhrs bestraft und die Missionare bald zurückgerufen.

Das war der Anfang der Mission in Ngan-khing im Jahre 1869. Die übrigen Stationen in der Provinz Ngan-hoei wurden erst verhältnismäßig spät gegründet.

Das Vordringen der Ch. I. M. nach der Provinz Kiang-szi hatte eine etwas *merkwürdige* Veranlassung. Missionar Cardwell,

welcher schon 7 Jahre, ehe er nach China ging, sich lebhaft für diese Provinz interessiert hatte, erzählt darüber folgendes:

„Ich traf einen Herrn, der meines Herzens Wunsch kannte, teilte und so viel als möglich förderte. Eines Tages, als er mit mir sprach, hatte er eine Karte von China in seinem Zimmer und sagte: „Lieber Bruder, sehen Sie die Karte an. Sehen Sie dort in der Provinz Kiang-szi den Po-jang-See und Flüsse nach allen Seiten, auf welchen man fast jede Stadt erreichen könnte. Sollen wir beten, daß Sie, wenn es Gottes Wille ist, dorthin gesandt werden, um auf jenem See zu arbeiten, der noch ohne einen Missionar ist?“

Sieben Jahre später kam Cardwell wirklich nach China, doch nicht nach dem Po-jang-See, sondern nach der Stadt Thai-tschou in Tsche'-kiang, weit von der Provinz seiner Sehnsucht entfernt. Dort wurde er schon nach 3 Monaten krank und lag anderthalb Jahre so schwer darnieder, daß die andern Missionare dachten, er müsse nach England zurückkehren. Als ein letztes Zufluchtsmittel unternahm er eine Reise den Jang-zi-kiang aufwärts nach Kiu-kiang, in der Hoffnung, daß der Luftwechsel ihm gut thun möchte. Doch war er nicht länger als eine Woche in Kiang-szi gewesen, als sein Leiden eine entschiedene Wendung zum Bessern nahm. Es trat auch kein Rückfall ein. So konnte er die Flüsse befahren und die Städte besuchen, in denen die Ch. I. M. jetzt Stationen hat.

In den Jahren 1871 und 1872 besuchte er mehr als 100 Städte und Dörfer zum erstenmal mit der Predigt des Evangeliums und verkaufte bei der Gelegenheit mehr als 15000 Bibelteile und Traktate. Zweimal nahm er einen Aufenthalt in der Provinzial-Hauptstadt Nan-tschhang Fu, reiste von dort den Kan-Fluß hinauf bis Wan-ngan (zwischen Ki'-ngan und Kan-tschou), wo er einen Nebenfluß voller Stromschnellen hinauf westlich 8 Tage bis an die Grenze von Hu-nan reiste, dann einen andern Nebenfluß abwärts sich wandte zu der kleinen Stadt Jung-szin, die am Fuße einer dreifachen Reihe von Bergen, die bis 6000 Fuß ansteigen, schön gelegen ist. Auf dem Rückwege besuchte er die wichtigsten Städte Ki'-ngan, Lin-kiang und Szui-tschou. Er bereiste auch den ganzen Po-jang-See und den Kwang-szin-Fluß, der den Zugang zu den östlichen Teilen der Provinz bildet. Mehrere Taufkandidaten, die sein Herz erfreuten, kamen von Ngan-ren nicht weit von der Mündung des letztgenannten Flusses. Dieser wichtige Ort mit der benachbarten Stadt Kwei-khi und der geschäftige Markt Ho-kheo denselben schönen Fluß weiter hinauf wurden von ihm mit der Predigt des Evangeliums besucht. In allen dreien sind jetzt größere, blühende Gemeinden der Ch. I. M. Später hinderte der Unterricht der Taufbewerber und eine Knabenschule in Kiu-kiang den Cardwell, so viel Zeit auf Reisen zuzubringen. Von den Stationen noch höher den Kwang-szin-Fluß hinauf bei einer anderen *Gelegenheit.*

c) Ein kühner Plan und ein Stück außerchinesisches Gebiet.

Schon 1865 hatte H. Taylor einmal in einer Versammlung auf einer Karte einen Weg zum Westen Chinas bezeichnet von Rangun den Irawaddy aufwärts durch Barma. Im Jahre 1875 wurde ihm dieser Gedanke wieder nahe gelegt durch den Besuch eines Herrn, der im Jahre 1868 unter Major Sladen eine britische Expedition von Barma nach der Provinz Jün-nan mitgemacht hatte.

Die Expedition hatte untersuchen sollen, ob auf dem Wege der Handel in China Eingang finden könnte, hatte sich aber durch die Feindseligkeiten der Gebirgsstämme und durch den noch andauernden mohammedanischen Aufstand genötigt gesehen, zurückzukehren, noch ehe sie die Stadt Ta-li Fu erreicht hatte. Da aber das Feuer der Rebellion mit Blut gelöscht war und die Chinesen unter dem Brigadegeneral Li Jün-nan wieder in Besitz genommen hatten, so hielt der Herr das Eindringen des Evangeliums in jene so lange durch Krieg heimgesuchte Gegend von Barma aus für möglich.

„Nach dem, was ich in Barma gesehen habe,“ bemerkte der Besucher, „habe ich keinen Zweifel, daß Missionare sich gefahrlos in Bhamo, etwa 150 km von der chinesischen Grenze entfernt, niederlassen könnten.“

An Missionar Stevenson, der auf Urlaub in Europa anwesend war, trat nun jener Gedanke Taylors, den er vor zehn Jahren, im Begriff zum erstenmal nach China hinauszugehen, sich notiert und an den er öfter nachher sich erinnert hatte, in der Form der praktischen Frage wieder heran: „Wollen Sie eine Stationsarbeit in Bhamo beginnen mit der Absicht, das westliche China zu erreichen?“ Seine fröhliche Antwort war: „Gewiß, wenn es Gottes Wille ist.“

Während er und H. Soltau, einer der erbetenen „achtzehn“, sich zur Abreise rüsteten, wurde in Jün-nan, auf der Grenze von Barma, der britische Konsulatsdolmetscher Augustus R. Margary ermordet und die Eingangsthür zunächst gänzlich geschlossen.

Als Stevenson und Soltau am 14. Mai 1875 in Rangun landeten, hörten sie, daß der früher in Bhamo residierende britische Beamte von dort abberufen sei. Ober-Barma war noch ein unabhängiges Königreich unter absolutem Regiment, dessen Beziehungen zu der indischen Regierung keineswegs freundlich waren, und man hielt es jetzt für Europäer nicht mehr für ratsam, in jene Gegend zu gehen. Der Ober-Regierungskommissar weigerte sich, ihre Reise nach Ober-Barma gutzuheißen und sie wurden mehrere Monate an der Küste festgehalten, nicht imstande, das britische Gebiet zu verlassen.

Sie ließen indessen die Zeit nicht unbenützt verstreichen. Stevenson fand in Rangun eine Anzahl chinesischer Flüchtlinge aus der Provinz Jün-nan, mit denen er sich im Mandarin-Dialekt aufs beste unterhalten konnte. Sie waren in den mohammedanischen Aufstand ver-

wickelt gewesen und hatten bei der Wiedereroberung Jün-nans durch die chinesischen Truppen 1873 unter der britischen Flagge Zuflucht gesucht. Mit der Hilfe eines von ihnen begann Stevenson den in Jün-nan gesprochenen Dialekt zu erlernen, während er zugleich eifrig die Barmanische Sprache studierte. Soltau suchte derweil unter der englisch-sprechenden Bevölkerung zu wirken.

Gegen Ende September wurde es ihnen erlaubt, nach Mandeleh zu gehen. Herr Rose von der Amerikanischen Baptistischen M.-G. (A. B. M. U.), ein tüchtiger und erfahrener Missionar, schloß sich ihnen an. Eine ununterbrochene Dampferfahrt von 12 Tagen den herrlichen Irawaddy hinauf brachte sie nach Mandeleh, damals der Hauptstadt von Ober-Barma. Sie erbaten und erhielten eine Audienz beim Könige, der sie sehr freundlich aufnahm und am liebsten da behalten hätte, der ihnen aber auch bereitwilligst die Erlaubnis gewährte, in Bhamo ein Stück Land für eine Missionsstation auszusuchen.

Erst einige Zeit nach ihrer Ankunft in Bhamo wurden sie gewahr, wie wichtig ihr erfolgreicher Besuch beim Könige gewesen war. Als sie eben Rangun verlassen hatten, traf dort der Befehl der indischen Regierung ein, daß man Missionare unter keinen Umständen nach Ober-Barma gehen lassen sollte. Dieser Befehl wurde ihnen nach Mandeleh nachgesandt, kam aber etwas zu spät und erreichte sie erst, als sie in Bhamo sich friedlich niedergelassen hatten und (da sie außerhalb des britischen Gebiets waren) nicht mehr dadurch gehindert werden konnten.

Bald waren sie außer durch eigentliche Missionsarbeit sehr durch Heil-Thätigkeit in Anspruch genommen, die ganz besonders nötig war, da in jenem Sommer dort Fieber, Pocken und Masern herrschten und Hunderte hinwegrafften. In dem Sajat oder Schuppen am Wege, dem einzigen Obdach, das die Missionare vorläufig hatten bekommen können, gab es viele peinliche und tragische Scenen zu schauen. Große Mengen strömten fortwährend herbei, darunter auch chinesische Händler aus Jün-nan, ja auch Schan's und Ka'-tschen's von den Bergen. Das Gerücht von der Geschicklichkeit und Freundlichkeit der ausländischen Gäste, von ihren wunderbaren Arzneien verbreitete sich sehr schnell, so daß die Arznei-Verteilungsstelle von nah und fern aufgesucht wurde. Es war ein Glück, daß Anfang 1876 durch Dr. Harwey mit seiner Frau und Miss. Adams Verstärkung anlangte und eine regelrechte ärztliche Thätigkeit beginnen konnte. Dieser Zweig der Mission machte überall einen guten Eindruck und bis weit über die chinesische Grenze hinüber hörte man vom Evangelium rühmlichst sprechen in Verbindung mit den wunderbaren Thaten des Arztes.

Mehr und mehr wuchs die freundliche Stimmung und selbst die

wilden Bergbewohner vergaßen ihre Furcht. Von Anfang an fühlten Stevenson und Soltau sich zu diesen halbcivilisierten Söhnen der Berge besonders hingezogen, und da sie wußten, daß sie nicht nach China hineinkommen könnten, wenn diese gefürchteten Leute, die in den entlegenen hohen Gebirgsthälern zwischen Bhamo und den Ebenen Jün-nan's wohnten, sie nicht friedlich durchziehen ließen, so benutzten sie gern jede Gelegenheit, freundliche Beziehungen zu ihnen zu pflegen. Stevenson schrieb:

„Diese Gebirgsmenschen pflegten sehr ängstlich an dem Sajat vorbeizugehen, schauten eben hinein, konnten aber nicht das Vertrauen fassen, hineinzugehen. Aber wir bemühten uns ganz besonders, ihnen Freundlichkeit zu erweisen, und so kamen sie denn allmählich heran und machten auch ihre Freunde mit uns bekannt. Ihrer Person nach sind sie vielleicht kaum anziehende Leute zu nennen mit ihren langen Messern und Speeren und mit ihrer gewöhnlich unsauberen Art; aber sie waren ohne die frohe Botschaft von Christo und unsere Herzen sehnten sich nach ihnen."

Mehr als ein Jahr verstrich, ehe sich eine Gelegenheit darbot, diese Ka'-tschens in ihren Gebirgsdörfern aufzusuchen. Aber im November 1876 sandte einer der Häuptlinge einen Brief hinab, der die Missionare dringend bat, zu kommen und einem kranken Verwandten, um den er sehr bekümmert war, zu helfen. Er sandte einen Pony und einige Diener zur Begleitung, erwähnte auch dankbar die Freundlichkeit, die er von ihnen erfahren hatte, als er in Bhamo war. Schon hofften die Missionare, daß Gott ihnen jetzt den Eingang nach China öffnete, da teilte ihnen der politische Agent des Vicekönigs von Indien in Bhamo mit, daß er strengen Befehl von der Regierung habe, nicht zuzugeben, daß die Missionare die Stadt verließen. In anbetracht jedoch, daß sie eine specielle Einladung erhalten hatten und daß es sich um einen Krankenbesuch handelte, ließ er sie ein Dokument unterzeichnen, in welchem sie versprachen, nicht nach China hinüberzugehen. Unter dieser Bedingung erlaubte er den Besuch.

Es war eine interessante Reise durch die zerstreuten Dörfer in den bedeutenden Höhen jenes merkwürdigen Grenzlandes. Sie lebten 6 Wochen da, schliefen wie die Eingebornen auf dem Fußboden und teilten ihre einfache Kost. Sie wurden gebeten, ganz dort zu bleiben, Schulen zu gründen und ihre Lehrer zu sein; die Leute wollten Häuser für sie bauen und ihnen alle Hilfe gewähren. Allein so gern sie auch unter diesem rauhen aber gastlichen Bergvolke geblieben wären, sie mußten ihnen Lebewohl sagen, denn sie wußten, daß schon Missionare der A. B. U. M. dahin unterwegs waren, die jetzt auch eine gesegnete Mission unter den Ka'-tschen's, Schans und Barmanen treiben.

Der Weg nach China, wohin sie eines Tages von einem hohen Berge aus über eine niedrigere Bergkette hinweg in die wohlbewässerte und baumreiche Ebene von Long-tschhuan hinabschauen konnten, und wohin sie unter der Führung der Ka'-tschens in wenigen Stunden bequem hätten gelangen können, war ihnen verwehrt. Die Station Bhamo hat die Ch. I. M. bis heute beibehalten; aber wie sie besetzt wurde mit der Absicht auf Jün-nan, und da von hier aus das Evangelium den herüberkommenden Chinesen geschrieben mitgegeben wurde, so rechnet noch jetzt die Ch. I. M. Bhamo zu ihrer Provinz Jün-nan.

d) Die mittleren Provinzen: „Südlich vom Strom", „Nördlich vom See" und „Südlich vom See" (Ho-nan, Hu-pe' und Hu-nan).

Ehe wir von den verstärkten Bemühungen der Ch. I. M. berichten, in die drei genannten und in alle Inland-Provinzen vorzudringen, müssen wir ein Wort von dem für die Eröffnung Chinas so außerordentlich wichtigen Vertrag von Tschi-fu sagen. Denn wenn derselbe nicht zu stande gekommen wäre, so hätten auch jene Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg haben können.

Nach der im vorigen Kapitel erwähnten Ermordung Margarys knüpfte der englische Gesandte Sir Thomas Wade Verhandlungen mit dem Zung-li Ja-men in Peking an, die sich anderthalb Jahre hinzogen, ohne Erfolg. Da ließ Sir Thomas Wade seine Flagge einziehen und begab sich nach der Küste, um die Sache in die Hände des Admirals zu legen. Es sollte zum Kriege kommen. Da besann sich die chinesische Regierung noch eines Besseren. Ihr Staatsmann Li-Hung-tschhang folgte dem englischen Gesandten nach Tschi-fu und dort wurde am 13. September 1876 der berühmte Vertrag von Tschi-fu unterzeichnet, welcher die Thore zum Herzen des chinesischen Reiches weiter öffnete als je zuvor.

Es war darin u. a. vorgesehen, daß in jeder Kreisstadt in allen 18 Provinzen eine kaiserliche Proklamation angeschlagen werden sollte, welche kundgäbe, daß die Ausländer mit vollkommener Freiheit in allen Teilen des Reiches reisen dürften, daß sie unter des Kaisers Schutze ständen und respektvoll behandelt werden müßten, keineswegs aber in ihren Reisen gehindert werden dürften. Da die Missionare der Ch. I. M. in manchen Kreisen die ersten waren, die sich diesen neuen Stand der Dinge zu nutze machten, so geschah es mehr als einmal, daß sie für Sendlinge der auswärtigen Mächte angesehen wurden, die sich überzeugen sollten, ob die Proklamation auch angeschlagen sei. An einigen Orten, wo dies noch nicht geschehen war, wurde das wichtige Dokument sofort nach ihrer Ankunft öffentlich angebracht.

Die Provinz Hu-pe' ist für die Ch. I. M. besonders als *Operationsbasis* wichtig. Es war auf dieselbe nicht besonders abge-

sehen, da sie schon anderweitig besetzt war. Aber der Vertragshafen Han-kau, Wu-tschhang gegenüber am breiten Jang-zi-kiang, bildet stets den Ausgangspunkt in Mittelchina für Reisen ins Innere. Seit 1874 hat die Ch. I. M. eine Station in Wu-tschhang. Die übrigen Stationen dieser Provinz, welche die Karte zeigt, besonders die drei am Han gelegenen Han-kau, Fan-tschheng, und Lao-ho-Kheo, werden als Reisestationen noch öfter zu erwähnen sein.

Der erste Missionar, der in die Provinz Ho-nan eindrang, war Henry Taylor, welcher Anfang April 1875 mit einem chinesischen Gehilfen Tschang von Wu-tschhang aufbrach und nach 12 Tagen den südöstlichen Teil von Ho-nan erreichte. In Ju-ning Fu (Fu = Regierungsbezirks-Stadt) wurden sie ungewöhnlich freundlich aufgenommen. Als Reisenden und Lehrern, die von Hu-pe' kamen, wurde ihnen die unentgeltliche Benutzung der großen, gutmöblierten Halle der Literaten von Hu-pe' angeboten. Doch hielten sie es für klüger, in einer Herberge außerhalb der Stadtthore zu bleiben.

Sie fanden 4 Leute, welche ein tieferes Interesse am Evangelium zu nehmen schienen, darunter einen alten Vegetarianer Hu, der im Götzendienst keine Befriedigung gefunden und schon jahrelang nach einem lebendigen Gott gesucht hatte, der das Verlangen seines Herzens stillen könnte. Er hörte der Predigt sehr aufmerksam zu und erfaßte die Lehren des Evangeliums mit großer Klarheit. Er wies auf die Götzen hin, deren er eine große Zahl in seinem Hause hatte, und sagte: „Diese habe ich verehrt, weil ich nichts Besseres hatte; jetzt habe ich den Heiland gefunden und ich lasse sie fahren. Mein Gewissen sagt mir, daß diese Lehre wahr ist."

Es that ihm sehr leid, daß die Missionare schon bald wieder fort wollten und freute sich zu hören, daß sie in einigen Monaten wiederkommen wollten. „Kommt und eröffnet ein Haus in unserer Stadt," drängte er, „es sind hier viele, die so wie ich nach dem wahren Lichte suchen." Als sie im Herbst wieder dahinkamen, wollten sie den alten Hu wieder aufsuchen, aber er lebte nicht mehr. Zwei andere, die bei ihrem ersten Besuche erweckt wurden, sind später getauft und haben sich treu bewährt.

Da die Prüfungen im Gange waren, so blieben Henry Taylor und sein Begleiter damals nicht lange, sondern wandten sich nordwärts. Gegen Ende November kamen sie nach Tschou-kia-kheo, einem wichtigen Handels-Mittelpunkt an der Vereinigung zweier Flüsse. Obwohl politisch nicht einmal im Range einer Stadt stehend, ist es doch der volkreichste Ort zwischen Peking und Hankau. Hier predigten sie 8 Tage lang auf den Straßen vor großen Scharen, die aufmerksam zuhörten und ein freundliches, offenes, angenehmes Wesen hatten. — Von diesem geschäftigen Handelsplatz drangen sie nordwärts nach der

Hauptstadt Khai-fung Fu vor am Gelben Fluß Hoang-ho, von welchem die Provinz den Namen hat: „Südlich vom Fluß". Khai-fung Fu, eine der ältesten Städte der Welt, ist viel genannt wegen der dort von alters her bestehenden, jetzt gänzlich in Verfall begriffenen jüdischen Kolonie.

Dort wurden ihre Bewegungen von den Läufern der Mandarinen vom ersten Tage bis zum letzten ihres Aufenthalts argwöhnisch überwacht. Die Einwohner schienen es erst nicht zu wagen, ihre Bücher zu kaufen. Als der Bann aber erst gebrochen war, war große Nachfrage danach. Täglich kamen Gelehrte nach ihrer Herberge, unter ihnen ein Militär-Mandarin. Er konnte arabisch lesen und schreiben und war ein hervorragendes Mitglied der mohammedanischen Gemeinschaft der Stadt. Wohlbewandert in den Lehren seiner eigenen Religion, hatte er doch auch vielfach christliche Lehren studiert und erkannte offen die Überlegenheit des Christentums an. Henry Taylor gab sich viele Mühe um ihn. Er blieb zwar unentschieden, doch sagte er: „Nichts würde mir größeres Vergnügen machen, als wenn Sie sich dauernd hier niederließen."

Aber der Fremdenhaß ist in Khai-fung Fu immer sehr groß gewesen. Henry Taylor konnte nicht länger dort bleiben und reiste westwärts nach Ho-nan Fu, dem Hoang-ho parallel etwa 240 km weit. Dort schien die Predigt nicht den geringsten Eindruck zu machen. Mehr Ermutigung erfuhr er in mehreren Städten, die er auf seinem Rückwege besuchte.

Im Jahre 1876 und 1878 machte Henry Taylor wieder Reisen in derselben Provinz, beide Male mit G. Clarke und zwar 1878 um Unterstützungen bei der Hungersnot zu bringen, in der so entsetzliches Elend herrschte, daß Menschenfleisch gegessen wurde. Unglaublicherweise war der Fremdenhaß so groß, daß die Beamten in der Hauptstadt die Hilfe ablehnten. Dennoch ist es der Ch. I. M. schließlich gelungen, an mehreren Stationen der Provinz Ho-nan sich dauernd festzusetzen. In Hu-nan dagegen ist dies nicht gelungen. Im Sommer 1875 machte Missionar Judd von Wu-tschhang aus eine Reise in diese Provinz. 250 km den Jang-zi-kiang aufwärts kam er zur Stadt Jo'-tschou in schöner Lage, wo sich die Gewässer des Tung-thing-Sees —, von welchem die Provinz den Namen „Südlich vom See" erhalten hat — mit denen des großen Stromes vereinigen. Erst gelang es ihm, in Jo'-tschou ein Haus zu mieten. Später aber entstand Feindschaft und sein Leben wurde ernstlich bedroht. Die Beamten weigerten sich, ihn zu beschützen. Der Versuch auszuhalten, bis der Aufruhr sich gelegt hätte, gelang nicht. Er wurde schließlich mit einem kleinen Kanonenboot fortbegleitet. Auf einer größeren Reise 1877 kam Judd wieder nach Jo'-tschou. Aber dauernden Fuß zu fassen gelang nicht.

e) Die drei nordwestlichen Provinzen Schan-fsi, Schen-fsi und Kan-fsu'.

Die drei genannten Provinzen wurden im Jahre 1876 besetzt und zwar zuerst die mittlere von ihnen, Schen-fsi, durch Baller und King. Der vortreffliche Missionar der Londoner M.-G. D. Griffith John in Hankau gab ihnen freundlich Rat.

In seiner großen Gemeinde in Han-kau fand sich ein Mann aus der Provinz, nach der sie reisen wollten. Dieser sagte ihnen: „Sie haben eine gute Wasserstraße den Han hinauf bis Fan-tschheng und von da führen mehrere vielbereiste Wege nach Szi-ngan Fu, der Hauptstadt von Schen-fsi." So wurde ein Boot, das nach Fan-tschheng gehörte, gemietet. An einem warmen Augustabend brachen sie von ihrem Missionshause in Wu-tschhang auf durch das Straßengedränge nach dem Anlegeplatz der Boote, fuhren über den breiten Jang-zi-kiang und in die Mündung seines großen Nebenflusses, des schnell fließenden Han-schui (wörtlich Han-Wasser) hinein, um dort unter der dichtgedrängten Menge von Schiffen aller Art das gemietete Hausboot zu suchen. Vierzehn Tage später sahen sie die mächtigen Mauern von Fan-tschheng mit ihren Türmen, die über den breiten Fluß nach Sziang-jang hinüberschauten. Die beiden volkreichen Städte waren weit über 600 km von Han-kau und damit von der nächsten Missionsstation entfernt. Auf ihren belebten Straßen und an den Ufern des Flusses predigten sie drei Tage lang und es ist in Fan-tschheng jetzt eine Station. Damals aber mieteten Baller und King bald wieder ein Boot nach Hing-ngan Fu in Schen-fsi über 600 km weiter nordwestlich.

Bei manchen Städten legten sie an, um Bücher zu verkaufen und zu predigen. Bei dem ersten wichtigen Markt, wo sie anhielten, lud der Militär-Mandarin sie zu einem opulenten Frühstück ein und wunderte sich, daß sie den verschiedenen ausländischen Weinen nicht die gebührende Ehre anthaten. Unter anderen ausländischen Gegenständen zeigte er ihnen auch das chinesisch-englische Lexikon von Williams und ließ sich die Anlage desselben erklären. Er erzählte ihnen auch, es seien dort 8 ausländische römisch-katholische Priester, die eine große Kapelle und viele Anhänger hätten. Er rühmte sie als fröhliche Tischgenossen, aber klagte, daß sie und ihre Bekehrten fortwährend Händel vor ihn zu bringen hätten.

Die weitere Reise ging durch eine schöne Gebirgsgegend, wo das Han-Wasser viele Stromschnellen bildet, wo sie zwischen den bewaldeten Höhen, die den rauschenden Fluß einschließen, und wo die großartigsten Scenerien fortwährend wechselten, nur langsam vorwärts kamen. In Jun-jang Fu, der letzten Regierungsbezirks-Stadt in Hu-pe', die sie Mitte September erreichten, fanden sie einen großen Absatz für ihre Bücher und eine aufmerksame Zuhörerschaft für die Botschaft von Christo. Der Mandarin sandte 4 Soldaten, die sie beschützen sollten, und ließ dem Volke erklären, daß diese ausländischen Gäste nicht gekommen seien, den Leuten die Zöpfe abzuschneiden, sondern nur Bücher zu verbreiten und ihre Lehre zu verkündigen.

Anderthalb Wochen, nachdem sie die Grenze von Schen-si über-schritten hatten, kamen sie in Hing-ngan Fu an. Die Predigt von der Auferstehung Jesu schien auf die Heiden und Mohammedaner einen großen Eindruck zu machen. Alles schien sie zum Bleiben zu ermutigen. Doch nötigte das Ausgehen der Geldmittel für dieses Mal zur Umkehr. Die lange Fahrt den Fluß abwärts ging sehr schnell von statten. Im Oktober 1876, nach etwas mehr als zwei Monaten, langten sie wieder in Wu-tschhang an. Sie hatten nicht nur viel zu erzählen, sondern durften auch die wichtige Nachricht vom Abschluß des Vertrages von Tschi-fu hören.

Östlich an Schen-si grenzt die lange, schmale Provinz Schan-si, welche nach Norden noch ein gutes Stück über die Große Mauer hinaus sich erstreckt. Diese Provinz, in der die Ch. I. M. jetzt nächst Tsche'-kiang die größten Erfolge aufzuweisen hat, wurde zuerst von James und Turner besucht. Von Tschin-kiang aus fuhren sie Mitte Oktober 1876 etwa 100 km den Jang-zi hinauf bis Nan-king. Dort setzten sie nach dem nördlichen Ufer des großen Stromes hinüber und brachen über Land nach Schan-si auf. Sie verließen bald die ihnen bekannte Provinz Kiang-szu und kamen dann quer durch Ngan-Hoei, das zum Teil durch Verödung noch die Spuren der großen Rebellion zeigte, die 20 Jahre früher so viele Millionen der Einwohner dahin-gerafft hatte. Ein wilder und öder Paß, der Zing-lin-kuan, durch das Zing-lin-Gebirge brachte sie in die Ebene, die sich durch den ganzen nördlichen Teil der Provinz bis nach Ho-nan hinein erstreckt. Nahe dem Gipfel fanden sie einige Theehütten mit einer Schar von Reisen-den, denen sie das Evangelium verkündeten. Auf dem höchsten Punkte des Passes führte ein tunnelartiger Bogen etwa 400 Fuß lang hin-durch nach der nördlichen Seite des Gebirges, wo man eine herrliche Aussicht in die herbstlich gefärbte Gegend hatte. Unten in der Ebene fanden sie in einem Dorfe, dessen langgewundene Straße in der Mitte durch eine schöne Brücke geziert war, eine schnell sich sammelnde auf-merksam der frohen Botschaft von Christo lauschende Menschenmenge. Als es dunkel geworden war, folgten ihnen noch viele nach der Her-berge, wo die Missionare noch bis spät in die Nacht hinein predigten.

In Nord-Ngan-hoei herrschte viel Elend unter den Bewohnern infolge der lange anhaltenden Dürre, obwohl der Gipfel der Hungersnot erst zwei Jahre später erreicht wurde. Einen Sonntag brachten sie in Po'-tschou an der Grenze Ho-nan's mit Predigen zu. Dort hörte auch eine Anzahl Männer aus Schan-si zum erstenmal das Evangelium. Doch noch hatten sie 320 km Karrenreise vor sich. Solch eine Karrenreise in Nord-China, von der Marinepfarrer Heims eine fürchterliche Beschreibung macht, muß *nach den Berichten* der Ch. I.-Missionare dort doch nicht zu übertrieben

dargestellt sein. Den breiten, schnellfließenden Gelben Fluß, der den Jang-zi an Wassermenge noch übertrifft, überschritten sie in der Nähe von Khai-fung Fu. Die Fährschiffe haben eine ganz ansehnliche Größe; denn das, auf dem sie übersetzten, trug zugleich zwei Karren, 40 Pferde und Maulesel, Hornvieh und 60 Menschen mit ihren Lasten. Erst am 15. November, einen Monat nach ihrer Abreise, erreichten sie die Grenze von Schan-si. Auch sie, wie die Pioniere in Schen-si, Turner und James konnten um des ausgehenden Geldes willen keinen längeren Aufenthalt nehmen; aber sie sammelten wertvolle Kenntnis für zukünftigen Gebrauch. Drei Wochen blieben sie in den südlichen Regierungsbezirken der Provinz, besuchten viele Orte und hatten gute Gelegenheit, zu predigen. Den letzten Sonntag im November verlebten sie in Phing-jang Fu, einem großen, geschäftsreichen Orte. Von dort wandten sie sich südwärts durch eine wohlbebaute, volkreiche Ebene. Im tiefen Winter gings durch die gebirgige Mitte von Ho-nan. Der Weihnachtstag fand sie auf der Grenze von Hu-pe' auf dem Wege nach Fan-tschheng. Von dort ging es in 14 Tagen den Han abwärts nach Han-kau, wo sie im Januar 1877 anlangten. Die Reise durch vier binnenländische Provinzen hatte 3 Monate in Anspruch genommen; sie hatten über 2700 Kilometer zurückgelegt.

Ehe sie zurückkehrten, waren schon 4 andere Missionare, King und Budd, Easton und Parker in derselben Richtung aufgebrochen, erstere beiden um weiter in Schen-si einzudringen, als James und Turner es vermocht hatten, letztere beiden um sich nach der Provinz Kan-sju' zu wenden. Sie fuhren den Han hinauf bis Lao-ho-kheo, etwas oberhalb Fan-tschheng und wanderten dann 14 Tage zu Fuß über schwierige, rauhe Bergpfade, durch armes Land, wo wenig Leute wohnten und Lebensmittel schwer zu bekommen waren, nach Si-ngan Fu am Hoei (Hwei-) Fluß. In dieser großen Hauptstadt der Provinz, welche außerhalb Chinas am meisten bekannt ist durch das daselbst gefundene, aus dem Jahre 781 stammende nestorianische Denkmal, blieben King und Budd, um dort und in der umgebenden volkreichen Ebene zu missionieren, während Easton und Parker nach der Provinz Kan-sju' weiter reisten. In King-tschou, der ersten Stadt in Kan-sju', wo sie predigten, kaufte ein Mohammedaner einen illustrierten Traktat über den verlornen Sohn. Doch gab er ihn alsbald zurück mit den Worten: „Ich bin ein Nachfolger des Propheten. Ich wünsche kein Bild mit Schweinen darauf."

Phing-liang, die erste Fu-Stadt, die sie erreichten, machte trotz seiner 30000 Einwohner einen ärmlichen Eindruck, doch nahmen die Leute die Predigt willig auf. Wieder gab es einen anstrengenden 14tägigen Marsch über das Lung-Gebirge und durch die Ebene, die sich von da westlich nach dem Gelben Flusse erstreckt und eben noch innerhalb der Großen Mauer liegt, nach Lan-tschou Fu, der Hauptstadt von Kan-sju'. Da gab es gute Gasthäuser, belebte Straßen, einen großen Bücherabsatz und viele Besucher, die neugierig waren, so viel als möglich von den Ausländern und ihrer neuen Lehre zu sehen und zu hören. Ein Mann kaufte ein Evangelium Marci, las es denselben Abend durch und erzählte am folgenden Tage in

einem gedrängt vollen Theehause die ganze Geschichte aus dem Gedächtnisse mit erstaunlicher Treue. Sie fanden in Lan-tschou eine große Moschee und zwei römisch-katholische Kapellen, zu denen jedoch nur ein eingeborner Priester gehörte.

Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt wandten sich Easton und Parker wieder südwärts auf einem anderen Wege. Unter den vielen Städten und Dörfern, durch die sie mit der Predigt reisten, war Zhin-tschou am Hoei-Flusse die bedeutendste. Die Hauptstraße ist 5 km lang von Osten nach Westen. Unter den Besuchern war auch ein Herr, wie man sie in Süd-China vielfach findet, der mit der Geographie der Erde ziemlich vertraut war und viel von ausländischen Dingen gehört hatte. „Haben Sie von der Entscheidung über die Margary-Affaire gehört?" fragte er. Er sprach von Livingstones Reisen in Afrika, vom letzten deutsch-französischen Kriege u. dergl. Als die Missionare mit ihm über das Evangelium, als dem Einen, was not thut, sprachen, erklärte er in einer in China ungewöhnlichen Weise, daß er nicht daran glaube und disputierte dagegen an, indem er fortwährend Konfuzius citierte. Namentlich griff er den chinesischen Evangelisten an als einen, der seinen Ursprung vergessen hätte. Als auf Sünde die Rede kam, erklärte er, Handelsleute und andere geringere Klassen möchten wohl Sünder sein; er wäre es jedenfalls nicht.

Eine mehrtägige Reise durch das majestätische Pe'-ling (d. i. Nord-Kette)- Gebirge brachte sie nach Schen-ßi zurück. Von Han-tschung fuhren sie den Han abwärts bis Han-kau und dann auf dem Jang-zi bis Tschin-kiang.

f) Kwei-tschou und Kwang-ßi.

Teilweise gleichzeitig mit dem ersten Bereisen der Provinzen im äußersten Nordwesten wurde ein Vorstoß südwestwärts nach Kwei-tschou und Kwang-ßi gemacht. An einem stürmischen, kalten Winterabend verließen die Missionare Judd und Broumton Wu-tschhang und fuhren in einem Boote den Jang-zi-kiang aufwärts in 8 Tagen bis zum Tung-thing-See, steuerten etwa 100 km durch denselben in den schönen Juen-Fluß hinein, der teilweise den schönsten Stellen des Rheins ebenbürtig sein soll. Diesen reißenden Fluß hinauf reisten sie drei Wochen Tag für Tag. Des Nachts mußten sie natürlich anlegen. Obwohl die kaiserliche Proklamation, die nach dem Vertrage von Tschi-fu in allen Städten hätte angeschlagen sein sollen, in Hu-nan nirgends zu finden war, so wurden sie doch in jener durch ihren Fremdenhaß am meisten berüchtigten Provinz wenig belästigt, ja wurden öfter von Beamten freundlich behandelt und fanden aufmerksames Gehör für ihre Botschaft.

Am ersten Sonntag, der wie alle Sonntage auf diesen Reisen ein

Ruhetag war, hörten die Bootsleute mit großer Aufmerksamkeit der Geschichte der Kreuzigung nach Joh. 19 zu. Einer derselben sprach sein Verlangen aus, Christ zu werden und nach der Rückkehr in Han-kau die Taufe zu erhalten. Nach dem Gottesdienst auf dem Schiff predigten sie auch am Lande. Eine alte Frau, mit der sie sprachen, war sehr verwundert und rief: „Es ist wirklich sehr freundlich von Euch, daß Ihr so weit herkommt, um diese guten Dinge zu erzählen. Unsere Leute wissen das nicht. Sie gehen immer in die Tempel, verbrennen Weihrauch, geben den Priestern Reis und andere Sachen; aber was wird am letzten Ende davon?" Nach einmonatlicher Bootsreise, bei der die Stromschnellen zuletzt sehr hinderlich gewesen waren, kamen sie nach der Grenze von Kwei-tschou, von wo sie in Sänften in 12 Tagen über schneebedeckte Berge und durch feindselige Gegend nach Kwei-jang gelangten. Hier in der Provinzial-Hauptstadt fanden sie einen Europäer, der fast ganz zum Chinesen geworden war. Da er der Regierung von Kwei-tschou während der Rebellion der Miao-zi, Ureinwohner im Nan-ling- (d. i. Südkette) Gebirge, wertvolle Dienste geleistet hatte, so war er zum Range eines Beamten befördert. Er konnte Englisch und Französisch, hatte sich aber auch die Umgangssprache der chinesischen Beamtenkreise völlig zu eigen gemacht und war in chinesischer Etikette ganz zu Hause. Judd und Broumton wurden freundlich von ihm aufgenommen und genossen zehn Tage die größte Gastfreundschaft. Auf diese Weise fanden sie Gelegenheit, auch vielen Beamten das Evangelium nahe zu bringen.

Nachdem er für Broumton eines seiner Häuser zur Verfügung gestellt hatte, ließ Judd den jüngeren Missionar allein in Kwei-jang zurück, während er selbst auf anderem Wege wieder abreiste. Nach drei Monaten jedoch erhielt Broumton Verstärkung durch Missionar Landale, während G. Clarke und Fische, welche mit demselben ankamen, nach einigen Tagen ihre Reise nach Kuang-si fortsetzten. Zwölf Tage schwieriger Reise über das Nan-ling-Gebirge brachte sie Mitte Juli nach der Grenze von Kuang-si. Sie hatten sehr viel Ungünstiges über die Bewohner gehört und es war ihnen sehr dringend von der Reise als einem gefährlichen Wagnis abgeraten worden.

In Kin-juen, der ersten Stadt, an die sie kamen, mußten sie angesichts einer großen Volksmenge über den Fluß setzen. G. Clarke sandte die übrigen voraus, nahm eine Handvoll Bücher und begann zum Volke zu reden, um sie in guter Stimmung zu halten und einstweilen von den andern abzulenken. Dann bot er seine Traktate und Bibelteile an und war sehr verwundert, daß dieselben begierig gekauft wurden. Ja es war solch ein Verlangen danach, daß sie Mühe hatten, nur noch welche zu behalten. Sechs Wochen lang reisten sie ungehindert umher; hatten aber das Gefühl, daß Widerstand sich erheben würde, sobald sie nur Miene machten, sich irgendwo niederzulassen. Sie kehrten vorläufig nach Kwei-jang zurück, Fische mit der Absicht, noch eine kürzere Tour nach Kuang-si

zu machen und dann seine Frau und seine Kinder aus Wu-tschhang zu holen und mit ihnen in jener Provinz sich niederzulassen. Er starb aber in Kwei-jang am Fieber, während sein Reisegenosse G. Clarke, der auch von derselben Krankheit befallen wurde, genas. So ist jetzt in Kuang-ssi noch keine Station, während in Kwei-tschou außer Kwei-jang noch Ngan-schun auf der Straße nach Jün-nan und Hing-i in der südwestlichsten Ecke besetzt sind. (Fortsetzung folgt.)

Die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz in Südafrika.

Von F. H. Krüger in Paris.

III. Wie ein nach Delagoa-Bai verpflanzter Zweig dieser Mission Wurzel schlug und Frucht brachte.

Im Vorhergehenden ist schon angedeutet worden, wie verschieden die ama-Gwamba im Transvaal von den ba-Sutho sind; auch hat die Geschichte Schiluwanes an einem Beispiel gezeigt, wie die meisten ma-Gwamba-Stämme auf das rechte Ufer des Limpopo versprengt worden sind. Die Masse des Volks, von welchem jene Stämme sich durch Auswanderung trennten, wohnte seit vielen Geschlechtern zwischen der Delagoa-Bai und dem Sabi-Thale, vom Indischen Ozean bis gegen die jetzige Grenze der südafrikanischen Republik. Gleich vielen andern afrikanischen Völkern hatten sie keinen eigenen gemeinsamen Volksnamen; das Bewußtsein einer nationalen Einheit war unter ihnen verschwunden oder war ihnen noch nicht klar geworden. Das zwiefache Band, welches sie aber zusammenschloß, bestand aus gleichen Sitten und einer gleichen Sprache. Dieselbe zerfällt wohl in sechs Mundarten; aber die Angehörigen auch der am weitesten auseinandergelegenen Stämme verstehen sich ohne Schwierigkeit. Unter dem Druck des Sulu-Einfalls wurden alle diese Stämme mit dem Namen ama-Thonga belegt, mit welchem sich auf irgend eine Weise der verächtliche Begriff der Sklaverei verband. Der portugiesische Sprachgebrauch bezeichnet die Abkömmlinge der Sulu als vatuas — obgleich dies Wort ursprünglich von einem Thonga-Stamme, demjenigen der wa-Thwa, herrührt — und unterscheidet als landins diejenigen Eingebornen, welche einige Sulu-Sitten angenommen haben, oder wie man sich ausdrückt „watualisiert" sind (os vatualisados).[1])

[1]) Hier mag bemerkt werden, daß der Spottname „Knopneusen" d. h. Knopfnasen, welcher von den Transvaal-Bauern gemünzt wurde und sich auf eine

Das Bewußtsein des Zusammenhangs mit dem Volk der ama-Thonga im fernen Osten, an den Ufern des Limpopo, war unter den ma-Gwamba in den Spelonken lebendig geblieben; es ist deshalb leicht verständlich, daß nach und nach auch in der christlichen Gemeinde ein Drang und Sehnen sich regte, den Volksangehörigen an den Gestaden des Indischen Oceans die frohe Botschaft mitzuteilen. Die Verpflanzung der ersten Keime christlichen Lebens aus den Spelonken an die Ufer des Nkomatiflusses bildet eine an sich so anziehende und erbauliche, wie für die dem lebendigen Christentum innewohnende Ausbreitungskraft bezeichnende Geschichte, daß es sich lohnt, die Anfänge der schweizerisch-romanischen Mission an der Delagoa-Bai näher zu betrachten.

Im Beginn dreht sich alles um die Person eines Ndjumo genannten ma-Gwamba. Sein Vater, ein kleiner Häuptling Namens Mhalamhala, war einst mit einem Teil des Clans der ma-Khossa, vor Manukusas Verheerungszug um 1825 in die Spelonken geflohen. Ndjumo wuchs mit seinem Halbbruder Makatscha wie seine andern Altersgenossen im finstersten Heidentum auf. Um 1870 machten sich die beiden Brüder auf, um auf die Diamantfelder zu ziehen: da konnten sie schneller als zu Hause Geld verdienen, um sich damit eine Frau zu erwerben, was ihnen auch gelang. Kurz nach Ankunft der waadtländischen Missionare, also Ende 1875 oder anfangs 1876, reiste Ndjumo nochmals gen Südwesten, um mit neuem Verdienst eine zweite Frau sich zu verschaffen; es gelang ihm aber diesmal nicht und er kehrte unverrichteter Sache in die Spelonken zurück. Er wohnte auf einer Anhöhe, Valdesia südlich gegenüber, da wo kurz darauf Bethuel den später Barcelona genannten Außenposten gründete. An einem der ersten dort zugebrachten Sonntage, traf Bethuel mit zwei jungen Männern zusammen; sie waren in vollem Schmuck zum Kriegstanz bereit, die Assegei in der Faust. Er begleitete sie eine Strecke Wegs, verkündigte ihnen die Botschaft des Heils, die Macht und Gnade Gottes, zu dem man beten und sich halten muß, wenn man leben will. Einer der beiden Krieger war Ndjumo; er selbst erzählte später, wie er den Eindruck dieses Gesprächs nicht mehr los wurde. Aber es brach nicht sofort durch. Zwei Jahre lang hörte Ndjumo gelegentlich den Predigten oder Unterredungen Bethuels zu; als endlich sein Herz dem Zug nach oben nicht mehr widerstehen konnte,

Reihe durch Tättowierung hervorgebrachter Warzen bezieht, die vom Scheitel bis zur Nasenspitze herab eine Linie bilden, nicht ein unterscheidendes Merkmal des ama-Thonga-Volks ist, ja nicht einmal des ama-Gwamba genannten Stammes. Diese häßliche Sitte scheint von den ba-Loji herzukommen, einem den ba-Njai verwandten Stamme, der am mittleren Limpopo unter ama-Thonga wohnt. Als die Sulu verheerend durchs Land zogen, ekelten diese „Schlangengesichter“, wie sie sagten, sie an; sie wollten nichts mit ihnen zu schaffen haben und töteten sie auch nicht. Um eine gleiche Immunität zu erlangen, ließen sich etliche ama-Thonga die Warzen auftättowieren, aber seit zwei Geschlechtern ist diese Sitte ganz außer Gebrauch gekommen; selbst die ba-Loji haben sie meist aufgegeben.

und man um ihn her, besonders in seiner Familie, seine Sinnesänderung merkte, wurden ihm weder Spott und Hohn noch Drohung erspart. Nur sein Bruder Makatscha hielt sich zu ihm. Eines Tages, im Januar 1878, kam Bethuel mit den zwei Brüdern nach Valdesia und stellte sie als Taufbewerber den Missionaren vor. Am 1. Sept. desselben Jahres wurden beide durch die Taufe in die Kirche aufgenommen. Ndjumo erhielt dabei den Namen Joseph.

Das Merkmal seines Christentums war von nun an ein rastloser Missionseifer. Er erlebte die Freude, seine Mutter und seine Frau zur Heilserkenntnis zu bringen; den Dorfbewohnern wurden seine dringenden Ermahnungen oft lästig, trotzdem man einstimmig seine Freundlichkeit, Dienstwilligkeit und Freigiebigkeit anerkannte. Josephs Trachten reichte aber viel weiter als seine unmittelbare Umgebung. Seit seiner Bekehrung war in ihm, ohne besonderen Anlaß, die Frage aufgestiegen: „Was ist aus den ma-Khossa, unsern Stammesgenossen, geworden, die an den Ufern des Nkomati unter Maguds Herrschaft geblieben sind?" Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr. Anfangs 1880 machte er sich reisefertig, befahl dem Herrn seine Familie und sein Haus an, und wanderte gen Südosten. Überall zeugte er von der Freude und Seligkeit, die sein Herz erfüllte. Merkwürdig waren seine Reiseerlebnisse, wunderbar wurde er aus mancher Gefahr errettet. An der Küste wurde er fieberkrank; man wollte allerlei heidnische Mittel für ihn anwenden; er ließ es nicht zu. „Du wirst sicher sterben, meinten seine Freunde; wir kennen diese Krankheit. — Wenn mein Gott mich durch das Thal des Todes führen will, antwortete er, so ist das seine Sache. Er kann mich aber auch ohne eure Zaubermittel heilen." Und er genas. Sechs Monate nach seiner Abreise, erschien er wieder in Valdesia, Ende Juni 1880, samt einem Neffen und einer Nichte, die er christlich erziehen wollte, trotzdem er an irdischem Gut keinen Überfluß hatte.

Missionar Creux hörte ihn damals seine Missionsfahrt öffentlich erzählen, so einfach, so schlicht, so selbstvergessen, daß er den klaren Eindruck bekam, der Mann sei von Gott selbst zum ersten ma-Gwamba Missionar begabt und berufen worden. Er ließ ihn auf die Station übersiedeln, unterrichtete ihn eine Zeit lang, lehrte ihn Schule halten und merkte auch bald den tief religiösen Eindruck, den Joseph auf die Kinder ausübte.

Im Juli 1881 wanderte er noch einmal von zwei christlichen Freunden begleitet, an den Nkomatifluß. Diesmal rüstete ihn Missionar Creux nicht nur mit manchem Nötigen aus, sondern er trug ihm auch auf, ihm über allerlei Fragen Antwort zurückzubringen, über das Land selbst, den kürzesten und leichtesten Weg dahin, die verschiedenen Bewohner, ihr Verhältnis zu den Portugiesen sowohl als zu Mfila, dem Sohn des um 1860 verstorbenen Manukusas, sodann ob weiße Missionare gern aufgenommen würden. Er gab ihm selbst einen Brief an die portugiesischen Behörden von Lourenzo-Marques mit. In der Seele des Missionars war nämlich, unter diesen Umständen, langsam der Plan entstanden, das Missionswerk bis in die Heimat des ama-Thonga-Volks auszudehnen, ja vielleicht einst *den Schwerpunkt* der Arbeit dorthin zu verlegen. Ein charakteristisches

Gespräch, das er einmal, im Juli 1880, als er noch einsam auf seinem Posten in den Spelonken stand, mit einem durchwandernden Eingebornen von Inhambane geführt, hatte in ihm diesen Wunsch bekräftigt: „Willst du denn nicht an den lebendigen Gott glauben? hatte er den Wanderer gefragt. — Wohl möchte ich, war die Antwort gewesen, aber ich muß zu den Meinigen zurück. — Und was wird dort aus dir werden? — Ich werde mit ihnen sterben." Ohne Gott und ohne Hoffnung, durchzuckte es die Seele des Missionars; und er fuhr fort: „Was wärs, wenn ein Lehrer zu euch käme?" Die Augen des Schwarzen erglänzten: „Wie würden wir ihn lieb haben. Es giebt wohl einen weißen Lehrer in Inhambane, aber er kümmert sich nur um die weißen Kinder (wahrscheinlich ein römischer Pater oder Frater — die Bostoner Missionare kamen erst 1883 in die Gegend von Inhambane); wir Schwarzen sind nichts; wir leben nur so dahin wie das Vieh."

Erst im Laufe des Jahres 1882 kehrte Joseph wieder nach den Spelonken zurück. Er brachte eine doppelte Antwort mit: einen Brief von Lourenzo-Marques mit dem Bemerken eines portugiesischen Beamten, daß eine protestantische Mission in jener Gegend nicht zulässig sei, und mit einer förmlichen Einladung des Häuptlings Magud, welcher Lehrer wünschte. Magud wohnte am Zusammenfluß des Ngwanetsi mit dem Nkomati, von den Portugiesen thatsächlich unabhängig und mit Msila auf gutem Fuß stehend. Nun wurde nach langer Beratung mit der ganzen Gemeinde unter Gebet beschlossen, daß eine Mission bei Magud durch die Kirche der ma-Gwamba in den Spelonken unternommen werden müsse. Mit freudigem Eifer griffen alle zu. An 800 M. an Geld und Naturalien wurden zusammengesteuert. Am 23. April 1882 wurde Joseph Ndjumo feierlich als Evangelist des ma-Khossa-Clans am Nkomati eingesegnet. Vier Tage später zog er mit seinen Reisegefährten und von dem größten Teil der Gemeinde von Elim begleitet, zum dritten mal aus, diesmal um sich bleibend unter seinen Stammesgenossen am Nkomati als Verkündiger des Evangeliums niederzulassen. Von der Station aus sah man den Zug am Abhang des Berges sich fortbewegen und hörte man den Gesang der christlichen Lieder durch das Thal klingen. „Ein ergreifender und erhebender Augenblick, schrieb damals Missionar Creux; zieh mit Gott, treuer Joseph! Gehst du doch wie ein Lamm unter reißende Wölfe. Der Herr schenke dir Klugheit und Einfalt, daß du unbeirrt dich stützen könnest auf sein Wort: „Siehe, ich bin bei euch bis an der Welt Ende!"

Auf die Missionsthätigkeit Josephs am Nkomatifluß und von da bis zum südlichen Teil der Delagoabucht, kann hier nicht näher eingegangen werden; von ihren Früchten wird später die Rede sein. Aber die Kunde von Bekehrungen und Verfolgungen, Fort- und Rückschritten, welche regelmäßig bis zu den Gemeinden in den Spelonken gelangten, erregten je mehr und mehr unter den Missionaren den Wunsch, einen von ihnen hinzuschicken um den Stand der Dinge zu untersuchen. So reisten H. Berthoud und E. Thomas zwischen Mai und August 1885 an den Nkomatifluß. Joseph war immer noch derselbe einfache, treue, herzliche Evangelist. Er hatte sich

die Achtung des Häuptlings Magud erworben. Dieser Häuptling war kurz vor Ankunft der Missionare, am 1. Juni 1885, gestorben. Obgleich in letzter Zeit dem Christentum weniger zugeneigt, weil er an seinen Weibern und an dem von der Küste kommenden Branntwein hing, aber auch weil er von seinem Oberlehnsherrn, dem wenige Monate vorher seinem Vater Msila nachgefolgten Gungunjana, den Befehl erhalten, sich nicht zu weit mit der Weißen Lehre einzulassen, hatte er sich doch bis an sein Ende freundlich gegen Joseph betragen, und kam demselben diese Zuneigung des sehr beliebten Häuptlings auch nach dessen Tode noch zu Gute. Ein Schwager Josephs, der nun bekehrte und in den Spelonken getaufte Vater jener Nichte, welche Joseph einst von seiner ersten Reise mitgebracht, wohnte ca. 20 Stunden südlich von Maguds Dorf, in Rikatla, auf dem rechten Ufer der Nkomatimündung, im Gebiet des Häuptlings Map'hunga; und auch im sogenannten Tembeland, südlich von Delagoa-Bai, war das Evangelium durch einige Frauen verbreitet worden. Im ganzen zählte man, als die Missionare wieder heimwärts zogen, 13 getaufte Erwachsene, und zwar 8 Frauen, 4 getaufte Kinder, sowie 21 Taufbewerber, wovon 14 Frauen.

Später hörte man von politischen Unruhen und Morden am Nkomati wegen der Minderjährigkeit Schongeles, des Erben Maguds, sodann von einer großen Erweckung in der Nähe von Delagoa-Bai. Es erschien den Missionaren in den Spelonken immer notwendiger, einen von ihnen unter den ama-Thonga der Küstengegend anzustellen, um das Werk dort an Ort und Stelle zu leiten. P. Berthoud, welcher 1884 neu gestärkt und mit einer neuen Gefährtin nach Valdesia zurückgekommen war, der aber keine Kinder hatte, war nach aller Ansicht der geeignetste für diesen Posten; er selbst bot sich an, noch einmal als Pionier in dies neue Feld zu ziehen, wie er sich schon 1873 und 1875 nach den Spelonken gewagt hatte. Auf den Vorschlag der Konferenz in den Spelonken, beschloß deshalb der leitende Missionsausschuß der romanischen Freikirchen, am 25. Okt. 1886, den Missionar Paul Berthoud an den Nkomati zu schicken. So kam thatsächlich ein zweites Missionsfeld zu dem einst in Transvaal von der waadtländischen Freikirche besetzten hinzu.

P. Berthoud verließ die Spelonken Ende April 1887 mit 14 eingebornen Christen, worunter ein Evangelist und ein Schullehrer. Er reiste über Leydenburg, wo er am 1. Juni einzog, und die herzliche Gastfreundschaft der Missionsfamilie Bauling, von der Berliner Mission, genoß, während ganz außergewöhnlich, ziemlich hoher Schnee das Land bedeckte. Da kein Ochsenwagenbesitzer sich nach Delagoa-Bai wagen wollte, lieh endlich Missionar Bauling seinen eigenen Wagen samt vier Ochsen, und etliche seiner schwarzen Gemeindeglieder lieferten die zwölf fehlenden Ochsen für 360 M. Mietszins; die Besitzer sollten aber von Kaufleuten das Doppelte für die Rückfahrt mit Gütern von der Küste erhalten. Am 15. Juni ging der Zug auf der Oststraße

aus Leydenburg hinaus; am 5. Juli wurde nach einer beschwerlichen und ermüdenden Reise, aber ohne größere Unfälle, vor Lourenzo-Marques ausgespannt. Am folgenden Samstag, den 9. Juli, hörte Missionar Berthoud in der Ferne eines seiner Gwamba-Lieder ertönen: „Die Leute aus Rikatla!“ hieß es alsobald; und in der That standen bald 130 Christen um die Wagen herum, unter ihnen Joseph, um den Missionar, von dessen Ankunft sie gehört, zu begrüßen. Zwölf Jahre vorher, Tag für Tag, hatte derselbe P. Berthoud, mit seinem Freunde Creux, in den Spelonken ausgespannt, unter lauter Heiden: kein ma-Gwamba, kein ma-Thonga hatte damals noch je in seiner Sprache die Heilsbotschaft verkündigen hören. Jetzt bildeten 352 erwachsene Christen drei hoffnungsvolle Gemeinden in den Spelonken, und längs des Ufers des Nkomatiflusses, dessen Namen man zwölf Jahre vorher kaum je gehört hatte, zählte man 170 Christen, als Frucht der Arbeit einiger in den Spelonken bekehrter Eingebornen. Fürwahr eine herrliche Antwort von oben auf die bange Frage des Missionars am 9. Juli 1875.

Es ist bekannt, daß Delagoa-Bai eine der größten und sichersten Buchten an der Ostküste Afrikas ist; aller Wahrscheinlichkeit nach wird Lourenzo-Marques einst der nach der Kapstadt beste und besuchteste Hafen Südafrikas werden. Eben deshalb, und nicht aus bloßer Ländergier, hätte England gar gerne diese Bucht besetzt, wurde aber durch den Schiedsspruch Mac Mahons (1875) abgewiesen. Der jetzige portugiesische Distrikt Lourenzo-Marques umfaßt das Land zwischen dem Limpopo und der Grenze Transvaals. Von dem Hafen Lourenzo-Marques bis Nkomatipoort an der Grenze Transvaals, ist eine 72 km lange Eisenbahn 1888 begonnen und 1890 dem Verkehr eröffnet worden. Anfangs 1895 soll die Transvaal-Strecke bis Leydenburg und Pretoria fertig gestellt werden.

Lourenzo-Marques, erst 1867 an Ort und Stelle eines alten aber elenden Dorfes gegründet, zählte um 1874 kaum ein halbes Dutzend gebildeter Europäer. Durch den Aufschwung der Goldfelder in Transvaal und die Abneigung der Bauern gegen die Kapischen und Natal'schen Eisenbahnen — die dennoch ausgeführt und nun auch benutzt werden — gewann Lourenzo-Marques an Wichtigkeit, ist es doch der nächste Seehafen für die Transvaaler,[1]) und war schon 1869 ein

[1]) Man rechnet von Pretoria 725 km nach Natal und 644 nach Lourenzo-Marques. Die Einfuhr nach Transvaal betrug 1892 über den Kap 32,4 Millionen M.; über Natal 32,2 Millionen; über Lourenzo-Marques 2,2 Millionen;

Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen der südafrikanischen Republik und Portugal geschlossen worden. Wäre Portugal rühriger und bemittelter gewesen, so wäre es ihm leicht gelungen, den ganzen Transvaalischen Handelsverkehr über Lourenzo-Marques zu leiten. Allein bis vor vier oder fünf Jahren kümmerte sich Portugal kaum um die Gegenden am Limpopo; seine wirkliche Macht reichte kaum so weit als ein Büchsenschuß um Lourenzo-Marques herum.[1])

Südlich von der Delagoabucht liegt die sumpfige Tembe-Gegend; nördlich, in dem großen Bogen, den der Nkomatifluß bildet, dehnt sich eine sandige, wellige Ebene aus, mit sumpfigen Stellen, zwischen 30 bis 60 Meter hohen Dünen. Wo Wasser ist, entwickelt sich üppiger, tropischer Pflanzenwuchs, und alle Art wildes Getier, auch Elefanten und Löwen sind im mittleren und oberen Nkomatithal nicht selten. Die meisten Eingebornen, zum Volk der ama-Thonga gehörig, erkennen die Oberherrschaft Gungunjanes an.

Höchst lehrreich ist der Charakter des Christentums, welcher sich hier aller europäischer Leitung entbehrend, während fünf Jahren entwickelt hatte. Von Josephs Gemeinde bei Magud, in Antioka, wie der Ort genannt worden war, muß dabei abgesehen werden, weil P. Berthoud während der ersten Zeit so weit nicht gekommen war. In Rikatla war das Haus und die Familie Eliaschibs, des Schwagers Josephs, ein wahrer Wallfahrts- und Zufluchtsort für alle aufwachenden, heilsbegierigen Seelen geworden. Trifft man jemand an, der dahin zieht und frägt, der gewöhnlichen Grußform gemäß: „Wohin?" so bekommt man als Antwort: „Zur Quelle." Und frägt man weiter: „Weshalb?" so heißt es: „Weil ich durstig bin." So hat sich eine eigentümliche Sprache, mit vielen stehenden, sozusagen technischen Ausdrücken, unter diesen Leuten ausgebildet; unter sich nennen sie sich nur „Kinder des Herrn", „Kinder des Vaters" oder „Geliebte Gottes". Ihre Frömmigkeit hat etwas Freudiges an sich. In Eliaschibs Haus lernt man auch die ersten Anfänge in der Lesekunst; denn

---

1893 gestalten sich die Zahlen zu Gunsten des Kaps, über welchen der Einfuhrwert auf 70 Millionen M. stieg, über Natal auf 20 Millionen sank und über Lourenzo-Marques zu 8 Millionen wuchs.

[1]) Ein Ausschuß der geographischen Gesellschaft von Lissabon hat ganz richtig gesehen und gesprochen, wenn sein Berichterstatter, von portugiesischem Standpunkt aus in Bezug auf Kolonialthätigkeit schrieb: Em verdade dormimos profundamente, criminosamente emquanto era tempo! (Boletim, 1893, Actas *das Sessoes*, S. 35).

unter all' diesen Christen ist das buku ein sehr gesuchter und geschätzter Besitz. Es wurden Kinder nach Rikatla geschickt und dort gelassen bis sie ungefähr lesen konnten; dann nach Hause zurückberufen, verrichteten sie, wie man beinahe sagen möchte, das Amt eines Anagnosten oder Vorlesers. Auch die Alten gaben sich alle Mühe lesen zu lernen „um unsere Seelen zu nähren", wie sie sich ausdrückten.

Aber die dunkeln Seiten fehlten nicht an diesen jungen, sich selbst überlassenen Christengemeinden. Man kann an einem solchen Beispiel merken, wie wahr aber zugleich einseitig die Berichte über das Joruba- und das Howa-Christentum gewesen sein mögen in der Anfangszeit der selbständigen Entwicklung dieser Kirchen, und man lernt verstehen, wie schnell solche, durch gezwungene oder fahrlässige Abwesenheit der europäischen Missionare sich selbst übergebenen Gemeinden zurückkommen und versumpfen können. Am meisten fiel dem Missionar der Mangel an jeglicher Ordnung auf; es waren wirklich Herden ohne Hirten; Joseph wohnte zu weit weg um nachsehen zu können; Eliaschib war ohne alle Erfahrung. Gottesdienst, Belehrung, Ermahnung, Zucht, alles richtete sich immer nach dem jeweiligen persönlichen und augenblicklichen Eindruck. Bei allen etwas schwierigen Fragen, begnügte man sich mit der gefährlichen Auskunft: „Thu nur, wie der Geist dich belehren wird." Es war das eben auch so ein stehender Ausdruck geworden. Fromme, teilweise abgeschmackte Redensarten waren geläufig geworden; Ermahnung und Predigt handelten meist nur von Fleisch und von Geist; von Christo, vom Kreuz und von Versöhnung war wenig zu hören. Dabei herrschte ein unmäßiger Hochmutsdünkel. Einige echt korinthische Früchte blieben, besonders in dem einem wahren Sodom gleichenden Lourenzo-Marques, nicht aus: Das hervorragendste Gemeindeglied in der Tembe-Gegend, Jim-Boy, hatte einst in Lourenzo-Marques ein wüstes Sündenleben geführt; das hatte der im Grunde redliche Mann gelassen; aber er behielt seine drei Frauen, seine Sklaven, war ungetauft, konnte jedoch lesen und „hatte unter Weißen gelebt" (!); wenn Jim-Boy abwesend war, so leitete eine seiner Sklavinnen den Gottesdienst. Wer etwa betete oder ermahnte, sprach bis seine Stimme zu zittern anfing; sofort teilte sich die Gemütsbewegung den Zuhörern mit; es begann ein Schluchzen, ein Weinen und Schreien, von welchem alle ergriffen werden wollten. Nicht selten geschah es, daß ein Mitglied in krampfhaftes Zucken verfiel, worauf die andern sich beruhigten; der Verzückte stieß unverständliche Laute aus, verblieb zuweilen auch eine Zeit lang in einem kataleptischen Zustand; daraus erwacht, weiß

er dann von dem wundervollen, das ihm der Geist gezeigt, manches zu erzählen, und andächtig lauschen die Zuhörer auf diese Offenbarungen.

Wie dies alles einfältig sozusagen als naturgemäß aufgefaßt wurde, mag nur an einem Fall unter vielen gezeigt werden; es erhellt daraus sowohl der eigentümliche Seelenzustand dieser jungen Christen als auch die schwierige Stellung, in welche der Missionar manchmal zu stehen kam und welch nüchternen Sinn er brauchte. Was hätte nicht alles aus solcher Schwärmerei werden können unter der Leitung eines nur einigermaßen überspannten Missionars, und welchen Schaden hätte ein barsches, vorurteilsvolles Dreinfahren verursachen können! Pungana war die erste von den drei Hauptfrauen eines alten Mannes, der drei Stunden südlich von Lourenzo-Marques wohnte; sie war zur Zeit eine gefürchtete und schlaue Zauberin gewesen. Eines Tages, ehe sie je etwas vom Christentum gehört hatte, so erzählte Joseph und wiederholte später Pungana, hatte sie ein Gesicht gehabt: sie sah den Himmel offen und glänzend; Jesus war da, auf dem Meer stehend (?), in leuchtendem Gewand, die Arme ausgestreckt und die beiden Ende des Himmels haltend. Er sprach zu Pungana: „Verlaß deine Zauberkünste und geh' zu den Betern!" Aber sie fuhr fort zu zaubern. Bald darauf schlug der Blitz in ihre Hütte ein; aber Pungana gab noch nicht nach. Zum zweiten Male schlug der Blitz ein und warf alle ihre Zauberwerkzeuge über den Haufen. Nun erzählte sie, in größter Aufregung, die ganze Geschichte ihrem Manne, und bat ihn die „Beter" auszufinden, damit sie hingehen könne. Er forschte, hörte von Eliaschib in Rikatla. Pungana reiste hin, teilte ihre Offenbarung mit, hörte zu, glaubte und bekehrte sich; nach und nach brachte sie auch ihr ganzes Haus zum Glauben. Alle Zauberei hat sie gänzlich aufgegeben.

An der Aufrichtigkeit der Bekehrung war nicht zu zweifeln; auch schien eine göttliche Einwirkung auf Punganas Gemüt unleugbar zu sein; nur eins blieb dem Missionar allzu auffallend: „Woher wußte sie denn, daß es Jesus sei, der ihr erschien?" frug er. Ohne Zögern antwortete Joseph: „Das ist eben das Wunder des Geistes." P. Berthoud erklärte, daß niemand ohne die Predigt des Evangeliums von Jesu wissen könne; er merkte aber bald, daß er den guten Leuten eben als noch „sehr wenig geistlich" vorkam, und leitete die Unterredung auf anderes über. Gelegentlich forschte er aber der Sache nach. Viele Wochen später traf er einen Christen aus der Umgegend, der ihm unaufgefordert, in Bezug auf etwas ganz anderes, erzählte, daß einst in seinem Hause auch die Leute Punganas dem Gottesdienst beigewohnt hatten; und es wurde leicht, festzustellen, daß dies vor dem Traum Punganas stattgefunden. Durch ihre Dienerschaft hatte höchst wahrscheinlich Pungana von Jesu gehört; später aber hatte das glänzende Traumgesicht alles Vorhergehende in das Dunkel des Unbewußten zurückgeworfen und aus der Erinnerung verwischt.

Eine gewisse Sucht nach Wunderbarem brachte es mit sich, daß man allgemein überzeugt war, eine richtige Bekehrung könne nur unter *krampfhaften* Erscheinungen zustande kommen, und mit Gott könne

man nur in wallender Gemütsbewegung reden. Die Folge davon war, daß manch einer wähnte, solche psychische Erregtheit sei die Hauptsache am Christentum.

Nach Berthouds Überzeugung würde man irre gehn, wenn man diese sogenannten methodistischen Auswüchse der wohlwollenden, unfähigen Urteilskraft Josephs, seiner übergroßen Gefühligkeit, seinem kindlichen, manchmal auch kindischen Glauben oder seiner leicht erregbaren Einbildungskraft zuschreiben wollte; denn die gerügten Mängel traten am meisten in den von Antioka entferntesten Gegenden hervor. Man kann also nur von einer eigentümlichen Anlage zu solchen Auswüchsen reden, und jedenfalls von einer anfänglich falschen oder doch sehr einseitigen Beleuchtung, unter welcher das Christentum diesen Leuten angeboten worden war, ehe eine ausgebildetere Erkenntnis die schiefe Auffassung in richtige Bahnen leitete. Glücklicherweise war der neu hier eintretende Missionar kein Neuling; es gelang ihm mit Gottes Hilfe, ohne zu erschüttern oder abzuschrecken, sanft eingreifend das Alte neu zu formen und das Unvollständige zu ergänzen.

Ende September 1887 ließ er sich in Rikatla nieder, weil er so im Mittelpunkt des Arbeitsfeldes Fuß zu fassen hoffte. Er merkte aber bald, daß das Hauptquartier nach Lourenzo-Marques verlegt werden müsse. Kaum hatte er die ersten Vorkehrungen für diesen Umzug getroffen, als er samt seiner Frau vom Fieber ergriffen wurde und schleunigst nach Natal sich einschiffen mußte. Das Fieber ist auch bisher der gefährlichste Feind oder doch wenigstens das größte Hindernis dieser Mission geblieben. Es stehen gegenwärtig (Ende 1894) fünf Schweizer-Missionare am Nkomatifluß, alle, in merkwürdiger Weise, P. Berthoud ausgenommen, aus dem Kanton Neuenburg und dem Kanton Genf stammend, während in den Spelonken nur Waadtländer arbeiten. Von diesen fünf, hat P. Berthoud dreimal die Natalreise unternehmen müssen (1888, 1891 und 1893), bis er endlich im März 1894 wieder zur Rückkehr nach Europa gezwungen wurde. Grandjean, im Juli 1888 angekommen, hat sein Arbeitsfeld viermal verlassen müssen (1889, 1890, 1891 und 1894), einmal war er zum Tode krank. Junod, seit Juni 1889 draußen, ist dreimal krankheitshalber in Natal gewesen (1890, 1892 und 1894). Dr. Liengme, ein Missionsarzt, im Juli 1892 angekommen, mußte seine Frau einmal nach Natal schicken, hat aber selbst bisher auf seinem Posten beharren können. Loze, der fünfte, ist erst im Juni 1893 in Lourenzo-Marques gelandet. Als am 30. Juni 1891, Missions-Superintendent Merensky

auf seiner Fahrt an den nördlichen Nyaßa vor Lourenzo-Marques ankerte, schrieb er von den Missionaren P. Berthoud und Grandjean: „Beiden sah man es an, daß sie in einem schlimmen Fieberland leben. Obwohl körperlich leidend, waren sie aber frischen Geistes und brennenden Herzens; sie können das auch sein im Blick auf ihre gesegnete Arbeit.“[1]) Daß aber dennoch aus Gesundheitsrücksichten erzwungene Arbeitsunterbrechungen äußerst hinderlich sind, ist selbstverständlich; überdies verursachen sie große Kosten. Darum ist es auch nicht allzu verwunderlich, daß in Europa das Urteil lautgeworden ist: Früher verblieben die Missionare auf ihrer Station und starben getrost, wenn es sein mußte; jetzt reisen sie nur so hin und her. Derartige gute Missionsfreunde erwägen aber nicht, daß der Tod eines Missionars noch viel kostspieliger ist, daß der aufgeopferte Missionar mit seiner langsam erst errungenen Erfahrung einen Reinverlust vorstellt und dann doch durch einen andern ersetzt werden muß; zweitens, daß für das Werk der Wechsel des Personals noch schädlicher ist als eine öftere Unterbrechung in der Arbeit eines und desselben Missionars. Überhaupt starben früher verhältnismäßig mehr Missionare, weil die Reisegelegenheiten viel seltener waren und man im allgemeinen, die systematische Versetzung der Wesleyaner ausgenommen, weniger reiste.

Seit 1889 wohnte P. Berthoud in Lourenzo-Marques, auf der Düne, außerhalb der eigentlichen, mit Mauer und Wall umgebenen Stadt. Unnennbar sind die Laster, die hier im Schwange gehen. Der Haupteinfuhrartikel ist Branntwein, sope, wie man hier sagt. Nur ein Handelshaus, die Firma Mac-Intosh, Findlay und Co. macht hierin eine rühmliche Ausnahme. Alle andern europäischen Händler erhalten Schiffsladungen voll, besonders Bremer und Hamburger Sprit; sie verkaufen ihn an die zahlreichen Banjanen, wie sich die indischen Handelsleute nennen, welche seit etwa 20 Jahren den Kleinhandel an der Küste von Delagoa-Bai treiben. Durch diese Banjanen kommen die Sopekrüge zu allen Häuptlingen bis weit ins Innere, und verwüsten Gesundheit und Lebenskräfte der Eingebornen. Aber noch mehr Unheil verbreitet die sogenannte Kultur von Lourenzo-Marques aus über das ganze Land, Krankheiten die Blut und Leben im Keime vergiften. So unverschämt gebährt sich die Unsittlichkeit in Lourenzo-Marques, daß den Gwamba-Christen, welche P. Berthoud mit sich führte, in dieser Civilisation ganz bange wurde und sie inständig baten,

[1]) Berliner Missions-Berichte, 1891, S. 430.

nach Nikatla ziehen zu dürfen. So stürmisch greift das Übel um sich, daß, nördlich jenseits des Nkomati, die Häuptlinge sich berieten, wie sie es angreifen könnten um die Ansteckung zu verhüten.

Eine dritte Station wurde Mitte 1890, zwei Stunden westlich von Antioka gegründet, behielt aber den Namen Antioka. Von hier aus kann man in sechs Tagesfahrten auf dem von Flußpferden wimmelnden Nkomati nach Lourenzo Marques fahren; die Mission hat ein eigenes Schiffchen, die „Suisa" (d. h. Schweiz) zu diesem Zwecke angeschafft.

Fünf Außenplätze, mit eingebornen Evangelisten, meist aus den Spelonken, reihen sich um diese drei Hauptstationen.

Die Läuterung und das Wachstum der Gemeinden machen erfreulichen Fortschritt, trotz mancherlei Widerspruch. So suchte z. B. die einzige portugiesische Zeitung von Lourenzo-Marques die öffentliche Meinung gegen die protestantische Mission zu stimmen und aufzuhetzen; überhaupt fanden es die Weißen allgemein lächerlich, ja unverschämt, daß man für „schwarze Sklaven" eine Kirche baue.[1]) Es erschienen auch Mitte 1889 zwei portugiesische Missionspriester, um der evang. Mission entgegen zu arbeiten; da in ihrer bald darauf eröffneten Schule portugiesischer Unterricht erteilt wurde, zog sie anfangs ziemlich an; es folgten auch einige regelmäßige Zuhörer und gingen zu den Römischen über. Bald aber durchschauten andere den Eifer der Priester. Eine Frau meinte, es sei doch eigen, daß die Portugiesen so lange nichts gethan hätten für die Schwarzen, und nun erst nachmachten. Eine andere Frau drückte ganz kurz und treffend die unleugbare Überlegenheit der Katholiken also aus: „Die römische Kirche bekommt sicher viel mehr Anhang, weil sie bequemer ist; um darin aufgenommen zu wer-

---

[1]) Was ein solcher, wenn auch noch so einfacher Bau, in Lourenzo-Marques kostete, mögen folgende Preise zeigen; der überbaute Flächenraum mißt 12 Meter auf 18; 600 Personen können in der Kirche, die nach deutschen Begriffen eigentlich ein Saal ist, Platz finden: das Holz für das Gebälke, das man aus Norwegen oder Nordamerika muß kommen lassen, kostete 145 Pfd. Sterl. d. h. rund 2900 Mark; Fenster- und Thürrahmen, fertig aus Nordamerika an Stelle gebracht, 600 Mark; die aus Marseille hertransportierten Ziegel, 900 Mark; das Eisenblech, welches die Wände bildet, 800 Mark; Arbeitslohn (ungeheuer hoch), 3800 Mark; den Transport der Baumaterialien vom Hafen an Ort und Stelle haben die Gemeindeglieder besorgt; die Kosten wären auf ca. 400 M. gekommen. Sonstige von der Gemeinde geleistete Handlangerdienste können auf 1200 M. geschätzt werden. Summe: 10 000 M. An Geld hat die Gemeinde 2400 Mark freiwillige Beiträge *zusammengesteuert.*

den, wird weder Sinnes- noch Lebensänderung begehrt." Daß die schwarzen evangelischen Christen eben ein neues Leben führten, erkannten auch die aufrichtigen Weißen in Lourenzo-Marques. So kam eines Tags ein Fleischer zu P. Berthoud und frug, ob der Missionar ihm nicht etliche Männer nennen möchte, denen er Geld anvertrauen könne, um Schlachtvieh im Innern anzukaufen, „denn," fügte er hinzu, „wir werden immer betrogen, während ich gemerkt habe, daß Sie soviel zuverlässige und treue Diener finden als Sie brauchen."

Die statistische Übersicht am Schluß dieser Studie wird den zählbaren Fortschritt der Mission darstellen. Hier soll nur noch ein Beispiel vorgeführt werden von der Art wie sich die Kenntnis und die Kraft des Evangeliums in dieser Gegend ausbreitet, wobei zugleich der gegenwärtig mit den Portugiesen Krieg führende Häuptling Mahasula erwähnt werden wird.

Im Laufe des Jahres 1890 hörte die eingeborne Frau eines Banjanen die frohe Botschaft von der Sündenvergebung in der evangelischen Gemeinde von Lourenzo-Marques. Sie forschte weiter, ihr Herz öffnete sich dem Lebenslicht, sie bekehrte sich und wurde durch die Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen. Sie hieß Pudzulana. Ihr Mann ließ sie gewähren; er wußte durch die Erfahrung anderer Banjanen, daß eine getaufte schwarze Frau weder lügt noch betrügt. Dieser Hindu war ein Branntweinhändler. Seine Geschäfte zwangen ihn, anfangs 1891 seinen Wohnort von Lourenzo-Marques in das Gebiet des Häuptlings Map'hunga zu verlegen, ca. 40 Kilometer nördlich von Delagoa-Bai, auf dem rechten Ufer des Nkomati. Pudzulana mußte mitziehen und kam so in das ganz heidnische Dorf des Sohnes Map'hungas, eines etwa dreißigjährigen jungen Mannes mit Namen Mahasula. Im Juni 1891 starb Map'hunga und Mahasula ererbte die obere Häuptlingswürde im Nondhwana-Gebiet, d. h. am untern Nkomati. Wie die meisten Häuptlinge die sich Sope verschaffen können, ist auch Mahasula ein Trunkenbold; seine trüben Augen, sein stumpfer Blick verraten die Anhäufung des Alkohols in seinem Organismus. Pudzulana lebte da vereinsamt, aber nichtsdestoweniger fröhlich in ihrem Glauben und ihrer Gotteszuversicht. Ihre Nachbarn lauschten ihren Liedern zu, und erstaunten bald über ihre Lebensweise. Sie erzählte ihnen was sie wußte von der Geschichte Jesu und las ihnen vor, was sie in ihren Buku hatte lesen lernen; denn alles konnte sie noch nicht lesen, nur was sie schier auswendig konnte. Was ihren Worten aber eine eigentümliche Kraft und Macht verlieh, das war ihr fester, gottgeschenkter Wille, so wie sie's verstand ihrem Herrn und Erlöser treu zu leben. So sammelten sich allmählich zehn Freundinnen, welche sich regelmäßig um Pudzulana scharten, sich gegenseitig ermahnten, und zusammen sangen und beteten, bis eines Tags der Missionar von Rikatla, H. Junod, nach dem sechs Stunden davon entfernten Dorfe Mahasulas kam. Er machte die Bekanntschaft Pudzulanas und ihrer kleinen Schar aufrichtig heilsbegieriger Seelen, und

besucht und unterrichtet sie seitdem nach Kräften. Das ist lebendiges und Leben erweckendes Christentum. An vielen Orten, auch wo die Missionare nie hingekommen sind, erkennen die Heiden die Vorzüge des Christentums an; die Freude der Christen führt ihnen zu Gemüte was Eliaschibs Frau, Lois, einst ausgedrückt, daß „kein Heide wirklich glücklich sein kann"; und Heiden, wie jener greise einflußreiche Rat in Antioka merken, daß es mit dem Alten zu Ende geht; in einer Anrede an die Jugend, sagte er: „Warum liegt unser Land im Tode? Weil wir unwissend sind. Wir Alten können nicht mehr lernen; das ist eure Sache, ihr Jungen. Lernt, und unser Land wird leben." Einem solchen Urteil liegen ja gewiß unendlich viele falsche Begriffe zu Grunde; aber ein thatsächliches Bewußtsein wird dennoch damit ausgedrückt, nämlich, daß es beim Alten nicht bleiben darf und kann. Das heißt aber in neutestamentlicher Sprache eine offene Thür. Möge Gott der Herr seinen schweizerischen Herolden französischer Zunge überall einen kräftigen Eingang schenken und vermehren!

Vorläufig ist ihre Arbeit durch den im August 1894 ausgebrochenen Krieg gelähmt. Von Antioka hat man seitdem keine Nachricht mehr. Die Missionare aus Rikatla mußten auf Regierungsbefehl nach Lourenzo-Marques ziehen, und die Missionsstation von Lourenzo-Marques, außerhalb der Mauern liegend, mußte ebenfalls verlassen werden. Eine am letzten Weihnachtstag erhaltene telegraphische Nachricht meldet, daß Rikatla ein Raub der Flammen geworden ist. Das ganze Tembeland wurde durch portugiesische schwarze Truppen verheert, während andrerseits Mahasula mit einem nicht unbeträchtlichen Heere vor Lourenzo-Marques lagert. Der treue eingeborne Evangelist Galasa, der einige flüchtige christliche Frauen von Rikatla nach Lourenzo-Marques geleitete, wurde am verflossenen 7. Januar von feindlichen Kriegern zu Tode gespeert. Er starb knieend und betend. Höchstwahrscheinlich wird aber der Krieg nicht lange dauern, wenn Gungunjana ruhig bleibt; allein, nach den letzten Nachrichten befürchtet man immer mehr seine energische Teilnahme am Kampf gegen die Portugiesen.

Von diesem südafrikanischen Herrscher des Gazareiches muß darum hier noch die Rede sein, nicht nur wegen seiner politischen Bedeutung, sondern wegen der Wichtigkeit, welche ihm auch für die Mission von den schweizerischen Missionaren zugeschrieben wird und wegen ihres Absehens auf ihn. Der Begründer des sogenannten Gazareiches, Manukusa, ist am Ende der fünfziger Jahre gestorben. Sein Sohn Maueue (oder Mawewe, mit halbvokalischem w) wurde sein Nachfolger; aber dessen Bruder Mfila, welcher zwischen 1858 und 1861 als Flüchtling in den Spelonken lebte, schmiedete allerlei Ränke gegen ihn, zettelte eine Verschwörung an, warf sich endlich mit Hilfe der Portugiesen, die höchst unpolitisch sich mit ihm verbündeten, gegen Maueue auf, und errang die Herrschaft. Er übte sie, ungefähr auf die Weise des berüchtigten, Mitte 1894 am Sambesi um-

gekommenen Mselekasi, bis 1885 aus. Dann folgte ihm sein Sohn Mdungasi nach, der seither unter dem damals angenommenen Namen Gungunjana bekannt geworden ist. Msila hatte gegen Ende seines Lebens bei den Quellen des Bosiflusses am Silindiberg gewohnt, nördlich vom Sabifluß; Gungunjana fing an gen Süden zu ziehen. Im Frühjahr 1890, war er in der Gegend von Inhambane (Injambau zu sprechen), wo er die friedlichen und gewerbsamen ba-Tschopi niedermetzelte, was der seit 1885 bei Gungunjana angestellte portugiesische Resident gewähren ließ oder lassen mußte; denn nicht nur ist in den Augen der Eingebornen Gungunjana der rechtmäßige Herrscher des ganzen Landes in welchen die ma-Poto, d. h. Portugiesen nur einen Teil seiner Untertanen bilden, sondern thatsächlich haben die Portugiesen gar keine Gewalt über Gungunjana. In letzter Zeit erst werden in Portugal Stimmen laut, welche die Vernichtung Gungunjanas als die erste Bedingung einer möglichen Entwicklung der Kolonie darstellen.[1]) Noch anfangs 1893 lieferte die portugiesische Regierung zwei Mitrailleusen an Gungunjana ab zur Ausrottung der ba-Tschopi, welche sich hinter Palissaden verteidigten.

Seit den ersten Tagen des Jahres 1891 befürchteten die Missionare einen Einfall von Gungunjanas Kriegern in die Gegend von Antioka. Botschafter zogen hin und her zwischen Mandlakasi, auf dem linken Ufer des untern Limpopo, etwa 50 Kilometer nordöstlich von dessen Mündung, wo sich Gungunjana endlich niedergelassen hatte, und zwischen Maguds Dorf bei Antioka, wo der Regent Mawabasa noch immer die Zügel führte im Namen des seit 1888 zum Jüngling herangereiften Sohnes Maguds, Schongela. Mitte Juli 1891 mußte Mawabasa gen Süden fliehen, und anfangs September wurde der junge Schongela als zinspflichtiger Lehnsmann Gungunjanas, in Gegenwart des portugiesischen Residenten, H. Paiva da Raposo, eingesetzt.

So kam wenigstens eine Station der romanischen Schweizer-Mission in das Herrschaftsgebiet Gungunjanas. Nach langer Beratung, während die Dinge diesen Lauf nahmen, hatten die Schweizer Missionare beschlossen einen der ihrigen zu Gungunjana zu schicken, sozusagen um sich zu melden, und überhaupt um mit ihm anzuknüpfen. Wie bekannt, hatten die Bostoner Missionare 1881 und 1882 schon Msila besucht, und hatten 1883 angefangen sich an der Bucht von Inhambane anzusiedeln. Im Jahr 1888 hatten sie auch einen Versuch gemacht bei Gungunjana anzukommen; sie waren abgewiesen worden. Dennoch machte sich H. Berthoud auf den Weg; er reiste von Valdesia nach Mandlakasi, ca. 750 Kilometer, 153 Marschstunden, vom 4. Juni bis zum 14. Juli 1891 zurückgelegt. Er wurde über Erwarten gut aufgenommen, sowohl vom portugiesischen Residenten als von Gungunjana, wurde auch, nachdem er beiderseits Privatbesuche abgestattet hatte, noch offiziell von H. Paiva da Raposo dem schwarzen Herr-

[1]) So besonders eine eingehende Studie von Major A. Caldas Xavier, Reconhecimento do Limpopo. Os territorios ao sul do Save e os vatuas, im Boletim der geographischen Gesellschaft von Lissabon (Serie III, 1894, S. *129—175).*

scher vorgestellt. Er predigte dann noch zweimal vor Gungunjana, wobei von seinen Reisebegleitern christliche Lieder gesungen wurden, an welchen Gungunjana besondern Gefallen zu haben schien. Gungunjana, mittelgroß, ziemlich beleibt, saß auf einem hölzernen Schemel und fächelte seinen nackten Leib; seine Kleidung bestand nur aus einigen Tierschwänzen, welche um seine Hüften hingen; an den Armen hatte er mehrere Ringe und in sein hochaufgeputztes Haar war eine schön gearbeitete Nadel gesteckt. Seine Antwort auf Berthouds Begrüßung war: „Mein Land steht Euch offen; eure Evangelisten sind meine Kinder. Laßt sie nur ohne Furcht zu mir kommen.“

Nun wurde die Frage aufgeworfen: Sollte nicht eine Mission in Mandlakasi begonnen werden? Die Missionare, sowohl in den Spelonken als an der Delagoa-Bai drängten dazu. Die Missionsleitung in der Schweiz veröffentlichte im Juni 1892 einen speciellen Aufruf und eröffnete ein eigenes Konto für etwa einlaufende Gaben zum Zwecke der Gründung einer Mission bei Gungunjana. Unterdessen wurden einige ma-Gwamba-Christen nach Mandlakasi geschickt; der Missionsarzt Dr. Liengme, dessen höchst interessante ärztlichen und christlichen Erfahrungen im Lourenzo-Marques-Gebiet, teilweise ergötzlichen, teilweise tief erbaulichen Stoff zu einem farbenreichen Bilde liefern würde, zog mehrmals zu Gungunjana und scheint sein volles Zutrauen gewonnen zu haben. Er hat sich in nächster Nähe der Häuptlingsstadt ein Häuschen gebaut. Allein, wenn Mandlakasi eine regelmäßige Missionsstation werden sollte, so müßte weiter gebaut werden um daselbst das Wohnen einer Missionsfamilie zu ermöglichen; ja, es müssen jedenfalls sehr bald zwei Familien dort angestellt werden. Der Spezialfonds für Mandlakasi, welcher am 1. Januar 1893 noch 4444 Franken betrug, war am 31. Dez. desselben Jahres auf 796 Franken zusammengeschmolzen, und die Gesamtmehreinnahme für 1893 belief sich nur auf 1027 Franken. Dabei müssen die Ausgaben auf das Allernotwendigste beschränkt worden. Kann unter solchen Umständen, zu welchen jetzt noch der gegenwärtige Krieg kommt, von Eröffnung und Gründung eines neuen ziemlich weit abgelegenen Missionsplatzes die Rede sein? Sollte man sich nicht eher mit Vertiefung der angebrochenen Arbeit begnügen? Vor diese Fragen stellt der letzte Missionsbericht des romanischen Missionsausschusses seine Freunde und Gönner, die Mitglieder der Freikirchen in der französischen Schweiz. In Afrika muß gegenwärtig jedenfalls der Ausgang des Kriegs abgewartet werden; und dann wird wohl die erste Sorge der Wiederaufbau der Trümmer und die Sammlung der zerstreuten Gemeinden bilden. Möge der Herr alles größere Unheil von diesem schönen und gesegneten Werk abwenden!

Zum Schluß noch eine aus dem vorliegenden ungleichen statistischen Material, nach Vermögen, wie die frühere (s. S. 181) zusammengeordnete Übersicht:

	Antioka				Lourenzo-Marques und Umgegend.				Rikatla				zusammen	
	Getaufte		Katechumenen		Getaufte		Katechumenen		Getaufte		Katechumenen			
	Erwachsene	Kinder			Erwachsene	Kinder			Erwachsene	Kinder			Erwachsene	Kinder
1884	10	—	11										22	—
1886	15	4	84[1])										99	4
1888	5	5	4		15	5	447		26	2	38		535	12
	Kommunikanten	Getaufte	Katechumenen	Schüler	Kommunikanten	Getaufte	Katechumenen	Schüler	Kommunikanten	Getaufte	Katechumenen	Schüler	in christl. Zucht stehende	Schüler
1890	9	1	9	13	63	37	541	171	21	7	37	47	725	231
1892	8	3	12	12	148	36	582	196	26	25	36	52	876	260

Das Salz der Erde.

Eine Missionsstudie von R. Grundemann.

1. Das Salz **der Erde.**

„Das Salz der Erde" ist ein so wohl bekannter und geläufiger Ausdruck, daß man meinen sollte, er sei für das christliche Verständnis, so weit es überhaupt möglich ist, längst erschlossen; jede Bemühung um neue und weitere Auslegung könnte überflüssig erscheinen.

Dennoch giebt es immer wieder Gelegenheiten, bei denen wir inne werden müssen, wie unsre Gedanken nur einen kleinen Teil von der großen Fülle der himmlischen Gedanken des Herrn erreichen. Unser kurzsichtiger Blick überschaut meist nur einen kleinen Kreis, wo sein königlicher Blick das Ganze umfaßt. Ich meine, das können wir auch an dem „Salz der Erde" erfahren. Gewöhnlich legt man den Nachdruck auf das Bild des Salzes. In demselben liegt ja auch eine tiefe Fundgrube reicher Gedanken. Aber es kommen ganz neue Gedankenreihen hinzu, sobald man den Nachdruck legt auf das Salz der Erde. Bei dieser Betonung wird das Wort vom Salz zu einem Missionsworte ersten Ranges. Der Herr zeigt hier sogleich deutlich, daß der Mission im Christentume eine centrale Stellung gebührt. Der Gedanke, daß nur der ein rechter Christ ist, der auch auf andere Menschen sein Christentum wirken läßt, ist uns wohl geläufig. Aber leider bleibt es vielfach unbeachtet, wie das echte Christentum in seinem innersten Grunde eine Einwirkung auf die gesamten Erdbewohner

[1]) Samt Lourenzo-Marques und Umgegend.

in sich schließt. Es giebt ein missionsloses Christentum und gewiß nicht bloß bei toten Namenchristen. Oder wenigstens wird man mir zugeben, daß im ausgedehnten Maße ein missionsarmes Christentum in mannigfachen Abstufungen auch bei solchen vorhanden ist, denen man christliches Leben nicht absprechen kann. Diejenigen Christen aber, in denen die Mission zu ihrem vollen Rechte kommt, mögen recht selten sein.

Einen deutlichen Beweis für die mangelhafte Stellung, die der Mission bisher eingeräumt wird, liefert die Behandlung des Wortes vom Salz selber. Freilich darf man bei unsern alten Schriftauslegern, die samt ihren Zeitgenossen sich noch durch scheinbar unübersteigliche Hindernisse von der Heidenmission getrennt sahen, nicht erwarten, daß sie viel Missionsgedanken aus diesem Ausspruch des Herrn entwickeln. In neuerer Zeit aber, seitdem der Missionsfrühling längst angebrochen ist, sollte man doch meinen, daß da, wo der Herr so deutlich von der Beziehung seiner Jünger zur ganzen Erde spricht, die Ausleger nicht umhin könnten, auf die große Sache einzugehen, die er den Seinen als letztes Vermächtnis auf die Seele gebunden hat.

Aber wie erstaunt man, wenn man sehen muß, wie selbst die bedeutendsten Ausleger bei eingehender Erörterung des Salzes an der Mission vorübergehen, ohne sie überhaupt zu erwähnen, oder sie höchstens mit einer allgemeinen, flüchtigen Andeutung streifen. Ich habe die Kommentare verglichen, deren ich habhaft werden konnte, und in keinem derselben ein wirkliches Eingehen auf die Mission gefunden.[1]) Möglich, daß sonst noch eine oder die andre Auslegung die Mission etwas berücksichtigt. Wenn aber Männer wie Tholuck, J. P. Lange und selbst Stier an dieser Stelle nichts von der Mission zu sagen

[1]) J. P. Lange (im Bibelwerk) lehnt da, wo er dem Missionsgedanken nahe kommt, diesen selbst mit einer geistreichen Betrachtung vollständig ab, indem er sagt: „Das Bild der Erde bezeichnet wohl nicht bloß die Menschheit so schlechthin, sondern die in der Theokratie und alten Weltordnung organisierte Menschheit, die festgewordene Weltgestalt der flutenden Welt. Sie sind bestimmt der beginnenden Fäulnis der alten theokratischen Welt zu wehren und sie zu reproduzieren in erhöhter neuer Frische." — De Wette spricht wenigstens vom Gesundmachen der verdorbenen Menschheit, womit doch die Mission nur ganz im allgemeinen und unbestimmt gestreift wird. — Befremdend muß es sein, in dem Monatsbl. der Norddeutschen M.-G. (1894, S. 89) sogar Luthers Übersetzung verändert zu finden in: „ihr seid das Salz des Landes." Das daneben stehende Licht der Welt macht diese Auffassung, die dem Worte des Herrn eine unzutreffende Beschränkung anthun würde, ohne weiteres unmöglich.

wissen, so zeigt diese Thatsache eine Lücke in unsrer Schriftauslegung, die auf einen bedeutenden Mangel des Missionssinnes zurückschließen läßt, womit selbstverständlich jenen Auslegern nicht ein persönlicher Vorwurf gemacht sein soll. Ich sehe darin nur ein Anzeichen von dem missionsarmen Zustande unsres Christentums, zumal da die genannten Theologen selbst eifrige Missionsfreunde waren.

Trotz des Missionsfrühlings, der über die Kirche gekommen, blieb bei den Theologen, auch denen, die mit ganzer Seele die Frühlingsluft atmeten, die Mission etwas mehr oder weniger Nebensächliches, das zwar auch zum Christentum gehört und dessen Wichtigkeit oft recht betont wird, dessen centrale Stellung man aber noch nicht erkannt hat.

Wohl hat die Mission allmählich aus den verachteten Konventikeln ihren Weg in die Gemeinden gefunden, aber es ist bezeichnend, daß sie meistens nur nebenher in besonderen Missionsstunden und auf besonderen Missionsfesten getrieben wird. Die ihr gebührende Stellung im Herzen des christlichen Gemeindelebens, in der Predigt, im Hauptgottesdienste hat sie bis jetzt nur wenig gefunden. Ich will jene Besonderheit nicht grade allzustark betonen. Es ist das nur die äußere Form; und man könnte Beispiele dafür anführen, daß trotz dieser Trennung sich in einer und der andern Gemeinde ein herrliches Missionsleben entwickelt hat. Aber in Hunderten von Gemeinden ist dagegen die äußere Trennung auch wieder ein Spiegelbild von dem inneren Mangel in Bezug auf die Stellung der Mission in unserem Christentum, die verhältnismäßig als eine sehr nebensächliche bezeichnet werden muß, zumal da, wo noch jede besondere Thätigkeit für dieselbe fehlt. Thatsächlich steht sie eben vielfach — ja, ich fürchte, meistens — da als ein opus supererogationis, das man thun könne, aber dessen Unterlassung unter hindernden Umständen auch nicht schlimm sei.

Man wird mir widersprechen. Abgesehen von einem Teil der jüngeren Generation der Theologen haben wir auf den Kanzeln überwiegend Männer, durch deren ganze Amtswirksamkeit hindurch die lebensvollen Klänge: „Buße" und „Glaube" deutlich ertönen. Sie versäumen auch nicht, gelegentlich nachdrücklich an die Missionspflicht zu erinnern, und betonen es, daß nur der ein rechter Christ sein könne, der für die Mission bete und dies Werk mit seinen Gaben unterstütze. Aber nun frage man: Wie treibt ihr denn die Mission in euern Gemeinden? Was thut ihr, um die Missionsliebe zu erwecken und zu stärken? Da wird sich sehr oft herausstellen, daß der ganze Missionsbetrieb sich lediglich auf jene ganz allgemeine Empfehlung der Mission beschränkt — gelegentlich mit einigen unwesentlichen Modulationen.

Viele Pastoren allerdings thun wirklich treulich das Ihrige — wenns auch unter ungünstigen Umständen oder vielleicht bei einer gewissen eignen Ungeschicklichkeit hier und da noch nicht zum rechten Gedeihen kommt. Ich möchte ihnen nicht unrecht thun, sondern drücke im Geiste die Hand einem

jeden, der zur Förderung des Missionslebens arbeitet. Aber unbestreitbare Thatsache ist doch, daß sehr viele — über die angedeutete Empfehlung hinaus — in diesem Stücke wirklich nichts thun. Das ist auch da der Fall, wo vielleicht ab und zu ein Missionsfest gefeiert wird, auf dem fremde Redner thätig sind, der ausgestreute Same aber vom parochus nachher nicht weiter begossen wird. Der hat sein Gewissen darüber beruhigt, daß in seiner Gemeinde jetzt wieder etwas für Mission geschehen sei und nun hats gute Weile, bis wieder einmal etwas zu geschehen braucht. Das nenne ich eine sehr nebensächliche Stellung der Mission, die der Sache nicht würdig ist. Nicht viel besser aber stellt es sich da, wo zwar in besonderen Stunden die Mission vor einem kleinen Bruchteile der Gemeinde behandelt wird, aber die Predigt nie näher auf die Sache eingeht.

Zu der rechten Stellung kommt die Mission erst da, wo sie in der Verkündigung des Evangeliums mit den Haupt- und Kernpunkten desselben und als davon unabtrennbar nicht bloß erwähnt, sondern sachlich behandelt wird. Das Salz der Erde zeigt uns, daß es ein rechtes Christentum ohne die Beziehung auf die gesamten Erdenbewohner nicht giebt. Wir predigen vielfach: „ihr seid Salz!“ aber wir versäumen oft zu predigen: „ihr seid das Salz der Erde!“

Ich hatte bisher besonders die Stellung der Theologen zur Mission im Auge, namentlich ihrer Wirksamkeit als praktische Geistliche. Noch viel schärfer tritt die nebensächliche Stellung hervor, in der die Mission sich bei den Christen überhaupt befindet.

Ich sehe ab von den Vertretern des missionslosen Christentums, die da sagen: „Was gehen uns die Heiden an.“ Ich meine Christen, welche die Pflicht der Ausbreitung des Reiches Gottes zu den Heiden anerkennen. Aber betrachten wir einmal, was sie thun, um derselben nachzukommen. Die Missionsgebete können wir nicht kontrollieren. Wenn wir es könnten, so fürchte ich, das Ergebnis würde großenteils ein sehr mangelhaftes sein. Das, was sich menschlichen Blicken mehr offenbart, mag uns in dieser Vermutung bestärken: die Missionsgaben. Wenn einer als Unterthan eines irdischen Reiches jährlich seine 100 Mk. Steuern zahlt und vielleicht das Doppelte und noch mehr dem Vergnügen und der Bequemlichkeit opfert, dagegen einen Missionsbeitrag von 3 M. giebt, so ist das ein unzweideutiges Zeugnis von der sehr nebensächlichen Stellung, die er der Missionssache eingeräumt hat. In vielen Fällen stellt sich das Verhältnis noch viel ungünstiger. Solche Christen, und wenn sie aufrichtige Jünger Jesu sein wollen, sind doch noch sehr weit entfernt von dem Verständnisse ihrer Aufgabe, als des Salzes der Erde.

Selbst treue Missionsarbeiter, denen das Heil der Heiden aufrichtig am Herzen liegt, scheinen einen Unterschied zu machen zwischen dem Christentum selbst mit seiner persönlichen Beziehung des Menschen zu dem Heilande, und dem Dienste im Werke des Herrn, an dem sie mit arbeiten. Es ist

sehr erklärlich, wie der Doppelblick einmal auf die unvollkommne Arbeit, mit der viel Enttäuschung, Geduldsprüfung u. s. w. verknüpft ist, und andrerseits die Sorge um das eigne Heil, in der sie mit Furcht und Zittern der Vollkommenheit nachjagen, diese Differenz zuwege bringt. Da drängt sich jene „vornehmste Sorge", als die große Hauptsache, als „das einige Notwendige" vor die Seele derart, daß die Arbeit im Missionsberuf dabei gewissermaßen in eine nebensächliche Stellung kommt. Der feste Glaubensblick auf den, der gesagt hat: „ihr seid das Salz der Erde," vermag freilich jene Zersetzung aufzuheben und die getrennten Elemente wieder zu einigen. Aber bemerkenswert ist mir in dieser Beziehung doch folgende Thatsache geworden. Ich hatte Gelegenheit, mit voller Muße ein Missionsalbum zu mustern, in das über 100 Missionare und Missionarinnen ihre Eintragungen gemacht hatten. Es fanden sich schön gewählte Bibelsprüche und Liederverse, Zeugnisse von der innigsten Liebe zu dem Herrn; aber zu meinem Erstaunen fand sich die Mission selbst fast gar nicht erwähnt; nur ein paar der Missionsarbeiter hatten sie mit allgemeinen Andeutungen gestreift. Ich würde nichts davon erwähnen, wenn es sich nur um ein Dutzend Albumblätter handelte. Nicht jeder, der sich einschreibt, findet sogleich ein Wort, das den innersten Kern seines Lebens treffend ausdrücken könnte. Aber wenn von einer solchen Schar die Mission stillschweigend übergangen werden kann, so ist das ein Zeichen, daß doch bei manchem der Mittelpunkt des Missionslebens nicht mit dem des Christenlebens zusammenfällt. Das ist die nebensächliche Stellung, bei der wohl das Salz betont wird, aber nicht das Salz der Erde.[1])

Den vorstehenden kritischen Bemerkungen gegenüber sollte nun positiv erörtert werden, was bei der angedeuteten Betonung der Ausspruch des Herrn uns zu bedenken giebt. Wir würden damit auf Gedanken weisen können, die im Anschluß an andre Schriftstellen schon oft in diesen Blättern ausgeführt worden sind. Es genügen daher folgende kurze Andeutungen.

Für die Augen des Glaubens erscheint hier der schlichte Rabbi von Nazareth von einer überirdischen Königsglorie umleuchtet. Er hat über die ganze Erde zu bestimmen, und für die ganze Erde zu sorgen. Sein Reich hat keine Grenzen. Wir staunen, wir preisen den großen König. Ein irdischer Unterthan mag auch zu der Macht seines Königs aufschauen und die Pläne seines großartigen Regiments bewundern, ohne im mindesten bei der Ausführung beteiligt zu sein. Im Reiche Christi ist dies anders. Die Mitgliedschaft in demselben schließt eine bestimmte Beziehung zu dem großen Reichsplane und eine lebenskräftige Beteiligung an der Ausführung desselben in sich. Bilde

[1]) Noch vor dem Drucke dieser Zeilen habe ich ein zweites Missionsalbum gesehen, in dem sich unter ca. 40 Eintragungen eine die Mission betreffende befand.

sich niemand ein, daß er ein guter Christ sein könne, wenn er nur für sich seines Glaubens leben und in seinem kleinen Kreise dem Herrn dienen will. Das ist eine engherzige Kirchturmspolitik, die von vornherein durch die Deklaration des Königs: „ihr seid das Salz der Erde" ausgeschlossen ist.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Herr nicht bloß die Apostel gemeint hat, sondern alle seine Jünger. Auch wir, alle, die wir durch die heilige Taufe in seine Jüngerschaft aufgenommen sind, haben diese Worte auf uns anzuwenden.

Ebenso ist selbstverständlich, daß der Herr mit der Erde nicht unsern Planeten an sich, sondern die Gesamtheit seiner Bewohner meint. Es sind die πάντα τὰ ἔθνη des Missionsbefehls, zu denen hier alle seine Jünger in Beziehung gesetzt werden. In dem Ausdruck τῆς γῆς liegt eine deutliche Betonung der umfassenden Aufgabe. Gott will, daß allen Menschen — den Menschen in allen Ländern und zu allen Zeiten, so lange die Erde steht — geholfen werde. Wir würden den Anforderungen, die Jesus an seine Jünger stellt, nicht entsprechen, wenn wir in dem bei ihm gefundenen Frieden versöhnter Gotteskinder nicht zugleich durchdrungen wären von der Überzeugung:

Es kann nicht Friede werden,
Bis Jesu Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt.

2. Das Salz der Erde.

Die Exegeten haben sich viel Mühe gegeben, den Kernpunkt des Gleichnisses herauszustellen. So viel mir bekannt ist, treten sie alle nur von der einen Seite heran, von der positiven. Ich möchte es versuchen, sozusagen das photographische Negativ der königlichen Deklaration Jesu an seine Jünger zu zeigen. Offenbar nämlich konstatiert diese doch die Salzlosigkeit der nichtchristlichen Welt.

Was Salzlosigkeit ist, kann jeder durch ein sehr einfaches Experiment erfahren. Man lasse sich ein Gericht Reis ohne Salz kochen und verzehre es. Zum Überfluß stelle man sich vor, daß man acht Tage lang nur diese und keine andre Speise genießen solle. Ich glaube, schon die bloße Vorstellung vermag manchen Menschen elend zu machen. Es ist nicht bloß der Mangel des Geschmacks, der hier in Frage kommt. Letzterer ist durch des Schöpfers Weisheit dem Menschen als Regulator der zweckmäßigen Ernährung gegeben. Viel empfindlicher macht sich jener Mangel in der Ernährung selber bemerklich. Unser Körper enthält so viel Salz, daß es auf tausend Teile seines Gewichts deren vier ausmacht. Es gehört

nicht zu den Baumaterialien desselben, wie die kohlenstoff- und stickstoffhaltigen Nährsubstanzen, aber es dient als ein sehr wichtiges Mittel, die letzteren „aufzuschließen" und in eine dem Körper assimilierbare Form überzuführen. Täglich geben wir verhältnismäßig nicht unbedeutende Mengen dieses in der Erfüllung seiner Aufgabe verbrauchten Mittels aus; täglich muß die Lücke wieder ausgefüllt werden. Daher: ohne Salz kann kein Mensch leben; ohne Salz kann kein Mensch gesund sein.

Der erste dieser beiden Sätze bewegt sich allerdings auf dem Gebiete einer abstrakten Theorie; erst der zweite betritt den Boden der Wirklichkeit. Ich will dies hier ausdrücklich bemerken, um einem Mißverständnisse des oben gebrauchten Ausdrucks „Salzlosigkeit" vorzubeugen. Ich habe mich desselben nur nach Maßgabe der populären Sprechweise bedient, die ja auch ihr gutes Recht hat. Denn der gedachte Reis war ja ungesalzen, also salzlos. Bei genauerer Untersuchung aber findet sich, daß die Reiskörner selber Salz enthalten, wenn auch nur in sehr geringer Menge. Andre Nahrungsmittel enthalten mehr; ja ich meine, es giebt überhaupt keines, das ganz ohne Salz wäre. Gäbe es ein solches oder hätte man einem Nahrungsmittel künstlich den Salzgehalt entzogen, so würde ein damit gespeister Mensch selbst bei reichster Ernährung eines qualvollen Todes sterben.

Deuten wir zunächst ganz im allgemeinen das Salz als geistliche, göttliche Momente in dem Menschenleben. Es giebt eine Betrachtung des Heidentums, welche dem letzteren solche überhaupt absprechen, also eine absolute Salzlosigkeit behaupten möchte. Unser Gleichnis giebt uns den Fingerzeig, eine solche abzulehnen. Wären die Heidenvölker vollständig dem Teufel verfallen, so würden sie überhaupt nicht mehr existieren. Dem natürlichen, in allen Nahrungsstoffen vorhandenen Salzgehalte entsprechen in dem Leben auch der heidnischen Völker manche Spuren von geistlichen und sittlichen Momenten und Regungen eines höheren, edleren Lebens, die freilich bei weitem nicht ausreichen, das Volksleben zu voller Kraft und Gesundheit zu entfalten. Man darf das Heidentum nicht unbesehens in Bausch und Bogen schwarz malen. Leider haben sich viele Missionsberichte in dieser Beziehung sehr versündigt durch übertreibende Schilderungen der heidnischen Greuel, die oft den Stempel der Unwahrheit schon an der Stirn tragen. Z. B. der Mädchenmord, als allgemeine Sitte beschrieben, erregt doch bei jedem verständigen Menschen die Frage: Wo kommen denn noch die Mütter der Mädchen her, die fort und fort ermordet werden?

Man kann nicht genug vor solchen die Sache schwer schädigenden Übertreibungen warnen. Bemühen wir uns, auch gegen das Heidentum nicht ungerecht zu sein. Achten wir vielmehr (um in einem andern

Bilde zu reden) auf die zerstreuten Lichtfunken in der Nacht des Heidentums.

In Wirklichkeit ist nicht Salzlosigkeit, sondern Salzarmut vorhanden, wo der direkte Gebrauch des Salzes fehlt oder nur in ungenügendem Maße stattfindet; und das ist schon ein großes Elend.

Es giebt salzarme Völkerschaften meist in den Ländern, wo kein Salz gewonnen wird, und wo die Einfuhr den Bedarf nicht deckt. Bei manchem afrikanischen Stamme ist das nur in geringen Mengen erhaltene Steinsalz so hoch geachtet, daß es als Geld gebraucht wird. Es wird schon als eine Wohlthat angesehen, wenn man jemanden an einem Stücke Steinsalz einmal lecken läßt. Andere Völker (z. B. in holländisch Indien) helfen sich, indem sie durch Auslaugen der Asche von gewissen Hölzern ein Surrogat gewinnen, das freilich keineswegs genau unserm Salze entspricht. Ja es enthält vielleicht sogar Salzarten (z. B. Kaliverbindungen) von nachteiliger Wirkung.

Ich will hier nicht näher auf die Folgen mangelhaften oder ungeeigneten Salzgenusses eingehen. Wenn ich nicht irre, so finden sich in der Zeitschrift für Biologie darüber eingehende Untersuchungen.[1]) Hier genügt es, anzudeuten, daß dadurch wesentliche Funktionen des Organismus gestört und alteriert werden. Das ganze Leben befindet sich in einem krankhaften Zustande, dessen Spuren sich auf den ersten Blick bemerkbar machen. Ich habe mit eignen Augen Proben von dem Elende gesehen, unter welchem wenigstens gewisse Volksschichten auch in Britisch-Indien infolge von Salzarmut seufzen! Das Land könnte wohl, abgesehen von seinen Steinsalzlagern, schon durch das Seesalz ohne Mühe seine Bewohner reichlich mit Salz versorgen. Aber die Regierung erhebt eine so hohe Steuer davon, daß die armen untersten Kasten vielfach nicht imstande sind, diese kostbare Ware zu erschwingen. Sonst hatte die Küstenbevölkerung im Meerwasser, das einfach zum Kochen des täglichen Reises verwendet wurde, ein nahe liegendes Surrogat. Jetzt ist, wenn ich nicht irre, diese Verwendung strenge verboten und wird bestraft. Wenigstens mußte in einem dicht am Meere gelegenen Missionshause, wo ein Patient Wannenbäder von Seewasser nehmen sollte, erst von der Behörde ein Erlaubnisschein zu steuerfreier Entnahme des betreffenden Wassers beschafft werden. Früher konservierten die Fischer den zum Verkauf bestimmten Teil ihres Fanges mit Seesalz -- wenngleich wohl meist in nicht genügender Weise. Jetzt aber treiben sie den Handel zum Teil mit ungesalzenen Fischen, die natürlich schon am nächsten Tage in Fäulnis übergehen. Ich vergesse nicht den pestilenzialen Geruch solcher Fische, die armen Schanaren neben ihrem täglichen Palmenzucker als Speise dienen sollten. Ich habe dort und noch mehr bei den Pareiern kaum beschreibliches Elend gesehen. In einigen Gegenden herrschte Hungersnot. Doch diese tritt nur periodisch auf. Mag sie auch den Hauptgrund der physischen Verkommenheit weiter Schichten der

[1]) V. Hehn, Das Salz, eine kulturhistorische Studie. Berlin 1875 konnte ich leider nicht einsehen.

Bevölkerung bilden, so meine ich doch, daß in letzterer zum guten Teil auch eine Folge der Salzarmut zu erkennen ist.

Doch wie ist nun eingehender der Salzmangel auf den geistlichen Zustand der Heidenvölker zu deuten? Wir wollen das Gleichnis nicht auf Einzelheiten pressen. Ich habe deshalb es unterlassen, die speciellen Folgen der Salzarmut im körperlichen Leben darzulegen. Vielleicht könnte eine eingehende physiologische Betrachtung Züge nachweisen, die sehr treffende Vergleichungspunkte darbieten würden. Andrerseits dürfte man sich nicht wundern, wenn bei solchen Vergleichungen sich der alte Satz bestätigte, daß jedes Gleichnis hinkt. Wir haben uns daher auf den großen Haupt- und Grundgedanken, den Kern des Gleichnisses zu beschränken.

Die Salzlosigkeit der Heidenvölker bedeutet uns denjenigen krankhaften Zustand ihres innern Lebens, welcher aus dem Mangel eines für seine Funktionen wesentlichen Moments sich ergiebt. Die volle Gesundheit ist da, wo die zu Gottes Ebenbilde geschaffene Menschenseele mit ihrem Schöpfer Gemeinschaft hat. Wo begnadigte Gotteskinder täglich zu ihrem lieben himmlischen Vater in lebendiger Beziehung stehen, da entwickelt sich das geistliche Leben normal. Wir wissen, daß Buße und Glaube an den Erlöser, der unsre Schuld getragen hat, die Funktionen des rechten christlichen Lebens bedingen, und in dem letzteren erkennen wir das Leben, welches allein menschenwürdig ist.

Das fehlt den Heiden. Wie verschieden auch ihre Gottesbegriffe, sowie ihre gesamten religiösen Anschauungen sein mögen, darin kommen sie alle überein: es fehlt ihnen die Versöhnung mit dem heiligen, seligen Gott; es fehlen ihnen die Mittel, sich eine solche anzueignen. Nicht als ob das Heidentum durchaus gottlos wäre und der Religiosität überhaupt entbehrte. Man braucht z. B. das Leben der Hindu, in ihren Häusern und besonders in ihren Tempeln nur einigermaßen eingehend zu beobachten, um einen sehr tiefen Eindruck von ihrer Regiosität zu bekommen, ähnlich wie Paulus in Athen. Man kann, neben vielem Greulichen und Schändlichen, einen tiefen Ernst beim Beten und eine heilige Andacht bei Darbringung der Opfer nicht ohne Rührung mitansehen, obgleich man wiederum auch viele findet, die das alles äußerlich, mechanisch abmachen. Die Bereitwilligkeit, über Religion sich zu besprechen, ist bemerkenswert. Viel mehr, als bei uns, kann man im öffentlichen Leben ein Suchen, Sehnen und Ringen nach übersinnlichen, ewigen Gütern wahrnehmen. Aber eins fehlt

darin: die Gewißheit einer vollbrachten Versöhnung, die ein jeder im Glauben sich aneignen könnte. Alle die Mittel, welche zur Erlangung der überirdischen Güter angewendet werden, sind nur verfehlte Surrogate für das rechte Mittel. Hier möchte ich an das erwähnte Aschensalz malaiischer Stämme erinnern, das in gewisser Weise nachteilig wirken mag. In diesem Punkte aber hinkt das Gleichnis. Denn die Surrogate der heidnischen Religionen können nicht bloß schädlich wirken, sondern sind thatsächlich giftiger Art. Ein Blick, der von dem andächtigen Beter zu dem häßlichen Bilde oder Symbol (z. B. dem Lingam) oder dem Stier hinübergeht, vor dem jener die Hände faltet, oder vielleicht zu den gelbgeschminkten Tempeldirnen, welche im Heiligtume unter dem Scheine heiliger Institutionen greulicher Unzucht dienen, belehrt den Fremdling darüber, daß hier giftige Surrogate wirken, das richtige Salz aber fehlt.

Der Götzendienst ist nur ein Zweig des heidnischen Lebens, in dem sich dieser Mangel fühlbar macht. Wir würden der Sache an die Wurzel kommen, wenn wir auf die heidnische Weltanschauung eingingen und ihre mannigfachen, das ganze Volksleben beherrschenden Folgen wie die Stellung des Weibes, die Kaste mit ihren socialen Schäden, die Unfähigkeit zu rechter Sündenerkenntnis, schreckliche Laster neben einem ganz verkehrten Streben nach einer irrtümlichen Heiligung und dergleichen näher beleuchten. Alles das sind Mißbildungen des menschlichen Lebens, die sich ergeben aus dem Mangel des einen Moments. Der Versöhnung des sündigen Menschen mit dem heiligen Gott, auf dessen Gemeinschaft seine Seele angelegt ist, so daß sie unruhig bleibt, bis sie ruhet in ihm.

Ich habe eben nur das Heidentum der Hindu im Auge gehabt. Noch viel deutlicher zeigt sich jener große Mangel in den Religionsformen niederer Völkerschaften, namentlich in dem Dämonendienst, wie man ihn bei den Bergvölkern und den niederen Kasten Indiens beobachten kann. Selbst wo noch ein Rest von Kenntnis des einen guten Gottes übrig geblieben ist, fehlt jedes Mittel, durch welches der Mensch sich zu ihm in lebendige Beziehung setzen könnte. Der Dämonendienst mit seiner abergläubischen Furcht, die das ganze Leben umstrickt hält, ist ein womöglich noch giftigeres Surrogat als aller Götzendienst der kultivierten Hinduvölker.

Ein vergleichendes Studium aller heidnischen Religionen liefert im wesentlichen das gleiche Ergebnis. Auch in dem hochkultivierten

China mit seiner wunderlichen Religionsmengerei herrscht im Grunde der alte Dämonen- resp. Ahnendienst, nur verbrämt mit einer Tugendlehre, der jedes solide Fundament fehlt. Hier wie in den verkommensten Religionsformen der sogenannten Naturvölker sucht man vergeblich nach einem Wege, der den gefallenen Menschen zu Gott zurückführt.

Das ist der Salzmangel der gesamten Menschheit, soweit sie sich außerhalb des Reiches Gottes befindet. Diesem Mangel abzuhelfen ist Christus erschienen. Die von ihm vollbrachte Versöhnung ist das Mittel, welches den tiefsten Bedürfnissen der Menschenseele entspricht und dem krankhaften Leben zur Genesung und zur gesunden Gestaltung helfen kann.

Unter den Exegeten hat Fritsche seiner Zeit in dem Gleichnis vom Salz den Begriff des „Unentbehrlichen“ betont und ist von seinen Nachfolgern darum getadelt worden, als sei das viel zu vag — oder zu flach. Ohne mich sonst zum Verteidiger des genannten Auslegers aufzuwerfen, muß ich anerkennen, daß er in diesem Stücke einen durch die Sache geforderten Punkt getroffen hat. Mein unvergeßlicher Lehrer Tholuck erklärt das Gleichnis von dem bei den Opfern gebrauchten Salze (vgl. Mark. 9, 49). Darin liegt gewiß ein schöner Gedanke. Denn der Herr ist gekommen, die ganze abgefallne Welt dem Vater wieder zu gewinnen, und ihm gleichsam zum Opfer darzubringen. Erst durch das Werk der Versöhnung wird sie mit dem heiligen Salz gesalzen, ein Opfer, das dem heiligen Gott wohlgefällig wird. Das ist es ja auch, was der fromme Missionsmann meint, wenn er von dem Kreis der Erden zu den Füßen des Herrn singt:

Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vors Angesicht gestellt.

3. Ihr seid das Salz der Erde.

Es könnte auffallend erscheinen, daß der Herr seine Jünger selbst als Salz bezeichnet und nicht etwa als die Übermittler desselben an die Völker. Das Salz selbst scheint eben doch das von ihm am Kreuze erworbene Heil zu sein, durch welches die Gesundung der kranken Menschheit herbeigeführt werden soll. Es erübrigt nur, daß es allen Völkern gebracht werde, und das geschieht durch die Verkündigung des Evangeliums. Darum scheint lediglich die Predigt als solche die eine *große Aufgabe* der Mission zu sein. Allerdings giebt es eine Reihe

von neutestamentlichen Stellen, welche diese Auffassung zu bestätigen scheinen. Seitdem in unsrer evangelischen Kirche das Wort wieder als Licht auf den Leuchter gestellt ist, hat man sich daran gewöhnt, dasselbe — ich möchte fast sagen mit einer gewissen Einseitigkeit — zu betonen. Gerade in bezug auf die Mission findet man oftmals eine Auffassung, welche lediglich die Bekanntmachung des Evangeliums bei den Heiden für die Aufgabe hält. Dabei wird zuweilen sogar von den Verkündigern selbst soweit abgesehen, daß man meint, es genüge auch das geschriebene oder gedruckte Wort.

Ich möchte nun nicht den Schein auf mich ziehen, als achte ich die schriftliche Mitteilung für ein unwesentliches oder gar überflüssiges Missionsmittel. Im Gegenteil; ich weiß die segensreichen Bemühungen der Bibelgesellschaften für die Heidenmission sehr hoch zu schätzen, ebenso wie ich die Bedeutsamkeit der mündlichen Verkündigung wahrlich nicht verringern möchte. Aber davon bin ich überzeugt, daß bei aller Mitteilung des Evangeliums die christliche Persönlichkeit des Mitteilenden die Hauptsache ist. Diesen Gedanken finde ich in den Worten des Herrn: Ihr seid das Salz der Erde. Das ist für die Missionsmethode von allergrößter Wichtigkeit.

Denken wir uns einen Missionar, der ganz unbekannt in eine heidnische Stadt kommt, in der vielleicht zuvor nur solche europäische Beamte oder Kaufleute gelegentlich sich sehen ließen, die nur als „dumm gewordenes Salz" (vgl. unter Nr. 4) gelten können. Wenn er nur aus seinem Zelt herauskommt, um die Predigt zu halten und auch nach derselben keinen weiteren Verkehr mit den Heiden hat, so möchte die Wirkung dieser seiner Arbeit recht zweifelhaft sein. Wohl kann Gott Wunder thun. Aber es wäre doch gewiß nicht recht, wenn wir in seinem Dienste irgend welche Verkehrtheit machen wollten, im Vertrauen darauf, daß er mit seiner Wunderkraft alles zurecht bringen sollte. Jede Verkündigung des Evangeliums, in der nicht die Persönlichkeit des Verkündigers vor allem ihre Wirksamkeit übt, dürfte mehr oder weniger solche Verkehrtheit involvieren. In dem gedachten Falle also würden ja die Hörer den Missionar ohne Zweifel in eine Reihe setzen mit jenen andern Sahibs, von denen sie früher allerlei wahrgenommen haben, das dem gepredigten Evangelio geradezu widerspricht. Ferner muß man berücksichtigen, daß die fremde Sprache mit ihren noch ganz unter dem Einflusse der heidnischen Weltanschauung stehenden Begriffen bei den Hörern dem Verständnisse fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen stellt. Es erfordert eine große Geduldsarbeit, bis der Missionar sich soweit den Leuten innerlich verständlich machen kann, daß er ihnen die wichtigsten Hauptgedanken des Evangeliums mitzuteilen vermag. Das ist nicht möglich ohne einen fortgesetzten Verkehr, indem die Wirkung der christlichen Persönlichkeit das verkündigte Wort auslegt. Die abstrakte Predigt (wenn man etwa durch

einen Phonographen zu predigen versuchte) würde den schlimmsten Mißverständnissen ausgesetzt sein. Kommen doch solche noch oft genug vor, wo Anfänger predigen, namentlich wenn dies durch heidnische Dolmetscher geschieht. Einmal wollte ein Negerhäuptling dem Missionar Wolf ein Weib schenken, als er zu ihm über seine Vielweiberei gesprochen und ihm verkündigt hatte, daß nach Gottes Willen jeder Mann nur ein Weib haben sollte. Hätte der Häuptling den Missionar einige Zeit in seinem Leben und Treiben beobachten können, so würde er wahrscheinlich nicht auf den Gedanken gekommen sein, daß er sich ein Weib ausbäte.

Ich weiß nicht, ob es vorgekommen ist, daß man bezahlte Heiden zum Halten auswendig gelernter christlicher Predigten angestellt hat. Jedenfalls wäre es nicht sehr verschieden von dem Verfahren, das besonders in China angewendet worden ist, vielleicht auch noch angewendet wird, nämlich von gedungenen heidnischen Schullehrern christliche Schulbücher den heidnischen Kindern einprägen zu lassen. Ich meine, die Salzkraft kann nicht durch solch eine salzlose heidnische Persönlichkeit übertragen werden, in deren Hand das gedruckte Evangelium nur ein toter Buchstabe bleibt. — Die schriftliche Verkündigung des Evangeliums ist ja selbstverständlich nur bei den Völkern, welche eine Literatur besitzen, anzuwenden. In solchen findet sich zuweilen ein Forschen nach der Wahrheit in allerlei Schriften, deren sie habhaft werden können.[1] Jedoch auch, wenn die Übersetzung noch so trefflich ist, wird hier wieder die Differenz der heidnischen und der christlichen Begriffe zu einem schweren Hindernisse. Früher hat man wohl große Massen von christlichen Schriften, z. B. in das damals noch verschlossene China hineingeworfen. Jetzt ist man in dieser Beziehung etwas vorsichtiger; aber doch ist es auch mir noch vorgekommen, daß ein wohlbekannter englischer Missionsfreund mir mitteilte, er habe erfahren, daß im innern Westafrika bereits die arabische Sprache von vielen Eingebornen verstanden würde. Er sei nun entschlossen, 1000 arabische Neue Testamente dort hinzuschaffen. Dabei fragte er an, ob ich nicht eine Gelegenheit wüßte, mit der sie in jenen Gebieten ausgestreut werden könnten?

Dergleichen sind Mißgriffe. Weder die Verkündigung in ihrem hörbaren Klange allein, noch das in Buchstaben auf Papier gedruckte Wort allein sind das Salz der Erde, sondern die Jünger Jesu, welche predigen und die Schrift lesen lehren und selbst die lebendigen Kommentare des Evangeliums bilden — nur sie selber werden mit jenem Bilde bezeichnet.

Diese Auffassung giebt der Missionsmethode Grundzüge von der größten Tragweite an die Hand. Der Missionar predigt nicht allein durchs Wort und lehrt nicht allein durch die Schrift. Oft kann er durch eine scheinbar ganz fremdartige Thätigkeit viel wirksamer predigen. Vor allem gehört dazu die ärztliche Mission. Sie wird in vielen Kreisen von Missionsfreunden anerkannt, da ja Jesus seinen Jüngern

[1] Oft wirkt dabei eine gewisse abergläubische Vorstellung mit von Wunderkräften, die in der Schrift liegen sollen. Auch diese ist dem Schriftverständnis *sehr hinderlich.*

den ausdrücklichen Auftrag gab, Kranke zu heilen. Sehr bedenklich aber sind ihrer viele gegen die Industriemission, ja verwerfen sie wohl als etwas völlig Ungehöriges. Und doch kann eine christliche Persönlichkeit, welche etliche hundert Eingeborne in der Weberei oder Ziegelei leitet und dabei denen, die sonst hungern müßten, ihr täglich Brot verdienen hilft, viel mehr zum Verständnisse des Evangeliums beitragen, als einer, der bald hier bald da vor Fremden, mit denen er weiter keine Beziehungen unterhält, predigt und dabei vielleicht noch zum guten Teile unverstanden bleibt, oder mißverstanden wird.

Christliche Persönlichkeiten in der Mission! das sollte die Losung der Missionsmethode sein nach dem Worte des Herrn:

Ihr seid das Salz der Erde.

4. Das dumm gewordene Salz.

Wenn bei uns zu Lande jemand wäre, der den Ausspruch des Herrn von dem dumm gewordenen Salze noch nie gehört hätte, so würden ihm diese Worte zunächst völlig unverständlich sein. Wir denken uns dabei etwas, nur weil wir den Spruch von Jugend auf kennen, und uns irgend eine Erklärung dazu gegeben ist. An unserm Salze kommt (abgesehen etwa von Experimenten im Laboratorium) im gewöhnlichen Leben gar nicht eine derartige Veränderung vor, durch welche aus früherem Salz eine salzlose Masse (ἄναλον — Mark. 9, 50) werden könnte.[1])

Von einem Gleichnis erwartet man, daß es gemeinverständlich sei, und daß nicht erst durch eine Belehrung über fremde, unbekannte Vorgänge und Verhältnisse ein Verständnis ermöglicht werde. So war der Ausspruch vom Salz jedenfalls für die Zuhörer des Herrn am Berge. Er hat vor ihnen so geredet, daß jedes Kind wußte, was er meinte. Trotzdem der Inhalt seiner Rede weder räumliche noch zeitliche Schranken hatte, da er den Menschen ewige, unendliche Wahrheitsgedanken brachte, hat er sie doch den räumlichen und zeitlichen Verhältnissen angepaßt. Ich meine dies keineswegs im Sinne der alten rationalistischen Akkommodationstheorie. Mir erscheint vielmehr die ganze Menschwerdung Christi als eine große, herablassende Akkommodation. „Er mußte allerdinge seinen Brüdern gleich werden." Wir

[1]) Durch die gütige Vermittlung eines Freundes habe ich über diesen Punkt Auskunft von einer sicheren Autorität erhalten. Hiermit möchte ich dem Königl. Salinen-Direktor, Herrn Bergrat Leopold auch öffentlich meinen Dank ausdrücken.

legen Gewicht darauf, daß er in seiner Erniedrigung ein wahrhaftiger Mensch wurde. Macht man mit diesem Begriffe ernst, so muß man den Herrn denken innerhalb der Grenzen der jüdischen Nationalität, und auch seine Rede bewegt sich formal auf dem Gebiete des damaligen jüdischen Volksbewußtseins, wovon dieses Beispiel ein deutliches Zeugnis giebt.

Dieser Gedanke ist für die Mission sehr bedeutungsvoll. Wir betonen im Hinblick auf den ewigen unwandelbaren Wahrheitsinhalt des Wortes Gottes die Universalität desselben und behaupten mit vollem Recht, daß es ein für alle Völker und Zeiten ausreichendes Heilsmittel sei. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß die Form der menschlichen Rede allerdings der diesseitigen Welt angehört und ihre Endlichkeit an sich trägt. Es gehört zu der Knechtsgestalt des Herrn, daß er, der selbst das ewige Wort ist, in endlichen Worten geredet hat, die ihrer Form nach nicht für alle Völker und für alle Zeiten passen. Es versteht sich ganz von selbst, daß die heil. Schrift in die betreffenden Sprachen übersetzt werden muß. Vielfach aber verlangt man nur eine wörtliche, womöglich buchstäbliche Übertragung.[1])

Die christliche Gemeinde muß ja auch den Wunsch haben, die Dokumente ihres Glaubens in möglichst unveränderter Gestalt zu besitzen. In ihrem Bereiche macht sich bald der Einfluß der biblischen Redeweise so geltend, daß auch die Landessprache dadurch wesentlich modifiziert wird. Wenn erst zwei bis drei Generationen die christliche Schule durchgemacht haben, so findet in solcher Gemeinde ein wörtliche Übersetzung der heil. Schrift genügendes Verständnis. Ganz anders aber verhält es sich mit der Predigt vor den Heiden.

Es giebt Missionare, die vor den Heiden das Wort Gottes gerade so predigen wie bei uns, mit Textverlesung und nach den in der Heimat geltenden homiletischen Grundsätzen. Ich vermute, es ist schon manche Predigt, die früher in englischer Sprache vor einer heimatlichen Gemeinde gehalten wurde, in Übersetzung vor indischen und chinesischen Volkshaufen reproduziert worden. Ältere Missionare kommen wohl mit reifender Erfahrung dahin, daß sie mehr und mehr in das Volksbewußtsein eindringen und aus demselben heraus ihre Heidenpredigt gestalten. Eine recht treffende Heidenpredigt müßte unser einem, wenn wir eine wörtliche Übertragung davon erhielten, sehr fremdartig und vielfach unverständlich sein. In der Bergpredigt redete der Herr — der Form nach — wie ein Jude zu Juden. Wenn er heutzutage unter den Hindu wandelte oder unter den Völkern Afrikas, so würde in beiden Fällen seine Verkündigung derselben Heilsgedanken eine ganz verschiedene Form annehmen.

---

[1]) Es muß doch z. B. viel Verwirrung anrichten, wenn man bei Völkern, die kein Brot kennen, die vierte Bitte durchaus wörtlich zu übersetzen sucht. Im Tamulenlande wird dabei der Name eines für die armen Pareier unerschwinglichen Gebäcks gebraucht, das auch bei dem Reichen nicht im entfernten die Bedeutung der täglichen Hauptspeise hat.

Viele Missionare denken sehr wenig an solches Eingehen in das Volksleben und das Volksbewußtsein, sondern geben das Wort des Heils, dessen Kraft sie an sich selbst erfahren haben, möglichst unverändert weiter. Diejenigen, welche es anders machen, haben dies nach vielen schweren Erfahrungen und vielem mühsamen Umhertasten gelernt. Es bleibt eine Lücke in unserm Missionsbetriebe, daß nicht bei der Ausbildung der Sendboten das Ergebnis der bisherigen auf dem betreffenden Missionsgebiete gemachten Erfahrungen verwertet wird. Es sollte doch wohl noch dahin kommen, daß specielle Missionskeryktik für die verschiedenen Gebiete eine wichtige Stelle der Ausbildung der Missionare einnähmen.

Doch kehren wir nach dieser die Form betreffenden Abschweifung zum Gleichnis selber zurück. Im jüdischen Lande also hatte man Salz, das mit Thon, Sand und andern Beimischungen versetzt war. Wo das Salz selbst durch Feuchtigkeit aufgelöst und ausgezogen wurde (vgl. Mark. 9, 50), blieb eine Masse zurück, die nichts mehr von den Eigenschaften des Salzes besaß, keinen Salzgeschmack und keine Kraft, Speisen zu salzen. Das war dummgewordenes Salz.[1])

Die Jünger Christi können nur das Salz der Erde sein, insoweit sie selber Salzgehalt und Salzkraft besitzen. Leider giebt es viele Christen, die das Wesen ihres Christentums verlieren. Alle Getaufte sind Jünger Christi. Aber diejenigen, welche mit ihm keine innere Gemeinschaft haben und in ihrem Leben nicht die Kräfte seines heil. Geistes wirken lassen, sind wie das salzlos gewordene Salz. Sie haben noch den Namen und den Schein von Christen, ohne wahre Christen zu sein.

Sicherlich gab es mannigfaltige Abstufungen solches „dumm gewordenen" Salzes. Man kann sich nicht vorstellen, daß die Auswässerung in jedem Falle eine vollständige gewesen sein sollte. Eine eingehende Betrachtung unsrer entchristlichten Massen würde diesen Umstand zu berücksichtigen haben. Es würde sich auch eine Entziehung verschiedener Momente des christlichen Lebens konstatieren lassen. Aber alle solche Zwischenstufen, auf denen es vom lebendigen Christentume abwärts geht bis zu vollem unchristlichen Leben und Wesen, läßt der Herr hier unberücksichtigt. Er redet nur von dem völlig verdorbenen Salz, das ganz und gar nicht mehr zu gebrauchen ist, nicht einmal

[1]) Wenn auch bei uns, wie mir mitgeteilt wurde, zuweilen von taub (doof) gewordenem, also verdorbenem Salze geredet wird, so erklärt Herr Bergrat Leopold diesen Ausdruck, als entstanden aus den Worten der Bergpredigt. Nur durch das Annehmen eines penetranten Geruchs (z. B. infolge gemeinsamer Verpackung mit Guano) kann Salz bei uns unbrauchbar werden. Das aber ist kein salzlos gewordenes Salz.

als Düngesalz (Luk. 14, 35), sondern im Kote der Gassen sein Ende findet.

Das ist ein treffendes Gleichnis derer, die als begnadigte Kinder Gottes in Glaubensgemeinschaft mit ihrem Heiland schon hier das ewige Leben haben könnten und sollten, aber hinter sich gegangen sind und nicht mehr mit ihm wandeln (Joh. 6, 66), sondern sich immer weiter verirren, bis sie zuletzt in den Zustand der vollen Glaubenslosigkeit und Gottlosigkeit herabgesunken sind. Da stehen sie denn auf gleicher Stufe mit den in ihrer Salzlosigkeit verkommenden und verderbenden Heiden.

Es giebt kein schwereres Hindernis der Mission, als die unchristlichen Namenchristen, die in Heidenländern dem Christennamen Schande machen. Die Greuel des von Christen betriebenen Sklavenhandels sind wohl im großen und ganzen vorbei. Und doch wird der entwickelte Weltverkehr zu einem Sklavenhandel scheußlichster Art ausgebeutet. In Bombay giebt es eine ganze Anzahl öffentlicher Häuser, in denen europäische Mädchen, die unter falschen Vorspiegelungen dorthin verkauft wurden, nun an Leib und Seele verderben — ein furchtbares Hindernis für die Mission in jener großen Heidenstadt. Weit und breit in den Heidenländern, wohin gottvergessene Europäer kommen, gehen die Werke der Unkeuschheit im Schwange. Jedem deutschen Christen sollte die Schamröte auf die Wangen steigen über das, was auch aus unsern Schutzgebieten jüngst von einem deutschen Beamten mit unglaublicher Frivolität in dieser Beziehung konstatiert worden ist. Und leider stehen Fälle dieser Art nicht vereinzelt da. — Neben dem vergiftenden Opiumhandel steht noch immer der kaum weniger verderbliche Branntweinhandel. Es giebt genug rohe Ausbeutung der Eingebornen durch Namenchristen; auch habe ich selbst Fälle brutaler Behandlung von Kulis seitens weißer Reisender mit angesehen. Dazu kommt das leichtsinnige, unkirchliche Leben, ein weltliches Treiben selbst an Sonntagen, wie es in der englischen Heimat die Sitte nicht gestattet. In der heidnischen Atmosphäre kann man es haben, und das ist vielen sehr willkommen.

Ich will auch in diesem Stücke nicht generalisieren. Nicht allen Europäern in Heidenländern, die mehr oder weniger dem Christentume entfremdet sind, lassen sich solche Versündigungen nachsagen. Es giebt auch solche, die sich auf ihre Weise bemühen, ein bürgerlich rechtschaffenes Leben zu führen. Auch fehlen nicht ganz die Vertreter eines rechten Christentums. Aber durch solche besseren Elemente in der Minderzahl kann der böse Einfluß der andern nicht ausgeglichen werden.

Leider gehen meist nicht die besten Elemente aus christlichen Ländern ins Ausland. Vielfach sind es Leute, die daheim an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben; oder solche, die das, was sie etwa noch vom Christentum hatten, vollends ablegen, sobald sie der Ocean von ihrem Vaterlande trennt. Es ist war, wir senden Missionare aus, die als Salz zu

den Heidenvölkern ziehen. Aber leider kommen auf jeden Missionar wohl hundert, wenn nicht tausend solcher salzlosen Christen, die selbst verdorben, unter den Heiden nur verderblich wirken.

Wie könnte das anders werden? Ich denke, wenn alle rechte Christen in der Heimat sich ihrer Aufgabe als Salz der Erde völliger bewußt würden, müßten auch unter denen, welche ein irdischer Beruf in die überseeischen Länder führt, der Prozentsatz solcher steigen, die auch unter den Heiden einen christlichen Wandel führen und ohne berufsmäßige Missionsarbeit die Salzkraft ihres Christentums auf ihre heidnische Umgebung wirksam sein ließen.

Es ist ein charakteristischer Zug bei uns Deutschen, daß wir zwar für alles, was weit her ist, schwärmen, aber wenig geneigt sind, uns einen Beruf in der Fremde zu wählen. Wer hinauszieht, wird gewöhnlich von vornherein schon als ein etwas verkommener Mensch angesehen, der in der Heimat nicht mehr vorwärts kommen kann und desperat genug ist, auszuwandern. Dieser Zug ist der Entwicklung unsres Vaterlandes, mit der jetzt die Kolonien verknüpft sind, sehr nachteilig. Es wäre sehr wünschenswert, daß in unserm Volksbewußtsein eine Umstimmung dahin erfolgte, daß es ganz ehrenhaft ist, seine Berufsarbeit im Auslande zu treiben; dies umsomehr, als in der Heimat fast alle Berufszweige überfüllt sind. Gleichzeitig aber sollte bei uns deutschen Christen dieser freiere Blick mit dem christlichen Blicke verschmelzen. Wenn weit und breit von jedem, der sein Christentum noch nicht fortgeworfen und seine Salzkraft nicht verloren hat, die Aufgabe des Salzes der Erde gefühlt würde, so würden unsre Kolonien, abgesehen von den berufsmäßigen Missionaren, eine wachsende Anzahl christlicher Einwanderer erhalten, welche einen stillen, missionierenden Einfluß ausüben. Dann würde es nicht dahin kommen, was jetzt leider noch zu befürchten steht, daß auch unsre Kolonien oft den kotigen Gassen gleichen, auf denen dumm gewordenes Salz zertreten wird.

5. Womit soll man es[1]) salzen?

Das ist eine sehr ernste Frage. Ihre Schärfe wird noch gesteigert durch die folgende anschauliche Beschreibung, wie es mit dem salzlos gewordenen Salz weiter geht (vgl. Luk. 14, 34 f.). Was hat der Herr wohl mit diesen Worten beabsichtigt? Doch eine ernste Mahnung seiner Jünger zur Treue in ihrem verantwortungsvollen Beruf, eine Warnung, die die Herzen antreibt, mit Furcht und Zittern zu schaffen die eigene Seligkeit und zugleich die hohe Aufgabe im Dienste am Reiche Gottes nicht unerfüllt zu lassen. Wie scharf und

[1]) So hat die revidierte Ausgabe Luthers Übersetzung zutreffend berichtigt, wenn gleich hier das Wort salzen, abweichend von dem sonstigen Sprachgebrauch, als „Salzkraft verleihen“ genommen werden muß.

schneidig kann doch der freundliche Heiland sein, wo es sich handelt um das große „Entweder-Oder"![1])

Wir wankelmütige und schwache Menschen haben solche ernste Warnung auch sehr nötig. Noch viel größeres Verderben würde der Leichtsinn in der Christenheit anrichten, wenn nicht der Meister seine Warnungssignale aufgerichtet hätte. Leider lassen sich trotzdem viele Christen nicht warnen. Die Folgen werden bald offenbar. Ich denke an verkommene Gestalten, Menschen, die unter den Heiden ihrem Christennamen Schande gemacht haben und nun selber zu schanden werden und elend zu Grunde gehen. Andern sieht man noch nichts vom Strafgerichte an. Sie leben vielleicht in scheinbar glücklicher Fülle, obwohl an dem erworbenen Gute viel Sünden kleben, die sie unter und an den Heiden begangen haben. Wenn wir darüber nachdenken, so mag es uns auch gehen wie dem alten Asaph (Ps. 73, 16), bis wir, wie er, in das Heiligtum Gottes gehen und merken auf ihr Ende. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber mahlen trefflich klein!

Am schrecklichsten ist freilich das dumm gewordene Salz, das auf die Gasse geschüttet wird, nachdem es schon mit den Speisen auf dem Tische zum Gebrauch bereit stand oder schon gebraucht wurde. Ich meine Missionare, die schon in besonderer Berufsarbeit standen und dann von Hochmut, Geiz oder Fleischeslust verführt, dem Herrn den Rücken kehrten[2]) und zuletzt verkamen. Es giebt etliche, die als Abenteurer irgendwo im Heidenlande sozusagen — auf der Gasse liegen. Ich weiß von einem, der sich nicht gescheut hat, Mohammedaner zu werden. Das war vor mehr als dreißig Jahren. Sollte er noch leben, so kann ich ihn mir nicht anders vorstellen, als wie einen, der „zertreten" ist und sollte er äußerlich scheinbar glücklich sein.

Das sind warnende Beispiele. Sie sollen andre Jünger des Herrn zum Ernste antreiben — aber sie sollen nicht entmutigen oder zur Verzagtheit führen.

Wir finden im Neuen Testament keine Antwort auf die Frage:

[1]) Es ist bemerkenswert, wie er in der Parallele vom Licht sich viel milder ausdrückt, nachdem er einmal die nötige scharfe Warnung ausgesprochen hat.

[2]) Ich rede hier nicht von allen Missionaren, die aus ihrer Gesellschaft ausgetreten sind. Eine menschliche Missionsleitung kann nicht auf alle Fälle mit dem Herrn selbst identifiziert werden. Es kommen sogar unter menschlichen Mißverständnissen Fälle von Austritten vor, bei denen auch ein besonnener Christ den Austretenden seine Sympathien nicht versagen kann. Andrerseits freilich kommt auch manchmal im Konflikt mit der Missionsleitung der Abfall von dem Herrn und seiner Sache zu Tage.

womit soll man's salzen? Wollte der Herr sagen, daß ein untreu gewordener Jünger sich nie wieder bekehren könne und dies etwa als einen Lehrsatz für dogmatische Systeme hinstellen? Ich glaube nicht. Es ist kaum zu denken, daß es zwischen ihm und seinen Jüngern über dieses Wort nicht noch weiter zur Aussprache gekommen sei. Es liegt doch nahe, daß wenigstens etliche von ihnen mit bekümmerten Herzen nochmals darauf zurückgekommen sind. Was sie da sagten, kann kaum anders gelautet haben als: „Ja, wer kann denn selig werden!" (Matth. 19, 25). Und Jesus wird auch darauf nicht anders geantwortet haben, als mit dem erbarmungsvollen Heilandsblicke und den Worten: „Bei den Menschen ists unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich." Alle Dinge — auch die Erfüllung eines salzlos gewordenen Jüngers mit neuer Salzkraft. War nicht Petrus am Feuer bei den Kriegsknechten wie ein dumm gewordenes Salz? Er ists nicht geblieben. Mit dem „Naß höchst salziger Thränen"[1]) und weiter in dem Zwiegespräch des Herrn mit ihm am See kehrte die gewichene Kraft in seine Seele zurück und aufs neue konnte er mit dem Hirtenberufe betraut werden.

Gerade die Mission liefert uns einzelne Fälle von verirrten Namenchristen, verlornen Söhnen, die erst unter den Heiden ihr Elend erkannten, in sich schlugen und sich bekehrten.

6. Das Natrium oder die unsichtbare Kirche.

Es ist ohne Zweifel eine sehr müßige Frage, ob Jesus alles das, was die menschliche Wissenschaft in späteren Zeiten erforschen würde, schon gewußt habe; ob er also z. B. in der Chemie ein Examen, wie es die heutigen Professoren anstellen, ihnen zu Danke würde bestanden haben. Fast schäme ich mich, diese Frage hier öffentlich anzudeuten. Sie kommt ja derjenigen nahe, auf welche D. Luther die treffende Antwort vom Birkenbusch und den Ruten gab.

Aber darum braucht sich ein Christ doch nicht den Ergebnissen der Forschung zu verschließen. Was eine besonnene Wissenschaft über Dinge, von denen Jesus geredet hat, herausstellt, dürfen wir getrost prüfen, ob uns nicht vielleicht noch weiteres Licht über seine Worte daraus aufgeht. Von einem bedeutenden Geistlichen hörte ich einmal den Wunsch aussprechen, er möchte einen tiefen Einblick gewinnen in die Lebensverhältnisse des Weinstocks. Er hoffte von einem solchen

---

[1]) Shakespeare, Hamlet.

weiteres Verständnis von Johannes 15. Er wollte also die Botanik in den Dienst der Exegese stellen. Es sei mir gestattet, hier die Chemie zu Hilfe zu rufen. Ich hoffe, sie giebt uns weiteres Licht über das Salz.

Was ist Salz? Der Chemiker antwortet uns: Chlornatrium (Na. Cl.). Es ist das erst 1807 entdeckte Metall, Natrium in seiner Verbindung mit dem Chlor, einem scharfen ätzenden Metalloid. Jenes Metall ist ein ganz wunderbarer Stoff. In die mannigfachsten Verhältnisse unsres Lebens greift es wirksam ein, und wir könnten ohne dasselbe gar nicht in der gewohnten Weise existieren. Die Hausfrau braucht es nicht bloß im Salz, sondern in dem wichtigen Reinigungsmittel, der Soda, im Bullrichschen Salz, um die hartschaligen Hülsenfrüchte zu erweichen, oder als Surrogat der Hefe beim Kuchenbacken. In der Speisekammer leistet uns das Natrium wichtige Dienste, der Fäulnis zu wehren und Fleischvorräte aufheben zu können. Wir alle gebrauchen es täglich zur Reinigung — in der Seife. Der Landmann weiß es zu schätzen. Auf dem Acker ist oft seine Wirkung recht augenfällig. Warum ist die Saat hier so tief dunkelgrün, daß die Nachbarstücke fast bleich davon abstechen? Antwort: Im Chilisalpeter ist dort reichlich Natrium hingekommen; daher der üppige Wuchs der Saat. — In der Hitze erquickt uns das sprudelnde Selterwasser. Wieder ist es das Natrium, das ihm solche Kraft verlieh. Gehen wir zum Apotheker. Er kann uns eine ganze Reihe von vielgebrauchten Heilmitteln zeigen, in denen das Natrium die wirksame Kraft bildet, vom Glaubersalz bis zu dem bekannten Bullrichschen Präparat. Sie spielen eine große Rolle in der Arzeneikunde und in vielen Zweigen des gewerblichen Lebens. Der Färber, der Klempner (beim Löten), der Gerber, der Töpfer, der Photograph und viele andere, sie könnten nicht fertig werden ohne Natrium. Ohne dasselbe gäbe es kein Glas; wir hätten also weder unsre jetzigen Fenster noch gäbe es ein Mikroskop, so wenig als ein Teleskop. Was hat das für die Astronomie und die gesamte Naturwissenschaft zu bedeuten! — Der Gelehrte auf nächtlichem Lager wider Willen seine Gedankenarbeit fortspinnend kann keinen Schlaf finden. Er greift zu dem Brom-Natrium, und das salzige Pulver bringt ihm den ersehnten Schlummer.

So könnte ich noch lange fortfahren, die mannigfachen Wohlthaten dieses Metalls aufzuzählen. Aber das wunderbarste an demselben ist doch dies, daß niemand es gesehen hat noch sehen kann. Bis zum Jahre 1807 traf dieser Satz buchstäblich zu. Jetzt haben es manche schon gesehen, aber immer nur auf einen flüchtigen Moment, so daß man von richtigem Sehen kaum reden kann, und unter 100 000 Menschen ist vielleicht nicht einer, dem es vergönnt war, diesen wunderbaren Stoff auch nur mit solch einem flüchtigen Blicke zu betrachten.

Vielleicht erinnert sich mancher Leser hierbei des längst vergessenen Experimentes, das er einst beim Unterricht in der Naturkunde mit ansehen durfte. Aus einem mit Steinöl gefüllten Gefäße langte der Lehrer mittels einer Gabel eine bräunliche Masse hervor. Das war Natrium, aber um-

hüllt von einer Schicht Oxydes, durch das jenes noch allen Blicken entzogen wurde. „Jetzt passen Sie auf!" sagte er, indem er das wachsweiche Stück mit einem Messer in zwei Teile spaltete. Auf einen Augenblick sah man an beiden Schnittflächen den hellen Silberglanz aufleuchten, der sich aber sogleich wie ein angehauchter Spiegel verdunkelte. Bald hatte auch an den frischen Flächen das Oxyd sich eingestellt, gleichsam um das reine Metall eifersüchtig den menschlichen Blicken zu entziehen. Wollte man die Masse offen an der Luft liegen lassen, so würde sie bald so viel Sauerstoff an sich gerissen haben, daß in der ganzen Masse keine Spur des Metalls (Natrium) mehr zu finden wäre, sondern das ganze Stück durch und durch nur Oxyd (Natron) wäre. Darum bewahrt man den kostbaren Stoff unter Steinöl auf, welches keinen Sauerstoff enthält. — Nun aber folgte der interessanteste Teil des Experiments. Ein Stück des schon nicht mehr als Metall erkennbaren Natriums wurde in eine mit Wasser halbgefüllte Schale geworfen. Es schwamm, denn es ist leichter als Wasser. Bald setzte es sich, wie von innerer Unruhe getrieben in Bewegung und verbrannte [1]) unter heftigem Zischen mit einer prächtig leuchtenden gelblich-weißen Flamme. Wäre die Schale mit Chlorwasser gefüllt gewesen, so hätte man das verbrannte Metall durch Abdampfen aus dem Wasser wiedergewinnen können; aber nicht mehr als Metall, sondern als Chlornatrium, — das ist der Stoff, von dem der Herr sein Gleichnis gesagt hat.

Ob es wohl eine Welt giebt, in der das Natrium, seinem Wesen entsprechend, als reines Metall existiert und ähnlich wie unsre Edelmetalle gebraucht wird? Das können wir nicht sagen. [2]) Nur das wissen wir, daß unsre Erde mit ihrer von Sauerstoff erfüllten Atmosphäre nicht die für diesen Stoff erforderlichen Existenzbedingungen bietet. Wenn er auch vorübergehend einmal gesehen werden kann, so ist es doch nicht möglich, ihn rein und unverändert hier zu behalten. Er erleidet unter dem Einflusse andrer Erdenstoffe sofort solche Veränderungen, daß man ihn nicht mehr wieder erkennt. Er erscheint in verschiedenen Formen. Er ist gleichsam zersplittert. Aber in aller Zersplitterung bewahrt er seine Einheit. Wenn wir seine Kraft und Wirkung auch in sehr verschiedenen Verhältnissen und Vorgängen beobachten können, deren manche einander zu widersprechen scheinen, so ist und bleibt es doch das e i n e, ungesehene Natrium, das auf mancherlei Weise wirkt und im großen Haushalt unsrer Erdenwelt sich nützlich macht. Alle jene Verbindungen kann man im weiteren Sinne

[1]) Ganz buchstäblich stimmt die Beschreibung nur auf den Zwillingsbruder des Natriums, das Kalium, welches auf Wasser sich selbst entzündet und mit bläulicher Flamme verbrennt. Um das Natrium zum Brennen zu bringen, muß man es auf nasses Fließpapier legen, damit es sich durch Reibung an der rauhen Fläche entzündet. — Hätte ich oben das Geschwisterpaar zusammenfassen dürfen, so hätte ich die Reihe der Stoffe, in welchen diese merkwürdigen Metalle im täglichen Leben gebraucht werden, noch bedeutend erweitern und namentlich Schießpulver, sowie den Salpeter in andern Anwendungen mit aufzählen können.

[2]) Daß Natrium auf der Sonne und auf einigen Fixsternen vorhanden ist, wo dagegen Gold und Silber fehlt, ergiebt die Spektralanalyse.

Salze nennen. Die wichtigste unter ihnen ist das Salz, von dem der Herr redet.

Seitdem mir vor kurzem ganz unwillkürlich jenes alte Experiment in lebhafte Erinnerung kam, klingt mir immer wieder durch die Worte: „Ihr seid das Salz der Erde“ als innerster Kern des Gleichnisses hindurch:

Das Reich Gottes ist gleich dem Natrium!

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ — so hat Jesus doch nicht allein in bezug auf politische Herrschaft gesagt. Das ewige, göttliche Wesen seines Reiches in seiner Reinheit und Heiligkeit hat in dieser unvollkommenen Welt nicht die seinem Wesen entsprechende Existenzsphäre. Selbst der König konnte hier nur in Knechtsgestalt erscheinen. Aber es gab Lichtblicke, in denen er in seiner wesenhaften göttlichen Herrlichkeit auch dem menschlichen Auge wahrnehmbar wurde, wie St. Johannes bezeugt: wir sahen seine Herrlichkeit. Am klarsten gleichsam als das scharfe Messer des Gerichtes ihn zu verderben schien, leuchtete aus seiner verhüllenden Niedrigkeit der Silberglanz seiner göttlichen Herrlichkeit hervor, wie beim zerschnittenen Natrium.

Aber wenn auch verhüllt, seiner Kraft und Wirkung nach war das Himmelreich in ihm in unsre Erdenwelt eingetreten. Er hat es aufgerichtet und läßt es verbreiten zum Heil der ganzen Erde. Es hat sichtbare Gestalt angenommen in seiner Kirche — aber nicht als metallisches Natrium, das in der Sauerstoff-Atmosphäre nicht ausdauern kann, sondern als Salz. Die Jünger Christi sind das Salz der Erde, nicht das Natrium. Wohl haben sie von ihrem Herrn den Natriumgehalt empfangen und spüren in sich seine segensreiche Kraft. Davon redet St. Paulus als von des Geistes Erstlingen. Aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen, wir sehnen uns nach der Kindschaft und warten auf unsres Leibes Erlösung. Wenn wir uns vorstellten, das Natrium im Kochsalz hätte Bewußtsein, wir würden es uns nicht anders denken können, als im Verlangen aus den Fesseln des scharfen, ätzenden Chlors frei zu werden. Dem entspricht das Sehnen und Seufzen der Kinder Gottes nach dem Zustande, wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann, wo die erlöste Seele frei und rein von aller Schuld — und also der scharfen, ätzenden Buße überhoben — im hellen Metallglanze bei ihrem Gott und Heilande sein kann.

In dieser Welt bleibt nichts Geistliches und Göttliches unberührt von den hier waltenden Mächten. In gewissem Maße ist alles der

Oxydation unterworfen und wenn dieselbe auch nur eine äußere Hülle um den echten metallischen Kern bildete. Es ist nichts so hoch und heilig, daß nicht die Endlichkeit und die Wandelbarkeit wenigstens einen inkrustierenden Einfluß daran ausüben sollte. Es dürfte sogar vielfach die Vergleichung mit der durchgreifenden Umänderung chemischer Verbindung noch zutreffender sein.

Vergeblich ringt der Geist auch des gereiften Christen nach einer adäquaten Vorstellung der himmlischen Dinge. In vielen Punkten müssen wir uns bescheiden und uns mit Bildern und Gleichnissen behelfen, die von irdischen Dingen hergenommen sind. Unsre menschliche Sprache, und hätte sie auch schon jahrhundertelang unter dem Einfluß des Christentums gestanden, hat doch meist Ausdrücke, die in vollem Maße nur auf die Dinge und Verhältnisse der sichtbaren Welt zutreffen. Selbst das Wort Gottes, in welchem die ewige Wahrheit in die zeitliche Form eingegangen ist, entspricht in dieser Beziehung dem fleischgewordenen Worte in seiner Knechtsgestalt, und ist nicht dem Metalle, sondern dem Salze zu vergleichen.

Die aufrichtigsten und innigsten Gebete bleiben nicht frei von den Schlacken irdischer Gedanken. Gerade dort versucht der böse Feind seine Zerstreuung einzumischen, so daß man oft erschrocken bemerken muß, wie ganz fremdartiges dazwischen kommt. Sagt doch Luther, daß man nicht ein Vaterunser unangefochten beten könne. Wie oft sind die Gebete selbst frommer Christen — auch abgesehen von der stammelnden Schwachheit — gleichsam oxydiertes Lippenwerk, in dem geistliches und irdisches sich mit einander vereint in gebundenem Zustande befindet.

Blicken wir ferner auf den Wandel der Christen in Worten und Werken. Wir finden keine Heiligen, sondern arme Sünder, die täglich in Reue und Buße ihren alten Menschen ersäufen sollten, und wie oft wird in diesem Stücke noch viel versäumt!

Hier auf der Erde sind wir Christen Salz und nicht Natrium. Daß wir solches werden, ist das Ziel unsres Berufs, nach dem wir uns sehnen, und es ist uns deutlich genug gezeigt worden, wenn wir es jetzt auch nur erst sehen wie durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort. Die eine, heilige, christliche Kirche gleicht dem edeln Metalle. Aber noch ist sie die unsichtbare. Jetzt haben wir die Kirche Christi nur in dem Zustande, in welchem sie mit der Endlichkeit verquickt ist. Aber wie in den Salzen in mannigfachen Formen doch das eine Natrium wirkt, so übt auch hier auf Erden die eine christliche Kirche ihre segensreichen Wirkungen aus, mag sie auch in viele Sonderkirchen und Sekten zerspalten sein. Mag auch ihre Erscheinung oft gar weit abweichen von dem Bilde der Gemeinde der Heiligen (so wie das Salz weit verschieden ist von dem glänzenden edeln Metalle), dennoch ist die Geisteskraft des Herrn zur Heiligung noch überall rege, wo nur das Salz nicht dumm geworden ist.

Die sichtbare Kirche in der Form der Volkskirche wird oft recht geringschätzig angesehen. Man kann ja auch nicht leugnen, daß sich in derselben viel dummgewordenes Salz gesammelt hat. Trotzdem findet der nüchterne Blick in großer Zahl die Spuren von dem noch nicht entschwundenen Natriumgehalt. Gerade im Gegensatz zu den salzlosen Heidenvölkern treten dieselben deutlich hervor. Mag auch bei dem ausgedehnten Abfall und der Verweltlichung vieler ihrer Mitglieder die Kirche selbst als vom Heidentum zerfressen erscheinen, der Missionar hatte doch recht, der unter den ersten Eindrücken des heidnischen Lebens nach Hause schrieb: „Sagt mir nichts mehr von Heiden in der heimatlichen Kirche; die wirklichen Heiden, die ich nun kennen gelernt habe, sind ganz etwas anderes!“

Unser Volk hat seinen Sonntag. Mag er auch von vielen gemißbraucht werden: Tausenden ist er ein Segen, den sie nicht haben würden, wenn sie nicht die Volkskirche hätten. Die Achtung des Menschenlebens, die Stellung der Frau, die Wertschätzung der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit im Volksbewußtsein und manche andere Punkte zeigen uns Momente göttlichen Lebens mitten in den beklagenswerten Verhältnissen, die auf den ersten Anblick entchristlicht zu sein scheinen. Je mehr man aber in langer Erfahrung den Blick schärft, desto mehr findet man auch in den volkskirchlichen Gemeinden noch ein gut Teil christliches Leben, das sich nur deshalb so oft den Blicken entzieht, weil es sich nicht in den Formen, die man erwartet, offenbart. Ich könnte manche Fälle von Buße und Glauben, von Gebetsleben und von seligem Sterben anführen, in denen nicht bloß deutlich der Salzgeschmack zu spüren war, sondern wo fast etwas von dem Silberglanz des Natriums hindurch schimmerte.

Auch die Wahlkirchen, selbst wenn sie es mit der Aufnahme ihrer Mitglieder noch so strenge nehmen, gehören in die Rubrik der armen zersplitterten, noch mit vielen Mängeln behafteten sichtbaren Kirche. Auch in ihnen finden wir nicht lauter Natrium, sondern Salz.

Trotzdem haben manchmal ernste Christen den Versuch gemacht, eine reine Gemeinde der Heiligen, wie wir sie im Glaubensbekenntnis bekennen, unter irdischen Verhältnissen sichtbar darzustellen. Alle diese Versuche sind mißlungen. Ja zuweilen sind sie Veranlassung zu groben Verirrungen geworden. Wenn man das Unmögliche künstlich erzwingen will, giebt es schwere Erschütterungen und Explosionen. Solch eine vermeintliche Gemeinde der Heiligen, die vielleicht behütet wird, wie das Stückchen künstlich bereiteten Natriums unter Steinöl, kann leicht auf dem Wasser der Trübsal, wie jenes, krachend im Feuer vergehen.

Jünger Jesu, die nach seinem Worte Salz sein wollen, werden sich in dieser sichtbaren Welt mit der sichtbaren Kirche zufrieden geben, wofern sie in derselben ihre Salzkraft behalten und bewähren können. Sie werden zwar auch sehnlich ausschauen nach der Vollendung. Aber in dieser Zeit lassen sie sich bescheidentlich an der Gnade des Herrn genügen und rühmen sich am liebsten ihrer Schwachheit.

Als Salz der Erde aber sollten sie in der Mission sich ebenfalls der Grenzen ihrer Aufgabe bewußt bleiben. Wenn es in der Christenheit nach der Entwicklung von Jahrhunderten nicht möglich gewesen ist, die unsichtbare Kirche zu realisieren, so sollte man es mit den Anfängern, die aus Heidenvölkern in die Schule Christi eingeführt werden, auch nicht versuchen, um so weniger, da die Ergebnisse einer hundertjährigen, ernsten Missionsarbeit dem unbefangenen Beobachter nur Gemeinden zeigen, die (zumeist noch mehr als die in der alten Christenheit) mit den Mängeln der sichtbaren Kirche behaftet sind.

Trotzdem wird noch vielfach als Ziel der Mission hingestellt (wie ein englischer Missionar es ausgesprochen hat): „eine reine, geistliche Gemeinde zu sammeln.“ Mancher ärgert sich, wenn Augenzeugen berichten, daß es in den heidenchristlichen Gemeinden auch nicht anders stehe, als in den Volkskirchen der alten Christenheit. Es will dem christlichen Eifer nicht genügen, wenn nur in derselben Weise, wie bei uns, die Salzkraft ins Volksleben eingeführt wird und dieses einer langsamen, stillen Entwicklung überlassen bleibt. Man möchte sofort womöglich nicht Salz — sondern Natrium haben und sollte es mit mühsamer Künstelei wie in der Retorte in einzelnen Krümchen gewonnen werden.[1])

Die Missionsmethode sollte sich doch warnen und belehren lassen durch die Kirchengeschichte. Sie zeigt uns allewege christliche Gemeinden, die in der Zeitlichkeit oxydiert, von ihrem hohen Berufe weit abgekommen zu sein scheinen. Und trotzdem wirkt Gottes Geisteskraft innerhalb dieser Massen so, wie die Kraft des Natriums im Salze die ganze Masse durchdringt. Darum wollen wir uns bescheiden mit der Aufgabe, die der Herr selbst uns gestellt hat, da er sagte:

„Ihr seid das Salz der Erde.“

[1]) Das Natrium wird gewonnen, indem Kochsalz lange Zeit der Weißglühhitze ausgesetzt wird. Es entweicht in grünlichen Dämpfen, die in einem halb mit Petroleum gefüllten Behälter sich unter letzterem in einzelnen Krümchen niederschlagen und schließlich unter demselben zusammengeknetet werden.

The Woman's National Indian Association

in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Von J. Mergner.

Unser Jahrhundert hat eine Völkerwanderung gesehen, gegen welche die am Anfang des Mittelalters stehende in ihren Dimensionen verschwindet, und wie die Anfänge dieser Wanderung noch vor Beginn unseres Jahrhunderts liegen, so wird das Ende desselben jedenfalls noch keinen Stillstand der Bewegung bringen. Nach Westen zog bis jetzt die Hauptströmung; der alte Zug der Völker geht von Ost nach West. Einen Hauptanziehungspunkt bilden die Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo eine der merkwürdigsten Völkerbildungen der Weltgeschichte noch im Werden ist. Die Vereinigten Staaten sind ein Land, von dessen Ausdehnung und an vielen Stellen noch kaum berührten Reichtümern man sich in Deutschland nur schwer eine Vorstellung machen kann. Wer es gesehen, begreift, daß es etwas Berauschendes hat, Bürger dieses Landes zu sein, das in manchen Stücken schon die alten Kulturländer Europas überflügelt, wenn er sich auch eines Lächelns nicht erwehren kann über den Enthusiasmus, den die Kinder der kaum Eingewanderten bei ihrem Patriotismus entfalten und insonderheit bei der Geringschätzung, die sie allem gegenüber, das nicht amerikanisch ist, an den Tag legen.

Aber wo ist der Sohn der Wildnis geblieben, der dies Land als das seine zu betrachten pflegte und gewiß dazu alles Recht hatte, da er es von seinen Vätern ererbte? Man kann jetzt tagelang in Amerika reisen von Ost nach West, ohne eine Spur von ihm zu sehen. Ausgedehnte Farmen bedecken die Ebenen, Städte sind herangewachsen, die zum Teil längst an Größe die Städte der alten Welt übertreffen. Dampf- und elektrische Wagen brausen durch die Staaten. Ein großes Schienennetz umspannt Ost und Centrum und dehnt sich weiter und weiter nach dem Westen bis zum großen Ocean. Fabrikschlöte rauchen und Maschinen rasseln. Wo ist der Sohn der Wildnis geblieben? Es liegt eine tief tragische Wahrheit in dem, was Cooper seinen sterbenden Indianer sagen läßt. Ein langer ungleicher Kampf hat mit dem vollständigen Unterliegen der roten Rasse geendigt.

Die ersten Einwanderer wurden von den Indianern freundlich aufgenommen. Die Freundschaft dauerte nicht lange. Die Ansiedler betrachteten von Anfang an die Indianer als tief unter ihnen stehend, als eigentlich rechtlose Kreaturen. Sie waren es nicht anders gewöhnt. Hatten denn die Entdecker der neuen Länder irgend welche Rechte der Bewohner in betracht gezogen, wenn sie Besitz ergriffen im Namen ihrer Souveräne? Oder die europäischen Mächte, wenn sie die Länder unter sich verteilten und Freibriefe auf die neuen Gebiete bewilligten? Es gab viele edle Ausnahmen; voran steht William Penn. Ihm war es nicht genug, daß Englands König ihm das Land verkaufte, er kaufte es außerdem noch von den Indianern, deren Rechte er stets zu ehren bemüht war. Seine Kolonie hatte aber auch 60 Jahre lang friedliche Nachbarschaft mit den Indianern.

Überhaupt fehlte es von Anfang an nicht an edlen Männern, die unter den Indianern Missionsarbeit trieben, so John Eliot in Neu-England, den man Apostel der Indianer nannte. Die durch ihn Bekehrten unter den Indianern bezeichnete man als „die betenden Indianer". Er übersetzte die Bibel in ihre Sprache und verursachte den Bau einer Unterrichtsanstalt für dieselben in Verbindung mit Harvard College, der ältesten höheren Bildungsanstalt in Neu-England.

Derartige Bemühungen blieben aber ziemlich vereinzelt, die größere Zahl der Kolonisten war gleichgiltig oder feindselig gegen die Indianer. Vergehen derselben wurden oft auf die unklugste Weise mit großer Strenge bestraft. So waren z. B. die ersten Kolonisten in Virginien von den Indianern als Freunde behandelt worden, bis sie einen einzelnen Diebstahl mit Niederbrennen eines Indianerdorfes straften. Natürlich war die Kolonie von da an von Feinden umgeben. Ähnlich ging es in den meisten Kolonien; bald sahen die Indianer in den Bleichgesichtern ihre gefährlichsten Feinde und benützten jede Gelegenheit, sich, oft auf die grausamste Weise, ihrer zu entledigen. Ein Glück war es für die Kolonisten, daß die Indianer meist nicht einig waren, sonst wären die Kolonien wohl in ihren Anfängen erdrückt worden. Die Kolonisten glaubten dagegen, ihre Sicherheit in schonungslosem Bestrafen der Indianer suchen zu müssen, und mancher Vernichtungskrieg wurde gegen die einzelnen Stämme geführt.

Der Konflikt der Ansiedler mit den Indianern in den Neu-England-Staaten endete 1676 mit König Philipps Krieg. König Philipp war ein Indianerhäuptling von hervorragenden Fähigkeiten; er vereinigte verschiedene Stämme, um die Ansiedler aus dem Lande wegzufegen. Die Indianer brachten die Kolonisten zeitweilig in große Gefahr; aber König Philipp fiel und sie wurden besiegt. Wer nicht umgekommen war, wurde nach Westindien in die Sklaverei verkauft oder floh nach dem Westen. Neu-England war von den Indianern geräumt. In diesem Krieg hatten „die betenden Indianer" vielen Ansiedlern das Leben gerettet.

In den Kämpfen zwischen Franzosen und Engländern in Amerika erkannten die Indianer mit großem Scharfblick, wo sie ihre gefährlichsten Feinde zu suchen hatten, nicht in den Franzosen, die sich im ganzen damit begnügt hatten, Forts und Handelsstationen anzulegen, aber nicht die Wälder lichteten und urbar machten. So schlugen sich die Indianer auf die Seite der Franzosen und teilten ihre Niederlage. Während des Befreiungskrieges nahmen sie zum Teil die Partei der Engländer, ohne dabei eine wichtige Rolle zu spielen. 1811 erhoben sich die Stämme an der westlichen Grenze unter einem bedeutenden Häuptling vereinigt aufs neue gegen die Ansiedler, weil der Gouverneur von Indiana einen Teil der Indianer überredet hatte, ihr Land gegen Geschenke abzutreten.

Aber so verschieden auch alle diese mit wechselndem Glück geführten Kriege waren, das Ende war immer ungefähr das gleiche — ein weiteres Vordringen der weißen Ansiedler, ein weiteres Zurückgedrängtwerden der Indianer. Dabei verminderte sich ihre Zahl mehr und mehr, denn, wie ein amerikanischer Geschichtsschreiber selber sagt: „Die Weißen haßten die

Indianer und jeder Grund, sie los zu werden, war ihnen recht, daher sie viele töteten und keine Barmherzigkeit zeigten."

Unter diesen beständigen Zwistigkeiten mit den Indianern hatten sich große Ereignisse abgespielt, die Vereinigten Staaten waren eine unabhängige Nation geworden. Die Kriege, durch welche Europa im Beginn des Jahrhunderts erschüttert wurde, gaben Gelegenheit, ein ungeheures Stück Land, das unter dem Namen Louisiana als französischer Besitz galt, zu erwerben, ebenso Florida von Spanien. Später wurde ein großes Stück von Mexiko annektiert und die Grenze zwischen englischem und amerikanischem Besitz geregelt. Die Vereinigten Staaten dehnten sich von einem Ocean zum anderen. Gold fand sich in Californien, und neue Scharen von Ansiedlern strömten in das Land. Die Indianer aber waren überall im Wege. Was geschah mit ihnen? Man wies ihnen sogenannte Reservationen an, die von den Weißen nicht in Besitz genommen werden sollten. Anfangs waren dies ziemlich ausgedehnte Strecken; im Vergleich mit der ungeheuren Ausdehnung des früher von den Indianern als das ihre betrachteten Gebietes freilich verschwindend klein. Aber auch hier waren die Indianer nicht sicher vor der Habsucht der Weißen. Georgia setzte es durch, die Creeks und die Cherokees auszutreiben, trotzdem die Regierung der Vereinigten Staaten ihnen den Besitz des von ihnen bewohnten Landes durch Verträge garantiert hatte und diese Indianer zum großen Teil seßhafte Farmer waren. Dakota hatten die Sioux an die Weißen abgetreten und sich die Region der „Schwarzen Berge" vorbehalten. Als aber dort Gold entdeckt wurde, strömten auch dorthin die Ansiedler. Die kriegerischen Sioux verteidigten ihre Rechte in blutigen Kämpfen, aber das Ende war, daß der Stamm weichen mußte. Allenthalben wurde an den Reservationen abgezwackt, so z. B. Oklahama von der größten dieser Reservationen Indian Territory. Auf den so zusammengeschrumpften Gebieten konnte der Indianer nicht mehr in alter Weise leben. Was waren auch diese Stücke Land gegen die ausgedehnten Jagdgebiete, die er sonst besessen. Er sollte nun Farmer werden, oft in Gegenden, die gar nicht dazu geeignet waren und geübten Farmern die größten Schwierigkeiten verursacht haben würden. So war es also oft wirklich kaum möglich für ihn, sich selbst zu erhalten. Es wurden deshalb allenthalben von der Regierung Indianer-Agenten aufgestellt, die für die Bedürfnisse der Indianer sorgen sollten. Diese Agenten hatten fast unumschränkte Macht über den gesetzlich rechtlosen Indianer, den man töten konnte, ohne nach dem Gesetz ein Verbrechen zu begehen. Der Indianer konnte keine Kontrakte abschließen, nichts kaufen oder verkaufen ohne Erlaubnis des Agenten. Besaß der Agent ein Herz für den Indianer, so konnte er manches thun, um ihn zu heben. Gewöhnlich aber teilte der Agent die allgemeine Meinung, daß der Indianer überhaupt nicht civilisationsfähig sei; es war ihm in der Regel auch gar nicht um den Indianer zu thun, er hatte seine Stellung als Belohnung für politische Dienste erhalten und suchte sie zu benützen, um seine eigenen Taschen zu füllen. So hat die Regierung im Lauf der Jahre riesige Summen ausgegeben, teils für Unterhalt der Indianer, teils für Militärposten, um

dieselben in Unterwürfigkeit zu erhalten, ohne daß in den meisten Fällen den Indianern eine wirkliche Förderung zu teil geworden wäre.

Wo blieben die Missionsgesellschaften? wird man fragen. An Missionsversuchen hat es nicht gefehlt, aber bis vor wenig Jahren kamen diese Versuche eben nur einzelnen Stämmen zu gut. Die verschiedenen Kirchengemeinschaften hatten und haben auch jetzt noch alle Hände voll zu thun, wenn sie ihren eigenen, alljährlich neu in das Land kommenden Gliedern nachgehen, sie sammeln und vor vollständiger Entkirchlichung bewahren wollen. Auch ist ja hinreichend bekannt, daß die amerikanischen Kirchengemeinschaften in der Heidenwelt zum Teil großen Eifer entfalten. Und doch schien es eine Ehrenschuld, vor allem der so vielfach betrogenen und gedrückten Rasse der Urbewohner des Landes zu helfen. Die Sklaverei war in den Vereinigten Staaten nach einem blutigen Bürgerkrieg abgeschafft und den Schwarzen Bürgerrechte gegeben worden. Christliche und human gesinnte Frauen hatten in der Agitation, durch welche lange vor diesen Ereignissen die öffentliche Meinung bearbeitet wurde, in Wort und Schrift eine hervorragende Rolle gespielt, man denke nur an den bekannten von einer Frau geschriebenen Roman „Onkel Toms Hütte", welcher die Bewegung vielleicht mehr förderte als irgend etwas anderes. Eine Anzahl christlicher Frauen war es auch wieder, die zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Schandfleck hinzulenken suchte, den die Behandlung der Indianer in der Geschichte des amerikanischen Volkes, das doch ein christliches sein will, bildet. Ein Verein wurde gegründet unter dem Namen „Woman's National Indian Association" mit dem doppelten Zweck:

1. Darauf hinzuarbeiten, daß den Indianern der Vereinigten Staaten gesetzliche und gesetzgeberische Hilfe geschafft werde,

2. ihnen passende Lehrer und Missionare zu senden und zu erhalten, welche unter ihnen wohnen und arbeiten sollten, sie zu Christen und Staatsbürgern zu erziehen.

An die Spitze des Vereins trat Mrs. Quinton, die mit großer Hingebung ihre ganze Zeit und Kraft der Sache widmet. Der Verein besitzt nunmehr Zweigvereine fast in jedem Staate der Union.

Die Agitation begann 1879 und wurde seitdem durch Sammlung von Petitionen, welche Jahr für Jahr beim Kongreß eingereicht wurden, Versammlungen und Arbeit in der Presse unermüdlich fortgesetzt. Die Bemühungen waren nicht erfolglos, sie gaben den Anstoß zur Gründung eines Vereins von Männern, „The Indian Rights Association", welcher der Sache die wichtigsten Dienste leistete. Senator Dawes, nun schon lange Präsident des Komitees für Indianerangelegenheiten im Senat, der die Äußerung gethan hat: „die neue Indianerpolitik der Regierung verdankt ihre Entstehung und erste Entwicklung den Frauen des Vereins", übernahm die Vertretung der Sache im Parlament, wo im Jahre 1887 die sogenannte „Dawes Bill" angenommen wurde, welche dem Roten Mann die Thür zum amerikanischen Bürgerrecht öffnete und ihm Einzelbesitz des Landes bei gesetzlichem Schutz ermöglichte. Es giebt nun etwa 92000 Indianer, welche Landbesitzer und Bürger von Amerika sind; und

denen, die es noch nicht sind, dazu zu verhelfen und sie zu selbständigen Staatsbürgern zu erziehen, bildet eben einen der obengenannten Zwecke des Vereins. Da derselbe aus christlich gesinnten Gliedern besteht, hat er nicht verkannt, daß das Christentum die größte Erziehungs- und Bildungsmacht der Welt ist. Hatte die Arbeit in den ersten Jahren des Vereins hauptsächlich in einem Streben nach Beeinflussung der Gesetzgebung zu Gunsten der Indianer und Bearbeitung der öffentlichen Meinung bestanden, so trat vom Jahr 1884 an die Missionsthätigkeit in den Vordergrund. Der Verein setzte sich das Ziel, alle Stämme oder Teile von Stämmen, welche noch nicht in Pflege der Mission standen, unter die Pflege von Missionaren zu bringen und zwar so, daß die Mittel von dem Verein beschafft werden, die Missionsarbeit selbst aber an eine der kirchlichen Gemeinschaften abgetreten wird, sobald eine solche sich bereit und imstande zeigt, die Arbeit zu übernehmen. So sind in den letzten 10 Jahren etwa 33 Missionsstationen errichtet und an kirchliche Gemeinschaften übergeben worden. Die Regierungen zeigen sich in der Regel dem Verein günstig gesinnt und arbeiten oft Hand in Hand mit ihm. Die Arbeiter des Vereins sind beauftragt, den Indianern das Christentum zu bringen, doch ist das keineswegs ihre einzige Aufgabe, sie sollen sie ebensowohl anleiten zur Errichtung bequemer Heimstätten, sie in Feld- und Gartenbau, Haushaltungsgeschäften und häuslichen Künsten, als da ist Kochen und Kleidungsstücke anfertigen, unterweisen, sie zur Arbeitsamkeit und Selbständigkeit erziehen, sie die englische Sprache lehren, die Kinder unterrichten und für Pflege der Kranken sorgen — lauter Dinge, welche bekanntlich auch an anderen Orten mit der Missionsthätigkeit Hand in Hand gehen. Der Verein hat eine besondere Abteilung, welche Gelder aufbringt, um sie den Indianern zinsfrei zu leihen zum Zweck der Gründung eigener behaglicher Heimstätten. Diese sind schon für die Gesundheit der Indianer von besonderer Wichtigkeit. Ihre Zeltwohnungen von ehemals waren nicht eben ungesund, denn eine große Öffnung an der Decke für den Rauch des Feuers sorgte zugleich für Ventilation, der Erdboden absorbierte, was darauf fiel, und bis das schädlich werden konnte, brach man das Zelt ab und zog weiter. Jetzt wohnen die Leute in engen Blockhäusern zusammengedrängt, ein großer Ofen ist gewöhnlich überheizt, die zwei kleinen Fenster werden selten geöffnet, derselbe verunreinigte Erdboden dient als Fußboden jahraus jahrein, überdies bewahrt man gewöhnlich noch in einer Ecke des Raumes die am Freitag erhaltene Fleischration auf, so lange dieselbe reicht, oft die ganze Woche durch — ist es ein Wunder, wenn Lungen- und Blutkrankheiten jetzt bei den Indianern sehr häufig sind? Die Missionare bezeichnen diejenigen, welchen durch derartige Darlehen am ersten emporgeholfen werden kann, sie vermitteln den Indianern Handwerkszeug, Nähmaschinen und Hausgeräte, sie machen auf einzelne aufmerksam, deren Begabung und Neigung einer besonderen Ausbildung würdig erscheint ꝛc.

Die Agitation des Vereins richtet sich noch insonderheit gegen das häufige gewaltsame Fortschaffen von Indianern, deren Gebiet aus irgend welchem Grunde die Habsucht der Weißen erregt hat. Diese oft mit

großer Härte ausgeführten „Removals“, die manchem Indianer schon das Leben kosteten, sind etwas sehr Häufiges in der Geschichte der Indianer in den Vereinigten Staaten. Ein Beispiel wurde oben schon erwähnt, nämlich wie Georgia sich der mißliebigen Creeks und Cherokees entledigte. Der Seminolenkrieg in Florida hatte seine Ursache in der beabsichtigten Austreibung des Stammes. Ein derartiges Vorgehen der Weißen gegen die Indianer gehört jedoch keineswegs nur der Vergangenheit an. Colorado z. B., das vor einigen Jahren schon einen Teil des Ute-Stammes nach Utah ausgetrieben hat, wünscht in der Gegenwart den Rest dieses Stammes los zu werden. Diese 950 Utes bewohnen einen Streifen Landes etwa 110 englische Meilen lang und 15 breit an der südwestlichen Grenze von Colorado. Sieben Flüsse und verschiedene Bäche fließen durch das Land, so daß dasselbe bewässert werden kann, was in jenen Gegenden von der größten Wichtigkeit ist; denn infolge des äußerst geringen Regenfalles hat nur bewässerbares Land Wert für den Ackerbau. Dieses Stück Land ist nur ein Rest von dem, was der Stamm früher besaß, auf welchen derselbe im Jahre 1880 beschränkt wurde. Bei der Gelegenheit versprach ihnen die Regierung Vieh, Samen, Handwerkszeug, Ackerbaugeräte und Schulen für ihre Kinder. Gesehen haben die Indianer wenig von dem Versprochenen. 1889 war z. B. erst eine Schule mit 4 Schülern vorhanden, die in einem so baufälligen Gebäude untergebracht war, daß die Mauern gestützt werden mußten. Wohl aber wurde schon im nächsten Jahr eine Eisenbahn durch 50 Meilen des Landes geführt, ohne daß die Indianer darum gefragt wurden, und von da an war immer die Rede von „Removal“. Die Gründe, welche dafür angeführt werden, sind, daß von den 350 000 acres guten Ackerbaulandes in dem Gebiet nur 600 von den Indianern bebaut werden, daß das Land von den Weißen viel besser benützt werden könnte, die Indianer den Fortschritt der Civilisation aufhalten 2c. Deshalb sollen diese Indianer nach einem weniger wertvollen Land in Utah übergesiedelt werden, das sich nicht so gut zu Ackerbau eigne, wo sie aber mehr Gelegenheit zur Jagd hätten. Dieses Land wird auch von solchen, welche die Zwangsauswanderung befürworten, als unfruchtbar und unzugänglich geschildert. Auch wünscht man in Utah die neuen Gäste nicht und ein Vernichtungskrieg von Seite der wilden „Cowboys“ und der Mormonen gegen dieselben ist ziemlich sicher zu erwarten. Der Verein hat nun in Washington alles aufgeboten, die Zwangsauswanderung zu verhindern. Seine Vertreter behaupten, wenn nur erst die beständige Angst vor dem gefürchteten „Removal“ von den Indianern genommen sei und man ihnen die gemachten Versprechungen wirklich halte, würden sie bald brauchbare Staatsbürger werden, umsomehr, als ein vielversprechender Anfang trotz der Ungunst der Verhältnisse schon gemacht sei. Wirksame Unterstützung fand der Verein in der energischen Opposition seitens eines Abgeordneten aus Utah gegen das Vornehmen, so ist es denn auch gelungen, die Ausführung bis jetzt zu hintertreiben.

Werfen wir noch einen Blick auf die praktische Ausführung der dem Verein gestellten Aufgaben in seinen verschiedenen Arbeitsgebieten. Zuerst in Florida. Im Jahre 1821 wurde dieses Land ein Besitz der Ver-

einigten Staaten. Damals besaßen die Seminolen das Centrum des jetzigen Staates Florida. Sie waren ein intelligentes Volk unter eigenen Häuptlingen, bewohnten strohgedeckte Blockhäuser und bebauten das Land. Mit den Spaniern hatten sie friedlich gelebt. Die Regierung schloß einen Vertrag mit ihnen und überredete sie 1823, ihren bisherigen Besitz aufzugeben und nach dem Süden des Staates auszuwandern, „da dieses Land sich für Kultivierung durch die Weißen nicht eigne." Aber das ihnen im Vertrag versprochene Geld wurde nicht bezahlt. Eigennützige Spekulanten betrogen sie, man suchte sie allmählich ganz aus dem Lande zu drängen, ja ein Gesetzgeber sprach es offen aus: „da diese Indianer nicht den Staat verlassen wollen, sollten solche Maßregeln gegen sie ergriffen werden, daß ihre Austreibung durch Gewalt gerechtfertigt erscheine." So behandelte man sie mit großer Härte, wurde einer von ihnen ohne geschriebene Erlaubnis des Agenten außerhalb der Reservation gefunden, so sollte er „nicht mehr als 30 Streiche auf den bloßen Rücken erhalten" und seine Waffen verlieren. Ihre Bitten an die Regierung um Schutz und Gerechtigkeit verhallten ungehört. Im Jahre 1832 endlich sollten sie zur Auswanderung nach Arkansas gezwungen werden. Aber die bis aufs Blut Gereizten weigerten sich zu gehen und ein siebenjähriger Krieg erfolgte, in welchem man sie mit Bluthunden hetzte, von anderen Grausamkeiten zu schweigen. Das Ende war das gewöhnliche wie bei allen Indianerkriegen. Die Soldaten, welche beauftragt waren, sie entweder fortzubringen oder auszurotten, hatten Erbarmen mit den Unglücklichen, und ihren Bitten war es zu danken, daß ein „harmloser Rest" in Florida bleiben durfte. Sie zogen sich in die ungeheure Sumpfregion, welche unter dem Namen The Everglades bekannt ist, und in die Gegend südlich davon zurück und leben hier von Jagd und Ackerbau. Ihre Zahl wird sehr verschieden angegeben von 200—3000. Der bekannte Schriftsteller Kirk Monroe beschreibt sie als einen besonders schönen, wohlgebauten Menschenschlag mit intelligentem Gesichtsausdruck und guter Begabung. Sie überträfen nicht nur ihre Brüder im Westen, sondern ließen sich überhaupt mit jeder anderen Menschenrasse, ausgenommen der kaukasischen, vorteilhaft vergleichen. Das von ihnen bewohnte Land eignet sich gut zum Bau von Südfrüchten und ist daher, seit die Einwanderung in neuerer Zeit sich in diese Gegend zog, vielfach begehrt. Die weißen Ansiedler in der Gegend gehören auch nach ihrer Gesinnung zu der niedrigsten Gesellschaftsklasse und jedes Mittel, die Seminolen zu verdrängen, ist ihnen recht. Leider sind die letzteren sehr empfänglich für Wiskey und werden durch die Wirkung des Getränkes leicht in kriegerische, racheluftige Stimmung versetzt, zu welcher die Erinnerung an früher erlittenes Unrecht genügenden Anlaß bietet. Dies benützen die Weißen und berichten dann „die Verbrechen" den Behörden, um darin Anlaß zu finden, die Indianer aus ihren Niederlassungen zu treiben.

Die Regierung jedoch ist den Indianern im ganzen freundlich gesinnt und hat nun beschlossen, 5000 acres für dieselben reservieren zu lassen, die ihre Niederlassungen in sich schließen sollen. Sie unterstützte auch die Bemühungen des Vereins und verhalf ihm zu einem Stück Land, das

ungefähr in der Mitte zwischen 5 dieser Indianerniederlassungen liegt, etwa 40 Meilen östlich von Myers, nahe bei den Everglades. Hier begann im Juni 1891 in einem engen Blockhaus die Arbeit unter den Seminolen. Dr. Brecht, seine Frau und ein Farmer waren die ersten Arbeiter. Die nächste und schwierigste Aufgabe war, die Indianer heranzuziehen und ihr Zutrauen zu gewinnen. Daß die Indianer von Weißen, die obendrein in Verbindung mit der Regierung standen, nichts Gutes erwarteten, war nach den Erfahrungen ihrer Väter mit früheren Regierungen sehr begreiflich. Auch Regierungsvertreter gestanden das bereitwillig zu.

Gleich im Anfang wurde ein kleiner Laden eingerichtet, wo die Indianer Felle und Federn verkaufen und notwendige Lebensmittel kaufen konnten, ohne der Versuchung durch Spirituosen ausgesetzt zu sein. Dies reizte die Spirituosenhändler, die ihren Gewinn unter diesen armen Leuten zu verlieren fürchteten und deshalb allerlei Verleumdungen über die Missionare verbreiteten. Im Dezember wurde eine Sägemühle errichtet, um das nötige Holz zu einer Schule und anderen Gebäuden zu gewinnen. Da diese Indianer Interesse für Maschinerie zeigen, hoffte man sie durch die Aussicht auf Verdienst zum Erlernen der Arbeit anzulocken. Die vom Anfang an bei jeder Gelegenheit bereitwillig geleistete ärztliche Hilfe hatte ihnen schon etwas mehr Zutrauen eingeflößt. Zu Weihnachten kamen zahlreiche Kisten mit Geschenken für die Indianer, und die Missionare hofften, durch eine schöne christliche Weihnachtsfeier den Indianern näher zu kommen. Aber die Wiskeyhändler verbreiteten das Gerücht, die Mission sei nur eine Falle, um die Indianer zu fangen, Soldaten in Verkleidung seien schon ganz in der Nähe und das Pfeifen der Maschine in der Sägemühle das Zeichen, das sie herbeirufen würde, dieselben einzufangen und nach Indian Territory zu bringen. Als nun Weihnachten kam, waren die meisten Indianer nach Süden gegangen auf die Jagd nach Alligatoren. So mußten die Missionare mit traurigem Herzen Weihnachten ohne sie feiern. Die Geschenke wurden zwar aufbewahrt, aber es kostete auch später noch Mühe, sie zur Annahme zu bewegen. Einige brachten sogar Spielsachen, die sie früher von den Missionaren für ihre Kinder erhalten hatten, zu einem Wiskeyhändler, ehe sie wegzogen, da sie fürchteten, gefangen genommen zu werden, wenn man diese Dinge in ihrem Besitz fände. Ein alter Indianer vergoß Thränen aus Furcht vor einer Wiederholung des Seminolenkrieges.

Doch die Missionare verloren den Mut nicht, die Mühle wurde in Betrieb gesetzt, und bis zum März entstand auch ein Holzhaus mit 5 Zimmern für das Missionsehepaar. Allmählich kehrten die Indianer zurück, und die Freundlichkeit und Dienstwilligkeit der Missionare fing an, ihr tief eingewurzeltes Mißtrauen zu überwinden. Sie ließen sich die Arbeit in der Mühle zeigen, wenn auch einzelne noch Furcht äußerten beim Ertönen der Dampfpfeife. Ein großer Fortschritt war es, als der erste für Bezahlung arbeitete und allmählich immer mehr Nachfolger fand. So arbeiten die Missionare geduldig weiter und benützen jede Gelegenheit, den Indianern Freundlichkeit zu erweisen und sie auch zu Sonntagsschule und

Gottesdienst herbeizuziehen, und ihr Werk scheint nicht umsonst zu sein. Wenn es auch noch so langsam fortschreitet, so hofft man doch zuversichtlich, daß der Tag kommen wird, da diese Indianer als Christen, freie Bürger und seßhafte Farmer sich einfügen werden in die Bevölkerung von Florida.

Die kirchliche Pflege dieser Mission übernahm 1893 die protest. bischöfliche Kirche von Süd-Florida. Die finanzielle Unterstützung soll einstweilen noch von dem Ostpennsylvanischen Zweigverein geleistet werden.

Unter den Omahas in Nebraska bewährt sich als eine besonders wertvolle Hilfe Dr. Susan La Flesche, eine Indianerin dieses Stammes, welche durch Hilfe des Vereins zum Arzt ausgebildet wurde und an der von der Regierung gegründeten Indianerschule angestellt ist, aber auch außerhalb derselben mit großer Hingebung an ihrem Volk arbeitet. Dieselbe schreibt in ihrem Jahresbericht:

„Im Dezember 1891 erschien die vielgefürchtete Grippe und trat ziemlich bedenklich auf. Im Dezember hatte ich 140 Fälle. In der ersten Hälfte des Januar drängte sich die Arbeit ebenso, ich konnte mehrere Wochen nicht einmal zur Kirche gehen.

Besonders lieb wurde mir unter den an Grippe erkrankten eine schwindsüchtige junge Frau. Ihr Mann kam und rief mich; sie lebten 6 Meilen von hier. Am nächsten Morgen, so früh als möglich, ging ich hin, trat ein und werde den Anblick nicht leicht vergessen. In einer Ecke auf dem Fußboden war die junge Frau in halbliegender Stellung, gestützt von den Armen ihrer alten Mutter. Jeder ihrer Atemzüge schien Todesqual, und die einzige Notiz, die sie von mir nahm, war ein schwacher Händedruck, sie war zu schwach auch nur zu flüstern. Ich blieb zwei Stunden da, länger konnte ich nicht, da mehrere Meilen entfernt Patienten noch auf mich warteten. Es gelang mir, ihr etwas Erleichterung zu verschaffen, sie begann zu sprechen: „Ich bin so müde, wäre es doch vorüber!“ Um 5 Uhr kam ich zurück zur Schule, bediente schnell einige, die auf mich warteten und nahm dann, begleitet von meiner Schwester und zwei Freundinnen der jungen Frau, wieder einen Schlitten. Wir nahmen Milch, Eier rc. mit und bereiteten ihr Speise, die erste, die sie seit 5 Tagen zu sich nahm. Die Reizmittel hatten sie etwas gekräftigt, sie konnte mit uns sprechen und lebte noch zwei Wochen. Ich ging oft zweimal des Tages hin und blieb die ganze Nacht, wenn ich dachte, es sei nötig. Freunde wurden von ihrer Lage unterrichtet, und, was geschehen konnte, für sie gethan. Sie war bereit zu sterben. Ihr junger Mann pflegte sie mit der größten Hingebung bei Tag und Nacht, noch ehe sie sprach, schien er zu wissen, was sie wollte. In den drei letzten Tagen ihrer Krankheit konnte ich nicht bei ihr sein, da mein Schwager und meine Mutter todkrank wurden. Als ich wieder nach ihr sehen konnte, war sie tot. Sie hatte bis zum letzten Augenblick auf mich gewartet, sagte der Mann. Es ist mir ein Trost zu wissen, daß sie zu dem ging, dem sie vertraute.

Im Januar hatte ich über 120 Fälle. Die 25 Dollar von Morristown wurden alle zu Nahrungsmitteln und Arznei für die Kranken ver-

wendet. Delikatessen sind hier nicht zu haben, aber das, was die Kranken am meisten begehren und ihnen am meisten zuträglich ist, nämlich frisches Rindfleisch. Das Geld war mir eine große Wohlthat, ich mußte aber mein eigenes noch zu Hilfe nehmen. Den Frauen in Morristown meinen herzlichsten Dank. In der letzten Januarwoche rief mich, wie schon erwähnt, Krankheit zu meiner eigenen Familie 20 Meilen von hier. Die Epidemie war fast vorüber, so daß ich gehen konnte. Die Meinen kamen zuletzt an die Reihe. Viele Nachtwachen folgten, bis Gott die Seinen heimrief.

Eines Sonntagmorgens an einem der kältesten Februartage ging ich, begleitet von einer Freundin, die bei allen Omahas sehr beliebt ist, um zwei Patienten zu besuchen, der eine ein Mann in der Blüte der Jahre, die andere seine Nichte, ein Mädchen von 18, beide krank an der Schwindsucht. Es war in einem kleinen, von drei Familien bewohnten Blockhaus. Wie gewöhnlich freuten sich alle, meine Begleiterin zu sehen. Sie sprach vom Heiland mit ihnen und der Mann hörte sehr aufmerksam zu. Als sie ihm dann sagte, er solle seiner Vergangenheit nicht mehr gedenken und Zugang zu Gott suchen um deswillen, was Jesus für ihn gethan, leuchtete sein Gesicht auf und er nickte zustimmend. Es war eine unvergeßliche Scene, die aufmerksam zuhörenden Indianer still auf dem Fußboden sitzend, die beiden Kranken an der Schwelle der andern Welt und der Friedensbote von Gott neben ihnen knieend. In wenigen Wochen waren sie beide von ihrem Leiden erlöst.

Im Juli hatte ich nur 37 Patienten, in diesem Monat hatte ich Urlaub, im August waren es schon wieder 111, im September 130, diesen Monat bis jetzt 100. Die schlimmste Zeit ist Frühjahr und Herbst. Verschiedene Krankheiten traten epidemisch auf, außer Influenza noch Ruhr und Cholera Morbus unter den Erwachsenen, Cholera Infantum unter den Kindern, zuletzt noch eine Augenkrankheit. Da sie meinem Rate folgten, den einzelnen gesonderte Handtücher und Waschbecken zu geben, fand die Krankheit jedoch nicht die zuerst gefürchtete Verbreitung.

Die Regierungsschule macht gute Fortschritte, sie ist gesteckt voll und manche mußten noch abgewiesen werden. Wir halten Sonntagsschule jeden Morgen vor dem Gottesdienste. Die Schulkinder erzählen den Eltern, was sie gelernt haben und bringen manchen in die Kirche, der sonst nie in Gottes Haus käme. In letzter Zeit habe ich viel Stoff zum Lesen und Bilder ausgeteilt. Es freut mich, daß sie dafür mehr Sinn zeigen. Gegenwärtig habe ich keine schweren Fälle. Die Arbeit in unserer kleinen Kirche geht ihren stillen Gang. Ich freue mich sehr, an meinem Volk arbeiten zu dürfen, „das Los ist mir gefallen aufs Liebliche", mein Leben ist ein sehr glückliches. Es ist ein gesegnetes Werk, das Gott mir nach seiner Güte gegeben hat, mein Volk wächst mir immer mehr ans Herz. Wie dankbar bin ich auch für alles, was ihr für mich und mein Volk gethan habt! Betet für uns, daß Gott seinen Geist senden möge und uns alle zu sich führen. Die Weißen auf der Agentur und in der Schule helfen mir aufs freundlichste in meiner Arbeit. Ich fürchte, ich war zu

ausführlich, und doch habe ich nicht alles geschrieben, was ich denen, die uns so freundlich helfen, erzählen möchte. Möge Gott sie alle segnen!"

Ein Missionsfeld des Vereins findet sich auch im Süden von Kalifornien. In Portraro wurde bereits eine kleine Indianergemeinde gesammelt, welche Anschluß an die Herrnhuter fand. Der Pastor dieser Gemeinde ist zugleich Reiseprediger und Missionar für die etwa 3000 in der Gegend zerstreut lebenden Indianer. Auf seinen Predigtreisen bedient er sich mit Vorliebe einer Laterna magica mit Illustrationen zu Bunyans Pilgerfahrt, die bei den Indianern großes Interesse erregt und ihm Gelegenheit verschafft, seine Belehrungen anzuknüpfen. Die Indianerdörfer befinden sich in Hochthälern des Gebirges, die Indianer werden als intelligente, freiheitsliebende Leute geschildert. Früher sollen sie sehr kriegerisch gewesen sein. Ihre Wohnungen sind Lehmhäuser mit Schilf gedeckt. Sie sind Viehzüchter, bauen aber Getreide und Gartenfrüchte in genügender Menge, wenn nicht frühzeitige Fröste dieselben ruinieren. In ihrem Gebiet giebt es auch heiße Quellen, welche sehr geschätzt werden. In den zwei größten Dörfern dieser Indianer, Coahuilla und Aqua Calienta, ist jene eine von der Regierung angestellte Industrielehrerin, welche in Verbindung mit dem Verein sich auch die religiöse Unterweisung der Indianer angelegen sein läßt. Kürzlich wurde nach Coahuilla eine geprüfte Ärztin als Feld-Matrone[1]) geschickt, welche auf Empfehlung des Zweigvereins in Kalifornien durch die Regierung angestellt wurde und bei dem Arzt der Agentur in ihrer Arbeit Unterstützung findet.

Aqua Calienta ist etwa 40 Meilen von Coahuilla entfernt. Das Thal, in dem dieses Dorf liegt, wird als besonders schön und fruchtbar geschildert. Exgouverneur Downey beansprucht es als zu seinem aus-

---

[1]) Eine in Boston erscheinende Zeitung schreibt von diesen Feld-Matronen: „Eine taktvolle, praktische, freundliche Frau findet bald Zutrauen und Achtung bei beiden Geschlechtern und kann bei der Civilisierung der Indianer die erspießlichsten Dienste leisten. Vereine und die Regierung haben daher angefangen, Frauen unter dem Titel Feld-Matronen unter halbcivilisierte Stämme zu senden. Natürlich hat es die Feld-Matrone in erster Linie auf ihr eigenes Geschlecht abgesehen. Sie lehrt die Frauen Reinlichkeit, Ordnung und Selbstachtung, zeigt ihnen Verbesserungen in ihrer Kochkunst und wie man die Kranken pflegen muß, lehrt sie Kleider machen und ausbessern und andere einfache Künste, die das harte Leben einer Indianerfrau erleichtern und erheitern können. Nebenbei wird ihr einige Kenntnis vom Ackerbau, dem Gebrauch der Geräte und der Bewässerung des Landes sehr zu statten kommen. Sie hat manchmal nicht nur die Lebendigen zu trösten, sondern auch für Bestattung der Toten zu sorgen. Sie muß ebensogut zwischen Feinden vermitteln als einem kranken Kinde Umschläge machen können. Ihr Leben ist ein anstrengendes, daher bedarf sie eines gesunden Körpers, sie muß Rat erteilen können, darum muß ihr eigener Kopf klar sein. Vor allem aber muß ihr Leben ein Beispiel hingebender, selbstverleugnender Liebe sein. Hervorragende Fähigkeiten wären bei dieser Arbeit nicht verschwendet, aber auch eine einfache, ungelehrte Frau kann sie wohl verrichten, wenn sie praktischen Verstand, warme Liebe zu ihren Pflegebefohlenen und herzliches Gottvertrauen besitzt.

Dies ist kein Phantasiegebilde. Es giebt bereits solche Feld-Matronen, nur noch nicht genug.

Der Aufsatz schließt mit der Aufforderung, daß alle Abgeordneten von Massachusetts einem Antrag im Kongreß auf Vermehrung derselben zustimmen möchten.

gedehnten Landbesitz gehörig, obwohl die Rechtmäßigkeit des Besitzes von vielen bestritten wird. Doch hofft man die Rechtsansprüche der Indianer beweisen zu können. Hier befinden sich wertvolle warme Schwefelquellen, welche die Begehrlichkeit der Weißen reizen und auch von ihnen zu Heilzwecken aufgesucht werden. Sie mieten dann die Häuser der Indianer oft, wie es heißt, zu deren moralischem Verderben. Auch hierher ist ein weiblicher Arzt geschickt worden, begleitet von ihrer Freundin, die als Feld-Matrone fungiert, und der Bau eines Hospitals ist ins Auge gefaßt. Ein solches ist nichts Überflüssiges und wird an anderen Orten ebenfalls angestrebt, denn die Indianer von heute sind von mancherlei Krankheiten heimgesucht. General Frank Armstrong, der lange als Inspektor unter ihnen lebte, behauptet mehr aushalten zu können als irgend ein Indianer, den er je gesehen. Nach seiner Aussage sind die Indianer mehr zu Krankheiten geneigt und weniger fähig, klimatische Veränderungen zu ertragen, als die Weißen, weshalb ihnen auch die zwangsweise Versetzung in eine andere Gegend oft verhängnisvoll wird. Im Jahre 1865 berichteten amerikanische Offiziere, daß die Zahl der Indianer infolge von Bedrückung durch die Weißen von Epidemien und im Gefolge der Civilisation kommenden Lastern stetig im Abnehmen begriffen sei. Dagegen ist in neuerer Zeit ein Zunehmen ihrer Zahl festgestellt worden.

In Arizona geht gegenwärtig unter den Moquis eine große Veränderung vor. Sie kommen herunter von ihren unzugänglichen Gebirgswohnungen, lassen die kleinen Erd- oder Steinhütten zurück und bauen sich in den Ebenen als Farmer an. Die Veränderung ist in erster Linie dem Einfluß des Vorstehers der Regierungsschule Mr. Collins und seiner Frau zu danken. Verschiedene Zweigvereine des obengenannten Vereins schickten ihnen eine Menge Kisten mit Bettzeug, Kämmen, Bürsten und einer Menge anderer Gegenstände, die ihnen zur Reinlichkeit und Ordnung dienen und ihre neuen Heimstätten behaglich machen können. Mrs. Collins schreibt darüber: „Wenn unsere Freunde im Osten nur sehen könnten, was für eine Veränderung mit diesen Indianern vorgegangen ist und wie glücklich sie über die empfangene Unterstützung sind, sie würden sich reichlich belohnt fühlen. Aber an eigentlichen Missionsarbeitern fehlt es noch.“ Kürzlich wurde nun auch ein Missionsehepaar von dem New Jersey-Zweigverein dorthin gesandt.

Ein anderes Missionsfeld des Vereins ist die Digger-Mission in Kalifornien. Das Centrum derselben bildet Greenville in Plumas County. Die Arbeit dort wurde durch Charles Hall angefangen, der sich für die Indianer in der Nähe interessierte und mit seiner Bitte um Unterstützung von Richter Tourgee an den Verein gewiesen wurde. Er erbot sich, ein Blockhaus zu bauen und den Unterricht zu übernehmen, falls er eine kleine Summe geliehen bekäme und man seine Unterhaltskosten bestreiten würde. Da seine Referenzen befriedigend waren, lieh ihm der Verein 200 Dollar, mit welchen er selbst ein geräumiges, freundliches Schulhaus baute, und verschaffte ihm eine Stelle als Regierungsschullehrer. Am 23. Sept. 1890 wurde die Schule eröffnet. Da Mr. Hall schon vorher privatim den Indianern Unterricht gegeben hatte, waren gleich zum Anfang 12 Kinder

da, am Ende des Monats war die Zahl auf 19 gestiegen, nach Verlauf des 2. Monats auf 23. Die Schüler waren natürlich verschieden, die einen langsam und schwer von Begriff, andere klug und aufgeweckt, manche still und nachdenklich, die meisten so mutwillig und zu übermütigen Streichen geneigt als Mr. Darwins mutmaßliche Vorfahren. Obwohl die Kinder im Anfang keine Vorstellung von Worten, Schriftzeichen und Lauten hatten, konnte bald von schönen Fortschritten im Lesen und Schreiben berichtet werden. Die meisten Indianerkinder hatten nur ihren Rufnamen; Mr. Hall fügte den Namen des Vaters als Zunamen bei. In seiner freien Zeit baute er ein Holzhaus und fällte und schnitt Holz zum täglichen Gebrauch. An den Abenden hatte er einen erwachsenen Schüler, dies war Abro Johnson, der schon für das Christentum gewonnen war. Er hat eine Familie mit sechs Kindern und einen alten Vater zu erhalten, ist ein fleißiger, strebsamer Arbeiter, verdiente sich z. B. durch Holzfällen zwei Pferde und einen, wenn auch nicht ganz neuen, Wagen. Seine Fähigkeit und Eifer zu lernen schien jedoch durch harte Tagesarbeit nicht im mindesten zu leiden. Für die Schule zeigte er besonderes Interesse. Schon vor Gründung derselben hatte Mrs. Martin in seinem Haus eine Sonntagsschule angefangen. Diese erzählt von ihrer ersten Begegnung mit den Indianern: „Ich hatte in dem Haus einer mir bekannten Frau mit einigen gesprochen, sie schienen geneigt zu hören und sagten mir, sie würden alle auf einem gewissen Feld zusammenkommen und beraten, ob ich aufgenommen werden solle. Später kamen sie wieder und sagten: „Es ist gut.“ Wie hochgeehrt von Gott fühlte ich mich da!“ 1890 wurde Mrs. Martin vom Verein zur Arbeit unter den Frauen und Kindern angestellt und Kisten mit Material für eine Nähschule und Kleidungsstücken brachten ihr und den Indianern große Freude.

Im November starb ein 12jähriger Sohn von Abro Johnson an der Schwindsucht. Mr. Hall hatte ihn schon vor Gründung der Schule unterrichtet und große Freude an dem begabten, fleißigen Schüler gehabt. Der Knabe hatte an Jesum geglaubt und die Bibel als „Gottes Brief an die Menschen“ lieb gewonnen. In seinen letzten Tagen sagte er, er gehe nach einem besseren Lande und sprach mit seinem Vater vom Heiland und der Auferstehung. Sein Lehrer besuchte ihn jeden Morgen und verbrachte einen Teil des Abends oder der Nacht bei ihm. Er machte auch mit eigener Hand den Sarg des geliebten Schülers und hielt ihm ein christliches Begräbnis, das erste unter den Indianern dieses Thales.

Im September 1891 besuchte Mrs. Quinton diese Station, fand ein warmes Willkommen, 35 Kinder in der Schule und die Arbeit in gutem Stand. 10 Indianer waren Christen geworden, viele von den 175 in der Nachbarschaft hatten in jeder Beziehung gute Fortschritte gemacht. Später im Jahr entschloß sich Mr. Hall mit schwerem Herzen, die Arbeit zu verlassen. Er hatte gegen die Betrügereien geeifert, deren Opfer die Indianer oft wurden, und dadurch einflußreiche Leute zu Feinden gemacht, man suchte sogar seinen Einfluß bei den Indianern zu untergraben. An seine Stelle trat Mr. Ament, und die Nähschule ging an dessen Frau

über, die, als die Schule noch mehr wuchs, auch bei der eigentlichen Schularbeit mithalf.

Abro Johnson hatte um diese Zeit das Unglück, durch Brand seine Scheuer nebst Inhalt und die zwei mühsam verdienten Pferde zu verlieren. Die Abteilung des Vereins für zinsfreie Darlehen lieh ihm 100 Dollar, so daß er wieder von neuem anfangen konnte.

Mr. Ament konnte von großem Eifer seiner Schüler berichten; er schreibt: „mehrere konnten nicht kommen, seit Schnee fiel, weil sie keine Schuhe haben, doch muß ich mich im ganzen wundern, was für Wetter sie nicht scheuen, um zur Schule zu kommen. Eines Morgens, als der erste Schnee gefallen war, watete ich zur Schule, Büsche und Bäume bogen sich unter der Last und immer noch mehr kam herab. Ich dachte, o weh, heute werde ich wohl selbst der einzige Schüler sein. Aber kaum hatte ich das Feuer angezündet, da kamen zwei mit Kindern beladene Schlitten. Wie es mich ermutigte, daß den Vätern wirklich so viel an der Schule lag, Schlitten aufzutreiben! Ich hatte 23 Schüler an dem Tag, die alle ihre Aufgaben trefflich gelernt hatten. Und wie vergnügt waren sie in der Freizeit! Sie machten Schneemänner und trabten das ganze Haus voll Schnee. — Manche kommen mit Schuhen ohne Sohlen beim schlechtesten Wetter über eine Meile weit. Letzten Sonntag verteilte ich alles, was noch an Kleidern vorhanden war, unter die Schulkinder und sagte ihnen, für jedes hätte ich freilich nicht etwas, aber die es am nötigsten brauchten, sollten Kleider und Schuhe bekommen. Sie schienen alle erfreut, trotzdem ich lange nicht allen geben konnte, die es bedurft hätten. Einen kleinen, zerlumpten, barfußen Waisenknaben hätten Sie sehen sollen in seinem neuen Anzug. Er brachte kein Wort heraus, wußte kaum, ob er lachen oder weinen sollte. Seine Bemühungen, ein passendes Gesicht zu machen, waren wirklich rührend. Aber daß er mehr fühlte, als er ausdrücken konnte, war außer Zweifel. Er gehört jetzt zu meinen besten Schülern. Ich wünschte, den Gebern recht danken zu können, aber es geht mir wie dem kleinen Indianerknaben."

Mr. Ament berechnet die schulfähigen Indianerkinder innerhalb eines Radius von 25 Meilen auf 300. Da aber viele derselben der Entfernung wegen nicht kommen können, dagegen Lust bezeigen, die Schule zu besuchen, wenn sie da wohnen könnten, so hat man die Errichtung einer Schule, welche die Kinder auch in Kost und Logis nehmen kann, ins Auge gefaßt. Dieselbe ist im letzten Jahre nun auch wirklich eröffnet worden und es sind jetzt 72 Kost- und Tagesschüler in der Schule. Ein Gesuch um Unterstützung derselben bei der Regierungsabteilung für Indianerangelegenheiten war erfolgreich, so daß der Bestand der Schule nunmehr gesichert erscheint.

Der Brooklyner Zweigverein der W. N. I. A. hat die Fürsorge für die Mission unter den Pieyens in Montana übernommen. Unter dem Gesamtnamen Pieyens werden jetzt die Reste mehrerer Stämme zusammengefaßt, von denen man nur noch drei deutlich unterscheidet. Sie bewohnen die Reservation der „Schwarzfüße", die von einem der Stämme den Namen hat. Diese ist in einer ziemlich wilden Gegend, weit entfernt von

den Eisenbahnlinien und daher schwer zu erreichen. Die Geschichte dieser Stämme ist ebenso tragisch, wie die der Seminolen in Florida. Im Jahre 1855 machte Gouverneur Stevens einen Vertrag mit den Schwarzfüßen, Pieyens 2c., in welchem ihnen eine große Reservation mit ausgedehnten Jagdgründen, sowie 20 000 Dollar jährlich für die nächsten 10 Jahre, sodann 15 000 Dollar für weitere 10 Jahre versprochen wurde. Das Geld sollte „zu ihrer Unterweisung und Förderung im Ackerbau, Erziehung ihrer Kinder und überhaupt zu ihrer Civilisierung und Christianisierung" verwendet werden. Die Indianer dagegen traten ausgedehnte Ländereien ab und versprachen, gewissenhaft mit den Weißen Frieden zu halten. Nach Verlauf von 10 Jahren war weder eine Schule noch eine Mission auf der Reservation zu finden, und es möchte interessant sein zu erfahren, wo eigentlich das versprochene Geld hingekommen ist. Trotzdem hielten die Indianer den Vertrag so pünktlich, daß sie noch zur Zeit des Bürgerkrieges für „das friedlichste Volk am Missouri" erklärt wurden.

General Sully, der im Jahr 1869 Superintendent für Indianer-Angelegenheiten in Montana war, schrieb von dort: „Es ist ein weißes Element in diesem Lande, dessen Wildheit und Gesetzlosigkeit an anderen Orten nicht leicht übertroffen werden wird, und der Wiskey-Handel mit den Indianern gewinnt eine beunruhigende Ausdehnung. Dadurch werden häufig Zwistigkeiten zwischen Weißen und Indianern herbeigeführt, die oft mit Blutvergießen endigen. Da dies in Gegenden vorkommt, wo die Civilbehörden sich für machtlos erklären, so kann nur durch militärische Gewalt dem Unwesen Einhalt gethan werden." Von anderer Seite wurde über diese Zustände berichtet: Pferde wurden überall gestohlen, Männer erschossen, Frauen geraubt, und immer war es „der Indianer", der „es gethan" hatte. Schließlich wurde die Unordnung so groß, daß beschlossen wurde: „die Pieyens müssen bestraft werden." Eine Expedition unter Oberst Baker, bestehend aus 6 Kavallerie-Kompanien, verließ Fort Ellis am 6. Januar 1869. Am 23. morgens um 8 Uhr erreichten sie das Lager des „Großen Bären" und „Roten Horn", der Indianer, die sich am unruhigsten gezeigt hatten. Obgleich es bitter kalt war, hatten die Truppen Nachtmärsche gemacht und der Angriff kam vollständig überraschend. Die Blattern waren unter den Indianern ausgebrochen, weshalb diese in ihrem Winterlager nicht an die geringsten Sicherheitsmaßregeln gedacht hatten. 300 Indianer-Ponies wurden zuerst weggenommen, und dann kranke und gesunde Indianer zugleich niedergemacht. 173, darunter das Rote Horn, fielen auf der Stelle, nur 9 entkamen, alle übrigen, Frauen und Kinder eingeschlossen, wurden ergriffen, zum Teil noch getötet oder zu Gefangenen gemacht. Als die Soldaten freilich merkten, was für eine Krankheit unter ihren Gefangenen wütete, waren sie edelmütig genug, sie sofort alle frei zu lassen. Die Armen schleppten sich bei grimmiger Kälte über den gefrorenen Boden in befreundete Lager, meist nur, um da zu sterben, die Ansteckung hinter sich zurücklassend.

Der Winter 1884/85 brachte neues Elend über das arme Volk. 600 starben vor Hunger, weil die Unterstützung für sie nicht zeitig genug bewilligt wurde, daß sie die Hilfsbedürftigen noch erreicht hätte, ehe der

große Schneefall kam. Und das geschah in dem Jahr, wo man im Nordwesten der Union Weizen und Korn als Brennstoff benutzte, weil man nicht wußte, wohin mit dem Überfluß. Verschiedene Indianer hatten gebeten, ihre Wälder abtreiben und das Holz verkaufen zu dürfen, um die Hungersnot zu vermeiden, aber nicht rechtzeitig Erlaubnis bekommen. Die Pieyens regieren sich selbst, scheuen den Verkehr mit den Weißen und schauen mit Argwohn auf jeden, der aus irgend welchem Grunde die Reservation betritt. Da sie an einem unzugänglichen Ort wohnen, sind sie in ihrem durch den schlechten Einfluß weißer Abenteurer noch verderbten Naturzustand geblieben. Im Jahre 1883, heißt es, hätte schon 15 Jahre lang eine Regierungsschule, die jährlich 1200 Dollar kostete, unter ihnen bestanden. Trotzdem fanden sie nur zwei, die englisch lesen konnten!

Jetzt arbeiten 2 Schulen im Segen, und auf der Missionsstation konnten am diesjährigen Osterfest 14 Indianerkinder getauft werden. Die Missionare schreiben: „Es geht vorwärts, die Zukunft sieht hoffnungsvoll aus. Wir preisen den Herrn für so manchen Beweis, daß unser armes Volk ihm wohlgefällt."

Aus dem bisher gesagten geht hervor, von welch großer Bedeutung Schulen für die Arbeit an den Indianern sind und zwar nicht nur in bezug auf das heranwachsende Geschlecht. Viele Indianer ergreifen begierig die Gelegenheit, ihren Kindern eine gute Erziehung zu verschaffen und die Rücksicht auf dieselben hat für ihr eigenes Leben weitgehende Folgen. Wenn z. B. ein älterer Indianer um ein Darlehen zur Erbauung eines Hauses bittet und dabei sagt, er und seine Frau könnten ja wohl in ihrer Hütte sterben, wie sie gelebt hätten, aber wenn seine beiden Söhne von Carlisle zurückkämen, möchte er ihnen ein freundlicheres Heim bieten, so ist das eine Andeutung von großem Umschwung in der Gesinnung und Lebensanschauung. Zwar für sich selbst hat man oft nicht mehr viel Wünsche, aber den Kindern will man wenigstens zu dem für besser Erkannten verhelfen. Die Industrieschulen für Indianer, von denen die zu Carlisle und Hampton die bedeutendsten sind, erfreuen sich großer Frequenz. Captain Peast, der Vorsteher der ersteren, den wir selbst Gelegenheit hatten, inmitten seiner Zöglinge zu sehen, äußert sich sehr befriedigt über den Erfolg seiner Arbeit, und erzählte mit Stolz, wie gesucht seine Zöglinge in den Ferien als Landarbeiter seien. Sterbende Indianer-Mütter legen oft noch dringend ihre Kinder den Missionaren ans Herz, daß sie doch gut erzogen werden. Von einer wird erzählt, daß sie todkrank noch fast zwei Meilen zu der Lehrerin wankte, um ihr ihre Kinder zu befehlen. Eine andere, eine von den vielen, die an die Weißen zur Schande verkauft worden und dann von ihnen verlassen, starb von galoppierender Schwindsucht ergriffen aber getröstet durch die Versicherung, daß ihre Kinder in der Schule erzogen werden würden.

Doch wir müssen zum Schluß eilen. Es würde zu weit führen, auf alle die verschiedenen Arbeitsgebiete des Vereins in Alabama, Alaska, noch nicht erwähnte in Californien, in Dakota, Indian Territory, Neu Mexiko, Oklahoma u. s. w. im einzelnen einzugehen. Im großen und ganzen ist überdies sehr viel Ähnlichkeit zwischen der Geschichte der

einzelnen Indianerstämme vorhanden. Bei vielen der Kolonisten Vergewaltigung, Betrügereien, Druck und Verdächtigung und verderblicher moralischer Einfluß auf die Indianer; von seiten der Regierung unerfüllte Versprechungen und voreilige Bestrafungen; bei den Indianern tief eingewurzeltes Mißtrauen und Abneigung gegen die Weißen, dazu oft noch große Verkommenheit in Schmutz und Elend. Auch die Geschichte der Missionsarbeit zeigt viel Ähnliches. Viel Geduld, viel Liebe und Ausdauer und ein unerschrockenes Eintreten für die Rechte der Indianer ist bei den Missionaren erforderlich. Vergeblich aber ist die Arbeit nicht, das Christentum bewährt auch an diesen Heiden seine erneuernde Kraft, und manche Freudenernte ist schon mancher Thränensaat gefolgt. Von ca. 40000 Indianerkindern der Vereinigten Staaten sind jetzt nur noch 4000 ohne Schule; etwa 30000 Indianer sind noch ohne Missionspflege, für 20000 ist erst wenig geschehen. Die Militärstationen haben in dem Verhältnis abgenommen, wie Schulen und Missionsstationen zugenommen haben. Im Jahre 1874 waren noch 84 Militärstationen im Westen, jetzt sind noch etwa 10 vorhanden. Die kirchliche Pflege der schon erwähnten 33 durch den Verein gegründeten Missionsstationen befindet sich in den Händen der bischöflichen Kirche, bischöflichen Methodisten, Baptisten Herrnhuter und Presbyterianer. Verschiedene tüchtige Mitarbeiter sind bereits aus den Indianern selbst hervorgegangen, und wenn die Arbeit in Treue fortgesetzt wird, so ist Hoffnung vorhanden, daß in nicht allzuferner Zeit auch das Ziel erreicht werde, daß die Reste der früheren Bevölkerung Amerikas als freie Bürger des so wunderbar reichen und schönen Landes teilhaben an den Segnungen der Civilisation und des Christentums.

Missionsrundschau.

Afrika. II.

Nordafrika. Das ungeheure Ländergebiet, welches vom mittelländischen Meere an bis an die Südgrenze des Sudan vom atlantischen bis zum indischen Ocean und zum roten Meere etwa die Hälfte des dunkeln Erdteils bildet, ist von der evangelischen Mission teils noch gar nicht, teils nur sehr spärlich besetzt. Der Grund liegt nicht bloß in klimatischen Verhältnissen und Verkehrsschwierigkeiten, sondern vornehmlich in der Intoleranz der dort herrschenden mohammedanischen und — in Algier und Tunis — katholischen Mächte. Nordafrika gehört zu den Hauptburgen des fanatischsten Mohammedanismus und bildet zugleich ein Hauptmissionsgebiet desselben. Leider ist es nicht möglich über die afrikanische Missionsthätigkeit des Islam irgend etwas Zuverlässiges zu erfahren; wir wissen nicht einmal ob es eine islamitische Quelle über dieselbe giebt. Aber die Thatsache ist unverkennbar, daß ein Vordringen des Mohammedanismus stattfindet und zwar weit über das nördliche Afrika hinaus bis an die Westküste und durch Innerafrika hindurch bis an die Mündung des Sambesi im Osten. In dem eben erschienenen 2. Bande seiner Völkerkunde,

auf den wir später zurückkommen, hat Ratzel auf der Kulturkarte von Afrika (S. 68) die südliche Verbreitungsgrenze des Islam markiert: sie geht ein wenig nördlich von Senegambien etwa 1—2 Breitengrade von der Küste entfernt nach Osten bis ins Herz Afrikas und wendet sich von da südöstlich bis unterhalb der Sambesimündung. In den mohammedanischen Grenzgebieten des Westens wie des Ostens und im centralen Afrika stoßen die beiderseitigen Missionen bereits aufeinander, während der große Norden noch eine fast unangegriffene Burg des Islam bildet. Wie eine Insel liegt nur Abessinien und die koptische Bevölkerung Ägyptens mit einem freilich sehr entstellten Christentum inmitten dieser mohammedanischen Masse. Wie gesagt sind es bis auf den heutigen Tag nur ganz vereinzelte und ergebnisdürftige Versuche, welche gemacht worden sind, um in diese verschlossene islamitische Welt das Licht des Evangeliums zu tragen. Die Hauptunternehmungen beschränken sich auf die Küstenländer des Nordens. Die Eindringung in den Sudan von Westen bezw. Süden her ist zwar wiederholt auch jetzt wieder geplant, aber noch nicht über das Stadium des bloßen Projekts hinausgekommen. Und vermutlich wird es noch geraume Zeit währen, bis das südliche Thor in den Sudan hinein geöffnet wird — trotz der Central Soudan Mission, Lagos Pioneer Section, deren Unnüchternheit selbst die Miss. Rev. of the World bekämpft (1894, 540. Die Entgegnung: 1895, 61).

In den Küstenländern des Nordens ist es vornehmlich die interdenominationelle North Africa Mission (cf. Encyclopaedia of Missions II 179), welche seit 1883 die ausgedehnteste Thätigkeit entfaltet. Dieselbe besitzt ein großes Arbeiterpersonal: der letzte Jahresbericht (North Africa 1894, 116) führt 75 „Missionare" auf; aber die Freude über diese große Schar wird sofort sehr gedämpft, wenn man liest, daß von diesen 75 — 57 Frauen und Fräulein (41) sind und 18 sich auf Urlaub in England befinden. Wir wollen ganz absehen von der unverhältnismäßig großen Zahl der Beurlaubten, die — wir fürchten — auf wenig Stätigkeit in der Arbeit schließen läßt, und die Aufmerksamkeit nur auf den großen Prozentsatz weiblicher Kräfte lenken. Wenn es schon überhaupt kein Zeichen von Gesundheit ist, daß in den englischen und zum Teil auch amerikanischen Missionen der Prozentsatz der weiblichen Arbeiter neuerlichst in unnatürlicher Weise steigt,[1]) so ist es doppelt ungesund, Frauen und gar unverheiratete Frauen zu Hauptträgern der christlichen Mission zu machen in mohammedanischen Ländern, wo Religion und Sitte dem weiblichen Geschlechte die größte Zurückhaltung gebietet. Die mohammedanische Welt wird nicht durch Frauen erobert. Gewiß hat die christliche Frau eine Erziehungsaufgabe an der mohammedanischen Frau, aber zur Reisepredigerin und dergleichen ist sie am wenigsten berufen unter einer islamitischen Bevölkerung, die in dem öffentlichen Hervortreten der Frau eine große Unschicklichkeit erblickt. Hausbesuche, Krankenpflege, Unterricht der Mädchen

[1]) Womit wir dem Werte der Frauenthätigkeit in der Mission nicht zu nahe treten wollen (vergl. „Missionslehre" II, 248). Nur das scheint uns unnatürlich, daß mehr Frauen als Männer in den Missionsdienst berufen werden und daß man sie thun läßt, was Männer- und nicht Frauenarbeit ist.

können und sollen in weibliche Hände gelegt werden; aber daß alleinstehende Fräuleins als Missionspioniere reisen und Stationen selbständig gründen und besetzt halten, wie das vielfach in der North Africa Mission geschieht, das ist im ganzen Orient und besonders in der mohammedanischen Welt ein Mißgriff, der fast als Ärgernis bezeichnet werden muß. — Dazu kommt, daß die zahlreichen Damen dieser Gesellschaft für den Missionsberuf so gut wie gar nicht ausgebildet sind und wie es scheint, es selten zur Beherrschung der Eingebornensprache bringen, ein Mangel, der sich freilich auch bei dem männlichen Teile des Arbeiterpersonals findet.

Das Arbeitsgebiet der genannten Gesellschaft dehnt sich von Marokko bis Ägypten, ja neuerdings bis nach Arabien aus. Auch das scheint uns nicht weise zu sein; Konzentration auf ein kleineres Gebiet wäre fruchtbarer. Zur Zeit ist in Marokko, Algier, Tunis, Tripolis und Ägypten die Thätigkeit der Gesellschaft um 14 Stationen konzentriert, das Ergebnis unter den Mohammedanern aber noch ein sehr geringes, nirgends ist es bisher auch nur zur kleinsten Gemeindebildung gekommen. Man evangelisiert auch unter der eingewanderten europäischen Bevölkerung, namentlich unter den zahlreichen katholischen Spaniern und versorgt, wo man kann, die spärlichen protestantischen Elemente. Die französische Regierung wollte aus ihren Besitzungen die englischen Missionare vertreiben zur Vergeltung für die angebliche Bekämpfung der französischen Missionare in Uganda; wie es scheint, hat sich aber diese Wolke wieder verzogen.

Die Hauptstationen in Marokko sind Casablanca, Fez, Tanger und Tetuan. An sämtlichen Orten wird auf die ärztliche Mission viel Fleiß gewendet; Tausende werden durch sie erreicht und zu beeinflussen gesucht, hier und da einmal mit der Hoffnung, daß „ein Werk der Gnade in den Herzen begonnen habe.“ Ein eigentliches Hospital findet sich nur in Tanger; es wurden in demselben im Laufe des letzten Jahres 212 Kranke verpflegt, von denen jeder „täglich zweimal das Wort Gottes hörte.“ Auch Schulthätigkeit wird überall geübt; die Zahl der Schüler und Schülerinnen ist eine wechselnde, und mit großer Freude wird es registriert, wenn sich „einige wirklich für das Evangelium interessieren.“ Auch Predigtreisen werden häufig unternommen. Daß der so ausgestreute Same je und je auf gut Land fällt, davon erlebte im südlichen Algier ein unter seinen Landsleuten arbeitender spanischer Evangelist, Gomez, einen Beweis. Er lernte nämlich dort einen Mauren kennen, der die Bibel las und der ihm erzählte, daß „in seiner Heimat, einem Dorfe bei Fez, etwa 30 Leute seien, die die Bibel läsen und Christo nachfolgten“ (Unit. Presb. Rec. 1894, 235). — Neben der North Africa Mission hat in der jüngsten Zeit eine neue amerikanische, gleichfalls undenominationelle Missions-Gesellschaft, die World's Gospel Union, mit dem Sitz in Kansas, einige Missionare nach Marokko gesandt, die aber vorerst noch mit dem Studium der Sprache beschäftigt sind (Ebd. 1895, 91). Früher befanden sich noch in Mogador einige Freimissionare, ich habe jedoch nicht in Erfahrung bringen können, ob sie heute noch dort sind. Die meisten dieser Leute sind Wandervögel, die bald wieder weiter fliegen.

Ein trauriges Erlebnis ereignete sich Ende des vorigen Jahres. Vier

Damen und zwei Herren befanden sich auf dem Wege von Mazagan nach Marokko, um in der letzteren Stadt eine Mission zu begründen. In der Nähe derselben mußten sie einen Fluß passieren; das Pferd eines der Fräulein scheute und warf sie ins Wasser, welches sie mit sich fortriß, ehe ihre Begleiter ihr zu Hilfe kommen konnten. Einige Mauren fischten sie auf und brachten sie an das Land, ohne jedoch Belebungsversuche mit ihr anzustellen. Eiligst näherten sich die Herren, aber die Mauren verlangten 200 M., ehe sie sie an die Gerettete heranließen. Bis diese Summe ausgezahlt war, verging einige Zeit und — in dieser Zeit war das Fräulein gestorben (Miss. of the World 1895, 32). — Auf was für einer traurig niedern Stufe der Mohammedanismus in Marokko steht und mit welcher Wildheit er seine rohen Ceremonien übt, dafür finden sich eine Reihe der widerlichsten Beispiele in Dr. R. Kerrs: Pioneering in Marocco, a record of several years medical work in palace and the hut. (Miss. Her. 1895, 26. Vergleiche auch Indep. vom 20. 12. 1894.)

In Algier hat die North Afr. M. 7 Stationen (Tlemcen, Mostaganem, Algiers, Constantine, Cherchel, Maskara, Djemaa, Sahridj). Am ältesten ist hier die Arbeit unter den Kabylen. „Es ist jetzt 7 Jahre — schreibt Fräulein Cox — seit ich und Fräulein Smith dieses Land betraten. Es schien damals und ist heute noch in Finsternis und Todesschatten versunken, aber, gelobt sei Gott! ein von ihm selbst angezündetes Licht scheinet jetzt in der Finsternis und einige wenige, sehr wenige dieses Volks freuen sich jetzt über die Thatsache, daß Jesus für sie gestorben ist und versuchen für ihn zu leben. Diese Kindlein in Christo müssen beständig genährt werden mit der reinen Milch des Worts, bedürfen auch des beständigen Gebets und der Unterweisung durch Lippe und Leben, bis Christus in ihnen eine Gestalt gewinnt. Wir sind beglückt darüber, sehen zu dürfen, daß Gottes heiliger Geist in ihnen wirksam ist und glauben, daß trotz ihrer Schwachheit und ihrer Rückfälle, ein Fortschritt stattfindet. Unter viel Widerspruch bemühen sie sich, den alten Aberglauben abzulegen und als Lichter zu scheinen in der Finsternis. Die Schwierigkeiten sind riesengroß und scheinen uns manchmal unüberwindlich; aber wir wissen, daß dieselbe Macht Gottes uns zur Seite steht, die einst die Mauern Jerichos zu Fall brachte.“ Ein französisches Ehepaar unterstützt die englischen Damen. Herr Cuendet ist wesentlich mit Übersetzung des N. Testaments ins Kabylische beschäftigt; die drei ersten Evangelien werden soeben gedruckt. Auf den übrigen Stationen steht die Schulthätigkeit im Vordergrunde.

In Tunis wird zur Zeit besonders durch die ärztliche Thätigkeit zu wirken gesucht. In der Bekehrung eines Tunesen, Namens Sidi Ahmed, der im Mai 1894 getauft wurde, hat dieselbe hier auch eine sichtbare Frucht gebracht. Wegen seines entschiedenen christlichen Bekenntnisses wurde der Mann ins Gefängnis geworfen, hat aber infolge der Vermittlung des französischen General-Sekretärs wieder freigelassen werden müssen (North Afr. 1894, 124. Unit. Presb. Rec. 1894, 177. 292).

Aus Tripolis wird berichtet, daß im vergangenen Jahre sich die Zahl

der Besucher der täglichen Gottesdienste verdoppelt, auch die medizinische Thätigkeit bedeutend erweitert habe.

In Ägypten hat die North Africa Mission erst 1893 und zwar in Alexandria eingesetzt, so daß sowohl ihre unterrichtliche wie evangelisierende Thätigkeit sich hier noch wesentlich in den ersten Anfängen befindet.

Die Hauptmissionsarbeit liegt hier in den Händen der vereinigten Presbyterianer Nordamerikas, hat aber wesentlich zum Gegenstand die koptische Bevölkerung. Nach der neusten Statistik ist sowohl die Anzahl ihrer Stationen wie die der Kommunikanten und Schüler nicht unbeträchtlich gewachsen. In 1893 wurden 500 volle Kirchenglieder den 31 organisierten Gemeinden hinzugethan. Auf 7 Haupt- und 157 Nebenstationen zählt diese Mission jetzt 4095 Kommunikanten und in ihren 121 Schulen 7654 Schüler und Schülerinnen. Großer Fleiß wird auch auf die Verbreitung der heiligen Schriften und anderer religiöser Literatur verwendet. Der Einfluß geht aber weit über diese Zahlen hinaus, wie die reformatorischen Bewegungen zeigen, die sich innerhalb der koptischen Kirche regen (Miss. Rev. 1894, 940).

Von der Thätigkeit der Ch. M. S., die 5 Missionare und 7 Missionarinnen in Kairo hat, erfährt man nicht viel. Außer in ihrer Schularbeit ist ihr Erfolg gering: 25 Getaufte (Rep. 1893/94, S. 66). Auch die kleine holländische Mission zu Kaliub hat es bis jetzt nur zur Sammlung einer kleinen Gemeinde gebracht (Missions- und Heidenbote, 1895, 20. 34). Dagegen befindet sich die von ca. 650 meist mohammedanischen Kindern besuchte Schule der 1889 verstorbenen Fräulein Whately zu Kairo auch unter der Leitung ihrer Schwester im blühenden Zustande. Wck.

III.

Südafrika. Das ganze südafrikanische Gebiet bis zum Sambesi hin ist jetzt von evang. Missionaren besetzt, nur in einigen wenigen Landstrichen, die ihrer Natur nach den Weißen die Niederlassung unmöglich machen oder erschweren, wie in der Kalahari und in dem zwischen Limpopo und Sambesi belegenen Küstenstrich, fehlt noch das Netz von Missionsstationen, welches sich sonst über diese Länder ausdehnt. Die Bevölkerung von Eingeborenen, um die es sich hier handelt, zählt, wie man jetzt mit ziemlicher Sicherheit angeben kann, 4350000 Seelen.[1]) Kolonisation und Mission arbeiten hier vielfach Hand in Hand, um das Heidentum zu unterdrücken oder zu bekämpfen. Etwa 500 Haupt-Missions-Stationen liegen hier zerstreut, außer einigen tausend Nebenstationen oder Arbeitsplätzen von geringerer Bedeutung. In den südlicher gelegenen Gebieten, etwa südwärts vom Wendekreise, wird es kaum eine größere Ortschaft geben, in der nicht ein Missionar oder irgend ein Missionsgehülfe sich findet. Im ganzen arbeiten in Südafrika etwa 1200 evang. Geistliche, von denen die Hälfte den Farbigen, die andere Hälfte der auf ca. 700000 (1892: 687472) angewachsenen Bevölkerung europäischer Abstammung dient. Die augenblickliche Förderung, welche die Ausbreitung des Christentums unter den

[1]) Vergl. Official Handbook of the Cape and South Africa by Noble. Capetown 1893, S. 93.

Heiden durch die Erweiterung des Machtbereichs der Weißen hier erfährt, ist nicht gering zu veranschlagen, während auf der anderen Seite die Förderung des christlichen Lebens in den gesammelten Gemeinden durch die Versuchungen, die jetzt in neuer Gestalt auf sie von allen Seiten eindringen, vielfach nur zu sehr gehemmt und erschwert wird.

Auch im deutschen Schutzgebiete Süd-West-Afrika haben beide Einwirkungen des Koloniallebens sich bemerkbar gemacht. Es ist bekannt, wie gerade hier das Eingreifen der Europäer in die Geschicke der Eingeborenen anfänglich ein auffallend ungeschicktes war, bis endlich im letzten Jahre darin ein Wandel zum Besseren eingetreten ist. Trotzdem hat die Zahl der Christen unter den Nama, Berg-Damara und Herero zugenommen, in den letzten fünf Jahren um etwa 2000 Seelen. (Im Namalande zählen die Gemeinden 5337 Seelen, unter einer Gesamtbevölkerung von kaum mehr als 10000, im Hererolande 3044 Seelen, alle Schulen 1748 Schüler.) Die letzten Jahre, in denen Hendrik Witbooi mit den Deutschen in Krieg geriet, waren besonders schwer, er beunruhigte nicht nur die Gegend um Windhoek und Rehoboth, sondern auch den Süden des Landes. Hier drangen vom Oranje her auch Buren vor; Dürre mit ihren Folgen, Hunger und Viehsterben, plagten das Land und trugen zum Verarmen der Bevölkerung bei, Häuptlinge starben und um die Nachfolge wurde gestritten, Herero und Berg-Damara waren in Streitigkeiten mit einander verwickelt, aber trotz aller dieser Hindernisse haben die 19 rheinischen Missionare auf ihren 19 Stationen nicht nur treulich ausgehalten, sondern haben in Geduld und Glauben mit bewundernswerter Mäßigung und Beharrlichkeit ihre Arbeit verrichtet. Hervorzuheben ist, daß es möglich war, fünf neu ausgebildete Gehilfen, im Hererolande anzustellen, daß die Berg-Damara (38000 Seelen), die Elenden im Lande, mehr als bisher mit dem Evangelium bedient werden konnten, und daß die Witbooischen Leute trotz ihres wilden Lebens doch Christen bleiben wollten.

Mit der Unterwerfung Witboois sind bessere Zeiten gekommen. Wenn es den Kolonialbehörden gelingt, die Hottentotten mehr an Seßhaftigkeit und Arbeit zu gewöhnen, die Berg-Damara von ihren bisherigen Drängern zu befreien, der Unordnung und den Ausbrüchen heidnischer Wildheit unter den Herero zu steuern, christliches Recht unter ihnen besonders in bezug auf Ehe und Erbrecht zur Geltung zu bringen, so wird die Mission Ursache haben, dafür dankbar zu sein. Dankenswert ist es, daß wir hören, wie die Behörden bereit sind, den Branntweinhandel zu beschränken, und Ärgernisse, die Weiße begehen, zu bestrafen. Im äußersten Norden des Schutzgebietes arbeiten fünf Finnländische Missionare auf vier Stationen unter den Ovambo, wo auf benachbartem portugiesischem Gebiet auch drei rheinische Sendboten in die Arbeit eingetreten sind. Aus diesem Volke sind 618 Getaufte gesammelt und 425 Schüler, aber die Arbeit hat es hier mit hartem Ackerland zu thun. Alle Sünden afrikanischen Heidentums, Trunksucht, Unzucht und Despotie der Gewalthaber, wuchern hier ungehindert. Dabei leiden die Missionare viel am Fieber. Die Zeit des Erntens in größerem Maße ist hier noch nicht gekommen.

Über die Kapkolonie hat diese Zeitschrift erst im vorigen Jahre

(1894, 8 f.) eine übersichtliche Statistik gebracht, die von der unsern (1890, 256) nicht unwesentlich abweicht. Der Grund liegt darin, daß der Regierungscensus alle diejenigen Eingebornen als Christen registrierte, welche sich selbst als solche bezeichneten, während unsre Angaben sich auf die Statistik der Missions-Gesellschaften stützten, die vielfach nur die selbständigen Gemeindeglieder zählten. Jetzt liegt ein neuer Census der Kapregierung aus 1894 vor, der die Zahl der farbigen evang. Christen in der Kolonie auf nur 262642 angiebt, diesmal offenbar zu niedrig. Wir geben diese gesamte Statistik, die auch die kirchlichen Verhältnisse umfaßt, ihrer Wichtigkeit wegen auf der nebenstehenden Tabelle, um noch einige Bemerkungen an sie zu knüpfen.

Diese Statistik ist ein wertvoller Beitrag zur Veranschaulichung der kirchlichen Verhältnisse in der Kolonie. Sie giebt eine vollständige Liste der verschiedenen Kirchen und Gesellschaften, die bisher an der Christianisierung des Landes gearbeitet haben. Bei Angabe der weißen Gemeindeglieder (Persons belonging to congregation) haben sich freilich viele Gemeinschaften darauf beschränkt, die erwachsenen Glieder (Abendmahlsberechtigte) anzugeben; Listen aller Getauften, Kinder einbegriffen, werden wohl nur in wenigen Gemeinden geführt. Die angegebene Zahl von 251610 evang. Christen europäischer Abstammung ist deshalb viel niedriger, als die Gesamtzahl der Bewohner der Kolonie (376987) von europäischer Abstammung. Jedenfalls sind unter dieser Gesamtzahl nicht 120000 Seelen, die ungetauft sind, oder einer christlichen Gemeinde nicht angehören.

Erfreulich ist die große Zahl von evang. Geistlichen im Lande (812), die eine große bleibt, auch wenn man die 124 Arbeiter der Heilsarmee nicht zu ihnen rechnet. Wenn auch nur die kleinere Hälfte den eigentlichen Missionaren von Beruf zuzuzählen ist, so beteiligen sich doch auch viele Geistliche, die von Gemeinden weißer Christen angestellt sind, in irgend welcher Weise am Missionswerke, alle aber verkünden das Evangelium in Sprachen, die auch Hunderttausende von Eingeborenen verstehen. Da die Summe der den Geistlichen gezahlten Gehälter auf 114994 Pfd. St. angegeben ist, ergiebt sich als Durchschnittsgehalt des einzelnen 141 Pfd. St. (2820 M.). Die Gesamtsumme würde höher sein, wenn nicht die Gehälter der unverheirateten Missionare und der eingeborenen Geistlichen bedeutend unter dem Durchschnittssatz blieben. Fast ebensoviel als für den Unterhalt der Geistlichen (112449 Pfd. St.) wenden Kirchen und Gesellschaften noch sonst für kirchliche Zwecke auf. Die Zahl der größeren Kirchen wird sich etwa mit der Zahl der Hauptkirchplätze (942) decken, während auf den Außenplätzen die Gottesdienste vielfach in Betsälen, Schulen oder Privathäusern abgehalten werden. Sitzplätze enthalten die Kirchen 318543, und der sonntägliche Hauptgottesdienst wird durchschnittlich von 269514 Leuten besucht, während 72422 Kinder an den Kindergottesdiensten teilnehmen. Da die Gesamtbevölkerung der Kolonie, als die Statistik aufgenommen wurde, sich auf rund $1^1/_2$ Million Menschen belief, so ergiebt sich, daß in der Kapkolonie ca. 22,4% der Bevölkerung am Sonntag-Vormittag das Gotteshaus besuchen.[1])

[1]) Da Berlin augenblicklich fast genau ebensoviele Bewohner zählt als die

Statistik der Kirchen und Missionsgesellschaften im Kaplande 1893.

Namen der Kirche oder Gesellschaft.	Zahl der Geistlichen.	Besoldung der Geistlichen. Pfd. Sterl.	Sonstiger Aufwand für kirchliche Zwecke. Pfd. Sterl.	Hauptstationen.	Nebenstationen.	Zahl der Sitzplätze in den Kirchen.	Durchschnittszahl der Kirchenbesucher des Hauptgottesdienstes.	Gemeindeglieder. Weiße.	Gemeindeglieder. Farbige.	Zahl der Besucher der Sonntagsschulen.
Holländisch u. süd-afrik. ref. Kirche	142	40 244	42 640	140	199	98 619	43 836	171 708	30 423	19 664
Kirche Englands	207	25 743	16 468	162	301	48 780	31 370	38 098	39 986	12 408
Wesleyaner	152	22 209	30 550	437	1213	72 000	55 000	21 855	107 760	23 609
Primitive Methodisten	4	450	160	4	6	1 000	795	400	1 120	400
Presbyterianer [1]	26	5 720	5 028	25	42	13 318	8 922	4 494	6 856	3 443
Unierte Presbyterianer	11	1 400	663	13	78	8 152	5 188	308	9 654	1 665
Kongregationalisten und L. M. S.	45	6 906	4 815	43	98	26 090	16 002	2 728	25 653	4 945
Englische Baptisten	7	1 664	1 190	8	3	2 410	1 600	1 377		748
Deutsche Baptisten	3	620	762	4	14	3 075	1 670	2 579	361	379
Lutheraner [2]	13	2 186	1 846	14	12	4 280	2 247	6 611	300	522
Brüdergemeinde	40	841	877	16	25	11 105	6 765	38	14 342	702
Berliner Mission	17	1 628	662	17	44	7 159	4 187	230	8 323	335
Rheinische Mission	12	1 550	1 570	12	5	6 515	3 909	516	14 183	2 071
Siebent. Tag Adventisten	2	250	930	2		450	270	112	8	130
Heils-Armee	124	1 820	3 500	37	7	10 000	5 000			600
Unierte Kirche (Bedford)	1	300	323	1	4	1 000	320		840	229
Evangelische (Tulbagh)	2	380	64	2	1	1 200	500	34	2 100	320
Apostolische Union (Paarl)	1	126	234	1		650	400		700	87
Pariser Mission [3]	2	157	67	2	15	2 520	1 433	2	358	125
Freie Protestanten	1	300	100	1		200	100	320	5	40
Evangelische:	812	114 494	112 449	942	2 067	318 543	269 514	251 610	262 972	72 422
Römische:	35	3 000	3 387	27	46	4 248	2 783	7 510	942	1 165

[1]) Einbegriffen sind hierbei die Free church of Scotland und Evangelical Presbyterians, die nur in Clanwilliam eine Gemeinde haben. — [2]) Einbegriffen: Lutherische, Ev.-Lutherische und die luth. Gemeinde in Strand Street. Kapstadt.

[3]) Zu beachten ist, daß das Hauptarbeitsfeld der Pariser Mission außerhalb der Kolonie im britischen Bassutolande liegt.

Die Zahlen, welche die Statistik in bezug auf die Eingebornen giebt, die den verschiedenen christlichen Gemeinschaften sich angeschlossen haben, verdienen im allgemeinen Vertrauen, sie entsprechen früheren Angaben dieser Körperschaften. Zu niedrig erscheint der Zahl der Presbyterianer. Die 6856 werden nur Erwachsene sein, man wird die doppelte Zahl als Zahl der Getauften nehmen dürfen. Auch die Zahl der Kongregationalisten (25 653) ist niedriger, als man erwarten müßte. Wenn diese Gemeinden nicht viele Glieder an die englische Kirche und Wesleyaner verloren haben, so werden sie sicher über 30 000 Seelen zählen. Da bei ihnen die kirchliche Kontrolle wohl am wenigsten streng geübt wird, wären mangelhafte Angaben erklärlich.

Das Evangelium ist im ganzen Westen der Kolonie ein Sauerteig, dessen Kraft sich hier bereits viel mehr als im Osten des Landes bemerkbar macht. Der Census von 1891 zeigt, daß von den 50 388 Hottentotten (zu denen die Buschleute gerechnet sind) nur 22 500 sich nicht zum Christentum bekannten. Von den „Mischlingen" ist wohl nur der fünfte oder sechste Teil ohne Verbindung mit irgend welcher Gemeinde. Jener Census giebt an, daß von den 247 806 Mischlingen nur 36 998 Nichtchristen waren oder sein wollten. Die Zahl der Leute, die sich als Getaufte zu einem festen Gemeindeverband halten, ist in den letzten Jahren in dem Westen der Kapkolonie nur sehr langsam gewachsen. Auf den Berliner und Rheinischen Stationen, auf denen die durchsichtigste Statistik geführt wird, betrug sie in den letzten fünf Jahren jährlich nur etwa $3\frac{1}{2}\%$.

Im Osten der Kolonie sind die Fortschritte des Missionswerkes ebenfalls nur sehr langsame. Wie stark die Zunahme der Christen unter den Fingu und Kaffern in den letzten Jahren gewesen ist, ja ob eine nennenswerte Zunahme hier überhaupt stattgefunden hat, läßt sich bei der Lückenhaftigkeit der Angaben nicht feststellen. Durch Annexion des Pondolandes (im Jahre 1894) zählt das Kapland jetzt 200 000 Heiden mehr, und wir finden, daß von den 1 727 000 Einwohnern der Kolonie etwas über die Hälfte (ca. 900 000) den Heiden zuzuzählen sind. Die Mission hat also hier noch eine große Aufgabe zu erfüllen. Sie würde zu dieser Arbeit die Hände viel freier haben, wenn die Pflege der ca. 300 000 Christen oder Halbchristen nicht immer noch bedeutenden Kraftaufwand erforderte.

Wie ganz anders würde es um die Mission in Süd-Afrika stehen, wenn von allen aus den Eingebornen gesammelten Gemeinden auch direkte Missionsarbeit unter ihren Volksgenossen geleistet würde. Aber mit Recht weisen alle Beobachter darauf hin, daß die Mischlingsbevölkerung der Kapkolonie leiblich und geistig den Stempel der Schwäche an sich trägt.[1]) Sie

---

Kapkolonie, liegt es nahe, Vergleiche zu ziehen. Berlin hat gegenwärtig etwa 200 evang. Geistliche, ca. 70 000 Sitzplätze in den evang. Kirchen, kaum werden 100 000 Erwachsene und Kinder am Sonntag vormittag durchschnittlich den Gottesdienst besuchen, auch wenn man die Kinder der Sonntagsschulen einrechnet. Dabei muß man beachten, daß unter den Bewohnern der Kolonie noch über eine halbe Million trotziger Kafferheiden ist, die vom Christentum noch fast gar nicht beeinflußt sind.

[1]) Siehe Buchner: Acht Monate in Südafrika. S. 137.

ist zusammengesetzt aus Nachkommen oder Mischlingen von Buschleuten, Hottentotten, Sklaven von der Ostküste und Weißen. Die, welche hottentottisches Blut in sich haben, leiden besonders viel an allerhand leiblichen Gebrechen, 7,4% der Bevölkerung sind vom Aussatz angesteckt. Die geistige Begabung steht fast durchgehends auf der Stufe der Mittelmäßigkeit, dem Charakter mangelt Festigkeit, die Leidenschaften sind schnell erregt, dann erfolgt Rückfall in die alte Schlaffheit. Direktor Buchner hebt aber hervor, daß ein Bedürfnis nach höheren geistigen Gütern sich überall bemerkbar mache, daß viele das Evangelium in kindlichem Gehorsam annehmen und dann auch mit dem Heiland in kindlicher Gemeinschaft leben, daß sie auch ihren geistlichen Leitern oft mit kindlicher Liebe und kindlichem Vertrauen zugethan sind. Gewiß ist der Zustand dieses Mischvolks durch seinen Ursprung und die Geschichte seiner Entwicklung zu erklären. Die Väter und Großväter, ja vielleicht noch ältere Vorfahren der Leute waren Sklaven, die hier wie anderwärts zur Charakterlosigkeit abgerichtet worden sind. Land und Eigentum hatten die Leute schon im vorigen Jahrhundert verloren. Land bieten ihnen hie und da Missionsstationen, aber die Viehzucht ist im Kaplande meist von unsicherem Erfolge, und der Ackerbau ist schwierig, da das Land berieselt werden muß, während die Erzeugnisse des Gartenbaues oft nicht verwertet werden könnnen, so daß man sich über den Stillstand der farbigen Bevölkerung nicht wundern darf. Eine Thatsache ist beachtenswert, die noch wenig bekannt geworden ist. Vor drei Jahren wurde man durch Mitteilungen im Kapschen Parlament darauf geführt, Untersuchungen anzustellen über den Zustand der ärmsten weißen Familien im Lande. Da sind denn erschreckende Zustände enthüllt worden. Es stellte sich heraus, das 11788 Weiße in der Kapkolonie in äußerster Verkommenheit leben, wie man es bis dahin nicht für möglich gehalten hatte, und zwar fand man solche Leute fast in allen Distrikten. Da liegt es doch nahe genug, den Schluß zu ziehen: Wenn in diesem Lande so viele Glieder der herrschenden Klasse auf eine Stufe herabsinken können, die tiefer ist, als die, auf welcher viele Farbige stehen, obwohl ihnen Familienverbindungen, das Mitgefühl der übrigen Weißen, Bereitwilligkeit der Beamten und der Diener an Kirche und Schule helfend entgegenkommen, wie schwer muß es dann hier für die Glieder der farbigen, unterdrückten Klasse sein, wirkliche Fortschritte zu machen oder sich vor dem Zurücksinken zu bewahren, wenn sie sich auf eine höhere Stufe emporgeschwungen hatten. Für die Farbigen ist der Branntwein hier wie überall ein wahrer Fluch. Die feineren Qualitäten werden eingeführt, und unterliegen einem hohen Zoll (2,20 M. pro Liter), aber etwa sieben Millionen Liter werden in der Kapkolonie von Wein-Trebern und Früchten gebrannt, ohne daß irgend welche Steuer das Getränk verteuerte. Dazu kommt, daß der gewöhnliche starke Wein sehr billig ist. „Achtzig bis hundert Meilen um Kapstadt“ heißt es in einem Bericht, „ist die ganze arbeitende Bevölkerung hoffnungslos dem Trunk verfallen. Die große Masse der Bevölkerung sinkt tiefer, eine kleine Minderheit kommt empor. Trotz der Mission werden die Eingeborenen eine elende Herde von unverschämten, trunkenen, unnützen Leuten. Vielfach sind Männer, Weiber und Kinder ausgelernte Trunkenbolde. Alles Geld wird

in Branntwein verthan." Neun Zehntel aller Verbrechen sind durch Trunkenheit verursacht. Die Farmer lieben es, wenn sich Schenken in ihrer Nachbarschaft aufthun, weil die Leute ihren Lohn vertrinken und dann aus Sucht nach Branntwein bald wieder Arbeit suchen.

Die Frachtsätze sind auf den Eisenbahnen für Korn und Mehl höher als für Branntwein, und in den Distrikten, wo Wein gebaut wird, ist es gebräuchlich, den Arbeitern die Hälfte des Lohnes in Wein zu geben. In der Zeit des Pflügens und Säens erhält der Mann zwei bis drei Flaschen des starken Kapweins als solchen Lohnteil. Da werden ja freilich gerade die kräftigen und arbeitsameren Männer förmlich zum Saufen verführt, ja fast gezwungen!

Es müßte die weiße Bevölkerung der Kolonie kein Gewissen mehr haben, wenn sich nicht das Bestreben bemerkbar machte, diesem Übel zu steuern. Im Jahre 1891 wurde die Innes Act erlassen, welche wenigstens das Hausieren mit Branntwein verbietet; der berüchtigte „Branntwein-Wagen" ist von den Straßen der Kolonie verschwunden. Wenn zwei Drittel der stimmberechtigten Mitglieder eines Distriktes es fordern, kann jetzt jede Schenke geschlossen werden, und eine neue Schenke darf nur errichtet werden, wenn wenigstens die Hälfte dieser Stimmen sich dafür ausspricht.

Über den Zustand der eingeborenen Bevölkerung der östlichen Distrikte der Kolonie liegen vom Jahre 1892 die Berichte von mehr als dreißig Magistraten vor. Im allgemeinen wird berichtet, daß die Eingeborenen leicht zu regieren sind, daß sie den bestehenden Gesetzen nachkommen und ordentlich leben, daß aber von eigentlichem Fortschritt wenig oder nichts zu spüren ist. Es heißt da (Bathurst): „Ich freue mich berichten zu können, daß ich höchst günstig über die Führung der Eingeborenen in diesem Distrikt berichten kann." „Die Eingeborenen dieses Distriktes (Kimberley) sind meist ordentlich und führen sich gut." „Die Führung der Eingeborenen ist während des letzten Jahres sehr zufriedenstellend gewesen" (East London). Fort Beaufort: „In jeder Hinsicht zufriedenstellend." „Die Eingeborenen betragen sich im ganzen gut, sie gehorchen willig den gegebenen Anweisungen." (Herbert.) Von Komghia wird berichtet: „Die Eingeborenen betrugen sich sehr gut, nicht eine einzige Gewaltthat kam zu unserer Kenntnis." Die Berichte von Queenstown, Viktoria West und Uitenhage lauten ebenso. Auch im ferneren Osten (Maclear) heißt es: „Die Eingeborenen sind ruhig, ordentlich und nüchtern." In Bezug auf Fortschritt freilich lauten die meisten Berichte wenig günstig. Zehn Magistrate erklären, daß in ihren Distrikten (Barkley West, Daniels Kuil, Bedfort, Fort Beaufort, Atherton, King Williamstown, Tembuland, Elliotdale und Tsomo) keine Zeichen von Fortschritten, die die Eingeborenen machten, bemerkbar sind. Der Magistrat von King Williamstown schreibt sogar: „Es ist die Frage, ob sich nicht unter den Heiden eine rückläufige Bewegung bemerkbar macht. Das kann nicht wunder nehmen. Fast alle frönen dem Trinken des Kafferbiers und lassen keine Gelegenheit vorüber gehen kapschen Branntwein zu trinken; so werden sie langsam aber sicher zu einem trunkenen Volk und dies hat zur Folge, daß sie sittlich und wirtschaftlich herunterkommen." Andere berichten

von einem langsamen aber beständigen Fortschritt. Vom Fingulande her hören wir, daß 50 englische Meilen neuer Straßen gebaut und 150 englische Meilen alter Straßen in Ordnung gehalten sind durch freiwillige Arbeit der Eingeborenen. Von anderen Gegenden kommen Berichte über verbesserten und eifriger betriebenen Landbau. Von den Gaikas und Galekas aber heißt es wieder: „Sie sind nicht so geneigt wie die Fingu fortzuschreiten."

Der sehr einsichtige Magistrat vom Peddie-Distrikt berichtete ein Jahr später, daß der Aberglaube abnehme, europäische Ärzte würden häufig aufgesucht. Die Eingeborenen würden ehrlicher. Unter 15000 Seelen, die ihm unterstellt wären, sei im Laufe des Jahres kein Viehdiebstahl vorgekommen. In mehreren Fällen legen die Beamten ein Zeugnis ab für den segensreichen Einfluß der Missionsarbeit. Der Magistrat von Fort Beaufort erwähnt die Industrie-Schule von Healdtown in lobender Weise. Der von Herschel schreibt: „Solche, die unter den Einfluß von Schulen und Missionen kommen, zeigen einen fortschrittlichen Geist." Von Peddie wird berichtet: „Die Leute einer Lokation haben aus eigenem Antrieb eine Kapelle gebaut, die 200 fassen kann. Die von der Missionsstation Newtondale kommen vorwärts." Im Queenrtown-Distrikt „sind sie nicht unwillig zu lernen, die Tagesschulen sind gut besucht, aber die Eltern klagen, daß die Kinder faul werden und nicht für sie arbeiten wollen." Der Magistrat von Stutterheim nahe bei der Berliner Station Bethel schreibt: „Durch den Einfluß und die Arbeit der Missionare sind die Eingeborenen unzweifelhaft vorwärts gekommen und sind, soweit man das von außen wahrnehmen kann, bereit und begierig das Christentum und seine Lehren anzunehmen." Von einer Stelle hört man sogar, Biertrinken und heidnische Handlungen seien im Abnehmen begriffen, es werde auch mehr Mühe verwendet auf das Anlegen von Bewässerungsgräben für die Ländereien. Im Idutywa-Distrikt werden die Schulen gelobt, und von den Fingu bei der Missionsstation Butterworth heißt es: „Sie lassen ihre Kinder unterrichten, und viele nehmen europäische Lebensgewohnheiten an. Sie tragen bessere Kleider, haben bessere Nahrung und verbessern ihren Landbau." Auch von anderen Distrikten wird berichtet, daß die Leute die Kinder gern unterweisen lassen, ja daß auch Heiden es gern sehen, wenn ihre Kinder die Schulen besuchen. Von den Stationen St. Marks und Encobo werden auch Zeichen von Fortschritt berichtet, und der Magistrat von Umtata schreibt: „Das Lehren des Christentums hat auch ohne Zweifel Früchte in Bezug auf äußere Civilisation getragen." Im Bericht von der Grenze Natals, also vom äußersten Osten der Kapkolonie heißt es: „Es giebt eine große Zahl solcher, die wenig oder kein Verlangen haben, ihre Lage zu verbessern. Ein großes Stück Arbeit aber leisten die verschiedenen Missions-Stationen im Distrikt. Wenn auch der Fortschritt vielleicht schwierig und etwas langsam ist, so muß sich ihr Einfluß doch mit der Zeit ausdehnen." Auch einige Zahlen beweisen, daß ein Teil der Eingeborenen in unverkennbarer Weise weiter kommt. In den berühmten Anstalten von Lovedale zahlten Eingeborene im Jahre 1893 zusammen 40000 M. Schul- oder Lehrgelder, in den Anstalten zu Blythwood in derselben Zeit 20000 M. Unter den

Fingu (jetzt 229000 Köpfe), bei denen das Christentum den meisten Eingang gefunden hat, kommen auf 10000 Einwohner 9,10 Verbrecher, bei den harten heidnischen Xoßa und andern Kaffern 25,38, bei den Weißen der Kolonie 11, 14.

Der Branntwein richtet besonders in den westlich von der Kei gelegenen Gebieten große Verheerungen an, (siehe oben den Bericht des Magistrats von King-Will.-Town). Östlich der Kei darf Branntwein nur gegen einen vom Magistrat gezeichneten Erlaubnisschein verabfolgt werden. Eingeführt wurden hier im Jahre 1892 294597 Liter, aber gewiß wird das begehrte Getränk auch in großen Massen eingeschmuggelt. Bemerkenswert ist, daß einige Magistrate keinen einzigen Erlaubnisschein zum Kauf von Brannntwein ausgegeben haben, so der Magistrat des Distrikts von St. Mark, dessen eingeborene Bevölkerung 22136 Seelen zählte, der vom Distrikt Elliotdale (21983 Seelen), von Mount Frere (23089 Seelen). Der Magistrat von Tsolo (24108 Seelen) hat nur einen Schein, der von Umtata (35000 Seelen) nur zwei Erlaubnisscheine ausgestellt, während andere Beamte eine viel laxere Praxis befolgten. Im Dutywa-Distrikt (25707 Seelen) wurden fast 1000 Scheine ausgegeben, in einem andern Distrikt 1198 und in Maclear (bei nur 3901 Einwohnern) 744. Diese Thatsachen zeigen, wie leicht es bei gutem Willen der Behörden ist, den Branntwein von den Eingeborenen fern zu halten.

Alle, welche mit dem Charakter und sonstigen Verhältnissen, in denen die Eingeborenen leben, vertraut sind, Missionare, Beamte, Händler, stimmen mit den Eingeborenen in der Verurteilung des Branntweinhandels überein. In der Kapkolonie sind seine Beförderer die Inhaber von Schenken, die Branntwein-Brenner, zu denen leider in vielen Distrikten fast alle größeren Farmer gehören, und die betreffenden Großkaufleute. Dem von diesen Leuten ausgeübten Druck zu folgen sind bisher Parlament und Ministerien am Kap nur zu willig gewesen, es macht sich aber jetzt eine Wendung zum Besseren bemerkbar. Nötig ist es, daß außer dem Branntwein-Verkauf auch der Mißbrauch des Kafferbiers verhindert wird. Die Gesetzgebung kann jedenfalls Mittel finden, den großen gemeinsamen Biergelagen zu steuern.

Um den Eingeborenen zum weiteren Fortschritt zu verhelfen empfehlen manche immer wieder die Errichtung von Industrie-Schulen; man will, die Missionen sollen hierfür eintreten. Aber die Errichtung solcher Schulen erfordert viele Mittel, denn es ist schwer, Lehrer zu finden, es ist teuer, die Gebäude zu errichten, Handwerkszeug zu beschaffen und die Lehrlinge zu unterhalten. Die Missionsgesellschaften aber haben keinen Beruf, die ihnen anvertrauten Missionsgelder in dieser Weise zu verwenden, denn für die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden haben solche Veranstaltungen kaum irgend welchen spürbaren Wert, und ebenso steht der Nutzen, den sie in wirtschaftlicher Hinsicht den eingeborenen Christen bringen, nicht im Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten. An manchen Küsten mag das Bedürfnis nach Handwerkern sich so fühlbar machen, daß die Errichtung solcher Anstalten Notwendigkeit wird, allein am Kap klagen schon jetzt die meisten Handwerker, daß sie unter dem Wettbewerb schwarzer Zunftgenossen zu leiden haben. Die Afrikaner sind von Natur, durch Veranlagung und die

Verhältnisse ihres Heimatlandes zu Ackerbauern bestimmt und entwickeln sich als Ackerbauer am besten. Auch für die eingeborenen Christen ist es am dienlichsten, wenn sie Ackerbauer bleiben können, das ist besser als wenn sie Handwerker oder Tagelöhner bei Weißen werden.

Im vorigen Jahre ist von der Regierung der Kapkolonie durch Proklamation eine Akte erlassen, die „Glen Grey Act", welche seither viel besprochen worden ist, und die deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil der bekannte Premier-Minister, Mr. C. Rhodes, in ihr sein Programm veröffentlicht hat, nach welchem in Zukunft die Eingeborenen-Frage auch anderwärts geregelt werden soll. Nachdem von andern Seiten in Süd-Afrika, z. B. von dem Präsidenten des Freistaats und manchen Stimmen in Transvaal und Natal die Forderung immer wieder erhoben worden ist, alle „Lokationen" für Farbige abzuschaffen und die Leute dadurch zu zwingen Hörige bei Weißen zu werden, wodurch sie alle Selbständigkeit verlieren würden, hat die Glen-Grey-Act das Lokations-Princip zu ihrer Grundlage gemacht und hat das zu seiner Verwirklichung nötige System in klaren Zügen und, wie uns scheint, im wesentlichen mit glücklicher Hand dargelegt.

Als Versuchsfeld ist der fast ausschließlich von Eingeborenen (c. 100000 Tembu und Tambukki) bewohnte Distrikt von Glen Grey, der östlich vom Distrikt Queenstown liegt, gewählt worden. Hier soll das von Eingeborenen bewohnte Land neu vermessen werden, mit Ausnahme der Stücke, die an das Dorf Lady Frere, an Missionsstationen und sonst unter Besitz-Titeln vergeben sind. Es werden Lokationen gebildet, in denen Stücke Landes 8 acres groß (= 12 Magdeb. Morgen) einzelnen Farbigen zugeschrieben werden, ein Teil Land wird allen als gemeinsames Weideland zugewiesen. Der Besitzer verliert sein Recht im Fall er teil nimmt an einem Aufstande, wenn er wegen Diebstahls mehr als zwölf Monat Gefängnis erhält, oder wenn er es innerhalb eines Jahres nicht wirklich (beneficially) okkupiert, oder es nicht ordentlich bestellt. Der Besitzer darf keine Schuld auf das Land eintragen lassen, es ist und bleibt dasselbe auch stets unteilbar. Verkaufen darf er es nur mit Bewilligung des Gouverneurs. Das Land vererbt sich vom Vater auf einen Sohn, oder einen andern erbberechtigten Anverwandten. Die Aufsicht über die Lokation liegt in den Händen von drei Männern, die der Gouverneur anstellt, nachdem er die Wünsche der Bevölkerung gehört hat. Auch Häuptlinge können zu solchem Posten erwählt werden, doch findet jährlich Neubestätigung bezw. Wiederwahl der Vorsteher statt. Von dem Besitz ist eine Abgabe von 15 M. jährlich zu entrichten. Ist er größer als ursprünglich festgesetzt (durch Kauf von der Regierung), dann wird weiter 1 M. für jeden Magdeburger Morgen Abgabe gezahlt. Nichtzahlen der Abgabe hat nach Frist eines Jahres den Verfall des Besitzrechts zur Folge. Weiter ist eine Abgabe von 10 Mark von jedem arbeitstüchtigen Mann zu entrichten, wenn er nicht drei Monat lang außerhalb des Distrikts gearbeitet hat. Wer einmal drei Jahre auswärts arbeitete, ist für immer von dieser letzteren Abgabe befreit. Während die Abgabe vom Lande in die Regierungskasse fließt, soll diese zweite Abgabe in die Distriktskasse fließen; von ihren Erträgen sollen Handwerk- und Ackerbauschulen errichtet und unterhalten werden. Ebenso zahlt jeder arbeits-

tüchtige Mann 5 M. Jahresbeitrag zu dem Distriktsfonds für Wege- und Brückenbau, für Anpflanzung von Wäldern u. dergl. Ein Distrikts-Rat von 12 Mitgliedern regiert das Ganze. Sechs dieser Mitglieder erwählt der Gouverneur, sechs werden vom Volke gewählt. Drei Leute des Rats bilden dann eine Kommission, welche die Angelegenheit der Branntweinschenken zu regeln hat. Erlaubnisscheine zum Branntweinverkauf dürfen nur dann ausgegeben, oder wenn sie verfallen sind, erneuert werden, wenn zwei Dritteile des Distrikts-Rats sich für diese Maßregel aussprechen. Auch kann jene Kommission es verbieten, daß in irgend einer Schenke der Stadt Lady Frere ein Eingeborener Branntwein erhält.

Dies sind die Bestimmungen der Glen Grey Act, welche im betreffenden Distrikt von den Eingeborenen mit Wohlwollen aufgenommen worden sind, weiterhin nach Osten haben sie unter den Eingeborenen Beunruhigung hervorgerufen. Die Freunde der Eingeborenen in der Kolonie, also zunächst die Missionare, tadeln zumeist den Druck, der durch die Arbeitstaxe von 10 M. auf die Eingeborenen ausgeübt werden soll. Nach unserer Erfahrung sind die Abgaben aber nicht zu hoch bemessen und werden von den Eingeborenen, die überhaupt arbeiten wollen, leicht genug getragen werden.

Bedenken aber kann man wohl mit Recht gegen die Bestimmungen erheben, daß der Besitzer sein Recht auf das Land verliert, wenn er es innerhalb von 12 Monaten nicht „in nützlicher Weise“ okkupiert, oder es nicht ordentlich bebaut. Krankheiten in der Familie oder Dürre, die in Afrika gar manchmal das Bestellen der Äcker unmöglich macht, können da für die Leute verhängnisvoll werden, denn die Worte der Akte lassen hier der Willkür der Beamten zu weiten Spielraum. Was ist überhaupt unter den Worten „nützlich“ und „ordentlich“ zu verstehen?

Am bedenklichsten aber ist es, daß das Gesetz nicht ausdrücklich bestimmt, daß das den Eingeborenen zugewiesene Land niemals an Weiße verkauft werden darf. Die Aborigines Protection Society hat Herrn Rhodes auch deshalb Vorhaltungen gemacht. Er antwortete, daß die Regierung es niemals zulassen werde, daß ein Weißer Eigentümer von solchem Lande werde.

Da die Akte bestimmt, daß ein Grundstück überhaupt nur mit Genehmigung des von der englischen Regierung ernannten Gouverneurs den Besitzer wechseln darf, so wird fürs erste das Land wohl den Eingeborenen erhalten bleiben, aber ihre Freunde haben mit Recht den Wunsch, daß die Bestimmungen der Akte nach dieser Seite hin auch für die Zukunft die nötige Sicherheit bieten möchten.

Sonst ist mit Dank zu begrüßen, daß durch dieses System dem einzelnen Eingeborenen ein Stück Grund erb- und eigentümlich zugewiesen wird, daß man ihn nicht direkt zwingt, bei Weißen Arbeit zu suchen, und daß man noch weniger daran gedacht hat, den Eingeborenen so weit seiner Freiheit zu berauben, daß man ihm einen Herrn anweist, dem er dienen muß. Dankenswert ist es, daß die Eingeborenen viele innere Angelegenheiten des Distrikts selbst ordnen sollen und vor allem, daß sie das Recht haben, den Distrikt von den Branntweinschenken zu befreien, von denen Fluch und Verderben ausgeht.

In der benachbarten Natal-Kolonie macht die Arbeit immer noch sehr geringe, wenigstens sehr langsame Fortschritte. Die 13 Hermannsburger Stationen zeigen in den letzten fünf Jahren nur eine Vermehrung von 160 Erwachsenen, die 6 Berliner Gemeinden mehrten sich in derselben Zeit um 264 und die 10 Gemeinden des Americ. Board um 567 Erwachsene. Größeren Zuwachs zeigen die Gemeinden der Wesleyaner, die auch hier vielfach ernten, wo sie nicht gesät haben. Erfreulich ist es, daß im benachbarten Sululande, welches halb unter der Herrschaft der Buren, halb unter englischer Herrschaft steht, auf den englischen wie den Hermannsburger und den norwegischen Stationen endlich wirkliche, wenn auch kleine, langsam wachsende Christengemeinden gesammelt sind. Wie in der Kapkolonie so steht auch in Natal die Frage, wie die Erziehung der eingeborenen Jugend in den Schulen zu gestalten sei, gegenwärtig obenan. Die Regierung zahlt hier die Summe von 88806 M. Hilfsgelder an 91 Schulen, die wohl alle Missionsschulen sind, sie haben 5064 Schüler. Abgesehen davon, daß die Summe sehr gering erscheint, wenn man bedenkt, daß die eingeborene Bevölkerung der Kolonie ca. zwei Millionen Mark an direkten und indirekten Steuern zahlt, zieht die Regierung jetzt die Unterstützung zurück, wenn die Schulkinder nicht auch in Handarbeiten unterwiesen werden. Dabei hat die Regierung bei dem Versuch, den Missionaren zu zeigen, wie sie die Sache angreifen sollten, selbst einen Mißerfolg aufzuweisen. Eine Industrieschule wurde von ihr im Juni 1886 eröffnet, ihre Erhaltung kostete jährlich 10000 M., und nach 5½jährigem Bestehen ist sie jetzt wieder eingegangen. Manche Missionare haben den Mittelweg eingeschlagen, die Schulkinder täglich bei Wegebau, Ziegelstreichen und mit einfacher Maurerei zu beschäftigen. Auch in Transvaal hat man früher die Schulkinder auf manchen Stationen mit Nutzen in dieser Weise beschäftigt.

Die Mission in dem benachbarten, unter dem Protektorat des englischen Reiches stehenden Bassuto-Lande bietet ein erfreuliches Bild. Die Entwicklung des Süd-Bassuto-Stammes zeigt, daß ein afrikanisches Volk sich recht gut entwickeln kann, wenn man ihm seine Freiheit läßt. Hier sind die Eingeborenen Herren von Grund und Boden, denn kein Weißer darf hier Land erwerben, und sie verwalten ihre eigenen Angelegenheiten fast selbständig. Die Bevölkerung ist auf 218324 Seelen angewachsen. Der Landbau wird eifrig betrieben. Jahr für Jahr werden an Kafferkorn und Mais ca. 200000 Scheffel, an Schafwolle 4000 Ballen ausgeführt. Ein Reisender schreibt: „Ich war überrascht von dem außerordentlich ausgedehnten Anbau des Landes. Dies Land ist der Garten Süd-Afrikas. Ich kann getrost sagen, daß ich hier an einem Morgen mehr angebautes Land, bestanden mit verschiedenen Kornarten gesehen habe, als ich während dreier Reisewochen im Transvaal und im Freistaat sah.“ Das Heidentum ist freilich noch eine gewaltige Macht im Lande, aber doch mögen 50000 Seelen den Gemeinden als Christen, Katechumenen und Schulkinder angehören.

Die Pariser Mission arbeitet in alter, bewährter Weise. In den letzten fünf Jahren stieg die Zahl der Kommunikanten ihrer Gemeinden (jetzt 8907) um 3310, die Zahl der Schulkinder (jetzt 6837) um 2000.

Katechumenen waren jetzt 4826 vorhanden. In den fast unzugänglichen Thälern am obern Lauf des Oranje haben die Missionare ein neues Arbeitsfeld gefunden. In diesem früher unbewohnten Gebirgsland fanden sie jetzt 400—500 Dörfer. Belebend wirkt auf die Gemeinden die Teilnahme und Fürsorge für die von hier ausgegangene Sambesi-Mission. Ein großer Verlust ist für die Bassutokirche, die sich als solche jetzt auch fester organisiert, der am 20. Mai vorigen Jahres erfolgte Heimgang des tief innerlich frommen, eifrigen, hoch begabten Mabille,[1]) der 34 Jahre höchst erfolgreich in Morija thätig war. Auch die Versetzung des Sir Marshall Clarke nach dem Sululande, der hier als englischer „Kommissar" residierte und seiner Aufgabe in christlichem Geiste gerecht wurde, ist ein Verlust für das Volk.

Im Freistaat treiben die Missionen ihre Arbeit unter reichem Segen in aller Stille weiter, auch die Berliner Arbeit erstarkt hier mehr und mehr. Auf dem benachbarten Diamantfelde ist sogar eine entschiedene Wendung zum Besseren zu bemerken.

Das Leben in den Gruben-Städten Kimberley und Beaconsfield hat gegen früher einen wesentlich anderen Charakter angenommen, weil jetzt der ganze Abbau zu einem ruhigen, streng geordneten Betriebe umgestaltet ist. „Man verdient," schreibt Missionar Meyer, „jetzt im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot und sucht sich irgend einer Kirche anzuschließen, davon wird man nicht mehr so wie früher durch das Treiben der Welt und durch das Jagen nach Gewinn abgehalten. Die Kirchen können sich auch der minder zahlreichen Leute besser annehmen, und das Gesetz kann leichter grobe Übertretungen dämpfen und strafen. Zu seelenverderblichen Ausschreitungen verführt nicht mehr, wie früher so häufig war, leichter Geldgewinn."

Zehntausend farbige Arbeiter leben jetzt in den Arbeiter-Zwingern, „compounds" genannt. „Dadurch wird manchem Laster vorgebeugt und ist dem Krebsschaden des Diamant-Diebstahls und unerlaubten Diamantenkaufs die Ader unterbunden. Durch die Abgeschlossenheit und den Mangel berauschender Getränke wird mancher Heide entnüchtert und fängt an sich mit der „Lehre" zu beschäftigen." Es arbeiten in diesen Zwingern und an den 3000—5000 Farbigen, die frei wohnen, die Missionare verschiedener Gesellschaften. Stehen doch hier in den Grubenstädten 15 Missionskirchen. Es werden in den Gruben auch über 700 farbige schwere Verbrecher beschäftigt. Missionar Meyer berichtet, daß unter ihnen nur sehr wenige eingeborene Christen sind.

In Transvaal macht das Missionswerk immer noch bedeutende Fortschritte. Von den jetzt auf 650 000 Seelen geschätzten Eingeborenen gehören etwa 50 000 christlichen Gemeinden an. Sehr bedeutende Fortschritte hat hier die Arbeit der Hermannsburger Mission aufzuweisen. In den letzten 5 Jahren ist die Zahl ihrer Getauften von 12 000 auf 19 244 gestiegen, die der Berliner Mission von 11 000 auf 13 700. Letztere hat noch immer zu thun mit der Gegnerschaft der von Winter be-

[1]) Diese Zeitschrift wird demnächst ein Lebensbild von ihm bringen. D. H.

gründeten „freien Bapedikirche".[1]) Diese Gemeinschaft hat sich nach Nordwesten hin ausgebreitet, aber innerlich ist ihre Kraft gebrochen. Den „Pastoren" wird Müßiggang und in dessen Gefolge der Biertopf zum Verderben. Einer Wiedervereinigung des größten Teils der Separierten mit ihrer alten Gesellschaft dürften kaum noch größere Hindernisse im Wege stehen.

Die politischen Beziehungen der Regierung zu den Häuptlingen und die Stellung der Eingeborenen zur weißen Bevölkerung sind in Transvaal noch lange nicht geordnet. Eben jetzt ist die Republik dazu geschritten, das bisher freie Swasiland[2]) mit Gewalt zu annektieren. Im Norden sind einige widerspenstige Häuptlinge durch Gewalt der Waffen unterworfen. Im Bawendalande sind einige Häuptlinge und Stämme noch immer fast unabhängig, besonders setzt der oft erwähnte Makhato den Forderungen der Regierung Trotz entgegen. Bald wird auch hier ein Krieg die Macht dieser Häuptlinge und damit die Macht des Heidentums brechen, und dann werden unsere (Berliner) Missionare dort noch einmal ernten können, nachdem unter den jetzigen Verhältnissen durch treuste Arbeit, die nun schon über zwanzig Jahre lang getrieben wird, auf drei Stationen nur 300 Getaufte gesammelt worden sind. In Bezug auf die Stellung der Farbigen zu den Weißen bereitet die Regierung neue Schritte oder Gesetze vor. Da die Goldfelder die Arbeiter anziehen, klagen die Buren wieder über Arbeiter-Mangel. Dem soll die Regierung abhelfen, nicht nur durch Maßnahmen, welche die Schwarzen in indirekter Weise zur Arbeit nötigen, sondern dadurch, daß die Beamten jedem Bauer auf Verlangen Arbeiter zu niedrigen Lohnsätzen zuweisen. Der Kommissarius für Eingeborene hat an alle Missionare im Lande (es sind deren etwa 100) ein freundliches Schreiben gerichtet und sie um ihren Rat in dieser Angelegenheit ersucht.

---

[1]) Der Hang der Schwarzen, sich in kirchlicher Hinsicht der Bevormundung durch die weißen Missionare, die Landsleute ihrer Unterdrücker, zu entziehen, ist verständlich. Er macht sich auch anderwärts bemerkbar. Im Tembulande hat sich auch eine „Nationalkirche" gebildet, die nur schwarze Lehrer und Geistliche anstellt. Zu solcher Selbständigkeit sind aber die südafrikanischen Gemeinden aus den Eingeborenen noch nicht reif. Es fehlt ihnen noch die innere Kraft, und die Kolonialverhältnisse bringen zu viele Gefahren für sie mit sich.

[2]) Im Swasilande ist bis jetzt so gut wie keine Missionsarbeit gethan. Die englisch-bischöfliche Kirche unterhält dort eine Station seit 20 Jahren, auf der ca. 50 Getaufte leben. Das war alles bisher. Jetzt ist eine neue Gesellschaft, „South African General Mission" genannt, dort eingetreten. Sie ist gegründet 1889, besitzt eine Halle in Kapstadt, ein eignes dort erscheinendes Blatt: „South African Pioneer," und wird von einem „Direktor" geleitet, der dort wohnt. Sie steht auf keinem besonderen Bekenntnis und bildet ihre Missionare nicht aus. Das Ganze erinnert an die China-Inland-Mission. Das Blatt spricht von 50 Arbeitern und 9 Stationen. Auf dem Diamantfelde, im Pondolande, unter der Polizeitruppe (Cape mounted rifles) im Osten der Kapkolonie, in Durban und nun im Swasilande haben sie die Arbeit angefangen. Sie unterstützt die Pariser Mission mit Geldmitteln, damit sie ihre Arbeit in den Bergen ausdehnen kann. Daß die neue Gesellschaft letzteres thut, ist sehr zu loben. Sonst will es uns scheinen, als ob sie wieder einmal die Arbeit anderer und die bereits gesammelte Erfahrung zu wenig beachtete. Sie hat die Parole ausgegeben: Swasiland for Christ, hat aber bisher dort nur eine Station, die mit unerfahrenen Leuten besetzt ist.

Das westlich von der Transvaal-Republik liegende **Betschuanen**-land, welches halb unter englischer Regierung steht und halb als Protektorat betrachtet wird, hat wie die neueren Schätzungen oder Zählungen ergeben, nur 165000 Bewohner, von denen vielleicht 20000 christlich genannt werden können. Die Londoner Mission hat in den letzten Jahren hier Anstrengungen gemacht, Versäumtes nachzuholen. Ein Lichtpunkt ist immer noch Palapye, die Hauptstadt des christlichen Häuptlings Khama. Hier wohnen über 20000 Menschen, die neu errichtete Kirche hat 60000 M. gekostet, die fast ganz von den Eingeborenen aufgebracht sind. Es finden sich in der Stadt 1500 Pflüge. Überall herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Wegen des Verbots Branntwein einzuführen und Kafferbier zu brauen ist der Häuptling neuerdings heftig angegriffen worden, — nicht von einem Heiden, sondern von Mr. de Waal, welcher mit Herrn Rhodes vom Maschonalande kommend das Land Khama's durchreiste. Dieser Herr klagte in einer Kapschen Zeitung bitter darüber, daß er dort nirgends Branntwein hätte erhalten können, er bedauert die Eingeborenen, daß sie kein Bier brauen dürften, sie seien deshalb elend und voll Krätze, er hofft deshalb, daß man dem schwarzen Tyrannen bald andere Sitten beibringen werde. Diese Auslassungen haben einen Sturm des Unwillens unter den vielen Freunden der Enthaltsamkeit am Kap und in England und bei allen wahren Freunden der Eingeborenen erregt, so daß Khama durch den ungerechtfertigten Angriff viele Freunde gewonnen hat. Dies zeigte sich besonders zu seiner großen Freude, als er im Januar dieses Jahres Kapstadt besuchte. Er wurde bei einer Abendversammlung gefeiert und am andern Tage von einer Deputation der Enthaltsamkeitsfreunde begrüßt.

Von hier aus hat die Londoner Gesellschaft 1893 durch Missionar Wookey die Hauptstadt der **Batauana** in der Nähe des Ngamisees besetzt. Auch die Pariser **Sambesi-Mission** hat an Palapye einen Rückhalt.

In wahrhaft heldenmütiger Weise kämpfen die am Sambesi auf Vorposten stehenden Missionare einen schweren Kampf gegen ein wüstes, entartetes Heidentum in einem Fieberlande, preisgegeben den Launen eines verkommenen Despoten. Im Juni kamen zwei neue Missionare mit ihren Frauen (Messrs. Beguin und Goy) und einer Lehrerin (Frl. Keck) mit zwei Bassuto-Evangelisten im Lande an, so daß Nalolo, eine neue Station, angelegt werden konnte. Missionar Coillard sollte nach Süd-Bassutoland zu Besuch kommen, kehrte aber nach seiner Station Lealui zurück. Missionar Jalla berichtet aus Kasungula, daß eine erfreuliche Erweckung unter Jungen und Alten begonnen habe, welche sich auch auf die übrigen Stationen immer mehr ausbreite. Die 300 Menschen fassende Kapelle zu Kasungula müsse erweitert werden. Im Lande scheint gegen früher mehr Ruhe und Ordnung einzuziehen.

Seit dem Jahr 1892 versuchen die Primitive Methodists bei den durch Holubs Erlebnisse bekannten Maschukulumbwe Eingang zu gewinnen. Man sieht, die südafrikanischen Missionen dehnen ihre Arbeit stetig nach Norden aus! Freilich ist in dem neu besetzten **Maschonalande** und unter dem eben unterworfenen Matebelenvolk noch viel zu thun, aber auch hier sind

die Netze in weiter Ausdehnung gespannt. Noch vor zwei Jahren erlebte Missionar Jalla bei seiner Station Kasungula am Sambesi einen Einfall der Matebelen und sah mit seinen Augen die reihenweis an den Füßen aufgehängten Leichen von gefangenen Männern und Kindern, die lebend geröstet worden waren, und Haufen von entsetzlich hingemetzelten Weibern und Mädchen. Über den Raubstamm ist aber das Schwert der Chart. Company gekommen, er wird keine Raubzüge mehr unternehmen. Man muß dankbar dafür sein, daß es dem König Lobengulu nicht möglich wurde, den Plan auszuführen, mit seinen besten Regimentern über den Sambesi zu entfliehen. Dort hätten diese Sulu nach alter Weise gehaust und ein neues Reich begründet. Jetzt werden sie Ackerbauer werden, und die Londoner Mission hat nun Gelegenheit, ihre Arbeit unter diesem Stamme auszudehnen und ernstlich zu betreiben.

Das benachbarte Maschonaland ist bereits gut besetzt. Hier arbeitet ein englischer Bischof (Sitz Umtali, mit Diakonissen-Station) seine Missionare haben außerdem noch fünf Stationen besetzt, von denen zwei dem Sambesi nahe liegen. Das Hauptquartier der Wesleyaner ist Salisbury, drei Farmen hat ihnen die Komp. in verschiedenen Teilen des Landes zugewiesen, auch sollen sie in jedem Dorfe ein Grundstück erhalten, zwölf wesleyanische Nationalhelfer sind vom Süden her ins Land eingezogen. Bei Fort Viktoria arbeiten drei Missionare der Kapschen reformierten Mission auf zwei Stationen mit fünf Helfern, und in der Nähe bei Gutu und Tschibi vier Berliner Missionare. Die Maschona zeigen in ihrem Charakter die Spuren und Folgen der Knechtschaft, in der sie seit einem Menschenalter von den Sulu gehalten worden sind. Sie werden feige, schmutzig und stumpf, auch kindisch genannt. So weit bekannt ist, hat noch keine Taufe im Lande stattgefunden.

Nicht weit östlich von diesen Stationen finden wir auf hohem Gebirgslande am Berge Selinda vier (verheiratete) amerikanische Missionare mit einer Lehrerin. Sie haben zwei Stationen besetzt. Sie gelangten hieher von Beira aus, indem sie den unteren schiffbaren Lauf des Busiflusses in Booten hinaufzogen, die Company gab der Mission 24000 acres Land. Die früher bei Inhambana betriebene Arbeit ist von der A. B. aufgegeben; die Free Methodists wollen sie übernehmen.

Es bleibt noch übrig, einen Blick auf die wichtige und überaus segensreiche Arbeit der Schweizer Missionare bei Delagoabai zu werfen. Ehe der Aufstand der Eingeborenen ausbrach, blühte das Werk in Rikatla und Antioka am unteren Komate-Fluß. Ja es gelang im Jahre 1893 dem Missionar Dr. Liengwe in Mandhlakazi, der östlich vom untern Limpopo gelegenen Hauptstadt des Königs Gungunyama, Fuß zu fassen. In Lourenzo-Marques waren durch Missionar Berthoud eine Gemeinde von 815 Seelen und 175 Schulkinder gesammelt. Der Aufstand aber hatte die Zerstörung von Rikatla zur Folge, und auch in der Hafenstadt leidet die Arbeit bei dem Belagerungszustand, in dem sie sich befindet.

Die römische Mission hat hier, wie auch in den übrigen Gebieten, die nördlich vom Vaalfluß liegen, bisher fast nichts geleistet. In Salisbury, in Fort Viktoria und in Buluwayo (Hauptstadt des Matebelenlandes)

finden wir Priester, wie auch in Transvaal hin und her, aber von irgend welcher Missionsthätigkeit unter den Heiden verlautet nichts, noch weniger von Erfolgen. Im Kaplande arbeiten 35 Priester, es werden aber von ihnen selbst nur 942 getaufte Farbige als zu ihnen gehörend angegeben. Sie errichten aber Schulen und Pensionate, welche wegen des trefflichen Unterrichts, der da erteilt wird, viel gelobt werden. Im Bassutolande, wo sie seit über 30 Jahren arbeiten, haben sie nicht besondere Erfolge aufzuweisen, aber in der Natalkolonie breitet der Trappisten-Orden seine klug veranlagte und geschickt geführte Arbeit immer mehr aus. In kluger Voraussicht schafft dieser Orden seinem Wirken durch Landerwerbungen festen Rückhalt; in englischen Kolonien wird jede Mission stets großen Nutzen von solchem Besitz haben. Er verfügt bereits über

	12000	acres	bei Marianhill,
	50000	„	am Umsimkulu-Flusse,
	12000	„	bei Telapi,
	1225	„	an anderen drei Orten.
Zusammen:	75225	„	

In Marianhill arbeiten jetzt 240 Mönche und 180 Nonnen, die 200 Kinder in Pflege und Erziehung haben. An der Umsimkulu (in „Lourdes“) stehen 18 Mönche und 20 Nonnen. Die industriellen Anlagen sollen auf den beiden Hauptplätzen großartig sein, was wir gern glauben wollen. Nach der Aussage des Abtes sollen die Eingeborenen arbeiten und noch einmal arbeiten und zum dritten Male arbeiten lernen, und dann erst sollen sie mit etwas Katechismuslehre beglückt werden. So wäre also hier das gepriesene Princip „labora et ora“ wirklich durchgeführt, da wird es freilich an Beifall vonseiten der Welt nicht fehlen. Wir aber glauben, daß das Evangelium von Christo eine Gotteskraft ist, die auch Afrikaner, die daran glauben, erretten kann aus dem Jammer ihres Heidentums. Gott segne dazu auch ferner die Verkündigung dieses Evangeliums in Süd-Afrika! Merensky.

Litteratur-Bericht.

1. **Christ**, „Madagaskar ein bedrohtes evang. Missionsland.“ Basel 1895, Missionsbuchh. Ein 44 S. umfassendes Schriftchen, das sehr zeitgemäß ist, und auf Grund der zuverlässigsten Quellen gut orientiert. Inhalt: das Land; die Leute; Anfänge der Mission; die Verfolgung; der Sieg des Kreuzes; der heutige sociale u. christliche Zustand und die Statistik; der bevorstehende Krieg mit Frankreich und seine Veranlassungen; die römische Gegenmission; die Stimmung in Madagaskar; die Pariser Mission; Schlußwort.

Der chinesische Ahnenkultus.

Von Missionar Nitschkowsky.

Der Missionsarbeit in China stellen sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Vorurteil und nationaler Stolz, Ignoranz und Indifferenz, Götzendienst und Aberglaube, Mangel an Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit — der durch die Europäer hervorgerufenen Übel zu geschweigen — reichen einander die Hand, um die großen Massen gegen die Predigt des Evangeliums einzunehmen. Das festeste, fast uneinnehmbare Bollwerk, mit dem die Missionsarbeit es zu thun hat, ist aber ohne Zweifel der Ahnenkultus, ein System, vermöge dessen dieser wunderbare Staatskoloß Jahrtausende hindurch zusammenhält. Der Ahnenkultus, in dem nach chinesischer Anschauung die höchste Tugend, die Kindlichkeit, zum Ausdruck kommt, ist das Band, welches nicht nur die gesamte lebende Generation dieses großen Volkes, sondern auch die Gesamtheit seiner Rasse, die bereits aus dieser Welt geschieden ist, als eine große Familie umschlingt. Nicht minder fühlt sich der Chinese mit den noch kommenden Geschlechtern, in denen er fortbestehen wird, lebhaft verbunden. Dieser Zusammenhang besteht für denselben nicht in nebelhaften Traditionen, sondern in einem lebendigen, wirklichen Kontakt. Von der Pflege der Kindlichkeit hängt das Gedeihen oder der Ruin aller socialen und politischen Verhältnisse ab.

Dem Chinesen unsympathisch oder gar verhaßt zu werden, bedarf es keines Weiteren, als ihm den Ahnenkultus zu untersagen. Gerade dies ist aber eine der ersten Forderungen, welche die Mission an jeden sich zum Christentum Bekehrenden stellt, daß er von der üblichen Ahnenverehrung Abstand nehme. Thatsächlich wäre mancher, namentlich auch aus den höheren Ständen,[1]) schon Christ geworden, wenn das Christen-

[1]) Auf der allg. Missionskonferenz in Schang-hai, Mai 1890, sagte Rev. J. Roß, ein chines. Taotai habe ihm versichert, daß nur die eigentümliche Stellung der Missionare zur Ahnenverehrung viele Mandarine von dem Eintritt in die evang. Kirche zurückhalte.

Archdeacon A. E. Moule, in seinem 1892 herausgegebenen Buche: „New China and old," S. 193 ff. berichtet von einer ähnlichen interessanten Unterredung mit einigen hochgestellten chin. Beamten. Außerdem lesen wir ebendort, S. 196, daß ein Koreanischer Prinz, der als Gefangener nach China gebracht und in Pao-ting-fu weilend, eifrig christliche Bücher las. Gelegentlich einer Rückreise nach Korea äußerte derselbe zu seiner Umgebung, daß, wenn die protestant. Missionare sich irgendwie verstehen wollten, die Ahnenverehrung, etwa mit Aus-

tum auf irgend einen Kompromiß mit der Ahnenverehrung einginge. Selbst unter den Missionaren giebt es daher manche, die entschieden dazu raten, dem Chinesen seine Ahnenverehrung, die im Grunde nichts anderes als ein ehrendes Gedächtnis seiner Verstorbenen sei, zu belassen, oder doch wenigstens zu dulden, weil ja in der heil. Schrift kein ausdrückliches Verbot gegen dieselbe sich finde. Diese Anschauung, daß die chinesische Ahnenverehrung mit dem Christentum vereinbar sei, hat jüngst der eingeborne Pastor Wong in einer christlich chinesischen Zeitschrift aufs entschiedenste vertreten. Das für den europäischen Missionar an der Sache Befremdliche sei eben das specifisch Chinesische, welches aber ebensogut seine Berechtigung habe, wie jede nationale Färbung des Christentums in den verschiedenen Reichen des Occidents. Die verneinende Stellung der Missionare zu dieser Frage, meint derselbe ferner, beruhe auf Unkenntnis der chinesischen klassischen Schriften und der Volkssitten oder wenigstens auf einer mangelhaften Unterscheidung beider ꝛc.

Demgegenüber müssen wir uns zunächst sagen, wenn die Mission die Aufgabe hat, alle nationalen Sitten und Eigentümlichkeiten des Volkes, unter dem sie arbeitet, soweit solche mit dem Geiste des Christentums nicht im Widerspruch stehen, beizubehalten und zu pflegen, so ist jedem Missionar auch die Aufgabe gestellt, sich mit den religiösen und socialen Verhältnissen, wie überhaupt mit allen Lebensanschauungen desselben gründlich, namentlich auch durch Studium seiner Litteratur bekannt zu machen. Wir haben somit auch allen Grund, den vorliegenden Gegenstand zu untersuchen, wozu im Nachfolgenden Anregung gegeben werden soll. Die Frage: *ist die Ahnenverehrung in China mit dem Christentum verträglich?* soll der leitende Gedanke bei unserer Untersuchung sein. Zu beachten ist hierbei der Ahnenkultus, einmal wie sich derselbe in den *klassischen Büchern*, sodann wie sich derselbe in der *jetzigen Praxis* vorfindet. Eine richtige Antwort auf die erhobene Frage wird sich von selbst aus einer eingehenden Betrachtung des Hervorgehobenen ergeben.

I.

Die älteste authentische Quelle der chinesischen Geschichte ist der Schu-king. Die erste Anbetung, von der wir in dem Kanon des Schun,[1])

schluß des Götzendienstes und Aberglaubens zu gestatten, er nicht einsehen könne, warum nicht Korea innerhalb dreier Jahre fürs Christentum gewonnen werden könnte. —

[1]) Die chinesischen Zeichen, die der Verfasser stets beigefügt, müssen leider weggelassen werden. D. H.

dem zweiten von manchen als historische Person angesehenen Kaiser, Erwähnung finden, ist die Ahnenanbetung. Dieselbe fand gelegentlich seiner Thronbesteigung statt.

Es heißt in diesem Abschnitt: „Der Kaiser Jao sagte, komm her Schun! Ich habe dich in meinen Angelegenheiten zu Rate gezogen und deine Worte erwägend, gefunden, daß deine Vorschläge ausführbar sind. Das war vor drei Jahren. Besteige den kaiserlichen Thron.“ Schun, obgleich geneigt zu Gunsten eines tugendhafteren abzulehnen, willigte schließlich ein. Am ersten Tage des ersten Monats erschienen beide im Tempel des vollendeten Ahnen, wo Jao dem Schun die kaiserlichen Pflichten feierlich übertrug. Diese Thronbesteigung des Schun fand nach der gewöhnlichen Zeitrechnung im Jahre 2284 vor Chr. statt.

Man ersieht aus dem obigen Citat, daß der Ahnenkultus schon damals eine ausgeprägte Institution war, zu der Tempel, bestimmte Riten, festgesetzte Zeiten, besondere Arten der Anbetung 2c. gehörten, wie sich im Folgenden noch genauer zeigen wird. Der „vollendete“ Ahne ist offenbar Jao's Vorgänger auf dem kaiserlichen Thron gewesen. Das Objekt des dargebrachten Opfers ist hier zwar nicht genannt, doch darf man mit Sicherheit annehmen, daß es, wie in der folgenden Erwähnung der Ahnenanbetung ausdrücklich gesagt wird, in einem jungen Stier bestanden hat.

„Als Kaiser Schun (von einer Inspektionsreise, wahrscheinlich im zweiten Jahre seiner Thronbesteigung) in die Hauptstadt zurückgekehrt war, begab er sich in den Tempel des Ahnen, der verehrt wurde und opferte einen jungen Stier.“ Wer der „verehrte“ Ahne ist, bleibt der Vermutung überlassen. Ein chinesischer Kommentator dieser Stelle bemerkt, daß in jenen alten Zeiten es eine ständige Gewohnheit gewesen sei, daß ein pietätvoller Fürst vor Antritt einer Reise in sein Reich, oder wenn er von einer solchen zurückkehrte, dies seinen Ahnen in den Ahnentempeln zur Anzeige brachte. Er behandelte seine Ahnen, als wären sie am Leben; denn ein pietätvoller Sohn könne sich nimmer dem Gedanken hingeben, sein Vater sei tot.

Von demselben Kaiser Schun erzählt das nämliche Geschichtswerk, er habe von seinen Ministern den Baron J zum Anordner seines neueingerichteten Ahnentempels erwählt, indem er ihn zugleich ermahnte: „sei respektvoll, sei aufrichtig und rein.“ Seitdem ist bis auf den heutigen Tag die Bezeichnung Tschi'zung, Anordner des Ahnentempels, ein hoher Ehrentitel des Präsidenten des Ceremonial-Ministeriums. Wir ersehen hieraus, welch eine wichtige Stelle die Ahnenverehrung in den ältesten Zeiten Chinas einnahm.

Auf den Kaiser Schun folgte der Kaiser Jü. Auch dieser wollte lange nicht das hohe Amt übernehmen. Endlich gab er dem Drängen des Schun nach und „erhielt am ersten Morgen des ersten Monats die feierliche Ernennung (zum Kaiser) im Tempel des göttlichen Ahnen.“[1]) Dieser

[1]) Das Wort Schin = Geist, ist hier übersetzt mit „göttlich“. H. Blodget, D. D. in seinem Aufsatz „Ancestral worship in the shu-king“ rechtfertigt diese

göttliche Ahne ist niemand anders als der berühmte Kaiser Jao. Der verstorbene Mensch ist hier, wie wir sehen, in den Rang der Gottheit versetzt worden.

Daß man überhaupt die abgeschiedenen Vorfahren als lebende, allezeit gegenwärtige, geistige Wesen ansah, geht aus der folgenden Stelle hervor, welche sich in den Büchern von Ju (im Schu-King), betitelt „Ji' und Zi'" befindet.

Dort heißt es: Der Kaiser Schun versammelte sich mit seinem hohen Gaste Tschu von Tan, dem Sohne des großen Jao, und allen seinen Nobilitäten im Ahnentempel, wo, nach wahrscheinlich voraufgegangenen Opferungen, eine Musikkapelle, bei der die verschiedensten Musikinstrumente vertreten waren, sich vernehmen ließ. Diese Musik war so überaus herrlich, „daß bei ihren Melodien selbst die Vögel zu hüpfen und die Tiere zu tanzen begannen." Der beabsichtigte Effekt dieser musikalischen Aufführung war, die hohen Ahnen herabzurufen und ihnen ein Vergnügen zu bereiten.

Die Ahnenverehrung ist demnach keine rein subjektive Sache, bei der es sich lediglich darum handelt, Gefühle der Verehrung und liebevollen Gedenkens zum Ausdruck zu bringen, sondern man geht bei der Anbetung derselben von der Voraussetzung aus, daß die abgeschiedenen Geister an allem, was ihre Nachkommen vornehmen, Anteil nehmen. Deswegen haben die Fürsten nicht nur jedes wichtige Ereignis, wie Thronbesteigung, Antritt einer Reise rc. den Ahnen im Tempel angezeigt, sondern man nahm sie (d. h. die den Ahnen gesetzten Gedenktafeln, den Sitz oder Thron derselben) mit auf Reisen. Letzteres lesen wir (im Schu-King) von dem Kaiser Khi, dem Sohne des großen Jü, der im Jahre 2190 vor Chr. gegen den Fürsten von Hu in den Krieg zog. Derselbe hielt seinen Offizieren folgende Ansprache:

„Ihr, die ihr meinen Befehlen gehorchen werdet, sollt vor meinen Ahnen eine Belohnung erhalten, diejenigen aber unter euch, welche meine Anordnungen nicht befolgen werden, sollen vor den Göttern des Landes den Tod erleiden, desgleichen sollen auch eure Kinder getötet werden."

Die verschiedenen „Götter des Landes" sind die unzähligen Geister der Berge, Flüsse rc., von denen sich die Chinesen überall umgeben wissen. Die Ahnen nehmen jedoch eine höhere Stelle ein. Diese sollen das Betragen der Offiziere in ihren Unternehmungen bestimmen. Allein nicht bloß werden Belohnungen vor den Ahnen, sondern geradezu durch dieselben in Aussicht gestellt, wie aus den folgenden Anführungen,

---

Übersetzung indem er sagt: „The word „Shin" is here translated „divine", not „spiritual" in accordance with common usage in translating the Latin and Greek classics into English. The correctness of this translation may be seen by attempting to render „Shin" as here used, into Latin or Greek." S. Journal of the Peking Oriental Society. Vol. III. Nr. 2, 1892.

die wir aus dem ersten und zweiten Teil des Abschnittes Phan-Keng entnehmen, deutlich hervorgeht.

Phan-Keng (von der Schang Dynastie) bestieg den kaiserlichen Thron im Jahre 1400 vor Chr. Derselbe wollte seine Residenz verlegen, dem sich indes seine Minister widersetzten. Der Kaiser machte allerlei Vorstellungen, bald drohend bald versprechend. Alles vergeblich: Er beteuerte, hierin nicht nach Willkür, sondern in Übereinstimmung mit all seinen und ihren Ahnen zu handeln. Ihre Ahnen nämlich dienten im Leben den vorigen Kaisern, an allem Wohl und Wehe der Regierung teilnehmend. Nachdem sie gestorben, nähmen sie in ihrer untergeordneten Stellung Anteil an den Opfern, welche den ehemaligen Kaisern dargebracht würden. Diese Kaiser seien aber entschieden für den Plan der Residenzverlegung. Seine Belohnungen für diejenigen, welche ihn in dieser Sache unterstützen, sowie die Bestrafung der Opponenten, würden die völlige Zustimmung der Ahnen haben. Es heißt wörtlich: „In den früheren Zeiten haben die Kaiser, meine Vorgänger, und eure Vorväter und Väter miteinander das Wohl und Wehe der Regierung geteilt. Wie sollte ich es nun wagen, euch unverdiente Schwierigkeiten zu machen? Denn seit Generationen haben die Bemühungen eurer Familien sich bewährt; es sei fern von mir, euer Gutes zu verkennen. Nun, da ich die großen Opfer meinen Vorfahren darbringe, sind eure Vorväter daran teilnehmend zugegen. Sie wissen um das Glück, welches ich erstrebe, und die Leiden, welche über mich verhängt sind."

Die Ahnen befinden sich hiernach in einer wirklichen, jenseitigen Welt und zwar in Verhältnissen, die der diesseitigen völlig analog sind. Könige und Minister, die in dieser Welt miteinander verbunden waren, sind es auch drüben; sie empfangen dieselben Opfer; einerseits geben sie denselben Männern und denselben Plänen Beifall, andrerseits sind sie den gleichen Männern und den gleichen Plänen abhold. Wie sehr die Ahnen in die Geschicke der diesseitigen Welt eingreifen, sehen wir aus einer Stelle des 2. Teiles des Phan-Keng.

Daselbst wird der Kaiser Thang, von der Schang Dynastie, dargestellt als im Begriff stehend, ein Vergehen der Regierung des vorhin erwähnten Kaisers Phan-Keng, seines Nachkommen, der nicht weniger als 350 Jahre nach ihm lebte, zu bestrafen. Ebenso will derselbe in Verbindung mit allen verstorbenen Kaisern seiner Linie, den Vorfahren des Phan-Keng, das ganze Volk, welches seinem Enkel den Gehorsam verweigerte, bestrafen. Die Strafe solle so schwer sein, daß ein Entrinnen vollständig ausgeschlossen sei. An diesem Strafakt werden auch die Ahnen des Volkes sich beteiligen, welche ihre Nachkommen ebenfalls ohne Gnade und Barmherzigkeit behandeln werden. Dazu gesellen sich noch die Ahnen der Minister des Phan-Keng, die ihre Nachkommen im Amte vor dem Kaiser Thang verklagend, in ihn dringen, schwere Strafen herabzusenden. Der Text lautet: „Ich gedenke der Mühsal meiner Vorgänger, die nun die geistigen Souveraine eurer Ahnen sind. Ich würde euch in derselben Weise nähren und pflegen. Wo ich einen Irrtum beginge und würde lange in demselben ver-

harren, so würde mein hoher Herrscher, der Gründer unseres Hauses, für mein Vergehen große Strafen herabsenden und sagen: Warum bedrückst du mein Volk? Wenn ihr, die Myriaden des Volkes, nicht Bedacht nehmt auf die Fortdauer eures Lebens, nicht eines Sinnes seid mit mir, dem einen Manne, und meinen Plänen, so werden meine Vorfahren für euer Vergehen schwere Strafen herabsenden, sprechend: Warum stimmt ihr nicht mit unserm jungen Enkel überein und verwirkt so eure Tugend? Wenn sie euch von oben herab bestrafen, werdet ihr in keiner Weise entrinnen können. Vor alters haben sich meine Vorfahren für eure Vorväter und Väter gemüht. Ihr seid das gleiche Volk, welches ich nähre; aber euer Betragen ist strafwürdig, — ihr nährt solches in euren Herzen. Wie meine königlichen Vorgänger eure Vorväter und Väter glücklich machten, so werden eure Ahnen und Väter euch vernichten, euch nicht vom Tode erretten. Da sind die Minister meiner Regierung, welche mit mir die Staatsämter bekleiden — und die nur danach trachten, Muschelgeld und Edelsteine aufzuhäufen. Eure Vorväter und Väter machen einem hohen Herrscher dringende Vorstellungen, sprechend: Vollziehe große Strafen an unsern Nachkommen. So dringen sie in meinen erhabenen Herrscher, schweres Elend herabzusenden."

Nicht bloß Unglück zu verhängen, sondern auch Segnungen zu spenden, vermögen die Ahnen. Zu J, der Minister des liederlichen Tyrannen Tschau Szin, der letzte Kaiser der Schang Dynastie, ermahnt seinen lasterhaften Herrscher also:

„Dem weisesten Manne und der großen Schildkröte (d. i. die Wahrsager, welche die Linien auf dem Rücken der Schildkröte benützen) liegt gleicherweise nichts daran, etwas Glückbringendes für uns zu wissen. Es ist nicht so, als ob die Könige früherer Zeiten uns nicht beiständen, sondern durch seine Ausschweifungen und seinen Sport bringt der Kaiser sein Verderben herbei." (Schu-King I, X.)

Eine für unseren Gegenstand instruktive Stelle findet sich in dem Tschau Kung betitelten Teile des Schu-King, Abschnitt Kin theng der goldene Schrein. Der Bruder dieses Tschau, der Kaiser Wu, wurde zwei Jahre nach der Eroberung der Schang Dynastie krank. Seine Umgebung wünschte bei den Wahrsagern wegen der Erkrankung sich zu befragen. Indessen der Herzog von Tschau kam ihnen auf andere Weise zuvor. Er errichtete drei Altäre, einen für seinen Vater, einen für seinen Großvater Wang-Ki, einen für seinen Urgroßvater, die in gleicher Verwandtschaft mit dem erkrankten Kaiser standen, einen vierten Altar errichtete er für sich selbst. Nachdem er auf die drei ersten Altäre gewisse Symbole gelegt, bestieg er den vierten Altar, zu den genannten Ahnen betend, sie mögen ihm gestatten, der Substitut des Kaisers Wu zu werden, d. h. an seiner Stelle zu sterben. Der Text lautet:

„Zwei Jahre nach der Eroberung der Schang Dynastie erkrankte der Kaiser und ward ganz trostlos. Die zwei Herzöge sagten: laßt uns ehrfürchtig die Schildkröte in betreff des Kaisers befragen. Aber der Herzog von Tschau sagte: ihr möget nicht die früheren Könige beunruhigen." Er übernahm dann selbst, wie schon bemerkt, dies Geschäft. Auf seinen Befehl wurde sein an die Ahnen gerichtetes Gebet aufgeschrieben und den Annalen einverleibt. „A. B. euer Hauptnachkomme leidet an einer schweren und gefährlichen Krankheit; wenn ihr drei Könige im Himmel die Aufgabe habt, ihn, des Himmels großen Sohn, zu überwachen, so laßt mich seinen Stellvertreter sein. Ich war liebevoll gehorsam gegen meinen Vater, ich bin im Besitz von mancherlei Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, die mich in den Stand setzen, den Geistern dienen zu können. Euer Hauptnachkomme hingegen hat nicht so viele Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, den Geistern zu dienen. Außerdem ist er in der Halle Gottes (Schang-ti) dazu bestimmt worden, seinen Beistand nach den vier Richtungen (des Kaiserreiches) auszudehnen, um euren Nachkommen in der unteren Welt Schutz angedeihen zu lassen. Das Volk der vier Richtungen (das ganze Reich) bringt ihm Ehrfurcht entgegen. O laßt nicht diese herrliche Himmelsbestimmung zu Boden sinken. So werden auch alle unsere früheren Könige immerwährende Zuversicht und Zuflucht haben. Ich werde nun eure Befehle vermittelst der großen Schildkröte durch Wahrsagen erfragen. Wenn ihr gewähren wollt, was ich erflehe, will ich diese Symbole und diesen Stab nehmen und zurückkehrend das Ergebnis abwarten." Darauf wahrsagte der Herzog nach den drei Schildkröten, welche günstig waren. Er sah nun im Schlüssel der Orakelsprüche nach, wo auch alles günstig stand. Er sagte: „Nach der Prognose wird dem Kaiser nichts Schlimmes begegnen. Ich, der ich bloß ein Kind bin, habe aufs neue seine Bestimmung durch die drei Könige erhalten, durch welche eine lange Zukunft beschlossen worden ist." Am nächsten Tage wurde es mit dem Herrscher besser.

In dieser seltsamen Stelle haben wir zu beachten erstens, den Glauben an die Fortdauer der hier angebeteten Kaiserlichen Ahnen. Zweitens, den Glauben an die Macht dieser Ahnen über Leben und Wohlergehen ihrer Nachkommen. Drittens den Glauben, daß die Ahnen durch Gebete und Opfer ihrer Nachkommen beeinflußt werden können. Viertens, die Bereitwilligkeit des Herzogs von Tschau an Stelle seines Bruders zu sterben, ein Entschluß, zu dem ihm die brüderliche Liebe und die Interessen der königlichen Familie den Impuls eingaben. Fünftens, die Gründe, welche ihn zu seinem Gebet und Selbstopfer bewogen. Diese waren a) seine im Vergleich mit seinem Bruder größeren Fähigkeiten den Geistern zu dienen. b) Die Aufrechterhaltung der Bestimmung des Kaisers Wu, auf dem Throne zu bleiben, damit durch den Verbleib der kaiserlichen Gewalt in dessen Familie, die späteren Nachkommen derselben vom Volke in Ehren gehalten würden. c) Die Versicherung an alle verstorbenen Könige des Hauses Tschau, daß ihre Opfer und Anbetungen in alle Generationen fortgesetzt wer-

den sollen. d) Das Erinnern der Könige daran, daß ihre Anbetung ein Ende haben werde, falls sie dieses Gebet unbeantwortet lassen würden. e) Das Befragen der Ahnen mittelst einer Schildkröte resp. der auf dem Rücken derselben befindlichen Linien.

Haben wir bisher gesehen, wie man von den urältesten Zeiten bei der Ahnenverehrung von der Voraussetzung ausgeht, daß die Ahnen höhere, göttliche Wesen sind, so wird dies im folgenden ausdrücklich ausgesprochen. In dem schon erwähnten Teil der Schu-King, Tschau-Kung, Abschnitt Kiun Schi', lesen wir:

Der Herzog von Tschau sagte: „Fürst Schi', ich habe gehört, daß Thang, der Erfolgreiche vor alters, als er den günstigen Bescheid empfing, den I-jin bei sich hatte, der seine (des Kaisers Thang) Tugend der des großen Himmels gleich machte. Thai-Kia' wiederum hatte den Pao-Hang, Thai Mau hatte den I-tschi' und Tschen-Hu, durch welche seine Tugend der des Schang-ti (Gott) gleich gemacht wurde. Auch hatte er den Wu-Hin, der das königliche Haus regulierte. Zu-ji' hatte den Wu-Hin. Wu-Ting hatte den Kan-Phan. Diese Minister brachten ihre Principien zur Ausführung und machten ihre Anordnungen wirkungsvoll, indem sie die Jin Dynastie erhielten und regulierten, so daß durch das Ceremoniell (lii) der Jin Dynastie die Herrscher auf viele Jahre (d. h. so lange ihre Familie den kaiserlichen Thron inne hatte) dem Himmel gleich gemacht wurden.

Der Minister I-Jin, den jungen Thronfolger Thai-Kia' unterrichtend, hebt unter anderm hervor, „daß die Geister nicht immer die ihnen dargebrachten Opfer annehmen; — sie erfreuen sich nur der Opfer derer, die sich eines guten Wandels befleißigen." Daher „war der frühere Kaiser (gemeint ist der Kaiser Thang) mit Eifer beflissen, seine Tugend zu kultivieren, so daß er Gott gleich würde" (oder der Genosse des Schang-ti, Gottes wurde). (Schu-King I. p. 210 Legge's Ausgabe.)

Der Kaiser Wu-Ting, dessen Regierung 1324 vor Chr. begann, sagte:

„Früher gab es einen Premier-Minister, Pao-Hang, der meinen königlichen Vorgänger machte (d. h. seinen Charakter ausbildete). Der sagte, wenn ich meinen Herrscher nicht dem Jao und Schun gleich zu machen vermöchte, so würde ich mich in meinem Herzen schämen, als ob ich auf einem Marktplatz geschlagen würde. Wenn irgend ein gewöhnlicher Mann nicht alles das erreichte, wonach er trachtete, so sagte er, es ist meine Schuld. Also war er meinem verdienten Ahnen behilflich, daß er dem erhabenen Himmel gleich wurde." (cf. Legge Schu King I, p. 262.)[1])

[1]) Der chinesische Text in den drei ersten Sätzen, die von der Gottgleichheit der Tugend kaiserlicher Ahnen reden, lautet: Ko' jü Hwang thien = Schang-ti d. h. hingelangen, hinanreichen bis zum Himmel = Gott, was Dr. Legge einmal mit: making the virtue like that of great Heaven," das andere Mal mit: „through whom his virtue was made to affect God" übersetzt (s. Legge Schu. II. p. 477 f.). Der Wortlaut und Sinn ist in beiden Stellen nach dem Chinesischen genau derselbe. In den drei letzten hier angeführten von der Gott-

In eben diesem Klassiker werden wir, in dem Abschnitt „Opfergesetz", in den Anfang der chinesischen Geschichte zurückversetzt. Dort heißt es:

Gemäß dem Opfergesetz gab (Schun), der Herrscher der Ju Linie, bei dem großen vereinigten Opfer den Ehrenplatz dem Hwang-ti und bei dem Grenz- (Unterstadt) Opfer (das Opfer für den Himmel der Schangti, Gott) machte er den Khu' dem Himmel gleich. Auch opferte er dem Tschuan Hsü als seinem Ahnen (auf dem Thron) und dem Jao, seinem verehrten Vorgänger."

„Die Herrscher der Hsia Dynastie gaben bei dem korrespondierenden Opfer den Ehrenplatz dem Hwang-ti und machten bei dem Grenz-Opfer den Kwun dem Himmel gleich. Auch opferte er dem Tschuan Hsü, seinem Ahnen (auf dem Thron) und dem Jü seinem verehrten Vorgänger." (cf. Blodget, Aucestral worship and christianity, Records of the gen. Conf. at Shanghai Mai 1890, p. 636.)

Wir ersehen hieraus, daß die Chinesen seit den urältesten Zeiten ihre verstorbenen Kaiser nicht nur in den Ahnentempeln verehrt haben, sondern daß dieselben auch, wie dies bis auf den heutigen Tag geschieht, bei den dem höchsten Gott dargebrachten Opfern auf gleiche Weise angebetet werden. Daß darin der höchste Erweis der kindlichen Pietät besteht, dafür soll uns der große Meister der Chinesen selbst noch ein Zeugnis liefern.

Im Hsiao-King, Kap. 10, fragt der Schüler Zang-zi, ob nicht die Tugend der Heiligen zu der kindlichen Pietät etwas hinzuzufügen vermöchten. Darauf antwortete Confucius:

---

gleichheit handelnden Sätzen lautet der chinesische Text: phei Hwang thien oder phei Schang-ti, ein Ausdruck, der im Schu-King etliche mal, im Schi-King hingegen immer wiederkehrt. phei wird in chinesischen und europäisch-chinesischen Lexicis übersetzt mit: gleich sein, ein Gefährte, Genosse sein, ein Paar, sich paaren, auf die gleiche Stufe stellen. (Vgl. Blodget's vorhinerwähnte Abhandlg. S. 149 f.) Hiernach ergiebt sich der Sinn, daß die Menschen mit Gott auf die gleiche Stufe gestellt werden, sie sind Gott gleich. Dies hat jedoch zweierlei Sinn. Sofern von der Tugend die Rede ist, soll es heißen: sie eignete den Herrschern in so hohem und bewunderungswürdigem Maße, daß der jeweilige Herrscher schlechthin als Genosse, Gefährte Gottes, als ein Souverän auf Erden, die einzige Correlation des höchsten Souveräns droben, bezeichnet werden müsse. Andrerseits wird damit die höchste Verehrung bezeichnet, welche den verstorbenen Herrschern bei den großen alle fünf Jahre stattfindenden Opfern vom regierenden Kaiser dargebracht werden, wobei das Tablett der hohen Ahnen neben das des anzubetenden Gottes auf denselben Altar gestellt werden. Dies heißt phei wei (vgl. Legge Schu I, S. 210 Anmerkung; J. Edkins, Religion in China, 2. Edition S. 23.) Der Ahne ist somit gleich Gott, bezw. muß er wie Gott verehrt werden, eine Anschauung, die im Classiker der Riten (Li-Ki) so begründet wird: „Aller Dinge Ursprung ist der Himmel, der Mensch hat seinen Ursprung in den Ahnen, diese sind daher Gott gleich (phei Schang-ti). Bei dem Opfer für den Himmel (wobei eben, wie vorher im Texte ausdrücklich gesagt worden ist, den Ahnen geopfert wird) wendet man sich mit einer großen Wiedervergeltung zurück zum Anfang."

„Unter der Natur des Himmels und der Erde ist die des Menschen die vornehmste. Unter den Handlungen der Menschen ist keine größer als die kindliche Liebe. In der kindlichen Liebe ist nichts größer, als seinen Vater zu höherer Würde zu erheben. Die Würde des Vaters kann aber nicht größer gedacht werden, als ihn dem Himmel gleich zu machen. Der Herzog von Tschau war ein solcher Mann. Der Herzog von Tschau opfert früher auf dem runden Hügel dem Hen Zie' (seinem entfernten Ahnen) um ihn dem Himmel gleich zu machen; er opferte in der Staats-Halle dem Könige Wen, um ihn dem Schang-ti (Gott) gleich zu machen. Deswegen kamen alle innerhalb der vier Meere (des ganzen Reiches), um gemäß ihrer Rangstellung Opfer darzubringen. Was könnte nun die Tugend eines Heiligen zur Kindlichkeit noch hinzufügen?" (cf. Faber, a critique of the Chinese notions and practice of filial piety, Chinese Recorder Vol. IX. p. 401 und Legge, the Religions of China. p. 79.)

Es handelt sich also nicht bloß um die Bethätigung dankbaren und ehrenden Angedenkens seitens der Kinder ihren verstorbenen Eltern gegenüber, sondern um die Ausübung eines religiösen Aktes, welche den Zweck hat die verstorbenen Menschen zur Gottheit zu erheben.

„Die Vergötterung des verstorbenen Vaters ist somit der Kulminationspunkt menschlicher Moralität. Die kindliche Pietät ist nach diesem Kanon die Religion für den Menschen. Hier sind wir an eine Kluft zwischen der natürlichen und geoffenbarten Religion gelangt, wie sie nicht größer gedacht werden kann." „Eritis sicut Deus!"

Wie im Schu-King so finden sich auch in dem Buch der Lieder, dem Schi-King zahlreiche Notizen und Anspielungen auf den Ahnendienst, während das Buch der Wandlungen, der Ji'-King, nur wenige Andeutungen über diesen Gegenstand enthält. Doch finden wir hier wie dort die schon gewonnene Anschauung von der Ahnenvergötterung bestätigt. Der letzte Teil des Schi-King handelt von Opferliedern der Tschau- und Schang-Dynastie und dem Königreiche Lu. Außerdem kommen noch in mehr als 20 Liedern — das ganze Buch enthält deren etwa 300 — mehr oder weniger direkte Anspielungen auf den Ahnendienst vor.

Eines derselben möge hier nach Viktor von Strauß' Übersetzung seine Stelle finden.

König Wu's Opfer zu Ehren seines Vaters Wen.

Einträchtig sind sie hergekommen
Und nahten ehrerbietig schon;
Der Fürsten Beisein soll ihm frommen;
Voll Andacht ist der Himmelssohn.

Da ich den großen Stier dir weihe,
Und sie beim Opfer nahmen Teil,
Verklärter Vater, o verleihe
Mir, deinem treuen Sohne, Heil!

An Geist und Weisheit warst du Mann
Und warest Fürst im Krieg und Frieden;
Hast Ruh' dem hohen Himmel dann[1])
Und deiner Nachkunft Glanz beschieden;

Warst meiner greisen Brau'n Berater
Und reichlich segnetest du mich.
So ehr ich dich, erhabner Vater,
Und ehre, würd'ge Mutter, dich.

Indessen nicht alle Lieder sind so harmlosen Inhalts. Teil I, XI, 6 findet sich ein Trauerlied, in dem drei Männer beklagt werden, welche bei dem Begräbnis des Herzogs Mu' lebendig begraben worden sind. Dies fand im Jahre 620 v. Chr. statt.

In den „historischen Berichten" hingegen wird konstatiert, daß bei jener Gelegenheit nicht nur jene drei Männer, sondern im Ganzen 170 Personen lebendig begraben wurden. Diese barbarische Sitte habe unter dem Vorgänger des Mu', dem Herzog Tsching, ihren Anfang genommen, bei dessen Begräbnis 66 Personen lebendig ins Grab gesenkt worden sind. Dieselbe Quelle meldet auch, daß der erste Kaiser des Hauses Zhin mit allen Bewohnern seines Harems begraben worden sei (s. Legge's Anmerkung zu obiger Stelle). Nachdem viele Jahrhunderte hindurch diese Unsitte nicht beobachtet worden, belebte sie aufs neue der erste Kaiser der jetzigen Zhing Dynastie, Schun-tschi (1644—1661. p. Chr. n.), indem er bei dem Begräbnis seiner Frau 30 Personen bestimmte, die ebenfalls lebendig mit begraben werden sollten. Bei dem Nachfolger und Sohn dieses Kaisers, dem bekannten Kaiser Khang-hi ereignete sich ein Ähnliches. Als eine seiner Nebenfrauen starb, meldeten sich vier Männer zum freiwilligen Opfer auf dem Grabe, doch der Kaiser lehnte es ab. Bei Mencius (Legges Ausgabe p. 9) erfahren wir gelegentlich, daß man ursprünglich statt lebender Menschen, deren Ebenbilder, aus Holz gefertigt, auf dem Grabe opferte.

Noch eine neue mit der Ahnenverehrung zusammenhängende Unsitte lernen wir in dem „Buch der Lieder" kennen, welche zur Zeit der Tschau Dynastie ihren Anfang nahm. Es war damals allgemein üblich, daß man ein junges Glied der Familie, oft ein Kind, etwa einen Neffen oder Enkel, doch niemals den eigenen Sohn, zum Repräsentanten des zu verehrenden Ahnen wählte, damit der Geist des Verstorbenen, in ihm wohnend, an den verschiedenen Opfern teilnehme, den Wein der Libationen genieße und seinen Nachkommen Heil und Segen ankündige. Jeder Ahne mußte auf diese Weise seinen Stellvertreter haben. (cf. Legge, Schi II. p. 369. Anmerkung.) Dieser Götzendienst hat jedoch mit der Tschau Dynastie wieder aufgehört. —

In ausführlicher Weise handelt der Li-Ki über die Ahnenverehrung. Man findet da allerlei Anspielungen und Anweisungen für alle möglichen Fälle, die bei diesem Kultus in Betracht kommen. Wir erfahren

[1]) Wen hat dem Himmel die Ruhe und den Frieden des Volkes verschafft, welche dessen Absehen war.

dort, daß der Kaiser 10 Ahnentempel mit fünf verschiedenen Namen hatte, in denen monatlich geopfert wurde. Die Fürsten besaßen deren fünf, mit den drei ersten Namen der kaiserlichen Ahnentempel bezeichnet. Gouverneure hatten drei Ahnentempel, Graduierte zwei, die niedrigen Beamten einen, das Volk aber keinen.

Die Ahnen werden aufs höchste geehrt, wenn die Ahnentempel mit allem was damit zusammenhängt aufs sorgsamste gepflegt werden. Geschieht dies, so erscheinen die Ahnen im Tempel.

Es werden ferner Instruktionen gegeben über das Verhalten beim Sterben der Eltern, über die Zubereitung der Leiche, mit welchen Gewändern sie geschmückt werden sollen; über die Dicke der Särge (die Confucianer halten auf 7 Zoll dicke Särge), daß und wie man die Särge bei Lebzeiten anfertigen solle, über das Material für dasselbe; über das Befördern desselben zum Begräbnisplatz; wie man den Sarg in die Gruft hinabsenken solle, wie vieler Seile man sich dabei bedienen dürfe; über den Katafalk, seine Konstruktion und seinen Schmuck; über die verschiedenen Arten von Nahrungsmittel, Getränke und andere Dinge, welche mit in den Sarg gelegt werden müssen. Auch der Fall, daß es regnet oder eine Sonnenfinsternis während der Beerdigung eintritt, ist vorgesehen. Die Trauer für die Toten, wie sich dieselbe durch Schlagen der Brust, Stampfen mit den Füßen, Springen, Laufen &c. äußert; über Kondolenzbesuche von Freunden, Verwandten, Beamten verschiedenen Ranges; über die heiligen Geräte und Kleider, deren Façon und das Material, aus dem sie gefertigt werden sollen, was man anfangen solle, wenn dieselben abgenützt worden sind; über die verschiedenen Opfer von Fleisch, Cerealien und Weinlibationen; über die Wahrsager, wie sie mittelst der Schildkrötenschale und dem Wahrsagerstab günstige Tage für das Totenamt ermitteln können; über die festgesetzten Zeiten, an welchen den Ahnen geopfert werden soll und durch wen solche zu vollziehen sind; über die Repräsentanten der Toten, ob dieselben Männer, Frauen oder auch kleine Kinder sein sollen; über die Musik und Musikinstrumente. Solcherlei Anweisungen für alle nur möglichen Fälle, die das Begräbnis, die Trauer, die Opfer für die Verstorbenen betreffen, giebt es, bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführt, unzählige. Es wird sogar aufs genauste angegeben, wie das Angesicht eines kindlichen Sohnes aussehen solle; welche Miene er zeigen solle beim Sterben der Eltern, beim Einsargen derselben, beim Einsenken derselben in die Gruft, anders soll sein Antlitz aussehen am Ende des ersten Trauerjahres und wieder anders, nach Ablauf des zweiten Trauerjahres. „Alles dies, sagte Confucius (Li-Ki VII, 1), hat zu geschehen, um die Seelen der Abgeschiedenen zu erfreuen und eine Verbindung (der Lebenden) mit den aus dem Leibe Geschiedenen und Unsichtbaren aufrecht zu erhalten." Auch wird in diesem Buche erwähnt, wie die entfliehende Seele des Sterbenden mit lautem, klagendem Schreien zurückgerufen wird. Der Klagende steigt dabei auf das Dach des Hauses, das Gesicht nach Norden gewandt; ein Brauch, der sich in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag noch so erhalten hat, wie er mindestens 630 Jahre v. Chr. schon bestand.

In allen diesen klassischen Büchern ist, der Natur dieser Werke nach, fast nur von der Ahnenverehrung der Herrscherfamilien die Rede, hie und da nur wird des Volkes gedacht. Es ist nichtsdestoweniger anzunehmen, daß das Volk von den seitens seiner Herrscher beobachteten Sitten und Gebräuchen so viel sich angeeignet hat, als es auszuüben imstande war. Die Klassiker sind mithin die einzige zuverlässige Quelle in Bezug darauf, was der Ahnendienst ursprünglich, d. h. soweit man davon Kunde hat, gewesen ist. Heute hat derselbe im Volksleben in Vermischung mit taoistischen und buddhistischen Religionsanschauungen und Gebräuchen samt dem geomantischen Aberglauben eine freilich andere Gestalt angenommen. Immerhin gilt jedem Sohne Han's der Spruch seines größten Weisen: „Diene den Abgeschiedenen, als wären sie gegenwärtig" als die Norm, der er nachzukommen trachtet. Denn darin besteht, trotz der 1699 von Kaiser Kanghi abgegebenen Erklärung, daß die Kultusgebräuche der Chinesen rein staatlicher und weltlicher Natur seien, seine Religion. (Fortsetzung folgt.)

Die China-Inland-Mission.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

g) Die südwestlichste Provinz: Jün-nan.

Es ist oben berichtet worden, wie der Versuch, von Ober-Barma her in Jün-nan einzudringen, nicht gelang. Diese Provinz wurde von Osten her erreicht durch John Mc Carthy, den ersten evangelischen Missionar, der die Reise ganz quer durch China machte.

Ein chinesischer Christ Zhuen-ling bot sich ihm als Reisebegleiter an. Im Januar 1877 brachen sie auf, den Jang-zi-kiang aufwärts nach Hankau und von dort weiter nach J-tschhang, eine große Handelsstadt 1440 km von der Küste. Nachdem eine Zeitlang die Ch. I.-Missionare Cameron und Nicoll die einzigen Ausländer in J-tschhang gewesen waren, war die Stadt seit kurzem auch ein offener Hafen geworden, d. h. für den Handel der Ausländer freigegeben, daher mit einem Zollhaus und einem englischen Konsul besetzt. Kurz nach Mc Carthys Ankunft entstand ein ernstlicher Aufruhr, der alle Ausländer nötigte, die Stadt zu verlassen. Mc Carthy aber hatte seine Reise schon fortgesetzt, kurz oberhalb J-tschhangs in die erste der berühmten Jang-zi-Schluchten, deren wilde, großartige Schönheit alle Beschreibung hinter sich lassen soll. Schwierig ist die Reise durch die vielen Stromschnellen bis zur Grenze von Szi-tschhuen. Anfang April kam ihnen Wan-hien zu Gesicht, schön auf einem Hügel am Strome gelegen. Hier verließ Mc Carthy mit seinem Begleiter das Schiff, um ihren langen Marsch anzutreten, zunächst westwärts. In Kuang-ngan, der Stadt der „weiten Ruhe", wurden sie freundlich aufgenommen in dem

Hause eines jungen Mannes, den sie früher in Ngan-khing manche 100 Kilometer von da getroffen hatten. Vierzehn Tage lang wohnten sie bei seinem gastlichen Stamme, indem sie von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf eingeladen wurden. Es war eine Zeit der Ruhe und Erholung, da sie sonst gewöhnlich von morgens früh bis abends spät wanderten und redeten und mit sehr elenden Herbergen am Wege fürlieb nehmen mußten. Hier war eine offene Thür. Die Leute schienen gern das Wort Gottes zu hören. Sie lauschten lange und aufmerksam und fragten häufig dazwischen. Doch waren sie auch neugierig etwas über das Leben im Auslande, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen zu hören.

„Regnet es auch in Ihrem hochgeehrten Lande und kommt der Regen herab, wie in China?" — „Sind dort in so weiter Ferne auch Berge und Thäler?" — „Scheint die Sonne auf die Leute dort, wie auf uns und ist es dieselbe Sonne?" Solche Fragen mußten natürlich auch hier mit freundlicher Geduld beantwortet werden, um das Vertrauen zu gewinnen und der wichtigeren Botschaft gute Aufnahme zu bereiten.

Geld wollten diese Leute nie annehmen, dagegen nahmen sie gern die Bücher. Eine Reise von 3 Tagen von dem angenehmen Bezirk „Weite Ruhe" brachte die Reisenden nach Schun-khing, von wo sie in einer Reis-Dschunke den Kia-ling-Fluß hinunterfuhren nach Tschhung-khing am Jang-zi, der großen Metropole des Westens. Zehn Tage brachten sie hier zu und bekamen solch einen Eindruck von ihrer Größe und Wichtigkeit, daß sie ein Haus erwarben, welches später von Cameron und Nicoll besetzt wurde.

Da sie westlich nicht weiter kommen konnten, so schlugen Mc Carthy und Zhuen-ling jetzt die südliche Route nach Kwei-jang ein. Sie gingen den ganzen Weg zu Fuß, so daß sie weder von Sänftenträgern, Pferden noch Maultieren abhängig waren und nur einen Mann für ihr Gepäck brauchten. Nach 5 Tagen erreichten sie die Grenze der Provinz Kwei-tschou, nach 16 die Hauptstadt Kwei-jang, wo sie Broumton und Landale besuchten.

Nicht lange war ihres Bleibens dort, sondern bald ging ihre Reise weiter über Ngan-schun nach der Grenze von Jün-nan. Die erste Stadt in dieser Provinz, in der vorher kein protestantischer Missionar gesehen worden war, Ku'-zing, ist jetzt eine Ch. I. M.-Station. Von dort ging es auf die Hauptstadt los, die mit der Provinz gleichnamig ist. Am Stadtthore wurden sie angehalten und nach der Art ihres Geschäftes gefragt. Zhuen-ling erklärte es und gab den Beamten Traktate, die sie auch bald friedlich ihres Weges ziehen ließen. Sie hielten es für weiser, keinen Versuch zur Straßenpredigt zu machen, was vielleicht nur den Widerstand hervorgerufen hätte. So arbeiteten sie einige Tage in Jün-nan Fu in aller Stille unter den Leuten und sammelten zugleich Nachrichten über die Möglichkeiten, weiter westlich zu reisen. Sie fanden keine Hinderung und wurden ermutigt, durch das Herz der Provinz bis Ta-li Fu vorzudringen. Mc Carthy schrieb:

„Ich kann nicht sagen: es gelang uns, Schwierigkeiten zu überwinden oder Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die von Mandarinen oder anderen unsrer Reise in den Weg gelegt wurden. Solche Schwierigkeiten gab es einfach gar nicht. Wir setzten ruhig unsern Weg fort mit

all den andern Reisenden, die auf derselben Straße wanderten. Wir hatten beständig Verkehr mit Beamten, die ihren verschiedenen Bestimmungen zuzogen, mit Händlern, die ihren Geschäften nachgingen und mit großen Mengen des ärmeren Volkes. Wir kamen mit Leuten aller Art und aller Klassen zusammen und mit nur zwei Ausnahmen wurde uns auf der ganzen Reise kein unfreundliches Wort gesagt. Es war bemerkenswert, daß die einzigen, welche einigermaßen unfreundlich gegen uns waren, aus Hafenstädten kamen, wo Ausländer verkehren. Einer kam von Tschin-kiang am Jang-zi, wo ich selbst jahrelang gelebt hatte, der andere war von Wu-tschhang, der ausländischen Niederlassung zu Han-kau gegenüber. Ganz viel hatte ihre Unliebenswürdigkeit nicht auf sich. Als Zhuen-ling ihnen mit freundlicher Bemerkung ein Buch anbot, antwortete der eine derselben heftig: „Was brauchen Sie so im Lande herumzulaufen und die Literatur der fremden Teufel zu verkaufen? Meinen Sie, wir hätten selbst keine Bücher? Haben Sie die Schriften von Konfuzius nie gelesen?“ „Nun, wenn Sie das Buch nicht mögen, dann brauchen Sie es ja nicht zu nehmen,“ sagte der junge Mann. Den ganzen Tag wollte jener Herr nichts mit uns zu thun haben. Am folgenden Tage aber, als wir unterwegs rasteten, lud ich ihn zu einer Tasse Thee ein. Der Chinese in ihm konnte nicht widerstehen und wir wurden bald die besten Freunde, welches glücklichere Verhältnis bis zum Ende der Reise und unsrer Ankunft in Ta-li Fu anhielt.“

Die Landleute hier waren sehr arm und standen auf niedriger Stufe. Die Frauen thun die schwere körperliche Arbeit, die anderswo nur Männer thun. Die Leute leiden viel am Kropf und besonders die Frauen haben oft Kröpfe von furchtbarer Größe. In manchen Städten, durch welche die Reisenden kamen, schien wohl die halbe Bevölkerung mit diesem Übel behaftet zu sein. Verschiedene Arten Fieber waren auch sehr herrschend und die Leidenden waren sehr dankbar für die Hilfe, welche Mc Carthy ihnen bieten konnte.

Von Ta-li Fu wandten die Reisenden sich westwärts der Grenze von Ober-Barma zu. Es ging durch gebirgige Gegenden, die Wege wurden rauher, das Reisen beschwerlicher. Sie überschritten den Oberlauf des Me-khong am Fuße einer sich weithin erstreckenden Bergkette, jenseits welcher die betriebsame Stadt Jung-tschhang lag in ihrem geschützten fruchtbaren Thale.

Kaum eine Wochenreise von da entfernt liegt die Grenzstadt Man-win, wo Margary ermordet war. Da der Weg noch ganz frei war, so entschloß sich Mc Carthy, nach jenem Punkte weiter zu wandern, mit der Hoffnung, womöglich Barma von dort zu erreichen. In Momien, einer wichtigen Stadt in einem weiten und verhältnismäßig gut bevölkerten Thale, hoch oben in den Bergen, verweilten die Reisenden einige Tage, predigten und freundeten sich mit den Leuten an. Es war ihnen interessant, zu finden, daß der Ruf der ärztlichen

Mission von Bhamo durch das Grenzland bis in diese weite Ferne gedrungen war.

Als Mc Carthy in dem Grenzorte Man-win angekommen war, war es seine erste Sorge, eine Anzahl Bücher und Traktate zu verbreiten, um zu zeigen, daß er nicht zu politischen Zwecken, sondern nur als ein reisender Lehrer gekommen sei. Bei Dunkelwerden schickte der Militär-Mandarin her und ließ fragen, ob er in öffentlichen Angelegenheiten gekommen sei.

„Ich schickte den Boten mit meiner Karte zurück, schrieb Mc Carthy, und ließ sagen, ich sei nur ein Privatmann, ein Religionslehrer, der von der Hauptstadt gekommen sei. Da ich so nah an der Grenze sei, so wäre es meine Absicht, nach Bhamo hinüberzugehen, um einige Freunde zu besuchen, welche dort wohnten mit ähnlicher Arbeit beschäftigt.

„Er erwiderte, er vermute, Dr. Harvey und seine Genossen seien meine Freunde. Er habe sie in Barma häufig getroffen und habe große Hochachtung vor ihnen. Da ich ihr Freund sei, so wäre ihm sehr daran gelegen, mich zu beschützen. So lange ich in Man-win bleibe, wolle er wohl für meine Sicherheit einstehen, doch solle ich nicht über die Berge reisen, ohne daß einer der Häuptlinge Bürgschaft übernehme, daß ich sicher nach Bhamo geführt werde."

Die wilden Stämme auf den Ka'-tschen-Bergen mit ihren langen Messern und Speeren machten einen schreckhaften Eindruck, doch hielt es nicht schwer, einen Häuptling der Berge zum Führer zu bekommen. Zwei bis drei Tage lang ging der Weg zwischen den Bergen der Ka'-tschens hindurch. Dieselben nahmen die Missionare überall freundlich auf, stellten ihre Häuser und besten Vorräte zur Verfügung und führten sie freundlich und sicher von einem Punkt zum andern. Mc Carthy fühlte sich sehr zu ihnen hingezogen und da er eigentlich nur einen kurzen Besuch in Bhamo machen wollte, so versprach er, auf der Rückreise sie wieder zu besuchen.

Ende August erreichte er Bhamo und ging zur Missions-Station. Soltau und Adams, die dort auf einsamem Posten standen, konnten es kaum glauben, daß ein Ausländer gekommen sei. Wie erstaunten sie aber, als sie John Mc Carthy vor sich sahen, der den ganzen Weg von Schang-hai her 4800 km quer durch China gekommen war. Gemeinsam dankten sie Gott, der ihn so gnädig geleitet hatte.

Merkwürdigerweise war es die indische Regierung, die ihm verbot, nach China auf dem gekommenen Wege zurückzukehren, da der Weg für Ausländer nicht sicher sei. So blieb er 6 Monate in Bhamo und reiste dann zum zweiten Male nach England, ehe er zur See nach China zurückkehrte.

In England erhob er mit Macht seine Stimme für die Nöte Chinas und ganz besonders für die Frauen, für die er weibliche Missionare erbat.

h) Die mittlere der westlichen Provinzen: Szi-tschhuen d. i. vier Flüsse (Ost-Tibet).

Der Pionier der Provinz Szi-tschhuen, James Cameron, übertrifft John Mc Carthy noch als Reisender, ja es wird für ihn der Ruhm in Anspruch genommen, daß er ausgedehntere Reisen in dem großen Reiche des Ostens gemacht habe, als irgend ein anderer Europäer, und zwar in allen Provinzen außer Hu-nan. Er wird geschildert als ein Schotte von riesiger Gestalt, unermüdlicher Ausdauer, von einfachen Gewohnheiten, starkem Glauben, großer geistlicher Tiefe. Er war mit G. Nicoll zusammen aus der früher erwähnten Ost-Londoner Missions-Anstalt hervorgegangen und 1875 in China gelandet. In seinem zweiten Jahre war er mit Nicoll zusammen in J-tschhang am Jang-zi stationiert. Schon damals reiste er viel und besuchte alle hauptsächlichsten Dörfer zwischen J-tschhang und der westlichen Grenze von Hu-pe'. Nach dem erwähnten Aufruhr in J-tschhang gingen Cameron und Nicoll nach Tschhung-khing in Szi-tschhuen und waren die ersten evangelischen Missionare, die sich in dieser großen Provinz niederließen. Von hier aus begann Camerons erste lange Evangelisations-Reise.

Im August 1877 brachen Cameron und Nicoll mit einem amerikanischen Missionar Leaman (A. B.), der einen großen Vorrat christlicher Literatur hatte, nach der Provinzial-Hauptstadt Tschheng-tu auf. Drei Wochen lang ging es durch dichtbevölkertes Land, wo sich die beste Gelegenheit zum Predigen darbot. Auch während des neuntägigen Aufenthaltes in Tschheng-tu fanden sie viel aufmerksames Gehör und großen Bücherabsatz. Mitte September gings wieder weiter westwärts durch die wasserreiche Ebene, welche durch die hohen Berge jenseits des Min-Flusses begrenzt werden.

Zehn Tage schwierigen Reisens brachten sie nach Ja-tschou, dem großen Handelsthore von Ost-Tibet, wo der Preß-Thee oder Backstein-Thee verladen wird.

Eine Woche lang ging es dann südwärts nach Zhing-khi, wo sie länger aufgehalten wurden durch wiederholte heftige Fieberanfälle, an denen Nicoll zu leiden hatte. Einer der Tempel zeigte eine große Anzahl Götzenbilder, die in Gesicht und Kleidung wie Europäer aussahen, andere gar, die als „Opiumgötter" verehrt wurden. Cameron schrieb:

„Wir begegneten auf der Straße einigen Tibetanern und einem Lama mit seinem Gefolge. Er saß in einer grünen Sänfte, hatte einen Knopf auf seinem Hut, ähnlich wie ein Mandarin. Es folgten ihm eine große Gesellschaft von Priestern und Lamas zu Pferde mit geschorenen Köpfen und von anderen zu Fuß, die Chinesen zu sein schienen, begleitet. Dieser Mann war von dunkelerer Gesichtsfarbe und hatte schlankere Züge als in der Regel der Chinese. In derselben Stadt fanden wir auch Fische, Kartoffeln und prachtvolles Brot."

Da Nicolls Krankheit schlimmer wurde, so mußte er, von Leaman begleitet, zurückkehren. So setzte Cameron seine Reise nach Ost-Tibet allein fort. Ein Träger und ein Maultier genügte für sein geringes Gepäck. Sein Silber war in ein inneres Kleidungsstück eingenäht, das er anhatte. Obwohl es kein großer Reichtum war, so wurde es doch während des langen Marsches beschwerlich genug.

Fünf Tage nach der Trennung erreichte Cameron die Grenzstadt Ta-zien-lu. Bis zu diesem Punkte herrschen die Mandarinen, wie in andern Teilen Chinas. Darüber hinaus ist das Volk, Man-zi genannt, China nur indirekt unterworfen und wird von seinen eigenen Lamas regiert. In Sitten, Religion, Aussehen, Kleidung und Sprache sind es richtige Tibetaner, obwohl ihr Gebiet in der Provinz Szi-tschhuen liegt. Chinesische Frauen dürfen die Grenze nicht überschreiten. Nachdem Cameron sich die nötigen Tauschmittel für seine fernere Reise verschafft hatte, brach er am 16. Oktober nach Ost-Tibet mit seinem merkwürdigen Volke, seiner unbekannten Sprache, seinen wilden gebirgigen Hochländern und dem ewigen Schnee auf, der erste evangelische Missionar. Sieben Tage ging es über die Berge bis Li-thang, eine schwierige Reise durch hohes, unfruchtbares Land. Zwei Wochen lang senkte sich der Weg kaum je unter 12000 Fuß, und Unterkunft für die Nacht war oft schwer zu finden. Über die erste Herberge schrieb er:

„Wir bekamen eine elende Schlafstelle und die Nacht war sehr kalt. Außer etwas Stroh war kein Bett da. Der Fußboden und die Wände waren löcherig, so daß der Wind hindurchpusten konnte. Wir waren froh, in das allgemeine Zimmer zu flüchten und nahe bei dem Feuer von nassem Holz uns niedersetzen zu können.

Die Leute haben einen sehr dunklen Weizen, den sie in einem offenen Topfe über dem Feuer gründlich trocknen und nachher mit einer Handmühle mahlen. Das so gewonnene Mehl heißt Zan-pa Mien. Dann wird Preß-Thee gut gekocht und durch ein Bambus-Sieb in einem Behälter wie ein Butterfaß gerührt. Dann kommt eine Handvoll Butter und ein wenig Salz hinzu und das Ganze wird gestoßen, wie beim Buttern. Die Flüssigkeit wird in Schalen gethan und jeder thut so viel Zan-pa-Mehl hinzu, um einen dicken Brei davon zu machen. Der wird dann mit den Händen gegessen und die Schale zuletzt ausgeleckt! Glücklicherweise hat jeder sein eigenes Schälchen und trägt es mit sich!"

Am nächsten Tag ging es steile Anhöhen hinan über feuchte, schlüpfrige Pfade. Sie ließen den Morgennebel unter sich und befanden sich in hellem Sonnenschein. Als sie die Schneegrenze erreicht hatten, war es sehr kalt, ringsumher die weißen Gipfel der Grenzberge von Tibet. An den niedrigeren Abhängen grasten Rinder, Schafe und Pferde. Hier und dort zeigte eine Anzahl stark gebauter, dreistöckiger Häuser eine Man-zi-Niederlassung an. Die Leute selbst waren in Schaffelle gekleidet und trugen lange Messer und Schwerter in ihren breiten Gürteln. Das Waschen und Kämmen schien ihnen noch nicht bekannt zu sein. Das Tagebuch sagt:

„Wir trafen einen Mann, der ein paar Worte Chinesisch konnte. „Giebt es hier eine Herberge?" fragte ich. — „Ich habe ein Haus für reisende Gäste; aber was haben Sie zum Bezahlen?" — „Tabak, Brot und Nadeln," erwiderte ich.

„Darüber rümpfte er die Nase und verlangte Silber, was ihm verweigert wurde. In der Nähe des Hauses war ein Chinese in tibetischer Tracht. Er versuchte auch Silber zu bekommen; aber da er sah, daß es vergeblich war, riet er dem ersten, die Reisenden aufzunehmen. Es fand sich nachher, daß er der Schwiegersohn war.

„Durch ein Thor kamen wir in einen großen Hof, wo ein riesiger Hund uns anfuhr. Eine junge aber stark aussehende Frau ergriff den Strick des Hundes und riß ihn mit aller ihrer Kraft zurück, während er auf seinen Hinterbeinen gegen uns anzuspringen versuchte. Ins Haus zu kommen, war keineswegs leicht. Es war furchtbar dunkel und der untere Teil des Gebäudes, durch den wir gingen, fühlte sich mehr als ein Stall an, denn als Zimmer, und so war es auch, wie ich später fand. Ich rannte gegen eine Treppe und wurde aufgefordert, hinaufzusteigen. Oben war ein Schimmer zu sehen. So kam ich in ein Zimmer, das etwa 18 Fuß lang und 12 breit war, und Familien- und Gastzimmer in eins ausmachte. Auf der einen Seite war das Küchengeschirr mit zwei großen eisernen Töpfen und reinen Milch-Geräten mit eisernen Reifen. Auf einem Rost, der an einer Kette von der Decke herabgelassen war, lagen 5 Holzspäne, die als Lampe dienten. Die Decke war etwa 6 Fuß vom Boden. Eine Anrichte mit Börten hinter dem Kochofen zeigte eine Anzahl starker glänzender Messing-Teller. Im Zimmer war weder Bank noch Stuhl. Eine kleine kurzbeinige Vorrichtung diente als Tisch. Rings im Zimmer herum lagen Haufen Felle, auf deren eines ich mich setzte, zur Erheiterung der jüngeren Familienglieder, die alle auf dem Boden saßen. Der Haushalt bestand aus 6 Personen: Vater, Mutter, 2 erwachsenen Töchtern und 2 kleinen Knaben. Der Schwiegersohn versuchte, sich für einen Regierungsdolmetscher auszugeben. Als ich Zweifel kundgab, bekannte er seine Verwandtschaft und Beschäftigung: die Beackerung eines nahegelegenen Grundstücks. Der Thee war bald fertig und alle lachten, als wir keine Tassen hatten. Die Familie lieh uns freundlicherweise welche und wir hatten Brot und Eier zum Thee. Die beiden Männer, unser Wirt und sein Schwiegersohn, baten jeder um ein Ei, welches ich ihnen gab. Dann ging der Chinese fort.

Nach seinem Fortgange ging der Spaß los. Ich wünschte einige Worte von der Sprache zu lernen und meine Fehler lieferten Unterhaltung. Schwierig scheint sie nicht zu sein. Viele Laute sind den Chinesen unbekannt; aber wie mir schien, für einen Europäer leicht zu lernen. Mehrere Haushaltungssachen, wie Tische ꝛc. behalten ihre chinesischen Namen, da diese Luxusartikel den alten Tibetanern unbekannt sind. Ich lernte mehrere nützliche Worte und Sätze und schrieb sie nieder. Unser Wirt bat mich, sie vorzulesen und war sehr zufrieden mit der Genauigkeit. Jedesmal, wenn ich etwas falsch aussprach, korrigierte er mich.

Sehr bald waren wir auf sehr freundlichem Fuße miteinander, nur konnten wir uns nicht viel unterhalten. Wir wurden eingeladen Zan-pa zu essen und als unser Reis fertig war, gab ich ihnen welchen. Der Wirt teilte ihn mit seinen Jungen; und als wir unser Mahl beendet hatten, teilte er den Rest unter die Familie, wobei er den größten Teil für sich und seinen Lieblingssohn behielt.

Nach dem Abendbrot wurde unser Wohnzimmer das gemeinsame Schlafzimmer, indem die Frauen eine Seite einnahmen und wir die andere. Sie breiteten nur einige Felle auf den Fußboden, indem ihre Tageskleider als Bettdecken dienten. Der Herr des Hauses hatte eine leichte Decke, welche von einer seiner Töchter sorgfältig um ihn zugestopft wurde, ehe sie sich zur Ruhe begab. Bald war alles ruhig und nach einigen Stunden des Wachseins schlief ich fest ein.

Wir waren früh wieder auf und nachdem wir ein wenig Reissuppe gegessen hatten, zahlten wir unserm Wirt 100 Messingmünzen (etwa 35 Pf.) und ein wenig Tabak. Er war sehr erfreut über unsere Freigebigkeit und ehe ich fortging, gab er mir einen Trunk süßer Milch.

„Wenn Ihr wieder vorbeikommt, so kehrt doch ja in meinem Hause ein!"

Ich werde nicht verfehlen! sagte ich, als wir uns trennten.

Wieder schwieriges Bergsteigen, dann ein stiller Sonntag in einer wunderlichen kleinen Polizeistation. Früher Aufbruch am Montag und ein langer Tagesmarsch brachte sie am Abend zu einem einsamen Haus am Wege, wo sie hätten Unterschlupf finden können. Aber die Leute sahen sehr verdächtig aus und Cameron entschloß sich, weiter zu gehen. Die Dämmerung überraschte sie auf ihrem eiligen Marsch, der Mond ging voll und hell auf und die verspäteten Wanderer strebten weiter zwischen Schneeabhängen, bis dem armen Träger gänzlich die Kräfte schwanden. Seine Last war dem Maultier noch mit aufgelegt, aber auch so verlor er allen Mut. Die letzte Steigung war die schlimmste. Cameron schreibt:

„Wäre nur ein Fels dagewesen oder auch nur einige Büsche, um den geringsten Schutz zu gewähren, so wären wir sicher die Nacht auf dem Berge geblieben trotz der furchtbaren Kälte . . . . Endlich erreichten wir den Gipfel. Wir waren 13 700 Fuß über dem Meere. Der Abstieg war schwierig. Die Kälte wurde eisig. Als wir das Thal erreichten, fanden wir einen guten Weg, der durch Weiden führte und sahen an manchen Orten die Wachtfeuer der Hirten . . . . Zuletzt erreichten wir ein Dorf. Alle Leute waren zu Bett gegangen. Wir wußten, daß sie sich fürchten würden aufzustehen, da sie uns für Räuber halten mußten. Doch erhoben die Hunde solch ein Gebell, daß zuletzt ein Mann erschien, der sich aber vorsichtig fern hielt.

„Wo können wir die Nacht zubringen?" fragte ich. Es dauerte einige Zeit, bis er auf ein Haus wies.

„Wollen Sie die Leute für uns rufen?" Er weigerte sich und machte sich davon. Ich erhob mein Herz im Gebet zu Gott und klopfte noch einmal an das erste Haus, bei dem wir es versucht hatten. Es dauerte lange, bis eine Antwort kam und wir hatten uns fast darin gefunden, die Nacht unter dem überhängenden Dache eines nahen Tempels zuzubringen, als Gott unser Gebet erhörte. Bald saßen wir neben einem guten Feuer mit einer Kanne heißen Thees vor uns . . . . Die Leute des Hauses sagten uns, wir müßten den Tag 90 km gewandert sein."

Am nächsten Tage kamen sie nach Li-thang, einer der höchstgelegenen Städte der Erde. Unter den etwa tausend Familien waren etwa hundert Chinesen: Händler aus der Provinz Schan-ſi und Soldaten oder Bediente der Beamten. Die Häuser sind sehr ärmlich. Das einzige bedeutende

Gebäude ist das große Lamahaus mit schimmerndem goldenen Dach am Ende der Hauptstraße. Ein zweites großes Lamahaus in einiger Entfernung von den Stadtmauern beherbergte wohl noch ebenso viele dieser trägen, sittenlosen Priester. Cameron schreibt:

„Zwei Drittel des Landes soll den Lamas gehören. Die Leute haben viermal des Jahres Pacht zu zahlen und viele sind so arm, daß sie im Winter für ihre Nahrung vom Priester abhängen. Beim Ausleihen gebraucht er ein kleines Maß, beim Rückfordern ein großes, abgesehen von den Zinsen, die er nimmt. Geld wird zu denselben harten Bedingungen geliehen. Wenn es nicht sehr bald zurückgezahlt wird, laufen die Zinsen so hoch an, daß der Schuldner entweder ein Bettler wird, oder sich weigert zu zahlen. Im letzteren Falle lassen die Lamas ihn zufrieden, bis sie sehen, daß er wieder etwas hat; dann fallen sie über ihn her und nehmen ihm seine Ersparnisse weg.

Die grobe Unsittlichkeit der Lamas kann nicht beschrieben werden. Sie fürchten das Eindringen der Missionare. Den französischen Priestern gegenüber bekannten sie offen: wenn es Ihnen gelingt, beim Volke für Ihre Lehre Gehör zu finden, dann werden wir bald keinen Reis zu essen haben."

In dem Lamahause war es Cameron nicht gestattet, durch die Säulenhalle mit gemalten Wänden, die zu einer breiten Treppe und zu den ausgedehnten inneren Gebäuden führte, noch weiter vorzudringen. Die Bilder im Hofe stellten die Seligkeit oder die Qualen des zukünftigen Lebens dar, an welches alle in jenem Heidenlande glauben.

Von dem schwierigsten Teil der Reise, einer wochenlangen Wanderung über schneebedeckte Berge von Li-thang nach Ba-thang, bei der sie am 31. Oktober den höchsten Punkt (15 600 Fuß) erreichten, nur folgendes kleine Erlebnis.

„Ein freundlicher Chinese, der die Wunder von des Heilands Liebe zum erstenmal hörte, bot uns Quartier an. Die Sonne war schon untergegangen, als wir seine Wohnung erreichten. Er führte uns in ein Zimmer, das unbeschreiblich dürftig war. Auf einer niedrigen Scheidewand saß eine Hühnerfamilie, die später weichen mußte, damit unsere Nahrung für den nächsten Tag: ausgerollte Stücke Teiges, dort zum Trocknen aufgehängt werden könnte. Das Zimmer war so eng, daß dies der einzige Ausweg war. Unsere Betten waren von Lehm, anderthalb Fuß über dem Boden. Wir hatten kein Feuer. Ich fühlte mich nicht wohl und mußte mich mit glühender Haut, obwohl zugleich schüttelnd vor Frost, hinlegen."

Am nächsten Tage heißt es nicht etwa: „Fieberkrank liegen geblieben," sondern: „Früh heraus und vor Sonnenaufgang über die Berge."

In Ba-thang an der Hauptstraße nach Tibet, nicht weit von der Grenze jenes verschlossenen Landes, war es schwierig, ein Quartier zu erhalten, doch blieb Cameron 4 Tage da. Da das kleine, schöne Thal sich nach Süden öffnet, so ist das Klima verhältnismäßig milde; einiges Obst und Gemüse läßt sich dort ziehen. Der höchste Punkt der Umgebung soll 22 000 Fuß hoch sein. Der chinesische Beamte war ganz freundlich. „Haben Sie die Absicht, nach Tibet hineinzugehen?" fragte er Cameron.

„Nicht? nun das ist gut, denn die Lamas sind sehr entschieden in ihrem Widerstand gegen die Ausländer, sie lassen keinen herein. Es ist unmöglich.“

Cameron sah ein, daß ein solcher Versuch ohne Kenntnis der Sprache und der Landessitten, vergeblich sein würde. Über den Oberlauf des Jang-zi, der zwar nur 600 Fuß breit ist, reiste er noch drei Tage lang westwärts, bis er auf der Grenze stand, dann wandte er sich südwärts nach Jün-nan, längere Zeit mit dem Blick nach Tibet hinein. In A-ten-zi, einer Stadt mit flachen Häusern, in einem Thale, aber von hohen Schneebergen umgeben, wurde er von schwerem Fieber ergriffen und lag drei Wochen lang krank und hilflos, so daß er selbst sein Ende erwartete. Doch genas er und predigte noch eine Zeitlang dem Volk und den Beamten dieser fernen chinesisch-tibetanischen Stadt den Heiland.

Über Wei-ßzi, die erste rein chinesische Stadt, die er erreichte, ging es nach Ta-li Fu und von da über die früher schon genannten Orte Jung-phing, Jung-tschhang, Momien, Man-win nach Bhamo; wo er Soltau und Adams besuchte. Da auch ihm, wie früher Mc Carthy, die Rückkehr verboten wurde, so fuhr er den Irawaddy abwärts nach Rangun und von da nach Kan-ton, wo er wieder in China eindrang.

i) Die beiden nördlichsten Küstenprovinzen Tschi'-li und Schan-tung

brauchen hier nur kurz erwähnt zu werden. Es gilt von ihnen in erhöhtem Maße das von Hu-pe' gesagte. Es war nicht besonders auf sie abgesehen, da sie schon reichlich von anderen Missionen besetzt waren. Aber sie bilden notwendige Etappen. Dazu kommt, daß in Schan-tung in Tschi-fu eine Gesundheitsstation für Missionare und Schulen für Missionarskinder angelegt sind.

Mission und Kolonisation in Südwestafrika.[1])

Von Dr. Schreiber.

Schon aus dem Wortlaute meines Themas ergiebt sich, daß es keineswegs meine Absicht ist, irgend welche allgemeine Betrachtungen über das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Faktoren, Mission und Kolonisation zu geben, sondern vielmehr zu versuchen zu schildern, wie sich die gegenseitigen Beziehungen auf einem bestimmten und begrenzten Gebiete faktisch gestaltet haben. Die Sache hat aber darum grade hier ihr besonderes Interesse, einmal weil im südlichsten Teil von Südwestafrika, also in der westlichen Hälfte der Kapkolonie ein Kolonialgebiet vorliegt, wie es nicht viele giebt. Hier haben europäische Kolonisten sich schon vor Jahrhunderten angesiedelt und haben sich neben einer bedeutenden farbigen Bevölkerung lebenskräftig und unvermischt erhalten. Aber auch das ist eigentümlich, daß hier, wie nirgend anders sonst, englischer und holländischer Einfluß mit einander wirksam gewesen sind und noch sind.

Der andre Teil von Südwestafrika, nämlich das ganze Gebiet nördlich

[1]) Vortrag auf der Prov. Missionskonferenz in Halle.

vom Oranjeflusse, ist dagegen als Kolonisationsgebiet eines der allerjüngsten und zwar ist es bekanntlich deutsches Kolonialgebiet; dagegen ist es ein altes Missionsgebiet, gleichfalls von deutschen Missionaren seit mehr als 50 Jahren bearbeitet. Während also dort in der Kapkolonie die Mission auf einem alten Kolonialgebiete erst viel später einsetzte mit ihrer Arbeit, ist in Deutsch-Südwestafrika genau das entgegengesetzte der Fall gewesen. Es leuchtet ein, daß eben darum dies Gebiet und eine Vergleichung der Verhältnisse und Zustände auf seinen beiden so verschiedenartigen Teilen, manches Interessante darbieten muß. So viel nur als Einleitung und zugleich als Rechtfertigung dafür, daß ich über dies Thema hier auf der Haller Missionskonferenz zu reden auf mich genommen habe.

Wenden wir also unsere Aufmerksamkeit zunächst dem südlichsten Teile von Südwestafrika, dem westlichen Teile der Kapkolonie zu. Hier lag in der farbigen Bevölkerung ein für die Arbeit der Mission ganz besonders günstiges Feld vor. Es besteht ja bekanntlich ein großer Unterschied zwischen dem westlichen Teile der Kapkolonie und den weiter östlich gelegenen Gebieten Südafrikas. Hier haben die alten holländischen Kolonisten, die Buren, so gründlich mit den Eingebornen aufgeräumt, daß von den alten Bewohnern, den Hottentotten, kaum noch eine Spur übrig geblieben ist. Im Osten dagegen giebt es noch bis auf diesen Tag zahlreiche Stämme der Eingebornen, die sich ihre Sprache und sonstige Eigenart zu bewahren gewußt haben. Aber auch im Westen Südafrikas fehlt es durchaus nicht an einer zahlreichen farbigen Bevölkerung. Nur ist dieselbe eben kein afrikanisches Volk mehr, es ist eine aus der Vermischung von Gliedern der verschiedenartigsten afrikanischen Stämme, mit einem nicht unbedeutenden Zusatz von europäischem Blute, entstandene Bastardrasse, mit der wir es hier zu thun haben. Ihre ganze Existenz redet deutlich von vielen und schweren Sünden der alten Kolonisten, von Sklavenhandel und Unzucht. Aber doch hat auch hier Gott in seiner Weisheit aus den Sünden der Menschen einen großen Segen hervorwachsen lassen. Ganz ohne es zu wollen und zu wissen, haben die alten holländischen Buren dennoch der Missionsarbeit, die bis auf diesen Tag bei den meisten von ihnen sogar sehr gehaßt ist, mächtig vorgearbeitet und ihr den Boden bereitet.

Vier Stücke sind es vornehmlich, wodurch der evangelischen Mission hier die Arbeit so sehr erleichtert war. Das erste ist die holländische Sprache, welche von allen Farbigen in Westsüdafrika, d. h. innerhalb der Kapkolonie, fast ohne Ausnahme verstanden, ja fast nur noch gesprochen wird. Es liegt auf der Hand, was für einen gewaltigen Vorteil dies der Missionsarbeit bot. Die Missionare brauchten hier also nicht erst eine fremde, schwierige Heidensprache zu erlernen, ehe sie mit der Verkündigung des Evangeliums beginnen konnten, nein sie hatten es nur mit einer christlichen Sprache zu thun, welche also auch schon alle, für eine gründliche Predigt und Lehre des Christentums erforderlichen Ausdrücke besaß; sie hatten ferner auch nichts zu thun mit den so überaus schwierigen Übersetzungsarbeiten, sondern konnten alle möglichen holländischen Bücher gebrauchen, und redeten dabei doch immer mit den Leuten in einer denselben von Jugend auf bekannten Sprache.

Der zweite günstige Umstand war der, daß diese Bastards schon dem

alten afrikanischen heidnischen Wesen enthoben waren, daß sie **kein heidnisches Volkstum** mehr besaßen, welches sonst überall der Missionsarbeit solch ein schweres Hindernis in den Weg stellt. Sie besaßen keinen heidnischen Götzendienst mehr. Die Erleichterung der Missionsarbeit, welche hierin lag, könnte man vielleicht noch höher anschlagen als die holländische Sprache. Die ganze so unendlich schwierige Vorbereitungsarbeit, wie sie bei jedem heidnischen Volke nötig ist, um nämlich erst alle die gewaltigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche der Verkündigung des Evangeliums im Wege stehen, fiel hier fort. Der Urwald, der sonst erst gelichtet werden muß, war hier schon abgehauen und ausgerodet, und so konnte die Säemannsarbeit sogleich beginnen.

Drittens waren diese Bastards von ihren holländischen Herren **zur Arbeit erzogen**. Wir erinnern uns, daß wiederholt Kenner der afrikanischen Verhältnisse der Mission den Rat gegeben haben, man solle doch die Neger vor allen Dingen erst zur Arbeit erziehen, ehe man ihnen das Evangelium predige. Diese Forderung haben wir Missionsleute allerdings abgewiesen. Darum ist aber doch ein Körnlein Wahrheit darin und jedenfalls macht es namentlich für die Bildung von selbständigen Gemeinden einen großen Unterschied, ob man es mit Leuten zu thun hat, die schon zur Arbeit erzogen und also aus ihrer afrikanischen Trägheit heraus gebracht worden sind, oder nicht.

Damit hängt viertens zusammen der **Respekt**, welcher dieser farbigen Bevölkerung vor dem Europäer beigebracht worden war. Damit berühre ich allerdings einen Punkt, der allen Missionsleuten sehr peinlich sein muß, ich meine den so scharf ausgeprägten Rassenunterschied, wie er in Südafrika herrscht, die grenzenlose Verachtung, mit welcher die holländischen Buren auf die farbigen „Schepsels" herab sehen. Wenn man aber aus der Kapkolonie weiter nach Norden reisend bei den andern Völkern Südafrikas bemerkt, wie verzweifelt wenig Respekt dieselben noch vor dem Europäer haben, ja vielfach sogar auf denselben herabsehen und es wohl gar als eine Herablassung betrachten, wenn sie dem Missionar erlauben, sich bei ihnen nieder zu lassen; wie solch ein Häuptling den Missionar als eine Art Untergebenen betrachtet, der ihm gehorchen müsse, dann weiß man es erst recht zu schätzen, daß in diesem Stück bei den Bastards der Kapkolonie doch eine ganz andre Anschauung herrscht, welche dem Missionar von vorne herein eine ganz andre, viel günstigere Stellung giebt.

Was übrigens die Stellung der Buren gegenüber den Farbigen betrifft, so hat namentlich ihr offen ausgesprochenes Bestreben, den Farbigen allen Landbesitz zu nehmen und sie noch immer vollständiger in ein Abhängigkeitsverhältnis von den Weißen zu bringen, der Mission auch noch wesentlich in die Hand arbeiten müssen.

Weil nämlich die Farbigen sich von den Weißen so unfreundlich behandelt sehen und unterdrückt fühlen, auch bald gemerkt haben, daß die Missionare eine ganz andre Stellung zu ihnen einnehmen, ihr Bestes wollen und für sie eintreten auch gegenüber der Regierung und den Buren, so haben sie ein großes Vertrauen zu den Missionaren gefaßt. Weil es für sie sonst fast überall unmöglich gemacht worden ist, irgendwie eine selbstständige Stellung einzunehmen und ein eigenes Stück Land zu bebauen, so

sind sie gern auf die Missionsstationen gezogen und lassen sich dort sogar die strenge Zucht gefallen, wenn sie nur dabei eine etwas selbständige Stellung und wenigstens als Pächter ihr eigenes Stück Land haben können.

Zu diesen verschiedenen wichtigen Vorbereitungen für die Missionsarbeit durch die holländischen Buren ist nun weiter die im ganzen doch sehr freundliche Stellung und Gesinnung der englischen Regierung hinzu gekommen. Dieselbe äußert sich u. a. in der bedeutenden Unterstützung, welche dieselbe den Missionsschulen angedeihen läßt, ohne sich dabei irgendwie in die innern Schulangelegenheiten zu mischen und also etwa den eigentlichen Missionscharakter der Schulen dadurch in Frage zu stellen. Die von der Regierung den Schulen gewährten „Grants" sind so bedeutend, daß es mit ihrer Hilfe den Gemeinden überall möglich ist, mit verhältnismäßig geringen Beiträgen ihrerseits die Schulen in einem trefflichem Stande zu halten, wie denn dieselben auch schon im Äußerlichen einen recht guten Eindruck machen. Außerdem hat die Regierung an verschiedenen Stellen den Missionen zum Besten der farbigen Bevölkerung bedeutende Ländereien überwiesen, wodurch der Bestand mancher Stationen erst möglich geworden ist. Allerdings glaube ich, daß es im allgemeinen für die Missionsgesellschaften doch besser und vorteilhafter ist, selbst Grund und Boden zu erwerben für ihre Missionsstationen.

So vereinigen sich eine ganze Reihe von günstigen Umständen in diesem Teile der Kapkolonie, um die Arbeit der Mission zu erleichtern und hat sich also die Kolonisation als außerordentlich förderlich für die Missionsarbeit erwiesen; sie hat derselben den Boden bereitet und unterstützt sie noch immer sehr wesentlich. Trotz der oben schon erwähnten unfreundlichen Gesinnung der Buren gegen die Farbigen, trotz der feindseligen Stellung, welche die meisten Buren gegen das Missionswerk einnehmen, sodaß sie mit großem Neid auf die Stationen und namentlich auf die in den Schulen den farbigen Kindern zu Teil werdende gute Schulbildung blicken und trotzdem sie, wo sie es nur können, einer beabsichtigten Ausdehnung der Missionsarbeit, etwa durch Anlage von neuen Stationen oder durch Vergrößerung des Terrains der bestehenden Stationen entgegen treten; ich sage trotz alle dem kann man doch getrost behaupten: nicht nur die Mission befindet sich in diesem Teile Südwestafrikas in einer besonders günstigen Lage, sondern auch die Farbigen haben es hier immerhin, wenigstens soweit sie auf den Missionsstationen oder im Bereiche derselben wohnen, entschieden viel besser, als wohl in den allermeisten Teilen des übrigen Afrika. Jedenfalls überall da, wo die Neger der Willkür und den Grausamkeiten ihrer eigenen despotischen Häuptlinge, oder den Gefahren die durch die Züge der Sklavenjäger oder durch die endlosen Kriege der einzelnen Stämme unter einander entstehen, ausgesetzt sind, da läßt sich ihre Lage ganz und gar nicht vergleichen mit derjenigen der Bastards in der Kapkolonie, die in gutem Frieden leben und für sich und ihre Kinder den großen Segen einer christlichen Gemeinde und einer guten Schule genießen.

Freilich giebt es auch hier eine andre Seite der Sache, die nicht übersehen werden darf und nicht verschwiegen werden soll. Es gehen von den Weißen, die in der Kapkolonie wohnen, allerlei schwere Versuchungen für die farbigen Christen aus. Der ihnen durch ihre Abstammung schon anhaftende

Hang zur Unsittlichkeit bringt es mit sich, daß die an sie herantretenden Versuchungen nach dieser Richtung hin nur all zu oft und leicht verhängnisvoll werden, namentlich für die Mädchen, die in den Städten einen Dienst gesucht haben. Und außerdem bringt der Umstand, daß ein großer Teil dieser Bastardchristen von den Missionsstationen aus bei den umwohnenden Buren Arbeit suchen muß, es mit sich, daß dieselben eben dadurch in die allergrößte Versuchung zum Trinken geraten. Denn leider ist es eine ganz allgemein verbreitete Unsitte, daß diese Buren ihren Tagelöhnern 3 bis 5 mal am Tage neben der sonstigen Kost oder als Ersatz für dieselbe von dem schweren kapischen Weine geben. Es ist freilich davon die Rede, daß solches durch Gesetz verboten werden solle, aber so lange ein solches Gesetz noch nicht vom kapschen Parlamente angenommen worden ist, bildet dies eine große Gefahr und leider wird dadurch die Trunksucht in unsren Gemeinden sehr stark befördert.[1])

Und nun wenden wir uns mit unsrer Betrachtung dem andern Teile Südwestafrikas, dem dortigen deutschen Schutzgebiete zu. Wie schon oben gesagt, liegen hier die Verhältnisse grade umgekehrt. Hier hat die Mission lange Zeit gearbeitet, ehe man an Kolonisation dachte. Somit kann hier nicht davon die Rede sein, wie die Kolonisation der Arbeit der Mission den Boden bereitet hätte, sondern vielmehr muß zuerst die Frage untersucht werden, ob und in wiefern die Mission der Kolonisation vorgearbeitet hat. Da sei nun zuerst im Vorbeigehen daran erinnert, daß bekanntlich die Missionare freilich nicht diejenigen gewesen sind, welche seiner Zeit den Herrn Lüderitz etwa ins Land gerufen oder auf die sich darbietende gute Gelegenheit aufmerksam gemacht haben; — das hat jemand anders gethan; — aber daß doch das Bestehen der Mission in jenem Landstriche insofern einen Zusammenhang mit der deutschen Besitzergreifung hat, als die von der deutschen Reichsregierung der englischen übermittelte, von jener aber abgewiesene Bitte um Schutz für die Missionare, dem Fürsten Bismark hernach die Handhabe geboten hat, der englischen Regierung gegenüber zu beweisen, daß sie kein Recht habe, gegen die deutsche Besitzergreifung Einwendungen zu machen.

Wie viel nun die Kolonisation der Mission und deren langjährigen Arbeit bei ihrem ganzen Unternehmen zu danken gehabt hat, das muß z. T. auch schon bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen springen, z. T. erkennt man es aber erst durch eingehendere Überlegung. Man braucht zunächst nur darauf zu achten, wo denn die deutsche Kolonisation sich im Lande niedergelassen, welche Plätze sie besetzt hat. Mit Ausnahme der einen verunglückten und bald wieder aufgegebenen Niederlassung in Tsaobis, auch Wilhelmsfeste genannt, überall nur auf den Missionsstationen: Otyimbingue, Windhoeck, Gibeon, Keetmannshoop, Okahandya, Omaruru 2c. Das konnte auch kaum anders gehen. Denn die Missionsstationen waren eben die einzigen Plätze, wo größere Mengen der Eingebornen zusammen wohnten und wo schon irgend etwas zu deren Civilisierung und Gewöhnung an geregelten Verkehr mit den Europäern ge-

[1]) Es ließen sich wohl noch verschiedene andere Schattenseiten anführen; z. B. daß eine Entnationalisierung und Besitzlosigkeit eingetreten ist, die der kirchl. Selbständigkeit bedeutende Hindernisse in den Weg legt. D. H.

schehen war. Namentlich im südlichen Teile von deutsch Südwestafrika, im Groß Namalande, sind bis auf diesen Tag die Missionsstationen fast die einzigen festen Punkte, um welche sich das sonst dem Flugsande gleichende Volk der Hottentotten wenigstens zum Teil gesammelt und niedergelassen hat. Überall wo die Missionare wohnten, hatten sich auch die Händler niedergelassen; alle anderweitigen Niederlassungen von Händlern haben keinen langen Bestand gehabt. So waren die Missionsstationen überall die wichtigsten Punkte, wo die Kolonisation einsetzen konnte und mußte. Aber nicht nur das. Es war mir bei meiner Reise höchst auffällig zu sehen, wie vielfach die Soldaten und Angestellten der Reichsregierung geradezu in solchen Gebäuden wohnten, die von unsren Missionaren erbaut sind. In Keetmannshoop lag die ganze Schutztruppe im ehemaligen Missionshause; in Gibeon hatte sich die Besatzung in der Stationskirche niedergelassen und aus derselben eine Art Fort gemacht; in Otyimbingue hat die Reichsregierung von unsrer Gesellschaft ein großes Anwesen, das für uns entbehrlich geworden war, käuflich erworben und damit einen der allerschönsten Gärten im ganzen Lande, an dem der Fleiß von Jahrzehnten zu erkennen ist. Nebenbei gesagt ist dies der einzige Fall, wo wir von der Regierung Bezahlung erhalten haben; an den andern Orten ist von Miete keine Rede, nur hat man uns in Windhoeck für die in Besitz genommene ehemalige Missionsstation eine Erstattung des Platzes und des Baumaterials in Aussicht gestellt. So hat die deutsche Besitzergreifung an den Missionsstationen nicht nur sondern auch an den von Missionaren errichteten Gebäuden eine sehr wichtige Erleichterung gefunden, deren Bedeutung nur derjenige richtig zu taxieren vermag, der da weiß, wie viel Opfer sonst gerade die Anfangszeit kostet, infolge der ungenügenden, ungesunden Wohnungen. Ich will hier gar nicht davon reden, daß selbstverständlich alle Offiziere und andern Beamten bei allen unsrer Missionare stets gastfreie Aufnahme gefunden haben und noch finden. Nur eines Faktums darf ich vielleicht hier Erwähnung thun, das bezeichnend ist. Vor einigen Jahren hatte mich ein Herr Dr. so und so, der hinausging, um das Land auf seinen Wert für deutsche Ansiedler zu prüfen, um eine Empfehlung an unsre Missionare gebeten. Ich hatte ihm eine solche auch gegeben. Als er nach einem Jahre wieder zurück kam, schrieb er mir, er habe von meiner Empfehlung nirgend Gebrauch gemacht, weil ihn unsre Missionare auch ohne eine solche Empfehlung ausnahmslos mit der allergrößten Freundlichkeit aufgenommen und beherbergt hätten. Aber auch da, wo die deutsche Regierung nun selbst ans Bauen gehen mußte, kam ihr doch die von den Missionaren in langen Jahren gesammelte Erfahrung und Bauweise sehr wesentlich zu statten. Eine andre wohl noch viel wichtigere Vorarbeit hatte unsre Mission der Kolonisation durch das Studium der Sprachen geleistet. Dadurch waren die Herren Beamten zunächst einmal in der Lage, überall der Landessprache kundige und absolut zuverlässige Leute in unsren Missionaren anzutreffen, durch welche sie mit den Eingebornen alle Verhandlungen führen konnten, in einer solchen Weise, wie das sonst ganz und gar unmöglich gewesen sein würde. Unsre Missionare haben denn auch überall gerne als Dolmetscher gedient, obwohl sie dadurch leicht in eine ungünstige Position den Eingebornen gegenüber kommen können. Denn gar zu leicht wird nun

irgend etwas, das in dem Vorgehen der deutschen Obrigkeit ihnen mißfällt, den Missionaren mit angerechnet. Darunter hat unsre Missionsarbeit in der Thal zu leiden gehabt. Diese Bewältigung der beiden Sprachen von Deutsch-Südwestafrika, der Namasprache mit ihren berüchtigten Schnalzlauten und der Hererosprache, die als die erste von Europäern erlernte und in Grammatik gebrachte Bantusprache eine wahre Geduldsprobe für unsere Missionare gebildet hat, bietet nun auch für Beamte die Gelegenheit, ihrerseits leicht und sicher sich selbst die Kenntnis der Landessprachen anzueignen und wenn bis jetzt von dieser Gelegenheit erst nur sehr wenig Gebrauch gemacht worden ist, so steht doch zu hoffen, daß das nicht immer so bleiben wird. Man hat ja wenigstens schon die Forderung aufgestellt, daß alle in den Schutzgebieten anzustellenden höheren Beamten sich auch eine der Landessprachen aneignen müßten, eine Forderung, die ich im Interesse einer gesunden und heilsamen Entwicklung des Verhältnisses zu den Eingebornen mit Freuden begrüßen würde. Auf jeden Fall darf man aber ja wohl erwarten, daß sich wenigstens einige unter den Beamten finden werden, die von dieser ihnen durch die mühsame Arbeit der Missionare gebotenen schönen Gelegenheit Gebrauch machen werden. Übrigens haben die Missionare bei den mancherlei Verhandlungen mit den eingebornen Häuptlingen nicht nur als Dolmetscher durch ihre Sprachkenntnis, sondern eben so sehr durch das *Vertrauen*, das sie bei den Eingebornen infolge ihres langen Verweilens in deren Mitte besaßen, den deutschen Beamten einen sehr großen Dienst geleistet, wie solches auch schon wiederholt offiziell anerkannt und dem Vorstande der Mission ausgesprochen worden ist. Es würde dies übrigens noch mehr hervorgetreten sein, oder genauer gesagt, die Missionare würden nach dieser Richtung hin noch ungleich mehr haben nützen können, wenn nicht unglücklicher Weise *eine lange Zeit bei den leitenden Persönlichkeiten in dem dortigen Schutzgebiete eine ganz unbegreifliche Abneigung dagegen bestanden hätte, sich in irgend einer Angelegenheit bei den Missionaren Rat zu erholen.* Gott Lob, daß das jetzt ganz anders geworden ist.

Weiter hat die Mission der Kolonisation sehr bedeutend vorgearbeitet durch den *Einfluß*, den sie auf die dortigen Völker gewonnen hat. Nicht nur die etwa 8000 Christen, die innerhalb des Schutzgebietes in unsren Gemeinden gesammelt sind, kommen dabei in Betracht, sondern auch die meisten der übrigen Heiden sind im Laufe der Jahre durch diesen Einfluß ganz andre, viel traktablere Leute geworden, als sie früher waren. Wenn man davon einen rechten Eindruck bekommen will, muß man nur lesen, in welchem Zustande die ersten Missionare bei ihrem Eintritt ins Land vor 50 Jahren die Herero vorfanden; oder man muß nur dahin gehen, wo weiter im Norden oder Nordosten die Stämme noch ganz unberührt von diesem Einfluß geblieben sind. Mir sagte der jetzige Herr Landeshauptmann, Major Leutwein, bei seiner ersten Begegnung mit mir in Keetmannshoop: „Herr Inspektor, ich bin aufs allerhöchste verwundert gewesen bei meinem Eintritt ins Land. Ich dachte, ich käme in ein heidnisches Land, aber ich finde ein völlig christianisiertes Land hier.“ Nun daran fehlt ja allerdings noch viel, das wissen wir Missionsleute nur zu gut, aber dennoch kann ich diesen Ausdruck sehr wohl verstehen und finde ihn durchaus zutreffend. Um

nur noch eins zu nennen: Wie viel ist es doch für die Beamten wert, daß sie so viele unter den Eingebornen jetzt antreffen, die lesen und schreiben können! Dieselben haben es aber einzig und allein in unsren Missionsschulen gelernt.

Aber nicht bloß lesen und schreiben haben die Eingebornen von den Missionaren gelernt, sondern auch noch manche andre Dinge, die für die Kolonisation sowie für den Handel sehr bedeutsam sind. Da steht oben an, daß sie durch den Einfluß der Mission dahin gekommen sind, Kleider zu tragen. Christ werden und Kleider tragen, das gehört dort, wie an so vielen andern Orten, aufs engste zusammen, nur daß in Deutsch-Südwestafrika auch hunderte und tausende der Eingebornen, die noch keine Christen sind, doch schon Kleider tragen. Ein weiteres sehr wichtiges Ding ist der Kornbau, den gleichfalls die Missionare im Hererolande eingeführt haben und der jetzt sehr weite Verbreitung gefunden hat, überall wo die breiten Flußläufe dafür Gelegenheit bieten. Vielleicht noch wichtiger aber ist das andre Verdienst, das sich die Missionare erworben haben, von dem aber viel weniger die Rede ist, daß sie nämlich den Beweis geliefert haben, daß man im Hererolande Dattelbäume pflanzen kann und daß dieselben Frucht tragen. Das ist eine Sache, die mehr als 10 Jahre kostet, ehe man das wissen kann. Die Zeit ist nun gespart und ich bin davon überzeugt, daß der Anbau der Dattelpalme viel größere Bedeutung für Südwestafrika hat als der Kornbau, schon einfach darum, weil er wohl unbedingt eine größere Ausdehnung gewinnen kann, und weil die Dattel einen viel müheloseren Ertrag liefert, als der Kornbau.

Es versteht sich von selbst, daß einstweilen von der andern Seite der Sache, nämlich was nun die Kolonisation der Mission in Deutsch-Südwestafrika für Dienste leistet, noch wenig die Rede sein kann. Ja einstweilen bekommt man vielmehr den Eindruck, daß die Missionsarbeit auf mehrfache Weise durch das Eintreten der Kolonisation gehemmt worden ist. Über diesen Punkt möchte ich nur mit großer Vorsicht reden. Aber es ist für jeden mit den Verhältnissen auch nur einigermaßen Bekannten verständlich genug, was ich damit meine. Es ist ja auch kaum anders zu erwarten, als daß unter den verschiedenartigen Elementen, die grade beim Beginn einer Kolonisation hinaus zu gehen pflegen, sich auch viele finden, deren ganzes Betragen nichts weniger als förderlich für die Missionsarbeit sein muß. So hat es denn auch in der That nicht an allerlei Anstößen und Ärgernissen gefehlt, zumal unter dem früheren Regimente. Aber wir dürfen wohl annehmen, daß dergleichen Dinge jetzt nach bestem Vermögen vermieden und daß alle berechtigten Klagen Beachtung finden werden.

Wir waren in der Mission längst zu der klaren Einsicht gekommen, daß wir mit unsren Mitteln den Aufgaben nicht gewachsen waren, wie sie die dortigen Verhältnisse an uns stellten. Der Antagonismus zwischen den Hottentotten und Herero, der immer und immer wieder aufs neue ausbrechende Rassenkrieg zerstörte nicht nur immer wieder das durch langjährige mühsame Arbeit zustande gekommene, nein er drohte geradezu beide Völker aneinander zu zerreiben und zu vernichten. Ein andres Ende schien gar nicht zu erwarten zu sein, wenn eben nicht eine starke europäische Hand dazwischen trat und Frieden gebot. Das ist in meinen Augen die aller-

größte Wohlthat, die das deutsche Regiment für jenes Land und damit also auch für unsre Missionsarbeit bringen kann und teilweise schon gebracht hat. Das ist aber keineswegs der einzige Vorteil, den die Kolonisation der Mission bringen wird. Wir haben es in deutsch Südwestafrika mit drei verschiedenen Völkern zu thun, und für ein jedes derselben bringt die deutsche Schutzherrschaft besondre Erleichterungen in Betreff der Missionsarbeit mit sich. Da sind zuerst die Nama oder Hottentotten. Eins der allerschlimmsten Hindernisse für die dauernden und befriedigenden Erfolge der Mission lag in dem nomadischen Charakter dieses Volkes, durch welchen es fast unmöglich gemacht wurde, die Leute dauernd auf einer Stelle fest zu halten, und also wirklich geordnete und seßhafte Christengemeinden aus ihnen zu sammeln. Das wird nun bald ganz von selbst anders und besser werden. Die Leute werden durch das Eindringen von weißen Ansiedlern, denen sie jetzt noch dazu selbst in großer Verblendung den besten Teil ihrer Ländereien verkaufen, bald sich gezwungen sehen, den ihnen noch verbleibenden Teil des Bodens ganz anders als bisher auszunutzen, also seßhaft zu werden. Freilich bedeutet das eine harte, strenge Schule, in welche die faulen Namas genommen werden, aber es war ihnen nicht anders zu helfen.

Das zweite Volk, sind die Bergdamra, deren Zahl man wohl auf etwa dreimal so groß wie die der Nama anschlagen kann. Die Arbeit unter diesem bisher arg unterdrücktem und zertretenem Volke ist wohl die hoffnungsvollste in Deutsch-Südwestafrika, war aber bisher namentlich deswegen sehr schwierig, weil die Bergdamra, soweit sie nicht in den ganz unzugänglichen Felsengebirgen leben, ohne Ausnahme in einem Stande der Leibeigenschaft sich befanden, teils unter Herero teils unter Nama. Das wird nun auch anders werden. Die deutsche Regierung wird gar nicht anders können, als diesen Leuten zu ihrer Freiheit zu verhelfen[1]) und wird solches um so mehr thun, als die Bergdamra ohne allen Zweifel die besten Arbeiter abgeben. Man darf aber mit Sicherheit erwarten, daß dann die Zukehr der Bergdamra zum Evangelium noch größer werden wird und daß es dann gelingen wird, grade aus ihnen die ersten größeren seßhaften Gemeinden des Hererolandes zu sammeln, weil dies Volk nämlich einen viel größeren Zug dazu hat, sich irgendwo dauernd niederzulassen. Aber etwas ähnliches erwarte ich auch für die Herero von dem deutschen Regimente, wenn es hier auch mit der Seßhaftmachung nicht so schnell gehen wird, wegen der großen Heerden der Herero. Immerhin wird hier doch auch mehr Ordnung und Stetigkeit in die Verhältnisse kommen, daß es also aufhört mit der schrankenlosen Ungebundenheit der Leute, die jetzt mit ihren Heerden ad libitum im ganzen Lande umherziehen konnten. Ein Anfang ist schon in dieser Richtung gemacht. Weiter werden die Herero etwas von ihrem großen Stolze ablegen müssen und wird also auch der Missionar eine andre Stellung ihnen gegenüber gewinnen. Namentlich halte ich auch das für eine wichtige bevorstehende Änderung der Verhältnisse, daß es in Zukunft möglich sein wird, mit der Ausbreitung unsrer Arbeit

[1]) Schneller als ich gedacht, ist hiermit schon ein schöner Anfang gemacht, auf Okombahe.

einfach voranzugehen, so wie sich dazu die Gelegenheit bietet, und nicht mehr abhängig zu sein von den Launen und der Erlaubnis der heidnischen Häuptlinge, wie das bisher der Fall war.

Noch in einer andern, für das Gedeihen unsrer Missionsarbeit höchst wichtigen Sache wird unbedingt durch das deutsche Regiment Wandel geschafft werden, ich meine in dem Erbrechte. Allerdings wird es ja nicht die Absicht der deutschen Regierung sein, sich in solche Dinge einzumischen. Hier handelt es sich aber bei Lichte besehen im Grunde um die Frage der Religionsfreiheit und eben darum wird man die Sache nicht nur einfach so laufen lassen können. Nach dem sehr wunderlichen und im einzelnen für uns sehr schwer verständlichem Erbrechte der Herero kam es nämlich bisher oft genug vor, daß wenn in einer ganz christlichen Familie der Vater starb, die Witwe samt ihren Kindern von irgend einem, vielleicht in weiter Ferne lebendem Heiden als sein Erbe und Eigentum beansprucht wurde. Da mußte es also der Missionar geschehen lassen, daß dann dieser Erbe Glieder seiner Gemeinde an sich nahm, mit ihnen abzog und der Missionar bekam von ihnen nie etwas wieder zu sehen oder zu hören. Es liegt auf der Hand, daß bei solchem Erbrechte der Bestand der jungen Gemeinden immer in Frage gestellt bleiben muß und daß es einfach eine Forderung der Gerechtigkeit und der Religionsfreiheit bedeutet, daß hierin von Regierungs wegen Wandel geschafft werde.

Es ist wohl keine Frage, die grenzenlose Freizügigkeit und die ganze damit zusammenhängende Viehwirtschaft der Herero einerseits und dieses ihr eigentümliches Erbrecht bilden sozusagen die Grundpfeiler ihres ganzen Volkstumes. Wenn dieselben nun durch die deutsche Herrschaft umgewandelt werden, wie ich das für durchaus notwendig halte und auch mit aller Bestimmtheit erwarte, dann kann man fast sagen, das Volkstum hat dadurch einen gewaltigen Stoß erhalten, ja wenn man will, so kann man das eine Zertrümmerung des Volkstums der Herero nennen. Mancher wird solches sehr bedauerlich finden und ich gebe gerne zu, daß es eigentlich überall das Ziel der Mission im Bunde mit der Kolonisation sein sollte, das Volkstum nicht zu zerstören sondern vielmehr zu konservieren, dabei aber zu veredeln und zu christianisieren. Aber man bekommt doch in Afrika an vielen Stellen den Eindruck, daß diese an sich ganz richtigen Grundsätze hier eben undurchführbar sind. Bei vielen der afrikanischen Völker scheint es gar nicht anders zu gehen, als daß erst das Volkstum als solches zerschlagen wird; dann erst kann eine rechte Civilisation und vor allen auch erst die Christianisierung des Landes wirklich zustande kommen. Als Beweis für solche Anschauung erinnre ich nur an die Geschichte von Sulu- und Matabeleland; oder ich weise hin auf die Masais und ähnliche Stämme in Ostafrika.

Daraus folgt aber noch keineswegs, daß es nun, wie neulich ein ehemaliger hoher Beamter aus Südwestafrika öffentlich gesagt hat, das einzig richtige in Südwestafrika wäre, die Eingebornen entweder zu verdrängen oder ihnen allen Besitz an Grund und Boden zu nehmen und sie in eine dienende Stellung herab zu drücken. Das würde in meinen Augen ein kolossales Unrecht diesen Stämmen gegenüber sein, die sich vertrauensvoll unter den Schutz des deutschen Reiches und Kaisers gestellt haben. Nein es gilt ihnen durch gemeinsames Wirken der Mission und Kolonisation ein

neues besseres und menschenwürdigeres Dasein möglich zu machen und sie zu freien und gesitteten Unterthanen des deutschen Reiches und zugleich zu lebendigen Christen zu erziehen.

Es wäre mir sehr lieb, wenn es mir durch meine Ausführungen gelingen sollte, nicht nur hier in dieser Versammlung sondern auch in weiteren Kreisen der Ansicht Bahn zu machen, daß Kolonisation und Mission in Südwestafrika so gut wie überall in der Welt, nicht zwei sich gegenseitig im Wege stehende oder sich gar notwendigerweise bekämpfende Faktoren zu sein brauchen, sondern daß es in ihrer beiden wohlverstandenem Interesse liegt, sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten und eins das andre zu fördern, weil nur so der höchste Zweck aller Kolonisation wie Mission erreicht werden kann.

Die Times über den westafrikanischen Branntweinhandel.

Englische Zeitungen haben die, leider bei uns nicht eingeführte Sitte, ihre Spalten denen zu öffnen, die über irgend eine öffentliche Angelegenheit etwas zu sagen haben, auch wenn es nicht in dem von der Zeitung gebilligten Sinne geschieht. Ein Mann z. B., wie der Herausgeber dieser Zeitschrift würde, falls er über Missionsangelegenheiten das Wort ergreifen wollte, von keiner Zeitung abgewiesen werden, wenn auch seine Äußerungen der Zeitung nicht bequem sein sollten. Die Times lassen oft lange Zeit den Streit in ihren Spalten hin und her wogen, ehe sie die Debatte schließen und, wenn die Angelegenheit ihnen wichtig genug scheint, selbst in einem Leitartikel das Schlußvotum abgeben.

Schneller als gewöhnlich haben sie das kürzlich gethan in einer Diskussion, die sich über den Branntweinhandel erhoben hatte. Der Bischof Tugwell hatte von Lagos aus in Erwiederung auf einen Artikel in einer älteren Wochenausgabe der Times die bekannten traurigen Folgen des Handels in Spirituosen mit neuen aus seiner Erfahrung genommenen Beispielen belegt. Am wirksamsten war wohl das Zeugnis, daß auf einem alle zehn Tage wiederkehrenden Markte an der Lagune hinter Lagos, auf welchem an 30 000 Menschen zusammenkommen, zwar Branntwein, sonstige europäische Waren aber nicht verkauft werden. Dieses Schreiben wurde sofort beantwortet von dem Gouverneur von Lagos, Sir Gilbert Carter, der sich grade in London aufhielt. Er meinte, daß die Missionare, da sie das Christentum den Heiden nicht beibringen könnten, die Schuld auf den Branntwein würfen. Alle die alten, oft wiederlegten Entschuldigungsgründe mußten einmal wieder vorhalten. Auch die nüchternen Mohammedaner erschienen als Zeugen für die Fähigkeit des Afrikaners dem Branntwein zu widerstehen. Der Islam ist für Sir Gilbert Carter die Religion Afrikas, während das Christentum mit seiner Monogamie und der Trinitätslehre nichts ausrichte. Originell ist höchstens der Vorschlag an den evangelischen Bischof, doch den Islam sein wohlthätiges Werk ausrichten zu lassen, nämlich Afrika nüchtern zu machen. Das ist freilich nicht ganz weise von dem Gouverneur, der hauptsächlich fiskalische Interessen vertrat; er begreift nicht, woher die Einnahmen der Kolonialregierung kommen sollen, wenn es keinen Branntwein mehr zu besteuern

giebt. Konsequent wäre es von diesem Standpunkt aus, den Islam zu bekämpfen; gewöhnt derselbe doch die Afrikaner, keine Spirituosen zu trinken. Sir Gilbert Carter dagegen begünstigt den Islam, wie er denn auch am 27. Juli v. J. in Lagos die Einweihung einer Moschee durch seine Gegenwart ehrte.

Die fiskalischen Bedenken des Gouverneurs hat übrigens Herr Fox Bourne von der Aborigines-Protection-Society zerstört. Er hat darauf hingewiesen, daß man in Sierra Leone, indem man den Zoll auf ein Gallon Branntwein (Gin) von zwei auf drei Schilling erhöhte, höhere Einnahmen und geringere Einfuhr erzielt hat. Man könnte in Lagos den Zoll von 1 auf 3 Schilling für den Gallon erhöhen und man würde dieselben Einnahmen haben, wenn auch die Einfuhr auf ein Drittel reduciert werden sollte. Nebenbei bemerkt hat die Kolonie Lagos in 1893 an Zoll aus Gin und Rum 95 508 Pfd. Sterl. eingenommen, also etwa 1 900 000 Mk.; d. h. in dem Jahre sind 8½ Millionen Liter dieser Spirituosen in ein Gebiet eingeführt, das nach Sir Gilbert Carter 1,4 Millionen Bewohner hat, von denen obendrein der mohammedanische Teil, wie ja behauptet wird, den Branntwein nicht trinkt.

Doch wichtiger erscheint uns die Stellung, welche die Times in dieser Angelegenheit eingenommen haben. Schon am 7. Juni brachten sie einen Leitartikel. Sie traten auf die Seite von Bischof Tugwell. „Die von ihm vorgebrachten Thatsachen," schreiben sie, „werden durch viele, von ihm unabhängige Zeugnisse von andern Seiten unterstützt. Kapitän Lugard hat in den ersten Monaten dieses Jahres von seiner Reise durch die mohammedanische Provinz Ilorin und das benachbarte Yoruba berichtet, daß der Hauptartikel, der im Austausch gegen die Landesartikel eingeführt wird, dahin wirkt, das Volk in seiner Civilisation herunterzubringen, statt es zu heben. „Gin von Lagos, schrieb er, kann man in jeder Stadt und jedem Dorfe finden von der Küste bis zur äußersten nordwestlichen Grenze von Yoruba und selbst bis nach Bornu dringt er vor." In der Lokal-Presse von Lagos werden dieselben Behauptungen fortwährend wiederholt und die besonders schrecklichen Folgen dieses Getränkes . . . werden mit einer Offenheit im einzelnen dargelegt, daß es unmöglich ist, die Sache abzuleugnen."

In Bezug auf Sir Gilbert Carters Behauptung, daß es unmöglich sei, die Einführung des Branntweins ganz zu verhindern, und daß man auf die wohlthätigen Wirkungen des Islam seine Hoffnung setzen müsse, bemerken die Times:

„Wir lassen die Thatsache, die durch Erfahrung im Inneren genügend bewiesen ist, daß der heruntergekommene Mohammedanismus West-Afrikas seinen Anhängern den Genuß alkoholischer Getränke nicht verbietet, für jetzt bei Seite, aber wir sollten meinen, es würde sich unter denen, die mit Erfolg als Herrscher sich mit den Angelegenheiten der Afrikaner beschäftigt haben, schwer eine Unterstützung der Ansichten finden, welche Sir Gilbert Carter in Bezug auf die Vorteile eines ungehinderten Imports von Spirituosen hat. Die Meinung der Experten, die auf der Brüsseler Konferenz diese Frage berieten, war diesen Ansichten so sehr entgegengesetzt, daß die Mächte ohne Schwierigkeit sich einigten, die Einfuhr von Spirituosen in Länder, in welchen dieser Handel noch nicht existierte, absolut zu verbieten. In den Südafrikanischen Staaten, in welchen man es mit dem vollständigen Verbot versucht hat, sind die Erfolge im höchsten Maße befriedigend gewesen und Beschränkung des Verkaufs von Spirituosen gilt

als ein Grundgesetz bei der Civilisierung neuer Gebiete, die unter die britische Jurisdiktion gebracht werden. . . . Die Meinung der civilisierten Welt hat entschieden, daß der Spirituosenhandel mit eingeborenen Rassen nicht verteidigt werden kann und daß die Demoralisierung und das Elend, welche die Folge desselben sind, ihn auf dieselbe Linie mit dem längst verdammten Menschenhandel stellen. Es ist deutlich gezeigt worden, daß die Ausdehnung des Handels in Spirituosen auf Kosten des Handels in anderen europäischen Waren geschieht. Der Eingeborene, der Gin kauft, kauft nur wenig sonst, und auf den Märkten, wo die grünen Branntweinkisten gesehen werden, sieht man keine anderen europäischen Güter. Wie ein verderbliches Unkraut erstickt der Spirituosenhandel jedes andere Wachstum in den Gegenden, wo er blühen darf. Wenn wir erlauben, daß die neu geöffneten Verbindungskanäle mit dem Innern für die Ausbreitung des Branntweinhandels benutzt werden, so zerstören wir mit der einen Hand, was wir mit der anderen schaffen . . . Die langsamer reifende, aber reichere Ernte, welche einzuernten sein wird, wenn die eingeborene Bevölkerung sich an civilisierte Bedürfnisse gewöhnt, wird hingegeben gegen den vorzeitigen Profit, den man durch die Befriedigung einer verderblichen Gier gewinnt. Wenn dieser Trank ganz von den westafrikanischen Märkten ausgeschlossen würde, so bedürften sie nur einiger Zeit, um dem Fiskus eine viel größere Einnahme zu bringen als jetzt, während ihre Bedeutung für den britischen Handel sich zu gleicher Zeit ungemein erhöhen würde. Wir wünschen die Schwierigkeiten einer Reform nicht zu verkleinern, aber der von einer solchen zu gewinnende Vorteil ist klar und das moralische Gefühl der Allgemeinheit wird nicht mehr lange gestatten, daß es durch den Fortbestand der gegenwärtigen Zustände aufs tiefste verletzt wird."

Möge dies wahr werden und dies verständige Urteil der Times überall Beifall finden! Wie Herr Bourne mitteilt, hat die Aborigines-Protection-Society dem Lord Rosebery die Bitte vorgetragen, darauf hinzuwirken, daß in ganz Westafrika der Steuer auf 3 Pfd. Sterl. erhöht werde und der Minister hat eine „sorgfältige Erwägung" dieses Vorschlages zugesagt. Das wäre ein erster Schritt nach der rechten Seite, aber auch dieser kann nur geschehen, wenn Frankreich und Deutschland mitgehen.

F. M. Zahn.

Missionsrundschau.

Asien. I.

Von Dr. Schreiber.

Es hat seine besonderen Schwierigkeiten, ein Rundschau über Niederl. Indien einigermaßen vollständig zu geben. Das liegt nicht nur daran, daß es so viele kleine holländische Missionsgesellschaften giebt, sondern noch mehr daran, daß von manchen der in Indien arbeitenden Missionare manchmal im Laufe von Jahren überhaupt nirgends etwas zu lesen ist, trotz der so überaus zahlreichen holländischen Missionsblätter. Eine andre Schwierigkeit für die Anordnung und den Gang eines solchen Überblickes liegt darin, daß man entweder, wenn man eine Insel nach der andern betrachtet, die Arbeit mehrerer Missionsgesellschaften auseinander reißen muß, oder wenn man umgekehrt jedesmal die Arbeit der einzelnen Gesellschaft zusammenfaßt, was geographisch zusammengehört, trennen muß. Ich wähle diesmal den ersteren Weg und beginne meine Übersicht mit der bei weitem wichtigsten und bevölkertsten Insel.

Java. So weit ich es zusammenrechnen kann, müssen gegenwärtig 34 evangel. Missionare auf ganz Java an der Arbeit sein. Dieselben gehören 6 verschiedenen Missionsgesellschaften an, 5 holländischen und einer deutschen. Die meisten Missionare auf Java hat noch immer die Nederlandsche Zending-Vereeniging zu Rotterdam, auch wohl die Neue Rotterdamer Mission gesandt. Diese Gesellschaft arbeitet in den vier westlichsten Residentschaften von Java, Bantam, Batavia, Preanger und Cheribon und hat im ganzen 12 Haupt- und zehn Nebenstationen, aber, so viel ich erkennen kann, augenblicklich nur 7 europäische Missionare auf Java an der Arbeit, während die andern Stationen augenblicklich unbesetzt zu sein scheinen. Trotz der langjährigen sehr treuen Arbeit dieser Missionare sind die Erfolge doch verhältnismäßig gering. Am meisten Eingang finden die Missionare mit dem Evangelium noch immer bei den Chinesen, während die mohammedanischen Sundanesen außerordentlich schwer zu gewinnen sind und bleiben. So wurden denn auch in diesem Jahre fast nur Chinesen von diesen Missionaren getauft. Am ersten Weihnachtstage konnte Missionar Albers in Buitenzorg 18 Chinesen taufen, eine für die dortigen Verhältnisse ganz ungewöhnlich große Zahl. Ebenso hatten in Sukabumi 16 Chinesen getauft werden können, und zwar zufällig an demselben Tage, an welchem die siegreichen holländischen Truppen Tjakra Nagara auf Lombok eroberten, was dem Berichterstatter Veranlassung giebt, diese beiden Siege miteinander zu vergleichen. Natürlich wird in der Welt von solch einem Siege der Mission, der in aller Stille geschieht, keine Notiz genommen: ob aber derselbe in Gottes Augen nicht mehr zu bedeuten hat, als jener blutige Sieg, das ist eine andre Frage. Die Schulen der Mission sind z. T. in recht erfreulichem Zustande, so z. B. die in Bandong, die 100 Schüler zählt. Auch diese Gesellschaft, wie die meisten holländischen Gesellschaften seufzt unter finanziellem Drucke. Die Einnahmen des letzten Jahres sind um 5700 Fl. zurückgegangen und so war ein neues Deficit unvermeidlich, obwohl man die Ausgaben wesentlich beschränkt hatte.

In Batavia selbst arbeiten zwei Missionare des Java-Komitee. Von deren Arbeit ist nicht viel Besonderes zu vermelden. Wie in allen großen Seestädten haben sie einen außerordentlich harten Boden zu bearbeiten und trotz vielseitiger Anstrengungen erreichen sie nicht viel. Übrigens besteht in Batavia außerdem schon seit dem Jahre 1620, also seit mehr als 250 Jahren, eine alte malaiische Gemeinde, und es ist gerade nicht sehr ermutigend zu hören, daß dieselbe nach so langem Bestande und obwohl an derselben zeitweilig sogar 2 oder gar 3 Prediger gearbeitet haben, doch nur 1100 Seelen zählt, von denen wohl nur die Hälfte Inländer sind. Ebenso besteht auch in dem nahe gelegenen Depok seit fast zwei Jahrhunderten eine inländische Gemeinde mit einem Filial in Tugu, die aber schon seit langer Zeit eigentlich keine Missionsgemeinde mehr, sondern ganz in den Verband der Staatskirche eingegliedert ist, und durch einen von der Regierung angestellten Hilfsprediger versorgt wird.

Dagegen besteht bekanntlich in Depok noch eine andre für die Missionsarbeit in Niederl. Indien sehr wichtige und segensreiche Anstalt, ich meine das Seminar. Diese Anstalt, die unter der Leitung eines ehemaligen Rheinischen Missionars, Hennemann, steht, befand sich zu Anfang des

Jahres in einer kritischen Lage. Zwar ihre Arbeit war im besten Gange. Sie zählt 40 Zöglinge, die aus Borneo, Celebes, Sumatra, Nias und andern Inseln des Archipels hierher gesandt und alle in der malaiischen Sprache unterrichtet werden; von diesen Zöglingen hatten am Ende des Jahres 1893 zehn, nämlich sechs Sangirinsulaner, ein Sundanese, ein Dajakke und drei Battas mit gutem Erfolge ihr Abgangsexamen bestanden. Aber nun war ein Konflikt ausgebrochen zwischen dem Komitee in Batavia und dem Direktor der Anstalt einerseits und dem andern obersten Komitee in Amsterdam. Der Direktor hatte um seinen Abschied gebeten und sein Weggang wäre aufs äußerste zu beklagen gewesen. Zum Glück aber gelang es den beiden vom Amsterdamer Komitee hinausgesandten Herren Ds. Hoogerzeil und Bierens de Haan, diese Differenz in Güte beizulegen und den Direktor zu veranlassen, in seiner gesegneten Arbeit zu verbleiben. Daß bei der Gelegenheit auch die Leitung des ganzen Seminars vereinfacht und allein in die Hände des Amsterdamer Komitees gelegt wurde, ist jedenfalls auch als eine sehr glückliche Veränderung zu betrachten. Übrigens haben sich bis jetzt noch die Mittel für diese schöne Anstalt als ausreichend bewiesen. Dieselbe dient allen Gesellschaften in Niederl. Indien gleicherweise und zwar ganz ohne von denselben irgend eine Gegenleistung zu verlangen. Zugleich bildet sie ein schönes Band zwischen den vielen einzelnen Gesellschaften.

Weiter östlich gehend treffen wir das Gebiet einer Mission, die jetzt einen neuen Namen trägt, nämlich Zending der Gereformeerde Kerken. Unter diesem Namen haben sich ebenso wie in Holland die beiden betreffenden Denominationen, so auch hier die beiden Missionen der Gereformeerden Kerk, auch die Doleerende Kirche genannt, und diejenige der Separierten Reformierten vereinigt. Diese vereinigte Missionsgesellschaft hat in den Residentschaften Pekalongan und Baggelen und dann weiter östlich in Surakarta und Surabaja, im ganzen fünf Stationen, von denen aber im Augenblick wohl nur vier mit ebenso vielen Missionaren besetzt sind. In Mittel-Java, namentlich in der Residentschaft Baggelen hatte die Gereformeerde Zending vor einigen Jahren ganz gewaltig große Scharen getauft, wohl an 5000; aber diese ganze Bewegung hatte von Anfang an etwas höchst Bedenkliches an sich. Nicht nur war das bedenklich, daß die Leute fast ohne alle Vorbereitung getauft wurden, sondern was noch schlimmer war, sie waren fast alle durch den Einfluß eines zweifelhaften javanischen Mannes, Sadrach mit Namen, dazu bewogen, Christen zu werden. Dieser Mann hat sich aber inzwischen als ein gefährlicher Irrlehrer und Schwarmgeist entpuppt, der sich jetzt selbst für Christum ausgiebt. Durch die Aussendung des Pastors Lion Cachet ist endlich Klarheit in diese unklaren Verhältnisse gekommen, aber zugleich ist auch dadurch ein gewaltiger Riß entstanden, indem bei weitem die meisten dieser Christen sich dem Sadrach angeschlossen und von der Missionsgesellschaft getrennt haben. Wie viel eigentlich der Mission treu geblieben sind, läßt sich zur Zeit kaum genau angeben.

Diese neue vereinigte Gesellschaft hatte die Freude, im letzten Jahre einen älteren und erfahrenen Prediger aus Holland, Adriaanse aus Zeist, der sich gedrungen gefühlt hatte, seine Dienste der Heidenmission anzubieten,

nach Java zu senden. Derselbe ist seit Ende des Jahres in Purworedjo in die Arbeit eingetreten. Etwas sonderbar sieht es aber aus, daß dieser Vorfall den Leitern der Gereformeerde Kerken Veranlassung gab, an alle ihre Prediger in Holland ohne Ausnahme die Anfrage zu richten, ob sie nicht auch Lust hätten, sich ebenso nach Indien senden zu lassen. So viel ich weiß, hat sich durch diese Aufforderung nur ein einziger, noch dazu ziemlich bejahrter Mann gedrungen gefühlt, sich anzubieten. Dagegen konnte ein andrer, älterer Missionar, Horstmann, der für Pekalongan bestimmt ist, wieder ausgesandt werden.

Von Baggelen und Samarang an erreichen wir nun das Gebiet der Neukirchner Mission, oder wie sie sich in Holland nennt, der Salatiga Zending, ein Name, den sie von der alten Ermeloer Mission geerbt hat. Diese Gesellschaft arbeitet in den beiden Residentschaften Samarang und Rembang. Sie zählt eine große Reihe Stationen, darunter 7 Hauptstationen, von denen aber bis vor kurzem nur 4, nämlich Kendal Salatiga, Ambarawa und Blora besetzt waren. Vor kurzem haben nun aber auch die beiden alten Stationen Kalitjeret und Tjemee, auf denen die Gemeinden während der Zeit, daß kein Missionar dort war, sich recht zerstreut hatten, durch die beiden jungen Brüder, Droste und Kühnen wieder besetzt werden können. Auf der am meisten westlich gelegenen Station Kendal kommt Missionar Heller in Berührung mit zahlreichen Christen, die von dem schon oben erwähnten Sadrach gewonnen sind und samt ihren Ältesten noch ganz unter dessen Einfluß und Leitung stehen. Diese Leute haben sich aber gleichwohl auch dem Neukirchner Missionare genähert und ist es für denselben keine leichte Aufgabe, ihnen gegenüber das Richtige zu treffen. Übrigens haben diese Missionare in ihren Familien im letzten Jahre sehr viel durch Krankheiten zu leiden gehabt, wodurch sie in der Arbeit bedeutend gehindert wurden. Nach den neuesten statistischen Angaben zählt die Mission bei einer Zunahme von 79 Seelen jetzt 722 Gemeindeglieder.

In Samarang treffen wir auch den ersten Missionar der Nederlandsch Zendelinggenootschap, oder wie sie auch genannt wird, der alten Rotterdamer Gesellschaft, die ihre übrigen Stationen in den weiter östlich gelegenen Residentschaften Madiun, Kediri, Surabaja und Pasuruan hat und im ganzen jetzt auf Java mit 8 Missionaren arbeitet. In Samarang steht schon seit 45 Jahren Missionar Hoezoo, der dort eine Gemeinde von im ganzen 129 Seelen gesammelt hat. Wie er sagt, sind die Chinesen darunter seine besten Christen. Da er selbst nicht mehr allein die Arbeit versehen kann, so hat ihm im letzten Jahre Missionar Bieger eine Zeit lang geholfen, und nachdem dieser in Madiun seine eigene Station bekommen hat, ist ein andrer junger Missionar zu seiner Unterstützung eben jetzt ausgesandt worden.

Ehe wir an die andern Stationen dieser Gesellschaft gelangen, müssen wir noch einen kleinen Abstecher nach der nördlich zur Seite liegenden Residentschaft Japara machen, wo die Mennonitische Missionsgesellschaft (Doopsgezinde Zendingvereeniging) in Magoredjo ihre Station hat, auf welcher neuerdings zu den beiden früheren Missionaren, Jansz jun. und Fast auch noch der in Barmen ausgebildete Missionar Hübert gekommen ist. Dort ist schon seit Jahren eine „Missionskolonie“ angelegt,

die fast 300 Seelen zählt, von denen aber nur 100 Christen sind. Getauft wurden im letzten Jahre 12 Personen, die Gesamtzahl der Christen auf der Station und den 3 Außenstationen zusammen beträgt 396 Seelen. Der alte pensionierte Missionar Jansz arbeitet in Pati an der Revision der von ihm gemachten Bibelübersetzung. Noch ist zu erwähnen, daß in Margoredjo im Laufe des Jahres ein kleines Krankenhaus eingerichtet worden ist.

Die Arbeit der Ned. Zendel. Genootschap in diesem Teile Javas ist bis jetzt noch immer die erfolgreichste evangelische Mission auf Java und hat auch in letzter Zeit sich recht erfreulich weiter entwickelt. Zwar von den beiden Stationen in den Residentschaften Madiun und Kediri, welche je von einem Missionare besetzt sind, giebt es weniger zu berichten. Desto mehr aber von den beiden wichtigen Stationen, Modjowarno in der Residentschaft Surabaja und Kendal Pajak in dem südlich davon gelegenem Pasuruan. Am ersteren Orte arbeiten jetzt außer dem alten Missionar J. Kruijt auch dessen Sohn A. Kruijt und ein junger Missionsarzt H. Bervoets. Zu den mancherlei andern Anstalten und Einrichtungen dieser bedeutenden Station ist nämlich neuerdings auch noch ein stattliches Krankenhaus hinzugekommen, welches mit einem Aufwande von 20000 Fl. erbaut ist, und im Juni vorigen Jahres fertig wurde. Der Zuspruch von Kranken, deren man ca. 50 aufnehmen kann, ist so bedeutend, daß man schon jetzt von einer nötigen Vergrößerung der Anstalt redet. Man hofft, daß durch diesen neuen Zweig der Arbeit das Evangelium mehr Eingang bei den Javanen finden werde. Ebenso hat auch Missionar Kremer auf seiner Station Kendal Pajak ein allerdings bescheideneres Krankenhaus errichtet. In Passuruan sind übrigens noch längst nicht alle Leute Mohammedaner. Zu dieser Station gehören noch vier andere Gemeinden, die zusammen mit der in Kendal Pajak 1300 Seelen zählen. Missionar Kremer hat jetzt noch einen zweiten Missionar zur Seite.

In der alleröstlichsten Residentschaft von Java, Besuki, treffen wir endlich noch einmal Missionare des Java-Komitees, dem wir schon in Batavia begegnet sind. Hier hat dasselbe seine Arbeit im Jahre 1879 angefangen, indem es den jungen Pastor Esser dahin sandte. Als derselbe nach neunjähriger eifriger Arbeit im Jahre 1887 nach Holland zurückkehrte, hinterließ er einige wenige Getaufte, die er einem inländischen Gehilfen anvertraute. Er hatte in den 9 Jahren die Sprache der Maduresen, die in diesem Teile des Landes gesprochen wird, nicht nur erlernt, sondern auch das halbe Neue Testament in dieselbe übersetzt, welche Übersetzung er in Holland zum Druck brachte. An seine Stelle wurde 1889 Missionar van der Spiegel hinausgesandt, und im Jahre 1892 noch ein weiterer Missionar, H. Dekker. Dieser letztere steht jetzt auf Sumber Pakem, während van der Spiegel sich in Bondowoso eine neue Station gegründet hat. An beiden Stellen ist eine kleine Gemeinde entstanden, aber auch der Widerstand der Mohammedaner lebendiger geworden. Außer diesen beiden Stationen hat das Evangelium noch an einer andern Stelle in Besuki Wurzel geschlagen und zwar in einer Weise, die sehr bemerkenswert ist. Auf dem Tengger-Gebirge hatte nämlich ein Herr Ottolander eine Chinaanpflanzung angelegt und da er ebenso wie seine Frau gläubige Christen waren, so hatten sie versucht, unter ihren Arbeitern das Evangelium bekannt zu machen. Diese

Bemühungen waren auch nicht erfolglos geblieben und eine nette Anzahl der Leute war für das Evangelium gewonnen worden. Herr Ottolander hatte nun zuerst den Missionar Kremer eingeladen, sich dieser Christen anzunehmen, was derselbe auch gern that. Hernach aber erschien es doch richtiger, daß diese kleine Gemeinde den in Besuki arbeitenden Missionaren des Java-Komitees überwiesen wurde, und somit wurde die Fürsorge für dieselbe dem Missionar van der Spiegel übertragen. Derselbe hat im Jahre 1893 die Leute in Kajumas, so heißt der Ort, zehnmal besucht und rechte Freude an ihnen gehabt. Obwohl die Chinaanpflanzung wegen ungünstiger Verhältnisse hat aufgegeben werden müssen, so besteht diese kleine Gemeinde doch weiter, ja sie hat sich noch mehr ausgedehnt und übertrifft die beiden andern Stationen an Zahl. Man bekommt aus diesem Berichte einen recht lebendigen Eindruck davon, was auf Java geschehen könnte, wenn, ich will nicht sagen, alle, aber doch wenigstens eine größere Anzahl der so zahlreichen europäischen Pflanzer sich in ähnlicher Weise die Förderung des Christentums angelegen sein ließen.

Die Gesamtzahl der evangelischen Christen aus den Inländern auf Java wird von einem holländischen Missionskenner auf etwa 17000 geschätzt. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Bestrebungen, für die inländischen Christen die ihnen eigentlich nach dem Gesetz zukommende Freiheit von den meist ganz mohammedanischen inländischen Behörden wirklich zu verschaffen, bis jetzt noch ohne Erfolg geblieben sind. Gerade für die Missionsarbeit auf Java würde diese Errungenschaft bei weitem am meisten bedeuten. Auch das sei noch erwähnt, daß die Heilsarmee von Holland aus zwei ihrer Offiziere nach Java gesandt hat, doch hat man bis jetzt noch nicht viel von ihrer Arbeit und ihren Erfolgen gehört.

Die übrigen Inseln. (Buitenbezittingen.) Politisch und für den Handel bedeutet Java bekanntlich viel mehr, als alle andern Inseln von Niederl. Indien zusammengenommen. Für die Mission liegt die Sache aber anders. Auf diesen Außenbesitzungen arbeiten nicht nur mehr Missionare als auf Java, sondern vor allen Dingen sind hier die Erfolge der Missionsarbeit z. T. sehr viel größer als auf dem so lange der Mission ganz verschlossenen Java. Es wird nun nicht leicht sein, die Grenze inne zu halten zwischen dem, was genau genommen keine eigentliche Missionsarbeit mehr ist, sondern auf Rechnung der Regierung kommt. Aber ich denke, es ist doch nicht unangebracht, auch über die sonstige Arbeit unter den Inländern, wie sie von den durch die Regierung angestellten Hilfspredigern geschieht, das eine und andere mit zu erwähnen.

Wir folgen bei unserer Übersicht dem bisher eingeschlagenen Wege und kommen so, von Java aus, weiter östlich gehend, über das jetzt als Missionsfeld verlassene Bali und das jüngst so bekannt gewordene Lombok, nach der viel unbekannteren aber größeren Insel

Sumba. Hier treffen wir Missionare der vereinigten Gereformeerden Kerken. Dieselbe hat hier zwei Stationen. In Kabaniru hat längere Zeit Missionar van Alphen gearbeitet, wie es aber scheint, ohne viel auszurichten. Derselbe ist abberufen und an seine Stelle ist Missionar C. de Bruijn getreten. Auf der andern Station, Melolo, arbeitet Missionar Pos, seit dem Jahre 1890 und zwar mit besserm Erfolge. Die

Gemeinde daselbst besteht aber nur aus Savunesen, die hierher ausgewandert sind; Sie zählt 270 Gemeindeglieder, die Schule hat 40 Schüler. Vor kurzem hat ein holländischer Reisender, Ten Kate, die eine dieser beiden Stationen und darnach auch die Station, welche die Römischen auf der Insel in Laora seit 1889 angelegt haben, besucht und hat einen Vergleich zwischen beiden angestellt, der sehr zu Ungunsten der evangelischen Station ausfällt. Aber zur Erklärung dient einmal, daß die Römischen ihre Arbeit mit viel mehr Hilfskräften betrieben haben, welche sie von der Landschaft Larantuka, auf dem benachbarten Flores mitgebracht haben; sodann aber verstehen wir es ja sehr gut, weshalb die meisten Reisenden mehr eingenommen sind für die römischen Missionare, die auch diesen Herrn Reisenden sehr opulent empfangen hatten. (Vergleiche Zintgraf).

Savu. Diese östlich von Sumba gelegene kleine Insel gehört zum Arbeitsgebiet der alten Rotterdamer Gesellschaft, ist aber leider im Augenblick ohne einen europäischen Missionar. Zuletzt hat hier Missionar Niks längere Zeit gearbeitet und ist es sehr zu beklagen, daß die 7 Gemeinden, deren größte die in Seba, durchschnittlich 340 Kirchgänger zählte, und die in ihrer Gesamtheit 3909 Glieder zählen, darunter 110 im letzten Jahre zugetretene, augenblicklich keine andre geistliche Versorgung haben, als diejenige durch inländische Gehilfen, unter ihnen auch einer aus der Minahassa auf Celebes. Hoffentlich kann bald wieder ein europäischer Missionar dahin gesandt werden. Die noch viermal größere heidnische Bevölkerung macht den Christen das Leben ziemlich sauer.

Letti. An der großen Insel Timor vorbeigehend erreichen wir das kleine Letti. Auch auf dieser Insel ist eine ziemlich bedeutende christliche inländische Bevölkerung, deren Zahl aber gegenwärtig nicht genau angegeben werden kann. Denn, wie der Hilfsprediger Langevoort, der dort früher stationiert war, berichtet, haben seit seinem Weggange vor zwei Jahren Malariafieber, Krieg und zuletzt die Cholera ganz entsetzlich unter diesen armen Leuten aufgeräumt, so das hunderte von ihnen gestorben sind. Dazu sind die Leute augenblicklich auch ganz ohne geistliche Versorgung. Der Hilfsprediger Kok mußte die Insel wieder verlassen, noch ehe er ein Jahr dort gewesen war, er konnte das Klima durchaus nicht vertragen. Auch haben die Leute nicht einmal irgend einen inländischen Lehrer mehr. Es ist aber zu hoffen, daß die Insel doch bald wieder auf die eine oder andre Weise versorgt werden wird.

Saparua. So heißt die mittlere der drei sogenannten Uliaser-Inseln, östlich von Ambon. Dort steht jetzt der eben genannte Hilfsprediger Langevoort und durch ihn hören wir genaueres über den gegenwärtigen Stand der dortigen Christengemeinden. Die 13 Gemeinden zählen zusammen 16552 inländische Christen, von denen durchschnittlich 2870 zur Kirche kommen. Heiden scheint es auf der Insel kaum noch zu geben, wenigstens wurde im Jahre 1893 nur ein einziger durch den Hilfsprediger getauft. Dagegen taufte er im ganzen 665 Christenkinder, von denen aber fast die Hälfte, nämlich 286 uneheliche waren, was einen Einblick gewährt in die sittlichen Zustände in diesen alten inländischen Christengemeinden, die natürlich von dem einen Prediger nur sehr mangelhaft bedient werden können auf

seinen drei bis vier Reisen, die er im Jahre rund um die Insel zu machen hat. Konfirmiert wurden in dem Jahre durch ihn 198.

Buru. Von Ambon aus erreichen wir, ein wenig westwärts gehend, die ziemlich bedeutende Insel Buru, und damit das erste Arbeitsgebiet der Utrechter Missionsgesellschaft. Augenblicklich sind dort die beiden Missionare, Hendriks in Tifu und Missionar Storm in Wamsisi, beide auf der Südküste der Insel. Die letzten Berichte dieser beiden Missionare bieten wenig Besonderes. Sie machen die gewöhnlichen Reisen zu den einzelnen kleinen Gemeinden und machen dort ziemlich genau dieselben Erfahrungen wie sonst, von der Trägheit und Lauheit der Leute, und andrerseits doch auch von Verlangen nach Gottes Wort. Der Widerstand der Mohammedaner scheint sich immer mehr bemerklich zu machen.

Halmahera. So heißt die zweite, weiter nördlich gelegene, fast wie Celebes gestaltete Insel, auf welcher die Utrechter Mission arbeitet. Dieselbe hat dort zwei Stationen, Duma und Soa Komora, von denen aber augenblicklich nur die erstere besetzt ist und zwar durch den Missionar van Dijken, der dort nun schon auf eine 20jährige Geschichte der kleinen Gemeinde zurücksehen kann. Dieselbe hat auch im Jahre 1894 wieder einen Zuwachs aus den Heiden erhalten von 16 Seelen und zählt jetzt 146 Personen. Merkwürdig ist, was der Missionar über die erfreuliche Thatsache sagt, daß nämlich in den ganzen 20 Jahren nur zwei von den Getauften wieder ins Heidentum zurückgefallen sind. Van Dijken schreibt dieses nämlich dem noch in den Christen lebenden Aberglauben zu. Sie fürchten allgemein, daß ein solcher Schritt unbedingt für sie verhängnisvoll werden, ihnen das Leben kosten würde. Der Missionar fügt aber hinzu, daß dieser Aberglaube bei den jüngeren, in der Christengemeinde aufgewachsenen Gliedern nicht mehr vorhanden sei und er reiht daran die Erwartung, daß wahrscheinlich in der Zukunft mehr solche Rückfälle ins Heidentum zu erwarten seien. Man darf aber vielleicht hoffen, daß diese Erwartung dank dem wachsenden christlichen Bewußtsein und bei zunehmender Wahrheitskenntnis nicht in Erfüllung gehen werde.

Neu-Guinea. Daß die Utrechter Mission auf diesem ihrem bedeutendsten Missionsgebiete ein außerordentlich hartes Feld zu bearbeiten hat, ist bekannt. Immer deutlicher wird es auch, daß, so schwierig die Verhältnisse auf ganz Neu-Guinea sein mögen, dieser Teil, der westliche an der Geelvinkbai, doch wohl ohne Zweifel die größten Schwierigkeiten bietet. Obwohl die Missionare dieser Gesellschaft nun schon seit über 25 Jahren dort an der Arbeit sind, so sieht es mit Ausnahme einer Station doch noch sehr traurig aus. Diese eine Station, wo in der That schon recht erfreuliche Erfolge erzielt worden sind, ist das auf der kleinen Insel Manaswari gelegene Mansinam. Dort arbeiten jetzt zwei Missionare, nämlich neben dem Veteranen der Neu-Guinea-Mission, J. L. van Hasselt auch sein Sohn F. J. F. van Hasselt, der im letzten Jahre dort eingetreten ist. Auf den anderen vier Stationen, auf denen zusammen 5 Missionare arbeiten, sind die Zustände noch immer recht wenig erfreulich. Die Papuas sind noch immer nicht von ihren bösen Gewohnheiten abzubringen, namentlich nicht von ihren Raak-Zügen, d. h. Raubzügen, bei denen es sich um das Holen von Köpfen handelt und wobei meistens arme wehrlose Frauen oder Kinder

ermordet werden. Daß die Heiden, auch von den Missionsstationen solches noch thun, ist schon schlimm genug, aber das Ärgste ist, daß auch von den Getauften sich einzelne noch daran beteiligen und daß der Missionar solches dann erst vielleicht lange hernach, hintenherum zu wissen bekommt.

Außerdem macht sich das böse Klima natürlich auch immer wieder sehr hinderlich fühlbar. Missionar Jens fand auf Java die gesuchte Kräftigung seiner Gesundheit; zwei andere Missionare Bink und van Balen werden zur Erholung demnächst nach Holland gehen müssen.

Daß übrigens auch diese Arbeit nicht ohne Frucht ist, davon haben die Leiter der Utrechter-Mission vor kurzem einen neuen deutlichen Beweis erhalten. Auf Batavia starb ein Papua-Mädchen, Namens Sophia Karoon, welche vor Jahren als Christin durch einen Herrn Meeuwig von dort als Dienstmädchen mitgenommen war. 48 Fl., die sie sich von ihrem Lohn erspart hatte, vermachte sie der Mission auf Neu-Guinea und wurde diese Summe durch ihren Herrn den Missionaren übersandt.

Celebes. Auf dieser Insel hat bekanntlich die alte Rotterdamer Missionsgesellschaft ihre herrlichsten Erfolge erzielt, die bedeutendsten, die überhaupt bisher in ganz Niederl. Indien erlangt worden sind. Dies Gebiet, in dem nordöstlichsten Ende der Insel, der sogenannten Minahassa steht zwar jetzt nicht mehr ganz unter der Leitung der Missionsgesellschaft, die meisten Missionare sind vielmehr Hilfsprediger im Dienste der Regierung geworden, aber immerhin hat die Missionsgesellschaft doch noch 3 Missionare dort und arbeitet durch dieselben sehr wesentlich mit. In Tomohon steht der Missionar Hiebing Rooker an der Spitze eines Seminars für eingeborne Gehilfen; in Tanawangko leitet der Missionar de Lange die Druckerei, gleichfalls im Dienste der Mission. Auf jenem Seminar mußte Missionar Rooker im letzten Jahre seine beiden inländischen Lehrer entlassen, die aber vergeblich versuchten, eigene inländische Gemeinden zu gründen. Außerdem besteht noch eine Schule unter dem Missionar Louwerier zur Ausbildung von inländischen Predigern (voorgangers). Solcher Prediger zählt man auf Celebes 70. Sodann giebt es noch eine Schule zur Ausbildung von inländischen Lehrerinnen, welche früher von einer Dame geleitet wurde, an deren Spitze jetzt aber auch ein Herr, A. Limburg getreten ist.

Die statistischen Angaben liegen leider nur erst für das Jahr 1892 vor. Danach betrug die Zahl der evangelischen Christen in der Minahassa 134 277 gegenüber 4 082 römischen Christen. Heiden gab es nur noch etwa 11 000. Taufen aus den Heiden hatten im letzten Jahre 1578 stattgefunden, was auf ein baldiges völliges Verschwinden des Heidentums hinzuweisen scheint. Außerdem waren in dem Jahre 5727 Christenkinder getauft. Die Missionsschulen zählten 7 734 Schüler. Übertritte von den Evangelischen zur römischen Kirche waren 67 vorgekommen, dagegen Übertritte von der römischen Kirche zur evangelischen 115.

Neuerdings hat nun aber diese Gesellschaft noch ein neues Arbeitsfeld auf Celebes in Angriff genommen, nämlich das südlich vom Golf von Gorontalo gelegene Posso. Dorthin ist der junge Missionar Albert C. Kruijt, auch ein Sohn des alten Missionars Kruijt auf Java, gegangen und hat namentlich im Studium der Sprache und mit Anlegen von Schulen schon einen schönen Anfang machen können. Dabei sind ihm einige aus der Minahassa

mitgenommene inländische Gehilfen, die neuerdings in dieser ganzen Mission eine bedeutende Rolle spielen, sehr nützlich gewesen. Eben dorthin hat sich auch kürzlich der Herr Dr. N. Adriani begeben, der von der Niederl. Bibelgesellschaft nach Celebes gesandt worden ist, um dort die Sprachen zu studieren und dann die Bibel zu übersetzen. Auch in der Minahassa, wo die mehr als hunderttausend evangelischen Christen noch immer nicht Gottes Wort in ihren eigenen Sprachen besitzen, sondern immer nur noch auf das Malaiische angewiesen sind, sollen dieselben jetzt endlich eine Übersetzung der heiligen Schrift in einem der verschiedenen Dialekte erhalten.

Was übrigens die Einnahmen dieser alten Rotterdamer Gesellschaft betrifft, so sind dieselben, die überhaupt in den letzten Jahren ein ganz merkwürdiges Schwanken gezeigt haben, auch im letzten Jahre wieder um 2200 Fl. zurückgegangen, so daß das Deficit jetzt die Höhe von 10000 Fl. erreicht hat.

Die Sangi- und Talaur-Inseln. Die Arbeit auf diesen weit entlegenen Inseln an der Nordostspitze von Celebes hat seit einigen Jahren wieder mehr Interesse unter den holländischen Christen gefunden und es hat sich im Jahre 1887 ein Komitee für diese Mission gebildet im Zusammenhang mit einer auf Batavia bestehenden Gesellschaft. Die Missionare bekommen auch Unterstützung von seiten der Regierung. Im ganzen arbeiten auf den beiden Inselgruppen jetzt 7 europäische Missionare, fast alle deutscher Abkunft. Von diesen befinden sich auf Groß-Sangi drei, nämlich Taufmann, E. Kelling und E. Steller. Die Hauptstation heißt Manganitu und steht unter der Leitung des alten Steller, der schon seit dem Jahre 1857 hier arbeitet. Es gehören zu dieser Station 12 Filialgemeinden, welche alle zusammen über 15000 Christen zählen. In den 13 Schulen befinden sich 825 Schüler. Getauft wurden im Jahre 1893 47 Erwachsene und 493 Kinder. Leider muß der Missionar darüber klagen, daß das sittliche Leben seiner Christen eher zurück- als vorangegangen sei.

Seit einigen Jahren ist nun auch der Sohn des alten Missionars Kelling, Paul Kelling auf der weiter südlich gelegenen Insel Siauw stationiert und zwar in Ulu. Derselbe beabsichtigt vor allen Dingen inländische Gehilfen heranzubilden, doch hat er im letzten Jahre seinen 9 Zöglingen leider nur sehr wenig Zeit widmen können, weil er alle seine Zeit und Kraft dem Bau seiner Station zuwenden mußte. Auf der noch weiter südlich gelegenen Insel Tagulanda arbeitet auch ein Missionar Kelling, doch liegen von demselben keine neueren Briefe vor.

Auf den Talaur-Inseln sind zwei Missionare: von der Bovenkamp auf der südlicheren Insel Salibabu und Schröder auf der nördlicheren, größeren Insel Karakelang. Noch ein dritter Missionar sollte dahin gesendet werden, sobald sich die dafür erforderlichen Gelder gefunden hätten. Von dem Missionar von der Bovenkamp, der noch nicht lange in diese Arbeit eingetreten ist, liegen eingehendere Berichte vor, während man in Holland darüber klagt, daß die meisten dieser Missionare fast nie schreiben. Bovenkamp berichtet, daß er jetzt, zur großen Verwunderung der Leute, so weit gekommen war, daß er ihnen in ihrer eigenen Sprache predigen konnte. Er hatte sich 6 Älteste und Diakonen erwählt, um ihm bei der Arbeit namentlich auch in den auswärtigen Gemeinden zu helfen. Einen Eindruck

von den eigentümlichen Zuständen bekommt man, wenn man hört, daß der Missionar diese Leute erst veranlassen mußte, sich kirchlich trauen zu lassen und daß dieselben sehr dagegen ansahen, weil sie sagten, sie hätten sich ihre Frauen nicht gewählt und fürchteten, sie möchten zuweilen mit denselben Streit bekommen und das würde sich für kirchlich getraute Leute doch nicht ziemen. Bezeichnend ist auch die Notiz, daß die Christen häufig zu dem Missionar kommen, um sich seine Bibel für kurze Zeit zu leihen. Die Zahl der Christen wird auf 4000 angegeben.

Borneo. In Südost-Borneo, wo die Rheinische Missionsgesellschaft mit 10 Missionaren arbeitet, hat sich im letzten Jahre nichts Wesentliches geändert. Das, was den Missionaren schon seit Jahren sehr viel Sorge und Not macht, ist die üble äußerliche Lage des Dajakkenvolkes. Statt voran scheint es mit dem Volke immer mehr zurückzugehen, und was das Betrübte dabei ist, auch von den christlichen Dajakken gilt dasselbe, während die mohammedanischen Malaiien neben ihnen immer mehr voran kommen und die Chinesen das Volk immer mehr in ihre Hand kriegen. Es kann wohl keine Frage sein, daß nicht sowohl ungünstige klimatische und ähnliche Verhältnisse als vielmehr mangelnde Energie und Fleiß sowie andere Charakterfehler des Volkes die Hauptschuld daran tragen. Mehrere der Missionare, ganz besonders der in diesem Jahre verstorbene Missionar Hendrich von Mandomai, haben lange Jahre hindurch sich außerordentliche Mühe gegeben, den Leuten im äußerlichen voran zu helfen und neue Erwerbsquellen ihnen zu zeigen, aber man muß leider sagen, mit ziemlich wenig Erfolg. Ein Hauptschaden, gegen den die Missionare gerade jetzt mit großer Energie zu wirken suchen, ist das Branntweintrinken, das bis weit ins Innere der Insel eine große Ausbreitung gefunden hat.

Gleichwohl ist die Arbeit auch im letzten Jahre durchaus nicht ohne ermutigende Lichtblicke gewesen. An zwei Stellen haben sich neue Thüren aufgethan, die wohl zur Anlage von zwei neuen Stationen führen werden. Das eine ist im Bereiche der Station Tameang Lajang, wo Missionar Feige in diesem einen Jahre drei neue Filiale anlegen konnte. Auf einem derselben, am Flusse Tabalong, hat sich ein ganzer kleiner Volksstamm dem Evangelium zugewendet, und ein ansehnlicher Teil desselben konnte schon getauft werden. Dort muß unbedingt eine neue Station angelegt werden. Der dafür bestimmte Missionar Müller mußte aber leider nach 14 monatlichem Fieber das Land verlassen und so ruht diese Neuanlage einstweilen. Ebenso hat sich am Oberlaufe des Kahajanflusses, am Miri, unter dem Stamme der Ot Danum eine Thür aufgethan und dort wird eben jetzt durch Missionar Lategahn eine neue Station angelegt, die neunte auf Borneo. Die Station Kwala Rungan am mittleren Kahajan soll verlegt werden, weil der Missionar Alt mit seiner Familie unaufhörlich am Fieber leidet. Auf Mandomai hat die Witwe des verstorbenen Missionars Hendrich dem Wunsch des Verstorbenen entsprechend, die Arbeit einstweilen mit Hilfe der inländischen Mitarbeiter fortgesetzt und zwar mit so gutem Erfolge, daß der Zustand der Gemeinde kaum etwas zu wünschen übrig läßt. In Bandjermasin hat das Evangelium durch Missionar Braches unter den Gefangenen auch jetzt wieder guten Eingang gefunden. Bemerkenswert ist, daß von seinen Taufbewerbern eine ziemliche Anzahl Mohammedaner sind. Außerdem findet es

am meisten Eingang bei den zahlreichen Chinesen am Orte, unter denen jetzt eine rege Arbeit betrieben wird. Frl. Louis hat eine Schule für Chinesenmädchen, die auch schon ihre Früchte getragen hat; ein Schule für Chinesenknaben ist in diesem Jahre eröffnet und auch ein chinesischer Gehilfe hat sich gefunden, der nun seinen Landsleuten in ihrer eigenen Sprache das Evangelium verkündigen kann. Weil man mit den in Depok ausgebildeten Gehilfen nicht ausreicht, und außerdem die schon in der Arbeit stehenden Gehilfen gern noch weiter fördern möchte, so beabsichtigt man jetzt, in Bandjermasin eine Art Proseminar anzulegen.

Getauft wurden aus den Heiden im Laufe des Jahres 103 und ist die Zahl der Christen jetzt auf 1599 gestiegen.

Sumatra. Beginnen wir hier unsern Überblick mit der nördlichsten Station, Bulu Hawar, im Oberlande von Deli, auf der Ostküste der Insel, wo die alte Rotterdamer Gesellschaft seit einer Reihe von Jahren die Arbeit begonnen hat. Auf derselben hat bis jetzt noch wenig Segen geruht. Der erste Missionar, auch ein junger Kruijt, der die Sache mit großem Eifer begonnen hatte, verließ plötzlich, man weiß noch immer nicht recht warum, seine Station und kehrte nach Europa zurück. Darauf wurde ein anderer eifriger junger Missionar Weingaarden, der bis dahin auf Savu gestanden hatte, hingesandt. Derselbe ist aber im Laufe des letzten Jahres plötzlich gestorben, nachdem er sich eben eingearbeitet hatte. An seine Stelle ist jetzt Missionar M. Joustra getreten. Außer demselben arbeiten ein paar Gehilfen dort, die man aus der Minahassa auf Celebes hierher gebracht hat und die sich die Battasche Sprache leicht angeeignet haben. Unter diesen Umständen ist natürlich noch von keinen Erfolgen die Rede.

Von dort südlich gehend, treffen wir am Südende des Tobasees auf die Arbeit der Rheinischen Missionare.

Es arbeiten jetzt im ganzen 24 Rheinische Missionare auf Sumatra und dazu noch 5 Missionsschwestern. Von diesen sind am Südende des Tobasees auf zehn Stationen 9 Missionare thätig; die eine Station, auf der Insel Samosir hat leider zeitweilig verlassen werden müssen, weniger wegen erneuter Unruhen, die der bekannte Singa Mangaradja erregt hatte, und die schon wieder beigelegt sind, als weil der dort stationierte Missionar Warneck nach Balige berufen werden mußte, wo die große Gemeinde von fast 2000 Seelen, die infolge der Urlaubsreise ihres Missionars nur unter der Aufsicht eines eingeborenen Pastors stand, durchaus der europäischen Leitung bedurfte. Leider ist durch die Abberufung Warnecks von Nainggolan die dortige hoffnungsvolle Arbeit ins Stocken gekommen, hoffentlich nur vorübergehend.

Die große Anzahl der Stationen in Toba erklärt sich, wenn man hört, daß es sich hier um eine Bevölkerung von etwa 120—150000 Seelen handelt. Und dazu kommt, daß ein großer Teil dieser Leute das Verlangen äußert, das Wort Gottes zu lernen. Allerdings darf man darin nicht ein eigentliches Heilsverlangen finden wollen. Die Leute sind an ihrem Heidentum völlig irre geworden, haben keine Lust zum Islam und haben doch auch einen Eindruck davon, daß die Einführung des Christentumes in den südlicheren Gegenden offenbar Segen gebracht hat. Aber auch so verstanden bedeutet solches Verlangen dieser tausende von Heiden doch eine Gelegenheit für die

Missionsarbeit, wie man wohl schwerlich so bald eine ähnliche finden wird. Der Islam hat in letzter Zeit hier am Tobasee und auch in Silindung keine Fortschritte gemacht. Getauft sind im letzten Jahre auf Sumatra bedeutend weniger als in den früheren Jahren, nur 950 Seelen aus den Heiden, neben 1245 Christenkindern. Das liegt aber nicht daran, daß keine Täuflinge vorhanden gewesen wären. Im Gegenteil, es standen am Ende des Jahres mehr als 6000 Leute im Taufunterrichte, unter ihnen gegen 1000 Mohammedaner. Aber die Missionare haben es nicht so eilig mit dem Taufen und außerdem kamen einige zufällige Gründe hinzu. Im nächsten Jahre wird die Zahl der Getauften ohne Zweifel desto größer werden.

Von den Stationen am Tobasee sind übrigens drei ganz neu angelegt, nämlich Pangombusan durch Miss. Bruch in der großen Landschaft Uluan, die schon so lange um Missionare gebeten hatte; Djandji Matogu auch an der andern Seite des Seees, und Si Laetlaet auf der Hochfläche im Südwesten des Seees. Auf diesen beiden letzteren Stationen haben sich die beiden Missionare Reitze und Lett, die von Nias nach Sumatra überfiedeln mußten, weil sie dort das Klima nicht vertragen konnten, niedergelassen. Si Laetlaet liegt im Mittelpunkte von nicht weniger als 23 Filialen, die schon fast alle durch inländische Gehülfen besetzt sind und wo über 1000 Leute auf die Taufe warten. Neue Filiale wurden auch eine ganze Anzahl angelegt, so z. B. mehrere in Uluan und anderwärts. Bei der stets wachsenden Nachfrage nach inländischen Lehrern und Gehülfen wollte das Seminar in Pantjur na pitu in Silindung nicht mehr ausreichen und ist dasselbe darum in diesem Jahre so vergrößert, daß es jetzt 60 anstatt früher 40 Zöglinge aufnehmen kann. Das neue Seminargebäude konnte schon bezogen werden. Ein besonderer Vorzug dieses Seminars besteht darin, daß die Zöglinge selbst für ihren Unterhalt sorgen müssen. Trotzdem ist der Andrang zu demselben so groß, daß die Abweisung vieler einen Hauptgrund der Unzufriedenheit unter den Gemeinden in Toba bildet.

In dem Batangtoru-Thale, südlich von Silindung haben sich die Verhältnisse im letzten Jahre dadurch sehr geändert, daß hier eine weite Strecke, die lange Jahre unbewohnt gewesen ist, wo bisher alle Versuche, den fruchtbaren Boden zu bearbeiten an der Ungesundheit des Klimas gescheitert waren, jetzt plötzlich gesund geworden ist, wie es scheint dadurch, daß der Fluß seinen Lauf verändert hat, und so sind jetzt tausende und abertausende hierher gezogen, weil hier die besten Reisfelder umsonst zu haben sind. Dadurch hat sich die Bevölkerung allein im Bereiche der Station Pangaloan vervierfacht, und wird diese Station wohl noch einmal verlegt werden müssen, damit sie mehr im Mittelpunkte der gewaltig anwachsenden Bevölkerung zu liegen kommt. Außerdem sind hier noch die beiden Stationen Sigompulan und Simangumban. Übrigens scheinen auch alle diese Leute soweit sie nicht schon Christen sind, begierig, es zu werden und bauen schon Schulen rc. Auf den drei noch weiter südlich resp. südöstlich gelegenen Stationen Sipirok, Bungabondar und Sipiongot, ist besonders bemerkenswert, daß hier und auf den dazu gehörigen zahlreichen Filialen mehr als tausend Mohammedaner augenblicklich im Unterricht stehen. Besonders erfreulich ist dies im Gebiete von Sipiongot, der so genannten Padang Bolak, wo das

Christentum im letzten Jahre gegenüber dem Islam bedeutend Feld gewonnen hat und wo der Islam in manchen Dörfern geradezu abgethan zu sein scheint. Auffällig ist dabei, daß sich dort so viele Häuptlinge dem Christentum zuwenden. Unter diesen war einer, dessen Meldung den Miss. Irle am meisten überraschte, weil er noch gar nicht lange zuvor ein heftiger Verfolger der Christen gewesen war und sogar deswegen sich eine demütigende Strafe von Seiten des Beamten zugezogen hatte. Gerade diese Erfahrungen in der Padang Bolak ermutigen dazu, nun auch noch weiter nach Süden ins mohammedanische Gebiet, nach Mandheling vorzugehen, wohin die Mission durch mancherlei Umstände gewiesen wird und auch schon einigemale inländische Evangelisten gezogen sind, jetzt zuletzt ein blinder, Namens Bartimäus. Mit am schwierigsten ist die Arbeit im Küstenstriche, wo in Siboga 2 Missionare stehen. Die Gesamtzahl der Battachristen auf den Stationen der Rheinischen Mission betrug am Ende des Jahres 31076. Noch sei erwähnt, daß im Laufe dieses Jahres der Druck des Alten Testamentes und damit also der ganzen Bibel in der Tobasprache vollendet wurde.

Südlich an das Gebiet der Rheinischen-Mission schließt sich dasjenige des Java-Komitees auf Sumatra, in welchem zur Zeit nur noch ein Missionar, Dammerboer in Huta Rimbaru arbeitet, mit einer Anzahl inländischer Gehilfen. Es ist die Rede davon, ihm bei seinem hohen Alter jetzt einen jungen Missionar zur Hülfe zu senden.

Noch ein ganzes Stück weiter südlich treffen wir in Pakanten und Muara Siponggi die beiden Missionare der Doopsgezinden Vereeniging, Nickel und Wiebe. Der erstere hat jetzt im letzten Jahre 44 Seelen taufen können, so daß seine Gemeinde auf 144 Glieder gewachsen ist. Er hat auch begonnen einen neuen Christenkampong anzulegen und Reisfelder für die Christen anzukaufen. Wiebe gewinnt mehr und mehr das Vertrauen der Ulus, unter denen er unterstützt von 4 inländischen Lehrern arbeitet. Getauft hat er nur erst sehr wenige, es melden sich aber jetzt mehr Leute für den Taufunterricht. Auch er legt ein Christendorf an.

Nias. Auch auf diesem dritten Arbeitsfelde der Rhein.-Mission in Niederl. Indien hat die Arbeit wieder im letzten Jahre sehr erfreuliche Fortschritte gemacht. In der Mitte der Insel auf der neu angelegten Station Lahagu hat Missionar Lagemann seine Erstlinge, eine stattliche Schar taufen können. Im Westen der Insel hat Missionar Seher auf der erst vor 3 Jahren angelegten Station Fadoro bereits die zweite Schar taufen können, so daß die Gemeinde schon über 100 Seelen zählt und mehr als die doppelte Anzahl steht im Unterricht. Dort und ebenso fast auf allen Stationen handelt es sich nicht mehr um die Zukehr einzelner Seelen zum Evangelium, sondern es sieht ganz so aus, als ob das Volk als solches sich demselben zuwenden wollte und als ob das Heidentum seinen Halt verloren habe. Das gilt ganz besonders von der jüngsten unter den vier Stationen im Osten der Insel, dem jetzt 4 Jahre alten Gumbu Humene, wo Missionar Thomas schon eine Gemeinde von 411 Seelen gewonnen hat und wo das Heidentum in ganzen Dörfern schon völlig verschwunden ist. Im Westen wird jetzt gerade eine neue Station Tolubanua durch Missionar Probst angelegt, die 7. auf der Insel. Dort im Westen liegt noch eine weitere

bedeutende Landschaft, Moroo, von wo auch schon wiederholt die Bitte um Lehrer an die Missionare gelangte. Doch scheinen die Dinge dort noch nicht so weit gediehen zu sein, daß man an die Anlage einer Station denken könnte, die Leute sind sich noch nicht einig. Doch ist schon ein junger Missionar, Meis für diese Gegend ausgesandt und auf Nias angekommen. Durch diese neuen Stationen im Westen und im Innern der Insel sind die Missionare über den Bereich der bisher von der holländischen Regierung ausgeübten Herrschaft hinausgegangen, weshalb auch jedesmal die betreffenden Häuptlinge, ehe sich der Missionar bei ihnen niederlassen darf, dem Beamten eine schriftliche Bürgschaft für das Leben desselben ausstellen müssen. Aber die holländische Regierung folgt dann den Missionaren doch auf dem Fuße nach und auch die chinesischen Händler, die früher sich nicht dorthin wagten, stellen sich ein.

Die Gesamtzahl der Gemeindeglieder auf Nias ist durch die 400 im letzten Jahre Getauften auf 1813 gestiegen. Bei Gelegenheit der Einweihung seiner neuen größeren Kirche hatte der Missionar Kramer auf Gunong Sitolie, so recht Gelegenheit, sich des höchst erfreulichen Umschwunges, den der Herr auf Nias in den letzten Jahren gewirkt hat, bewußt zu werden. Er gedachte daran, wie er selbst bei der ersten Taufe auf Nias vor 21 Jahren mitgewirkt hatte, und wie damals gewiß niemand an so schnelle, herrliche Erfolge geglaubt haben würde. Eine schwierige Frage ist augenblicklich die, wo man die bei der jetzigen Ausbreitung nötig werdenden inländischen Gehilfen hernehmen soll. Das kleine Seminar auf Nias selbst ist eingegangen. Jetzt werden einige Jünglinge auf Depok ausgebildet, aber das wird nicht ausreichen. Miss. Thomas fängt eben jetzt an, auch einige Gehilfen auszubilden.

Batu-Inseln. Südlich von Nias liegen diese ziemlich kleinen Inseln, auf denen die Holländische Lutherische Mission ihr Arbeitsfeld gefunden hat, daß sie mit zwei, in Barmen ausgebildeten Missionaren besetzt hat. Der zweite derselben, Landwehr, ist im letzten Jahre dem Missionar Frickenschmidt zur Hülfe gesendet worden und ihm auf der Station Pulo Tello zur Seite getreten. Die kleine Gemeinde ist durch neue Taufen jetzt auf 29 Seelen gewachsen. Missionar Frickenschmidt, der gerade jetzt auf Urlaub nach Hause reisen muß, um seine verwaisten Kinder fort zu bringen, hat unter seinen Getauften einen, den er zu einem inländischen Gehilfen heranzubilden hofft. Die Aussichten dieser Arbeit sind ziemlich hoffnungsvoll, doch wird sich wohl mit der Zeit der große Einfluß, welchen Malaiien und Chinesen hier haben, sehr hinderlich bemerklich machen.

Unser Überblick hat uns gezeigt, daß in Niederl. Indien auf 13 Gebieten im ganzen 104 Missionare auf 97 Stationen arbeiten, die von 11 verschiedenen Gesellschaften ausgesandt worden sind. Ebenso haben wir einen Eindruck bekommen, wie außerordentlich die Verhältnisse und Erfolge auf den einzelnen Gebieten differieren. Im Großen und Ganzen aber ist ein erfreuliches Wachstum der evangelischen Mission auf diesem weiten Gebiete unverkennbar.

Die Muttersprache in der Mission.

Von D. F. M. Zahn.

Die Muttersprache in der Mission! Vor unser Geistesauge tritt eine Schar von vielen tausenden Männern, die seit Jahrhunderten in allen Teilen der Erde, mitten im Verkehr der Menschen, auf dem Markt des Lebens, oder in stiller Studierstube sich bemüht, oft abgemüht haben, die Sprache fremder Völker zu erlernen, zu bemeistern, sie in Schrift zu fassen und so sich in den Stand zu setzen, in allen Sprachen der Menschheit die großen Thaten Gottes zu verkündigen. Die Muttersprache in der Mission! Damit öffnet sich uns die Thür zu den weitgehendsten philosophischen, philologischen, historischen, theologischen Erörterungen. Doch diese Zeilen beabsichtigen nicht eine Skizze von dem zu geben, was die christliche Mission im Laufe der Jahrhunderte gethan hat, um den Völkern das Evangelium in ihrer Sprache zu geben, noch zu erzählen, wie oft sie die heidnischen Völker, indem sie ihnen von dem Evangelium redete, erst ihre eigene Sprache recht gebrauchen lehrte oder auch nur einen Überblick von dem zu geben, was heute auf diesem ausgedehnten, schwierigen und wichtigen Arbeitsgebiete geschieht. Ebensowenig würde es dem Schreiber, und vielleicht auch andern möglich sein, in Kürze nutzbringend auf die anziehenden, aber auch schwierigen Erörterungen über Wesen und Entstehung der Sprache und der Sprachverschiedenheit einzugehen. Es wird das auch nicht nötig sein. Einige wenige allgemeine, vermutlich unbestrittene Sätze werden genügen, um den Weg zu bahnen zu dem, was über Recht und Stellung der Muttersprache in der Mission zu sagen ist.

Der Mensch ist ein geistiges Wesen, aber er bethätigt und äußert sein geistiges Leben, soweit menschliche Erfahrung reicht, nie ohne im Leibe zu sein, nie ohne durch seine leiblichen Glieder. Er kann mit dem Fuße stampfen, mit der Hand drohen, dreinschlagen, oder auch streicheln, mit dem Auge freundlich oder feindlich anblicken, mit dem Munde in unartikulierten Tönen jauchzen oder wüten und in allen diesen leiblichen Bewegungen sein Inneres offenbaren und mitteilen. Er kann auch mit kunstfertiger Hand oder mit Werkzeugen, die seine Hand verfertigt, Gebilde schaffen, und auch auf diese Weise offenbaren, was seinen Geist bewegt. Allein alle diese Offenbarungen sind doch

sehr unvollkommen, sie sind den schlimmsten Mißdeutungen ausgesetzt. Dem Menschen ist denn auch noch ein vollkommeneres Mittel gegeben, nämlich das Wort. Es ist auch ein leibliches Mittel, aber es bewegt sich sozusagen auf der Grenze zwischen Geistes- und Leibes-Leben. Der Mensch kann dies leibliche Organ seines Geisteslebens so schwer von diesem selbst unterscheiden, daß er nicht recht weiß, ob er nicht, wenn er denkt, bei sich spricht; er kann keine Gedanken denken ohne in der Form dieses Mittels, das dann doch mit seinen Lippen gebildet, mit seinen Ohren vernommen wird. Der Mensch ist ein denkendes und redendes Wesen und in der Erfahrung des Menschen liegt es nicht, daß er ohne Wort geistig lebt. Man hört zwar die Menschen zuweilen so reden, als ob sie etwas wüßten, einen Gedanken, eine Anschauung hätten, sie nur nicht in Worte fassen könnten. Es wird aber wohl kein liebloses Urteil sein, wenn man annimmt, daß die Unfähigkeit nicht der Sprache, sondern dem Denker zur Last fällt. Der menschliche Geist hat an der Sprache ein Organ, durch das er sich selbst klar wird. Jedenfalls kann er nur durch die Sprache in vollster Klarheit sein Geistesleben anderen mitteilen und aufnehmen, was anderer Menschen Geistesleben ausmacht.

Die Christenheit ist nun der Meinung, daß ihr ein Geistesleben mitgeteilt sei mit dem Auftrag, dasselbe andern mitzuteilen, sie ist überzeugt, daß dies Geistesleben es auch in hohem Maße verdient, verbreitet zu werden, daß es aber nur von denen recht empfangen wird, die es geistig verstehen. Die Christen glauben nämlich, daß Gott selbst zu ihnen geredet habe, manchmal und auf mancherlei Weise und zuletzt durch seinen Sohn, der selbst Gottes Fleischgewordenes Wort an die Menschen ist. Mit diesem letzten Worte Gottes ist aber auch die Zeit gekommen, daß alle Menschen Gottes Rede an sie hören sollen. Wie soll das zustande kommen, wenn nicht durch das Wort? Die Beauftragten mögen immerhin auch die Bildersprache gebrauchen, durch einen ausgedehnten Anschauungsunterricht die Völker aufzuklären suchen, das volle Verständnis werden sie nur erzielen, wenn sie das vollkommenste Organ für Mitteilung des Geisteslebens von Mensch zu Mensch, wenn sie das W o r t gebrauchen und in den Mittelpunkt ihrer Missionsarbeit stellen.

Wenn sie dies aber thun, so treten ihnen bald Hindernisse entgegen. Auf dem Marsche zu den Enden der Erde stoßen die Boten jeden Augenblick auf eine Barriere, die ihren Gang aufhält. Sie finden ü b e r a l l Menschen, die reden können, aber s e h r b a l d

Menschen, die anders reden, denn sie. Es hilft nicht zu ihnen zu reden, da sie die Sprache des Boten nicht verstehen. Schon früh hat man diese Schwierigkeit gefühlt. Eusebius redet einmal von dem Missionsbefehl Jesu und bemerkt, daß wohl die Jünger ihre Bedenken dem Herrn ausgesprochen und ihm gesagt haben würden: „Und wie wird dies uns möglich sein? Denn wie, sage uns, sollen wir den Römern predigen? Wie sollen wir mit den Ägyptern reden? welcher Sprache sollen wir Männer, die nur in der syrischen Sprache erzogen sind, uns bedienen den Hellenen gegenüber und den Persern und Armeniern und Chaldäern und Scythen und Indern und was es sonst noch für barbarische Völker giebt? Wie sollen wir sie bereden, die Götter ihrer Väter zu verlassen und den Schöpfer aller anzubeten?" Eusebius sah diese Schwierigkeit, aber er fand sie auch schon zu seiner Zeit überwunden. Denn nur wenig später bemerkt er: „In kurzer Zeit ward das Evangelium auf dem Erdkreis verkündigt zu einem Zeugnis den Völkern, und Barbaren und Hellenen empfingen die von Jesu handelnden Schriften in den Schriftzeichen und der Sprache ihrer Väter."

Aber wie viel gefährlicher sieht sich die Sache heute an, obgleich die Siegesgeschichte von einem Jahrhundert zum anderen fortgeschritten ist! Wir wissen von hunderten, um nicht zu sagen von tausenden verschiedener Sprachen, in denen die Menschheit ihr Geistesleben zum Ausdruck bringt und geistliche Dinge vernimmt, und es ist uns wohl bekannt, daß wir doch nur noch einen Teil dieser Sprachmannigfaltigkeit kennen. Es ist wahr, die Menschheit ist nicht in gleiche Teile zerrissen, es giebt größere Bruchteile der Menschenwelt, die sich an einer Sprache genügen lassen. Wenn es Gott gefallen hätte, dem hochbegabten Volke der Chinesen seine Rede anzuvertrauen, so hätte gleich der dritte oder vierte Teil der Menschheit das Wort gehabt. Allerdings wenn nun dies Volk an der übrigen Menschheit die Missionspflicht üben wollte, so hätte zuvor die chinesische Mauer fallen müssen, und vielleicht würde sich die Sprache selbst als eine andere Mauer erwiesen haben. Wenigstens sehen die Chinesen selbst ihre Sprache als eine Mauer an „zu hoch, als daß ein Ausländer sie ersteigen, zu lang, als daß er ihr Ende finden könnte". Doch besteht ja auch diese Einheit nur in der Schrift; die Völker Chinas lesen alle eine Schrift, aber jeder liest sie anders. Es giebt wenigstens so viel Sprachen, als es Provinzen giebt, und in jeder der 18 Provinzen finden sich wieder verschiedene Dialekte, zum Beispiel in der Provinz Kwantung vier, und wer den einen Dialekt redet, versteht die anderen

nicht, er habe sie denn zuvor gelernt. Also auch hier giebt es Barrieren genug, obgleich es ja in gewisser Hinsicht ein Vorteil ist, daß wenigstens eine Schrift so viele Menschen verbindet. Auch in dem andern Riesenmissionsfelde Asiens, in Ostindien giebt es große Massen, die mit einer Sprache bedient werden könnten. Das Hindi wird von 85½ Millionen Indiern geredet. Aber nicht nur ist vielerorts, wo diese Sprache geredet wird, der traurige Prozeß, daß die Völker ihre eigene Sprache verloren haben, schon vor sich gegangen, neben diesen sprachgeeinten Millionen, denen die 41 Millionen Bengali Redenden einigermaßen ebenbürtig zur Seite stehen, giebt es doch auch viel Zerrissenheit. Unter den 287 Millionen Ostindiens werden zwanzig Sprachen von einer Million und mehr Menschen geredet, 22 von 100 000 bis zu einer Million, ebensoviele haben ein Geltungsgebiet von nur Zehn bis-Hunderttausend, und daneben finden sich noch kleine Kreise, 17 verschiedene, von Tausend bis Zehntausend, die eine Sprache reden. Das sind 81 Sprachen, eine Verhältnis, das vielleicht noch günstiger als das Chinas ist, das aber in den 17 kleinen Sprachkreisen an die Verhältnisse in andren viel schlimmer bestellten Ländern erinnert. Wir haben selbstverständlich nicht überall die alles Verborgene ans Licht ziehende Statistik, wie sie in Vorderindien schon ihren Einzug gehalten hat, man kann meistens nur von einigem Bekannten auf das viele, das noch dunkel geblieben ist, schließen. Afrikas 200 oder vielleicht nur 180 Millionen reden mehr als 200 verschiedene Sprachen. Das ist ein sehr buntes Bild, aber es ist noch nicht das bunteste. In den Inseln der Südsee ist oft eine kleine Insel nicht zufrieden, wenn sie nicht ein paar Sprachen aufweisen kann. Die 85 000 Einwohner der Neuhebriden gönnen sich den Luxus, 25 verschiedene Sprachen zu reden, und der Missionskreis von Tongoa, welchen Missionar Michelsen christianisiert hat, 2000 Seelen zählend, hat drei Sprachen, die alle durch Missionare zu Schriftsprachen erhoben sind. Übersieht man so das Arbeitsfeld, so erscheint allerdings die Aufgabe riesengroß, allen diesen vielsprachigen Menschen das Evangelium zu verkündigen.

Diese Schwierigkeit wird durchaus nicht erleichtert sein, wenn man bemerkt, daß diese Verschiedenheit einen Rückgang in der Geschichte der Menschheit bedeutet. Je länger man die Verschiedenheit der Sprachen studiert, desto deutlicher stellt sich heraus, daß dieselbe nicht ursprünglich ist. Man findet Familien, denen alle diese einzelnen Sprachen angehören, wie die in der Welt zerstreuten Glieder einer Familie. Die Sprachvergleichung zeigt, daß dieses Gewimmel von

Sprachen doch einen Zusammenhang hat, und noch ist ihre Arbeit keineswegs zu Ende. Es ist nicht ausgeschlossen, daß für alle Sprachen nachgewiesen wird, was schon jetzt für weite Gebiete feststeht, daß sie nämlich mit einander verwandt sind und ihre Verschiedenheit von da datiert, wo die Glieder einer Familie auseinander gingen. Schon jetzt können wir sagen, daß die Sprachverschiedenheit ein Zeichen ist, daß der Menschheit ihre Einheit und mit derselben auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit verloren gegangen ist. Je einheitlicher noch die Menschen leben, und je höher infolgedessen auch ihre Kultur ist, desto geringer ist auch die sprachliche Zerrissenheit. Daß China und Ostindien größere Sprachgebiete einheitlichen Charakters zeigen als Afrika und Oceanien, fällt zusammen mit der anderen Thatsache, daß jene sogenannte Kulturländer, diese barbarische Länder sind. Beschäftigt man sich aber näher mit diesen Sprachen, so findet man, daß noch eine andersartige Verschlechterung eingetreten ist; nicht nur ist die Einheit verloren gegangen, die Sprache selbst ist verschlechtert; sie ist unfähiger geworden, geistige Dinge mitzuteilen, entweder sind Worte, die sich dafür eignen, außer Gebrauch gekommen, man muß sie erst wieder suchen, oder sie sind durch Mißbrauch ungeschickt geworden, das Höchste und Beste auszudrücken. Diese Erfahrung von dem Niedergang in der Entwicklung der menschlichen Sprache, wie er in der Zerrissenheit derselben seinen Ausdruck findet und andrerseits durch sie weitergeführt wird, stimmt mit dem Bericht, den wir in der Bibel finden. Es wird uns da erzählt, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die ganze Welt einerlei Sprache und Zunge hatte. In dieser Zeit habe die Menschheit in hochmütiger Empörung gegen Gott die Einheit aufrechterhalten wollen. Da sei Gott herniedergefahren und habe ihre Sprache verwirrt, daß keiner des anderen Sprache vernehmen könnte. Man hat versucht, aus diesem Bericht herauszulesen, daß er sagen wolle, zugleich mit der Sprachzerteilung sei auch die Vielgötterei entstanden. Aber damit thut man dem Bericht Gewalt an. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß in der That mit dem Verlust der Spracheinheit auch die Entwicklung zum Polytheismus Hand in Hand geht. Wir finden polytheistische Gottesverehrung überall national gefärbt, Sprache und Volk und Religion sind bei den Heiden untrennbar miteinander verbunden. Wie die Einheit des Menschengeschlechts, so ist auch die Einheit Gottes der vielzungigen Menschheit verloren gegangen. Und nehmen wir noch das Dritte hinzu, daß mit dieser Sprachzerteilung ihre Qualifikation als Organ für Geistesmitteilung

gelitten hat, so sieht man, daß die Vielzüngigkeit der Menschen nicht nur ein äußeres Hindernis für die Mission bedeutet, wie etwa die großen Entfernungen der Erde, sondern daß sie parallel läuft, wenn nicht die Ursache ist von drei Mängeln, welche Fundamentalforderungen der christlichen Mission berühren. Dieselbe will das höchste geistliche Gut, das nie in eines Menschen Herz gekommen ist, das die Missionierenden nur besitzen, weil Gott zu ihnen geredet hat, den andern Menschen mitteilen, und sie findet das Organ für Geistesmitteilung in einem kläglichen, heruntergekommenen Zustande; sie geht dabei von dem Gedanken aus, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf Erden gekommen sind und sie findet eine Menschheit, die sich nicht mehr versteht und darüber vergessen hat, daß alle Menschen Brüder sind. Die Mission kommt mit der Botschaft, daß diese Brüder alle einen Vater im Himmel haben, der zu ihnen redet und sie in sein Haus einladet und sie findet ein Menschengeschlecht, das, wie es untereinander verschieden redet, so auch verschieden von Gott denkt.

Wie soll die christliche Mission diese quantitativ und qualitativ große Schwierigkeit überwinden? Soll sie vielleicht sehen, ob sie nicht die sprachlichen Verhältnisse ignorieren könne und mit der Sprache auszukommen suchen, welche die Missionierenden als die ihrige reden? Nie wäre dies mehr berechtigt gewesen, als wenn die ersten Missionare in der Sprache, in der sie geboren, in der syrischen Sprache, wie sie Eusebius an der angeführten Stelle nennt, missioniert hätten. War das doch die Sprache, in welcher ihr Meister selbst zu ihnen geredet, und waren sie so doch am sichersten, nichts von allem, was er ihnen die Völker zu lehren befohlen hatte, zu verlieren. Blieben sie dann doch auch in der Sprache, in welcher seit Jahrhunderten die göttlichen Worte geredet waren. Aber sie haben nicht so gehandelt, und nach ihres Herrn Sinn war es, daß sie anders handelten. Es ist nicht Gottes Weise, daß er was durch die Sünde entsteht oder um ihretwillen in die Menschengeschichte eintritt, einfach verneint und vertilgt. Der Triumph seines gnädigen Weltregimentes ist, daß er durch die Sünde hindurch die Menschheit zu höheren Zielen führt. Die Dissonanz der Sprachzerrissenheit will er in eine höhere Harmonie auflösen. Poena linguarum, sagt Grotius, dispersit homines, donum linguarum dispersos in unum populum collegit, und zwar, setzen wir hinzu, in ein Volk, das ein- und doch vielstimmig Gott lobt um seiner Großthaten willen.

Die Verwirrung, welche in Babel angerichtet wurde, hat ihr

Gegenstück an dem Pfingstfest, an dem sie wieder gut gemacht, ja in eine höhere Herrlichkeit verklärt wurde. Es wird uns erzählt, daß an dem Tage der Pfingsten der heil. Geist ausgegossen, und daß dieses Ereignis von äußeren Zeichen begleitet wurde, die darauf hinweisen, daß dieser neue Geist das Organ beeinflusse, mit dem der Mensch redet, Worte spricht. Man sah Zungen wie von Feuer und bemerkte, wie die Jünger Jesu anfingen zu reden mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Lukas berichtet, daß dieses Ereignis in Jerusalem weilende Männer aus allem Volk, das unter dem Himmel ist, herbeigeführt habe, und wie nun jeder Einzelne die Jünger Jesu in seiner Sprache reden hörte. Wie Lukas das gemeint hat, sehen wir aus dem Bericht von der Rede, welche die Zuhörer geführt haben. Er faßt ihre Rede zusammen, und erzählt, daß dieselben ihr Erstaunen ausgedrückt haben, daß nicht nur die aus Judäa, sondern auch die aus allen Ländern und Völkerschaften, die hier vertreten waren, *in ihrer Sprache* die großen Thaten Gottes verkündigen hörten. Man hat beklagt, daß bei dieser Geschichte die Ausleger sich mehr mit den begleitenden Zeichen, als mit der Thatsache der Ausgießung des heil. Geistes selbst beschäftigt haben. Aber es scheint mir nicht das Recht eines Auslegers in diesen Bericht vom Pfingstfest, dem einzigen, den wir haben, etwas anderes hineinzudeuten, als was der Verfasser hineinlegen wollte. Wir dürfen nicht, was die apostolische Christenheit und was wir sonst noch von dem Gute des heil. Geistes halten, hier beschrieben sehen wollen, wenn nicht der Text selbst uns dazu veranlaßt. Es scheint mir aber, daß um den Pfingstbericht des Lukas und sein ganzes Buch richtig zu verstehen, noch viel mehr Ernst gemacht werden muß mit der Thatsache, daß es eine Missionsgeschichte ist, daß Lukas viel weniger als Dogmatiker oder Kirchenpolitiker denn als Missionsschriftsteller aufgefaßt sein will. Er hat sein zweites Buch damit begonnen, zu sagen, daß das Gesprächsthema, über welches Jesus in den Tagen nach der Auferstehung sich mit seinen Jüngern unterhielt, das Reich Gottes gewesen sei, wie er sein Buch damit schließt, zu erzählen, daß in der Hauptstadt der Welt der Mann, der allmählich die hervorragende Figur in seinem Buche geworden ist, innerlich und äußerlich ungehindert das Reich Gottes verkündigte und von dem Herrn Jesu lehrte. Diesem Ziele zu wies der Auferstandene seine Jünger, als er den letzten Unterricht vom Reiche Gottes mit der Voraussagung oder Anweisung schloß, daß sie, seine Jünger, seine Zeugen sein würden bis zum Ende der Erde. Er hatte ihnen aber

gesagt, daß sie hiezu würden ausgerüstet werden durch die Gabe des heil. Geistes, auf den sie noch einige Tage warten sollten. So hat Lukas berichtet und erzählt nun, daß am fünfzigsten Tage nach Ostern auf die Jünger der heil. Geist ausgegossen sei und unter entsprechenden, begleitenden Zeichen sie getrieben und befähigt habe, in allen dem Lukas bekannten Sprachen der Welt zu reden. Es wird uns auch sonst in dem Neuen Testament berichtet, daß der neue Geist, welcher über die Gemeinde kam, zu gewaltig gewesen sei, um sich mit der gewöhnlichen Rede begnügen zu können, daß es eine gewöhnliche Erscheinung in den Gemeinden war, daß der eine oder andere auftrat und in Zungen redete. Aber dies Reden wurde von den anderen nicht verstanden, es war ein Hermeneut nötig, und dem Missionsberuf der Kirche diente es nicht. Wer so mit Zungen redete, der redete, wie Paulus sagt, Gott. Von den Rednern des Pfingstfestes dagegen gilt, daß sie den Menschen redeten, und grade das war das Eigentümliche des Wunders, daß die Missionare ausgerüstet wurden, aller Welt, jedem in der Sprache, darinnen er geboren war, zu verkündigen, was sie zu verkündigen hatten. Es ist für unsern Zweck gleichgiltig, ob Lukas ein Sprachwunder oder ein Hörwunder berichten will oder ob man die Sache so erklärt, was freilich nicht grade dieselbe vereinfacht, daß der Verfasser ein Hör- und ein Sprachwunder habe berichten wollen, daß nämlich alle e i n e wunderbare Sprache redeten, aber jeder Hörer seinen Dialekt heraushörte. Die Hauptsache ist die principielle Anerkennung des Rechtes der Muttersprache in der Mission. Es liegt in der Pfingstgeschichte die Weissagung und Zusage vor, daß der heil. Geist die Zeugen Jesu befähigen wird, bis an das Ende der Erde zu kommen und jedem in seiner Sprache das Höchste zu verkündigen, was Menschen hören können. Es ist kein Einwand zu erheben, wenn jemand nachweisen könnte, daß er diese Fähigkeit jedem in seiner Sprache die gute Botschaft zu bringen durch Wundergabe empfangen habe, wie die ersten Zeugen an dem Tage der Pfingsten. Aber nachweislich kommt das nicht vor. Die Ordnung ist und war es auch schon in der Apostelzeit, daß die Missionare die Sprachen e r l e r n e n müssen und der heil. Geist muß kaum geringere Wunder der Geduld, des Fleißes, der selbstlosesten Hingabe an fremde Art wirken, um dies fertig zu bringen.

Es ist eine schwierige Aufgabe, aber kann gelöst werden. Es ist eine wunderbare Sache, daß die Menschen verschieden reden; sie wird nur schwer begriffen. Wenn jemand unter einem fremden Volke weilt,

das eine andre Zunge redet, ist es ihm immer befremdlich, diese Mitmenschen reden zu hören und sie doch nicht zu verstehen. Und die Eingeborenen sehen den andersprechenden Fremdling wie jemand an, der nicht ganz im Besitz aller seiner Sinne ist, weil er die Sprache des Landes nicht versteht und redet. Ein geistreicher Literat schilderte in einem Feuilletonartikel die Feuerländer, welche in Berlin ausgestellt waren, und im Vollgefühl der hohen Bildung, welche er selbst besaß, sprach er mitleidig von den menschlichen Gestalten, die nur ein unartikuliertes Gezwitscher als Sprache hatten. Vielleicht waren diese Patagonier ganz auf der gleichen Höhe und bedauerten in dem Augenblick, da unsren Landsmann dieses menschliche Rühren ankam, diesen, weil er ihre Sprache nicht verstand. Es ist immer so gewesen, daß das Reden einer fremden Sprache nicht recht begriffen wurde. Und nun vollends, wenn es sich darum handelt, und in der Mission handelt es sich darum, die geistlichen Güter, die allerhöchsten einer fremden Sprache, einer barbarischen Sprache, denn das sind die fremden nur zu leicht, anzuvertrauen, so scheint dies ganz unthunlich. Vielleicht liegt in der Frage am Pfingstfest: Wie hören wir sie in unsrer Sprache reden die großen Thaten Gottes? etwas von diesem Verwundern, daß in ungeheiligter Sprache die heiligen Sachen besprochen wurden.

Als Chrysostomus in Antiochien lebte, bat er die Landbevölkerung, welche durch die Sprache ihnen fremd sei, durch den Glauben aber eins, nicht auf ihre barbarische Sprache anzusehen, sondern auf ihre christliche Gedankenwelt. Als derselbe Mann in Konstantinopel eine Kirche den Goten öffnete, mit denen er selbst übrigens nur durch einen Dolmetsch verkehren konnte, hielt er es für nötig, den Griechen, die gewiß über diese Barbaren die Nase rümpften, eine Predigt zu halten über die alles erneuernde Macht des Evangeliums. Sein Text war Jesaias 65, V. 25: Wolf und Lamm werden weiden zugleich. Als den Hieronymus zwei Goten über Differenzen zwischen der lateinischen und griechischen Bibelübersetzung fragten, begann er seine Antwort mit den Worten: „Wer würde es glauben, daß die barbarische Sprache der Goten die hebräische Wahrheit suchen würde, und daß selbst Germania, während die Griechen schlafen oder gar sich streiten, die heiligen Reden des heiligen Geistes erforschen würde?" Gregor der Große schrieb dem Bischof von Alexandrien von den Bekehrungen in Britannien unter Augustin: „Die Sprache Britanniens, welche bisher nichts verstand als ein barbarisches Grunzen, beginnt bereits zum Lobe Gottes das hebräische Halleluja erschallen zu lassen."

Als man den Methodius, der für die Slaven ein Alphabet erfunden, und die slavische Sprache als Kirchensprache benutzte, aus politischen und kirchenpolitischen Gründen um deswillen bekämpfte, weil dadurch die lateinische Sprache und die Lehre Roms gering geachtet werde, mußte Papst Johann VIII. für ihn eintreten — freilich seinerseits auch aus Politik — und das Recht der slavischen Sprache verteidigen. Er berief sich auf Psalm 117, in welchem alle Völker aufgefordert werden, Gott zu loben und zu preisen, und auf das Pfingstfest und Phil. 2, 11, wonach alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei. Paulus ermahne 1. Kor. 14, daß wir in Zungen redend die Kirche erbauen sollen. Es stehe gar nicht mit dem Glauben im Widerspruch, daß man die Sprachen der Völker in der Kirche gebrauche, denn Gott der Schöpfer der drei Hauptsprachen habe auch alle übrigen zu seinem Ruhme geschaffen. Es ist erfreulich, daß alle diese Männer das Recht der Sprachen anerkennen, aber man hört aus ihrer Verteidigung die Verwunderung heraus, daß neben den Hauptsprachen die anderen auch berechtigt seien, bei geistlichen Dingen gebraucht zu werden. Daß in und vor Jesu Christo weder Jude noch Grieche, noch Scythe noch Barbar etwas bedeutet und darum auch ihre Sprache keinen Unterschied ausmacht, ist für die Bildungsstolzen, die alten von langer Geschichte, und noch mehr die Parvenues, die erst von gestern her ihre Bildung haben, eine zu schwere Lektion. Die Liberianer in Westafrika halten weniger von den Sprachen ihrer Landsleute als die Europäer. Freilich auch diese haben Bildungsstolz genug, ohne gerade immer persönlich so unanfechtbare Ansprüche zu haben für gebildet gelten zu dürfen. Seit man unsre Vorfahren für nicht hoffähig hielt im Kreise der gebildeten Völker und seitdem man sich erlaubte, die britische Sprache ein barbarisches Grunzen zu nennen, ist allerdings schon viele Zeit verflossen, aber für den gebildeten Mann ist oder sollte doch die Geschichte nicht so vergessen sein, daß er jetzt die gleiche Kurzsichtigkeit in Beurteilung der Sprachen sogenannter barbarischer Völker zeigt. Noch vor kurzem hörten wir, daß ein gebildeter Mann über eine afrikanische Sprache urteilte, sie eigne sich nicht zur Mitteilung höheren Geisteslebens. In der Sprache, der dies Urteil galt, wurde gerade zu der Zeit eine Weltgeschichte durch die Presse geführt. Es ist allerdings wunderbar, aber es ist Thatsache, es giebt keine Menschensprache, die nicht imstande wäre, als Ausdruck für göttliche Wahrheit zu dienen.[1])

[1]) Missionar Christaller erzählt in einigen Aufzeichnungen zu unserm Thema,

Darwin in seiner Abstammung des Menschen hat ein Interesse daran, den Menschen den übrigen Tieren möglichst nahe zu stellen. Er spricht darum gern davon, daß die Tiere auch eine Art von Sprache haben. Er erwähnt eine Affenart, die sechs verschiedene Töne hervorbringt und die entsprechenden Empfindungen oder Vorstellungen dadurch bei den Geschlechtsverwandten weckt und den Hund, der als Haustier gelernt habe, in vier oder fünf verschiedenen Tönen zu bellen und so Eifer, Ärger, Verzweiflung, Freude und Verlangen zum Ausdruck zu bringen. Willkommen ist ihm auch der Papagei, dessen Bekanntschaft Alexander von Humboldt machte, der die verloren gegangene Sprache eines ausgestorbenen Indianerstammes bewahrt hatte. Allein er oder sein Gewährsmann hätte lieber sagen sollen: Worte oder Laute aus einer Sprache. Denn das ist der Unterschied zwischen dem lernfähigen Papageien und dem Menschen, jener kann nie die Menschensprache lernen, sondern nur Worte aus ihr, die für ihn vielleicht nur Töne sind. Der Mensch dagegen hat eine S p r a c h e; er besitzt die Fähigkeit, durch die Beugung oder Zusammenstellung der Worte im Zusammenhang geistige Dinge auszusprechen. Auch die verkommenste Nation hat eine Sprache von so wunderbarem, logisch geordnetem Bau, daß, wie Max Müller einmal sich äußerte, der scharfsinnigste Gelehrte in seiner Studierstube nimmermehr ein solches kunstvolles Gebäude würde ausdenken können. Darwin erklärt zwar auch, daß sich allerdings der Mensch von anderen Tieren dadurch unterscheide, daß er eine artikulierte Sprache habe und daß er in ihr ganze Gedankenreihen ausdrücken könne und bemerkt auch gelegentlich, daß er diese Sprache auch zu schreiben verstehe. Allein er würde wohl nicht geglaubt haben, die menschliche Sprache sei kein unübersteigliches Hindernis für die Annahme, daß sich der Mensch aus irgend welcher niederen Form entwickelt habe, wenn er die Fähigkeit, jede menschliche Sprache zu schreiben und die reciproke Fähigkeit, jede menschliche Sprache zu lernen, mehr berücksichtigt hätte. Wir treffen nur sprechende Menschen auf der bewohnten Erde, und wenn ihre Sprache auch anders lautet als die unsre, so ist es uns doch möglich, ihre und ihnen unsre Sprache

die leider erst, nachdem mein Aufsatz geschrieben, in meine Hand kamen, folgendes: „Ein englischer Schulinspektor wollte in der Missionsschule englisch gebetet haben; die Negersprache könne sich ja nicht dazu eignen. Ein deutscher Missionskaufmann in Akra wollte ein Telegramm nach Ada für einen Eingeborenen aufgeben, der es auch unter Weglassung der Lepsiuszeichen sicher verstanden hätte; es kam wieder zurück mit dem Vermerk: „Shall not be accepted that monkey language.“ Es war die Muttersprache des Telegraphenbeamten. Z.

zu erlernen. Und haben wir sie erlernt, so finden wir, daß alle diese Sprachen von denselben Sprachgesetzen und Denkgesetzen regiert werden. Menschen, die nicht wissen auszudrücken, was rechts und links, was oben und unten, vorne und hinten ist, giebt es nicht. Keiner Sprache fehlt die Fähigkeit, Zeitunterschiede oder die für menschliches Denken so wichtigen Bedingungsformen zum Ausdruck zu bringen. Kurz wir begegnen in jeder Sprache Geist von unsrem Geist. Nicht überall finden wir, daß die Völker ihre Sprache auch geschrieben haben, mehr als einem Volke haben die Missionare, wie ein Ulfila den Goten, ein Cyrillus den Slaven und ein Patricius den Irländern ihre Schrift erst gegeben, aber es hat sich noch keine Sprache gefunden, die nicht schreibbar war. Wir lachen über den Heiden, der mit abergläubischer Furcht das „sprechende Papier" betrachtet, mit welchem ein Missionar zu dem anderen über weite Entfernungen hin spricht. Aber wir lachen nur, weil wir an das Wunder gewohnt sind, daß wir unsre Sprache durch Zeichen lesbar machen können. Und was mit unserer eigenen Sprache möglich, das kann mit allen Sprachen geschehen, so daß von Mund zu Mund und im Buch die Menschheit sich verstehen kann. Daß jemals der Mensch sprachlos aus einer niederen Daseinsform aufgestiegen sei, oder daß der in der Sprache ausgedrückte Unterschied zwischen Mensch und Tier je geringer war als heute, davon haben wir keine historische Kenntnis. Und daß je ein Tier, etwa der Hund, der in menschlicher Gesellschaft sein Bellen schon so sehr vervollkommnet hat, dazu fortschreiten sollte, mit seinen Bruderhunden in Korrespondenz zu treten, scheint sich auch nicht wenigstens in der nächsten Zukunft verwirklichen zu sollen. Dagegen sehen wir das Ziel sichtbarlich näher rücken, daß alles Volk auf Erden in seiner Sprache die großen Thaten Gottes hört und rühmt. Die Mission ist der größte Apologet; wenn sie ihr Werk gethan hat, ist in mehr als einem Sinn der Beweis für die Wahrheit der christlichen Gedankenwelt geführt.

Ja es ist möglich, die Völker in ihrer Sprache zu missionieren, und man muß sich in dieser Überzeugung nicht dadurch irre machen lassen, daß man diese Sprachen in einem traurigen Zustande findet. Wie könnte man sie denn anders finden? Man kann sagen: Rede, und ich will dir sagen, wer du bist. Der Stil und die Sprache ist der Mensch. Ein roher Mensch redet auch roh, und wer geistig sich hebt, dessen Sprache hebt sich auch. Wie sollen die Heidenvölker vom Standpunkt des Missionars aus beurteilt gut reden, wenn sie Jahrtausende von dem Leben mit Gott, das er ihnen bringen will, entfremdet

waren? Müssen ihnen nicht mit den Gedanken auch die Worte verloren sein? Missionar Wolf glaubte unter dem Evhevolke keinen besseren Ausdruck für Lieben zu finden als: Ich fülle dir den Bauch. Spätere Missionare haben darüber den Kopf geschüttelt, weil sie ein besseres Wort gefunden. Es tritt mit der Kulturentwicklung, mit der religiösen Hebung insbesondere auch eine Verbesserung der Sprache ein, welche dieselbe immer mehr geschickt macht als Organ der allerhöchsten Geistesmitteilung zu dienen. Das Material ist da, es bedarf nur der Fortbildung, der Erneuerung und Verfeinerung.

Ebensowenig darf man sich durch die Sinnlichkeit der Sprache irre machen lassen. Diese Sinnlichkeit ist menschlichem Denken wesentlich. In unsrem Denken und Sprechen beweisen wir uns als geistige Wesen, aber auch hier ist uns der Stempel aufgeprägt, daß wir leibliche Wesen sind. Man hat den Männern, die in der Bibel reden, vorgeworfen, daß sie in Anthropomorphismen von Gott reden. Aber wie anders sollen sie von ihm reden? Wir haben für göttliche und geistliche Dinge nur Bilder aus der Sinnenwelt und davon abgezogene Gedanken. Die Schrift der Chinesen ist eine Bilderschrift, das ist für eine Schrift sehr ungeschickt, aber eigentlich ist alle Menschensprache auch nichts anderes als Bildersprache. Wir sind nur so sehr an die Abstraktionen gewöhnt, daß wir vergessen haben, daß die Worte lauter sinnliche Gegenstände bedeuten. Selbst der Geist wird in der hebräischen, griechischen, lateinischen und deutschen Sprache mit einem Worte bezeichnet, das ursprünglich Sinnliches bedeutete. Es ist uns anstößig, wenn den Bauch füllen lieben heißen soll, aber רַחֲמִים, *σπλάγχνα*, viscera ist auch kein ästhetisch schönes Bild für eine so herrliche Sache wie die Barmherzigkeit. Die Worte bekommen durch den Gebrauch ihr Gepräge und der geistliche Gebrauch vertieft und vergeistigt ihre Meinung, daß man ihre Herkunft vergißt. Auch die roheſten Sprachen sind fähig, diesen Veredlungsprozeß durchzumachen.

Es ist möglich, die Welt zu missionieren, indem man jedem Volk in seiner Sprache das Evangelium bringt, es ist auch nötig. Die Sprachverschiedenheit ist nicht nur eine Verschlechterung, ein Niedergang, sondern auch ein Fortschritt, eine Bereicherung. Wie ein Individuum in seiner Sprache seinem eigentümlichen Wesen Ausdruck giebt, so die Völker in ihrer Volkssprache, und das wirkt dann wieder zurück, daß wie der Volksgeist die Sprache, so die Sprache den Volksgeist bildet. Das Christentum tötet aber nicht die Individualität, auch nicht die Volksindividualität, sondern hebt, läutert und erneuert sie.

Diese Individualität ist von der Sprache nicht abzutrennen. Wir haben in unsrem Thema den uns geläufigen Ausdruck gebraucht: Muttersprache; er erinnert uns daran, daß mit allem, was wir von lieben Müttern empfangen, was uns von ihnen her lieb, traut, heilig geworden ist, diese Sprache verbunden ist. Die Mission will das innerste Herz eines Menschen finden und bewegen; wie sollte das möglich sein, wenn sie sich nicht der Muttersprache bedient? Diese ist zu sehr mit dem innersten Leben eines Menschen verbunden, als daß einer, der für die Seele sorgt, an ihr vorübergehen dürfte.

Es ist allerdings möglich, daß ein Mensch eine fremde Sprache lernt. Der Missionar muß dies ja thun, wenn er das leisten will, was wir fordern, Missionierung in der Muttersprache. Aber die besten Missionare werden dafür halten, daß ein ganzes Leben nicht ausreicht, um ausgelernt zu haben, und es wird nur in seltenen Ausnahmefällen sein, daß ein Fremdling die nationale Bibelübersetzung, das volkstümliche Kirchenlied, selbst die echte diesem Volksgeist entsprechende Liturgie oder Beredsamkeit bringt. Die besten Missionare werden warten auf eine Zeit, wo aus dem Volke selbst die Sprach-Lehrer und -Meister ihres Volkes entstehen. Es giebt zwar Familien, in denen die Kinder schon in früher Jugend durch eine Bonne eine fremde Sprache erlernen wie ihr eigene. Es wird das aber gewiß mit beitragen zu der in solchen Familien so häufig sich zeigenden Oberflächlichkeit der Herzens- und Geistesbildung. Man hat dem kindlichen Geiste nicht Zeit gelassen, ganz von einem Sprachgeist durchtränkt zu werden, ehe man ein fremdes Gewächs in den Geistesboden pflanzt. Es giebt zwar auch Menschen, die mehrere Sprachen erlernen und wie die eigene gebrauchen. Aber man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß das für gewöhnlich oberflächlich angelegte Menschen sind, oder daß sie es dadurch werden müssen. Und ob sie denn wirklich die anderen Sprachen wie die Muttersprache in ihrer Gewalt haben? Der größte Beweis dafür, ob eine Sprache ganz mein eigen geworden ist, scheint mir, wenn man in ihr träumt. Ich meine nicht, daß man einmal träumt, man habe, ich will sagen, französisch geredet, sondern wenn auch in dem unbewußten Geistesleben des Traumes man sich einer fremden Sprache bedient. Es giebt Menschen, die ihre eigene Sprache so vergessen und eine fremde so sich zu eigen machen, daß sie auch im Traum, in diesem halbbewußten Zustand die fremde Sprache regiert. Oder betreten wir heiligen Boden. Wenn einer mehrere Sprachen redet, in welcher wird er beten? Paulus ist

von der Zeit an Missionar geworden, wo es von ihm hieß: Siehe, er betet! Und man kann wohl sagen, des Missionars Ziel ist erreicht, wenn das Gleiche von den Heiden gesagt werden kann. Nun in welcher Sprache sollen sie Gott anrufen? In einer fremden? Wenn aber in der eigenen, in der Muttersprache, mit der sich ihnen alles Schöne und Gute verbindet, wie sollen sie dazu kommen, wenn ihnen das Beste in einer fremden Sprache verkündigt wird?

Die eigene Sprache ist so eng mit der ganzen Persönlichkeit verbunden, daß man sagen muß: Es verliert sich selbst, wer seine Sprache verliert, oder wir dürfen doch sagen, er leidet Schaden an seiner Seele. Allerdings können die Völker nicht jedes für sich leben, jedes hat von dem anderen zu lernen und Anleihen zu machen, die auch die Sprache beeinflussen. Nicht nur Fremdworte kommen, und kein gebildetes Volk kann ohne sie auskommen. Auch den Inhalt, den Stoff des Geisteslebens empfangen wir von fremden Völkern, wie ja eben die Mission auf andrem Boden erwachsenes religiöses Leben bringt. Um diesen Reichtum aufzunehmen wird es nötig sein, daß ein Volk, wenigstens Glieder desselben fremde Sprachen lernen. Zwar ist nicht jedes Volk reich genug, um andere zu bereichern. Z. B. obgleich ich glaube, daß auch die afrikanischen Völker eine Herrlichkeit haben, die sie einmal zum großen Gotteshause bringen werden, um dasselbe damit zu zieren, so weiß ich doch bis heute nicht, wie wir bei ihnen eine Geistesanleihe machen könnten. Nicht einmal wir Deutsche sind stolz genug zu meinen, daß ohne Kenntnis des Deutschen ein Mensch nicht die volle humane Bildung gewinnen könne. Höchstens denken wir so, wenn wir mit Völkern zu thun haben, denen gegenüber wir die ältere allgemein christliche Bildung vertreten. Unter den Christenvölkern ist man aber darüber einverstanden, daß aus dem Reichtum Athens und Roms geschöpft haben muß, wer voll gebildet sein will und daß auch das Christentum sein volles Verständnis nur findet bei Bekanntschaft mit diesen Kulturen. Ist es so nötig, daß ein Volk von dem anderen lernt, daß die minderbegabten von den Völkern, welche für alle Welt geistige Werte geschaffen haben, nehmen, so werden auch die Missionsvölker, wenn sie die Höhe geistiger Bildung erreichen sollen und können, Fremdes aufnehmen und durch Erlernung fremder Sprachen sich den Weg zu diesen fremden geistigen Gütern öffnen müssen. Allein man wird dann fordern müssen, daß dieses Fremde nationalisiert werde. Es war kein gesundes nationales Leben vorhanden, als man auf den höheren Schulen in fremder Sprache unter-

richtete. Wenn auf unsern Gymnasien oder Realschulen, unsren Bürgerschulen oder gar in den Volksschulen in den meisten Fächern die Unterrichtssprache französisch oder englisch wäre, würde unser Volksleben sehr darunter leiden. Auch die höhere, den meisten Missionsvölkern unsrer Zeit fremde Bildung muß, wenn die Volksseele nicht Schaden leiden soll, durch das Organ der Muttersprache vermittelt werden. Das kann der Fremdling nicht sofort, aber er muß dies Ziel ins Auge fassen, für Bücher sorgen, die in der Landessprache geschrieben sind, für Lehrer, die in der Muttersprache des Volkes Naturgeschichte, Weltgeschichte, Geographie, Mathematik lehren können. Je mehr dies gelingt, destomehr wird die mit jedem Fortschritt in der Kultur verbundene Gefahr der Überstürzung und der damit verknüpften Halbbildung vermieden. Nicht nur der Schüler profitiert davon, auch der Lehrer; denn er wird so gezwungen auf einen Minimalstoff, der verdaut werden kann, sich zu besinnen.

Daß in der Predigt die Muttersprache ihren Platz einnehme, wird gewiß von allen evangelischen Missionsgesellschaften und ihren Arbeitern principiell anerkannt, wenn auch natürlich die Ausführung dieses Principes einen steten Kampf des Besseren mit dem Guten oder weniger Guten aufweist.

Dagegen scheint mir, daß für das Missionsschulsystem noch mehr anerkannt werden sollte, daß nur eine echt nationale Schulbildung, d. h. eine in der Landessprache vermittelte, eine gesunde ist und daß auch für die höhere Bildung die Landessprache Unterrichtssprache sein sollte und daß die nicht zu vermeidende fremde Sprache im Schulplan auch als fremde behandelt werden muß. Dazu ist es denn freilich nötig, daß sie ihr Ohr verstopfen gegen die Versuchungen, welche von den Kolonial-Regierungen ausgehen und gegen die Silberlinge, mit welchen man in Form von Schulverwilligungen sie erkauft. Denn die Kolonialregierungen sind noch nicht zu der elementaren Erziehungsweisheit durchgedrungen, daß sie den Völkern ein ungesundes Geistesleben einpflanzen, wenn sie die nationale Bildung versäumen. Natürlich ist Frankreich nur bemüht, daß die Eingeborenen Französisch lernen und hindert sogar in selbstmörderischer Weise die Mission am Unterricht in der Landessprache. Aber auch die Engländer sind darauf bedacht, möglichst viel Englisch zu verbreiten. In Ostindien haben sie das Englische zum Medium der höheren Bildung gemacht. Das würde noch gehen, wenn sie dafür sorgten, daß zuvor eine gesunde elementare Unterlage in der Landessprache gegeben würde. Aber es ist ein Bildungsbau ohne

diese gesunde nationale Unterlage und die radikalen Früchte, die auf den nationalen indischen Kongressen sich zeigen, können niemanden wundern. Auch in anderen Kolonien zeigt sich dieselbe kurzsichtige Politik. Man prämiiert, wer sich etwas Englisch hat einpauken lassen, man läßt unbeachtet die Schularbeit, in der hunderte von Kindern in der Sprache des Landes Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. Man sendet zur Visitation einer in der Landessprache geführten Schule einen Mann, der die Landessprache gar nicht kann und nur seinen Schein fordert, einige papageienmäßig die englische Sprache redenden Schüler. Die Folgen können nicht zweifelhaft sein.

Es ist nichts Erfreuliches, wenn die Völker englisiert werden, aber wenn sie germanisiert werden, ist es auch nichts besser. Und leider scheint auch unsrer Kolonialregierung noch nicht die Erkenntnis gekommen zu sein, daß nur eine gesunde eingeborene Bevölkerung das Gedeihen unsrer Kolonien ermöglicht, und daß diese nicht gefördert wird, wenn die Regierung einige Dutzend Eingeborene in das Volk sendet, die in ihren Schulen Deutsch, aber nicht ihre Muttersprache gelernt haben. In der Denkschrift über Deutsch-Ost-Afrika heißt es: „Die Unterrichtssprache ist die deutsche, nur Rechnen wird in Kisuaheli gegeben.“ Was würde ein Pädagoge dazu sagen, wenn in einem deutschen Dorf ein Fremder die Jungen in seiner Sprache unterrichten würde, zumal wenn der Lehrer das Deutsche doch nur mehr oder weniger gut kennte. Ich denke, er würde sagen, wenn man einige eingebildete, verbildete Bengel unter das Volk loslassen will, so ist eine solche Schule die beste Brutstätte. Es ist nicht so schlimm in Kamerun; hier bekommen wir die Schulpläne, wenigstens vom zweiten bis vierten Schuljahre, und neben dem Dualla erscheint das Deutsche. Aber man denke sich eine deutsche Dorfvolksschule, in der im zweiten Schuljahre die Jungen in einer ihnen fremden Sprache Unterricht bekommen in der: a) Wortlehre: Das Hauptwort, starke Deklination des Maskulinums und Neutrums mit Artikel; Präsens von Sein und Haben; schwache Konjugation im Aktiv und ohne Plusquamperfekt; b) Satzlehre: Subjekt, Prädikat, Objekt! Daneben Rechnen in deutscher Sprache, und so ähnlich in dem vierten und letzten Schuljahr. Da muß etwas Verkehrtes herauskommen. Man täusche sich doch nicht dadurch, daß man sich tröstet: Aber die Jungen lernen prachtvoll und drängen sich herzu! Ein solcher Unterricht ist ganz nach dem Herzen des Afrikaners und wahrscheinlich jedes Gliedes eines sog. Naturvolkes. Sie würden am liebsten jeden Augenblick

eine neue Sprache lernen. Ein bißchen Französisch, und auch wohl Deutsch oder Englisch, ist gar zu wunderschön. Aber gründlich einfache Sachen lernen, das wollen sie nicht, während doch gerade dies Fundament gelegt werden muß, wenn Hoffnung auf eine Volksbildung gehegt werden soll. Diese Schulen verleiten das Volk auf einen Weg der Halbbildung und Verbildung.

Interessant ist, wie eine deutsche Zeitung diesen Schulplan kritisierte. Sie meinte, dabei sei doch ganz das Ziel vergessen, warum diese Afrikaner Deutsch lernen sollten. Es handele sich nicht darum, daß sie tief in das Wesen der deutschen Sprache eindringen, sondern daß sie für die Deutschen deutsch reden lernten. Während wir Anstoß nehmen, weil die Schüler so nicht ordentlich Deutsch lernen, was nur auf Grund einer guten elementaren Bildung in der eigenen Sprache möglich, wird hier opponiert, weil der Lehrer zu gründlich vorgeht. Was aber bei diesem oberflächlichen, die nationale Grundlage vernachlässigenden Verfahren herauskommt, kann man ja überall sehen, an Beispielen fehlt es nicht. Gerade im Frühjahr d. J. besuchte Deutschland ein Specimen dieser Klasse. Es ist der sogenannte Prinz Besolow, welcher in Berlin, wie es scheint, großen Eindruck gemacht hat. Der Berichterstatter im Reichsboten[1]) ist ganz von ihm hingenommen. Er schreibt: „Zum erstenmal dürfte es sein, daß ein mit voller europäischer Bildung ausgerüsteter Negerhäuptling, der Beherrscher eines Reiches von 1½ bis 2 Millionen Einwohnern in Westafrika im Hinterlande von Liberia, der Prinz Besolow aus der Veyprovinz, formvollendete Vorträge hält und mit festem, christlichem Bekenntnis Missionare für sein Volk wirbt.“ Es ist nur Schade, daß es schwerlich 1½ bis 2 Millionen Veys giebt, daß diese, wie Prinz Besolow in seinem Buch erzählt, mehrere Könige haben, und daß Prinz Besolow einstweilen keiner derselben ist. Doch was seine Bildung betrifft, die er übrigens in Amerika geholt, so zeigen allerdings die beiden Bücher, die er in seinem Namen veröffentlicht hat, hiervon die schönsten Blüten. Er findet, daß viele Töchter seiner Heimat den künstlerischen Darstellungen der idealen Venus auffallend gleichen. Wenn er ein Bild der griechischen Medea sah, so erinnerte ihn das an die Lieblingsfrau seines Vaters. Einer seiner Onkel war ein dem Xerxes ähnlicher Mann. Der feindliche König, welcher seine Vaterstadt eroberte, hatte so viel Ähnlichkeit mit Agamemnon, daß Besolow, nachdem er das einmal dem Leser mitgeteilt, ihn fortan nur noch mit seinem vollen

[1]) Es ist eine Berichtigung erfolgt. D. H.

Namen „Agamemnon, der Sohn des Atreus" in seinem Buche erwähnt. So kann man sich nicht mehr wundern, daß der Prinz, „to show his classical tastes," die Länge einer Brücke in einer afrikanischen Stadt nach Parasangen und die Breite des Stromes in Plethra angiebt. Besolow hat auch Sprachvergleichung getrieben. Er hofft offenbar seinen Lesern etwas Interessantes zu sagen, wenn er sie auf die merkwürdige Ähnlichkeit der Worte aufmerksam macht. Z. B. in Englisch litany, in Französisch litanie, in Spanisch litania, in Griechisch litanein (sic), in der That auffallend und unser Erstaunen kann sich nur noch wenig steigern, daß das Beiwort dafür litea ist. Wer kann noch zweifeln, daß er hier einen Mann kennen lernt, „mit der vollen europäischen Bildung ausgerüstet." Es ist gerade dies in hohlen Worten, mit den bunten Fetzen von hier und da aufgelesenem Krimskrams prunkende Halbbildung, welche da unvermeidlich sein wird, wo man die nationale Bildung versäumt.

Bei dieser verkehrten Behandlung der anders redenden Völker spricht der Wahn mit, als ob es möglich wäre, einem Volke seine Sprache zu nehmen und durch eine andere zu ersetzen. Das ist unmöglich und nie geschehen. Natürlich können kleine Sprachinseln, die von einem großen Volke anderer Zunge umgeben sind, von der fremden Sprache überflutet werden, obgleich auch dieses sehr schwer hält. Auch entstehen, wo zwei Sprachen in Massen aufeinander stoßen, Mischsprachen, wie alle die romanischen Sprachen, und die englische. Ob eine solche Mischung möglich wäre, wenn die verschiedenen Sprachen ganz verschiedenen Familien angehören, weiß ich nicht, ein historisches Beispiel giebt es wohl nicht.[1]) Dagegen daß eine Sprache an die Stelle einer anderen getreten, ist noch nicht vorgekommen. Die politische und kulturelle Welle, welche von der griechisch redenden Welt ausging, war nicht imstande, die Volkssprachen zu verdrängen. In Lystra redeten die Leute wenigstens in der Erregung lykaonisch. Und der Pfingstbericht zeigt uns auch eine ganz bunte Sprachkarte. Wir erwähnten schon, daß noch zu des Chrysostomus Zeit bis vor die Thore der Seleucidischen Stadt syrisch geredet wurde, auch von Männern, die in hohem Ansehn in der Kirche standen. In Gallien hatte weder

[1]) Es wurde mir bemerkt, daß Kisuaheli eine solche Mischsprache zwischen Arabisch und einer Bantusprache sei. Von sachkundiger Seite wird mir aber gesagt, daß Kisuaheli doch nur eine große Anleihe von Fremdwörtern bei dem Arabischen gemacht habe und vielleicht bestimmte Sprachformen unter dem Einfluß der Araber bevorzuge, in seiner Formenlehre aber reine Bantusprache sei.

die griechische Kolonisation noch die römische Herrschaft Griechisch oder Lateinisch zur Herrschaft gebracht; die Volkssprache war keltisch. In Nordafrika war in den großen Städten wohl das Lateinische herrschend, aber Volkssprache blieb das Punische, so daß Augustin sorgen mußte für Kirchendiener, die des Punischen mächtig waren. Trotz der großen Regierungsgewalt Roms blieb das römische Reich ein vielsprachiges und auch in der Kirche trat das hervor. Am Ende des 3. Jahrhunderts wurde der Gottesdienst in Jerusalem in griechischer Sprache geführt, aber ins Syrische übersetzt und, wenn römische Pilgrime da waren, auch ins Lateinische. Selbst das römische Reich hat nicht vermocht, seine Sprache zur Sprache der Völker im Reich zu machen, und so viel ich weiß, haben diese Meister in der Kunst der Weltherrschaft auch ein so unmögliches Ziel gar nicht erstrebt. Wie viel weniger werden wir es ausführen können! Die 100 000 Engländer in Ostindien werden nimmermehr die 287 Millionen zur englischen Sprache bekehren, und noch weniger die Handvoll Europäer in Ost- und West-Afrika die dortigen Völker zu der ihren. Man kann wohl, wenn man es darauf anlegt, einige Hundert halbgebildeter Eingeborener zu ihrem und des Landes Schaden erzeugen, aber die sind nicht das Volk. Wenn man wirklich Volksbildung, religiöse und allgemeine, ins Auge faßt, so ist es nötig, in der Muttersprache zu lehren.

Es ist möglich und es ist nötig, in der Muttersprache zu missionieren. Aber befremdlich ist, daß gerade die apostolische Mission diesem Beispiel nicht gefolgt zu sein scheint. Zwar ist es Selbstverstand, daß diese ersten Missionare, wenn sie zu ihren Landsleuten redeten, die Sprache benutzten, die ihnen gemeinsam war, und der Takt, mit dem Paulus in Jerusalem die hebräische Sprache gebrauchte und damit seine aufgeregten Volksgenossen zu aufmerksamem Hören bewegte, zeigt, daß er wohl die Bedeutung der Muttersprache kannte. Aber wenn er zu den Heiden ging, so redete und schrieb er doch griechisch.

Es fragt sich nun, was den Apostel Paulus veranlaßt hat, in anderer Weise zu arbeiten, als bei der von uns behaupteten Stellung der Muttersprache in der Mission das richtige zu sein scheint. Da wird doch gesagt werden müssen, daß auch er in der Muttersprache missioniert hat, aber daß er im Unterschied von der heutigen Mission nur zu denen gegangen ist, deren Muttersprache oder wenigstens Gebrauchssprache er selbst, der Missionar schon kannte. Wir wissen nicht, daß er irgend eine Völkerschaft mit einer eigenen Volkssprache missioniert, und vorher sich deren Sprache angeeignet hätte. Er ging

dahin, wo man griechisch sprach und hat somit auch in der Muttersprache missioniert. Es fragt sich nur, warum er an allen Völkerschaften vorbeiging, die eine andere Sprache redeten. Es wird uns gesagt, daß dabei eine göttliche Leitung gewesen sei, ein Wehren, das verbot, den einen und anderen Weg einzuschlagen und ein positives Treiben auf einen bestimmten Weg, wie in Troas. Aber das schließt nicht aus, ebensowenig wie die Wolken- und Feuersäule in der Wüste den Dienst Reguels unnötig machte, daß nicht auch verständige Überlegung den Missionar auf seine Methode hinwies. Vielleicht haben noch mehr, als wir anzunehmen pflegen, den Paulus, wie das Ramsay geltend macht, die römischen Verkehrsstraßen bestimmt. Aber offen liegt zu Tage, daß er hinging, wo er jüdische Gemeinden fand und wo griechisch gesprochen wurde. Gott hatte dem Evangelium Wege zu schnellem Lauf bereitet, indem er durch das römische Reich jüdische Gemeinden und die griechische Sprache, die auch die Synagogensprache war, verbreitete. Und eben diese Wege schlug Paulus ein. Er wandte sich dahin, wo er dem Glauben und der Sprache nach die meiste Verwandtschaft fand. Wenn jemand bei sich überlegen wollte, wie im römischen Reiche am schnellsten an den meisten Orten Feuer angezündet werden könnte, er würde keinen besseren Plan ersinnen können, als den, welchen Paulus verfolgte. Es ist ein großes Wort: Ich habe von Jerusalem und umher bis an Illyrien alles mit dem Evangelium erfüllt. Aber in der That hatte er in der morgenländischen Welt überall Missionsherde angelegt unter denen, die ihm am zugänglichsten waren, die durch ihre religiöse und intellektuelle Bildung und durch ihre Sprache am geeignetsten waren, die Detailarbeit zu übernehmen, die jetzt von diesen Centren aus geschehen mußte.

Die apostolische Missionsarbeit hat sich der Weltlage anbequemt, wie wir es auch thun. Aber wie jede Weltlage ihre Vorteile hat, so hat sie auch ihre Nachteile. Das römische Reich gab eine offene Bahn für den Missionar; die Zerstreuung der Juden und die Verbreitung der griechischen Sprache boten die besten Anknüpfungspunkte. Aber das römische Reich brachte auch den Nationalitäten große Gefahr; ihre Sprache hatte es zwar ihnen nicht nehmen können, aber doch ihre politische Selbständigkeit. Und da zugleich die Vorteile, welche die griechische Sprache bot, die Missionsgedanken von den nationalen Sprachen ablenkte, so erwies sich die Weltlage als sehr ungünstig für die Bildung selbständiger, nationaler Kirchen. Es erklärt sich auch hieraus, daß man so spät das Bedürfnis empfand, Bibelübersetzungen

zu haben. Die erste ist da entstanden, wo es noch eine politische Selbständigkeit gab und wo die nationale Eigenart stark genug war, die Sprache in den Massen zu erhalten, unter den syrisch redenden Völkerschaften. Ich weiß nicht, ob es damit zusammen hängt, daß gerade diese syrische Kirche eine Missionskirche gewesen ist. Allein es giebt jedenfalls zu denken, daß, als in weiten Gegenden des römischen Reiches das Kreuz vom Halbmond verdrängt wurde, sich nur halten konnte, wenn auch in kümmerlichen Resten, was kirchlich national war auch in der Sprache. Die syrische, die armenische, die griechische in den Gegenden, wo Griechisch die Muttersprache war, die koptische und die abessinische Kirche haben sich einigermaßen halten können. Wenn Nordafrika eine punische Bibel gehabt hätte und die Muttersprache mehr gepflegt worden wäre, so würde auch da vielleicht ein punischer Kirchenrest geblieben sein. Die fremdsprachige lateinische Kirche Nordafrikas ist spurlos verschwunden.

Das römische Reich bot die von der göttlichen Vorsehung bereitete günstigste Gelegenheit zu einer Mission der Ökumene, aber es brachte auch Gefahren für dieselbe, indem es die nationalen Individualitäten verkümmern ließ. In jedem Weltreich liegt immer babylonische Tendenz, die Neigung, auf Kosten der Freiheit des Einzelnen und der Völker die Einheit anzustreben, und nur je nach dem Maße von Weltklugheit in einem solchen Reiche werden die schädlichen Konsequenzen nicht gezogen, welche die christliche Mission unmöglich machen würden, denn die unentbehrliche Voraussetzung derselben ist die individuelle Freiheit und ihr Ziel die Einheit der erretteten Menschheit in der Mannigfaltigkeit ihrer Völker. In diesem römischen Reich, unter dem Einfluß seines Geistes, ist die römische Kirche großgewachsen, welche das Ziel des Weltreiches zum Kirchenziele gemacht hat. Auch sie ist weltklug genug, um es nie zum Äußersten kommen zu lassen, nie die vollen Konsequenzen ihres Systems zu ziehen. Ihre Kirchenpolitik ist beherrscht von einer ungeistlichen Anschauung wohl temperiert durch eine halbgeistliche Weltklugheit. Daher der geringe Eifer für die Muttersprachen, für Bibelübersetzungen, daher an dem Orte, wo Gott die innigste Gemeinschaft mit seinem Volke pflegen will, das Zeichen der kaltherzigen Herrschaft, statt des heiligen Mahles die lateinische Messe.

Nicht also die evangelische Kirche. In ihr ist die Erkenntnis wieder wach geworden, daß jeder Mensch durch Jesum Zutritt zu Gott hat, und daß er dieser Gemeinschaft nur froh, gewiß und teilhaftig wird, wenn er selbst den Weg geht, daß jeder für sich mit Gott

reden darf. Da redet er dann die Sprache, darinnen er geboren war. Gott hat dieser Kirche die größte Missionsarbeit aufgespart; er hat ihr nicht nur die „Ökumene", sondern wirklich die Welt geöffnet. Er hat sie für diese Riesenaufgabe ausgerüstet, wie nie seit der Zeit der Apostel die Kirche ausgerüstet gewesen ist. Er hat der evangelischen Kirche — man darf es wohl ohne Überhebung sagen — ein Verständnis des Evangeliums gegeben, wie es keine andere nachapostolische Zeit besessen hat. Er hat ihr so viel Bekenner gegeben, daß sie Missionare genug haben könnte, um das kleinste Volk mit Boten zu versehen. Er hat sie so reich gemacht, daß sie eine Weltmission bestreiten kann — ich rede vom posse, nicht vom esse, in Wirklichkeit fehlt es immer sehr —. Er hat ihr Mittel der Bewegung und andersartige Mittel — z. B. die Druckkunst — geschenkt, daß sie weit und schnell wirken kann. Und so viel von seinem Geist ist doch auch in ihr wirksam, daß nicht alle diese Gaben ungebraucht bleiben. Die evangelische Christenheit hat sich aufgemacht, ihr Pfund zu gebrauchen, und wir sehen, daß sie überall liebend auf die einzelnen Menschen und Völker eingeht, und ihre Eigenart auch da, wo sie am deutlichsten sich offenbart, in der Muttersprache achtet und verwertet.

Es ist ein Charakterzug evangelischer Mission, daß sie in der Muttersprache missioniert. Es giebt Ausnahmen, die Gott bereitet. In Sierra Leone wurden befreite Sklaven aus über 100 verschiedenen Sprachen gesammelt. Wenn es nicht Gott gefiel, das Pfingstwunder ganz genau zu wiederholen, so mußte man hier eine gemeinsame wählen. Der Stand der Mission entschuldigt es wenigstens, daß man keine afrikanische Sprache, sondern das Englische wählte. Es ist ein Fortschritt, wenn man in der ähnlichen Niederlassung Freretown, hoffentlich nicht nur im Statut, sondern in Wirklichkeit eine afrikanische Sprache, das Kisuaheli gewählt hat. Im Kapland wird es nicht zu vermeiden sein, daß man sich des Holländischen oder Englischen bedient, um aussterbende Reste von Völkern zu missionieren. Auch da, wo so viele Sprachen, jede von einem minimalen Bruchteil, geredet werden, wie in der Südsee, fragt es sich, ob man nicht eine zur Missionssprache wählen könnte. Schöner freilich wäre es, wenn auch diesen Bruchteilen in ihrer Sprache das Heil gebracht würde. Viele tausend fromme liebe Männer in der Heimat verwenden ihre ganze Lebenszeit an den geistlichen Dienst unter einigen hunderten von Christenseelen. Warum sollte nicht Ähnliches in der Heidenwelt geschehen? Der Mann hat doch ein edles Leben gelebt, der einigen hunderten Heiden es ge-

widmet hat, um ihnen die Großthaten Gottes so zu bringen, daß sie dieselben ganz mit den Herzen verstehen. Um die Zukunft brauchen wir uns nicht zu sorgen; es mögen kleine Tonverschiedenheiten in der vielsprachigen Menschheit dem Menschenohre verschwinden. Das Ziel der Menschheitsgeschichte und der Missionsgeschichte ist nicht die Eintönigkeit, sondern es wird einmal dahin kommen, daß erfüllt wird, was Johannes der Seher beschreibt: Danach sahe ich, und siehe, ein großes Volk, dessen Zahl niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Stämmen und Nationen und Zungen standen vor dem Thron und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen und riefen mit lauter Stimme und sprachen: Heil unsrem Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme!

Der chinesische Ahnenkultus.

Von Missionar Nitschkowsky.

II.[1])

Die Chinesen glauben allgemein an das Vorhandensein zweier Welten, der des Lichtes und der Finsternis; die erstere ist ihnen gleichbedeutend mit China, die letztere denken sie sich als Aufenthaltsort der Verstorbenen. Nur schwache Reminiscenzen der wahren Gotteserkenntnis besitzend, hat sich das Volk im Lauf der Zeiten eine Vorstellung von der jenseitigen Welt geschaffen, die dem Regierungssystem des chinesischen Reiches in dieser Welt vollständig analog ist.

Die ganze Beamtenwelt vom Kaiser bis zum geringen Dorfmandarin ist dort vertreten. Man glaubt, der Landrat in dieser Welt, der seinem Vorgesetzten, dem Regierungspräsidenten, verantwortlich ist, habe im Jenseits eine korrelate Gottheit, die ihm Beistand leistet, das Volk in China zu regieren. Diese Gottheit ist der bekannte Kreisgott Tsching-Huang. Demselben ist die Jurisdiktion über die Geister der Abgeschiedenen innerhalb

---

[1]) Quellen: Dr. Yates, Ancestral worship, Records of the general conference of the prot. Miss. of China, Shanghai 1877. Dass. vom Jahre 1890, enthaltend die Abhandlung des Dr. H. Blodget, The attitude of christianity toward ancestral worship, ferner die Abhandlung: the worship of ancestors — a plea for toleration by Rev. W. A. P. Martin D. D.; Chinese Repository Vol. XVIII, 1849. „The Worship of ancestors among Chinese, a notice of the kia-ti tsieh-shih tsih-ching or collection of forms and cards used in family ceremonies.“ „New China and old“ by the Ven. Arthur E. Moule, B. D., „China“ by Prof. Douglas., The Middle Kingdom *by* Williams. Missions-Magazin, Bd. XII, 1868, XIII, 1869, XXXI, 1887.

des Kreises anvertraut. Der Regierungspräsident, dem sämtliche Landräte seines Bezirks unterstellt sind, dessen Vorgesetzter der Oberpräsident ist, hat in der Geisterwelt seine entsprechende Gottheit in dem Fu-Tsching-Huang. Dieser Gott hat über alle Kreisgottheiten innerhalb seines Bezirks zu gebieten. Seitens der letzteren können Appellationen aller möglichen Fälle an den Regierungsbezirksgott gerichtet werden. Der Oberpräsident einer Provinz, der die Jurisdiktion über alle Regierungspräsidenten und durch dieselben über alle Beamte der Provinz hat, hat gleicherweise in der Geisterwelt eine seinem Range entsprechende Gottheit in dem Tu-Tsching-Huang oder Sching-Tsching-Huang. Die höchste Autorität im Reiche ist der Kaiser, welcher vermittelst der Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und Landräte das ganze Reich regiert, selbst aber niemandem verantwortlich ist, derselbe hat in der jenseitigen Welt eine entsprechende Gottheit von gleichem Range und gleicher Machtstellung in der Gestalt eines apotheosierten früheren Kaisers von China. Er ist der Schutzgott sowohl der Kaiserlichen Familie, als der ganzen Nation. Er regiert in der Geisterwelt, gleichwie der Kaiser im Reiche auf Erden. Der eine ist der Souverän auf Erden, der andere der unumschränkte Herrscher in der jenseitigen Welt. Eine höhere Gottheit findet in diesem Vorstellungskreise keinen Platz, wie denn das Volk bei Nennung des ihm vor alters auch bekannten Gottes (Schang-ti) nicht an den wahren Gott, sondern an den taoistischen Gott Jü-Huang-ti denkt, einen im Jahre 1116 durch ein kaiserliches Mandat apotheosierten Menschen (vgl. Mayers, Chinese Readers manual 391). Es wird auch nicht erwartet, daß ein Höhergestellter die entsprechende Gottheit eines niederen Beamten anbete. In dem Regierungssystem finden jedoch eine ungezählte Menge von graduierten Litteraten, höheren und niederen Beamten, Verwendung, ebenso verhält es sich in der Geisterwelt; denn die Stellung, die einer in dieser Welt annimmt, bekleidet er auch drüben. Selbstverständlich verfügen alle diese Beamte auch über das Heer der verschiedenen Unterbeamten, Bedienten, Schreiber, Polizisten, Thorwächter, Exekutoren &c., die die Geschäfte hier auf Erden zu besorgen haben. Kurz, die Regierung der Geisterwelt ist ein getreues Abbild der Regierung des chinesischen Reiches. Die gleiche Selbstsucht und Gemeinheit der Gesinnung herrscht auch dort, denn der Chinese kennt kein anderes Urbild von Gerechtigkeit und Redlichkeit als das, was ihm im öffentlichen Leben entgegentritt.

Die Regierung des Geisterreiches ist in dieser sichtbaren Welt veranschaulicht durch die verschiedenen Götzen und Aufwärter in den taoistischen Tempeln und anderwärts. Die höheren Würdenträger residieren in ihren Amtshäusern, den Tempeln; niedere Bedienstete, wie z. B. Polizeidiener, werden in den verschiedenen Stadtteilen untergebracht, um auf der Wache zu sein gegen die Plünderungen der umherstreifenden Bettelgeister, um so die öffentliche Ordnung mit aufrecht zu erhalten. Man sieht solche Wächter in kleineren oder größeren Figuren an den Jamen-Thoren, Stadtthoren, Brücken, schnellen Wen-

dungen der Straßen ꝛc. Wo eine Straße an einer weißen Mauer endet, fehlt auch die Nische nicht, in der aus Lichtern und winzigen Weihrauchstengeln bestehende Opfer dargebracht werden. Weiße Mauern und plötzliche Wendungen der Straße erzürnen nämlich jene Spukgeister, aber die Nähe ihrer eigenen Behörden reicht vollkommen hin, ihren durch das Hindernis auf ihrem Wege erweckten Ärger unschädlich zu machen. Durch allerlei Scheidewände sucht man ihnen den Zugang in die Häuser zu erschweren. Man vermeidet es daher, Thüren und Fenster einander gegenüberstehend anzubringen. Ist dies bei einem Doppelgebäude je unvermeidlich, so kommt irgendwie eine künstliche Wand oder, bei einem längeren Gang vom Vorder- zum Hintergebäude, eine Reihenfolge kleinerer Thüren als hindernde Schranke dazwischen zu stehen.

So sehen sich die Chinesen allerwärts von Geistern umgeben. Diese sind von den Lebenden abhängig, sofern sie derselben Subsistenzmittel, wie in dieser Welt, bedürfen. Doch muß alles ihnen Dargereichte, ausgenommen Speise und Trank, durch einen Verbrennungsprozeß unsichtbar gemacht werden. Will man sich der Ungunst und Strafe der an allem Ergehen der noch Überlebenden teilnehmenden, abgeschiedenen Ahnen nicht aussetzen, so ist es erforderlich, ihnen Opfer darzubringen, namentlich für die in der Geisterwelt irgendwie in Gefangenschaft oder sonstige Bedrängnis Geratenen. Denn die von ihren Nachkommen vernachlässigten Ahnen und solche, deren Familien ausgestorben sind, fallen in einen Zustand der Bettelhaftigkeit und müssen, um eine Erleichterung zu finden, sich in die Reihe der im Kriege Gefallenen, auf dem Meere Umgekommenen oder in fremden Ländern Gestorbenen stellen, deren Gräber man nicht kennt, und die daher auf öffentliche Mildthätigkeit angewiesen sind. Diese unglücklichen Geister suchen sich an den für ihre hilflose Lage doch in den meisten Fällen nicht verantwortlichen Bewohnern der diesseitigen Welt zu rächen, indem sie sie mit Krankheit und allerlei andern Übeln plagen. Abgesehen von der Familienfürsorge für Verstorbene findet daher auch noch ein allgemeiner Totendienst statt, indem man Prozessionen abhält, Papiergeld ausstreut ꝛc. Zu gleichem Zweck bilden die Chinesen, die sich Geschäftehalber in irgend einer fernen Stadt zusammenfinden, immer einen Verein, dessen Aufgabe es ist, für die Toten ihres Geburtsortes Sorge zu tragen und den Freunden der Abgeschiedenen zur Aufsuchung von deren Leibern und Fortschaffung ihrer Gebeine behiflich zu sein, damit *diese* bei den übrigen Familiengliedern begraben werden und an den

Segnungen der Ahnenverehrung teilnehmen können. Einerseits will man sich durch solchen Dienst vor den Schikanen der Geister schützen, andererseits beabsichtigt man, die armen Geister im Jenseits von Strafen zu befreien. Die Strafen dort sind nämlich ein verschärfter Wiederschein des chinesischen Strafgesetzes. Die mögliche Belohnung wäre in erster Linie (den chinesischen Ideen der Seelenwanderung gemäß), höherer Stand und größerer Reichtum bei ihrer demnächstigen Ankunft in der jenseitigen Welt. Böse Menschen werden zersägt, geröstet, gepeitscht, erleiden Hautabziehung und andere schreckliche Qualen. Illustrationen davon kann man in den buddhistischen Höllentempeln, wie sie in Canton, Tungkun und andern Orten sich finden, sehen. Doch übt dies eben so geringen Einfluß auf die Gemüter derer aus, die etwa an eine mögliche Bestrafung in der andern Welt denken, als der Bambusstock oder das Henkerbeil auf die Verbrecher, die sich dem Eingreifen der diesseitigen Gerichte aussetzen. Dort wie hier glaubt man an die Möglichkeit des Entkommens. Denn der Chinese vermag sich die Regierung jener Welt nicht unbestechlicher und scharfblickender zu denken, als die, welche er vor Augen hat.

Um nun dem aus dieser Zeitlichkeit Scheidenden zum guten Fortkommen in der Unterwelt zu verhelfen, gilt es, bei Zeiten verschiedene Vorkehrungen zu treffen. Erkrankt ein Familienglied zum Tode, so bringen die Angehörigen Opfer vor der Ahnentafel dar, denn sie können ja nachlässig gewesen sein; wo nicht, so bitten sie um Beistand in der Stunde ihrer Trübsal. Wird es mit dem Kranken nicht besser, so ruft man irgend eine Mittelsperson, gewöhnlich ein Weib, daß sie nachforsche, ob die Not durch einen Ahnen oder durch einen umherirrenden Bettelgeist herbeigeführt worden sei. Im ersten Fall wird einiges Papiergeld vor der Ahnentafel, im letzteren Fall vor der Hausthür verbrannt, um die unzufriedenen Geister durch die Geldspende zu besänftigen. Tritt bei dem Kranken Bewußtlosigkeit ein und erkalten die Extremitäten, so glaubt man, seine Seele habe den Leib verlassen oder sei von einem Spukgeist gefangen genommen worden. Man ruft dann mit kläglicher, zärtliche Besorgnis verratender Stimme bis in die späte Nachtstunde hinein die entweichende Seele zurück. Der Sterbende wird aus seiner Kammer gebracht und in den großen Raum gesetzt, damit er im Angesichte der dort aufgestellten Ahnentafeln seinen Geist aushauche. Die ganze Familie ist um das Sterbebett versammelt. Großer Wert wird auf die Anwesenheit der letzteren während der letzten Momente seines Lebens gelegt. Man lauscht auf

seine Worte und schreibt sie sorgsam nieder, und wenn der „silberne Faden gelöst“ und der „goldene Napf gebrochen ist“ erheben alle Anwesenden ein lautes Klagegeschrei.

Der älteste Sohn macht nun den Anverwandten und Freunden die Todesanzeige in folgender Weise: „Ich bin ein unkindlicher Sohn. Die schlimmen Folgen meiner Vergehungen sind groß, Unglück hat meinen Vater betroffen.“ Sodann hat derselbe aus dem Flusse oder nächsten Gewässer zur Abwaschung der Leiche Wasser zu holen. Doch muß dies vom Flußgott „gekauft“ werden. Man legt in einen mit einem Tuch überdeckten Teller etliche Messingmünzen, versieht sich mit Weihrauchstäbchen und Schwärmern und begiebt sich unter Begleitung einiger Freunde und einer Musikbande an den Fluß, wo dann beim Schall der Musik, Abfeuerung der Schwärmer und dem Duft der angezündeten Weihrauchstäbchen das Geld in die Tiefe geworfen und das Wasser geschöpft wird. Dem Toten werden die besten Kleider, die er gehabt hat, angezogen, Graduierte erhalten ihre Amtstracht, der Kaiser seinen Drachenmantel in den Sarg. Ist der Mund der Leiche unverschlossen geblieben, so werden „fünf kleine Kostbarkeiten“, Perlen, Edelsteine, Juwele oder Gold, von armen Leuten jedoch nur einige Münzen hineingelegt, einen Palmzweig giebt man dem Toten in die rechte Hand, um die ihm begegnenden Dämonen zu verscheuchen, einen Fächer und ein Taschentuch in die linke Hand. Armbänder, Spangen, Ohrringe, Kämme u. dgl. legt man den Weibern in den Sarg. Dazu wird des Verstorbenen Bettzeug, seine Hinterlassenschaft an Kleidern, oft auch sein Haus ihm durchs Feuer nachgeschickt, damit er in der jenseitigen Welt wohl ausgerüstet anlange und von Seiten der Polizei, die gleichwie die diesseitige Polizei einem wohlbekleideten Gefangenen immer mit mehr Rücksicht begegnet, eine gute Behandlung erfahre. Nebst den Kleidern wird auch kein geringes Quantum von Papiergeld in Asche verwandelt, welches selbst Verwandte, Freunde und Nachbarn beisteuern, damit er, falls ihm das Mißgeschick widerfahren, eingekerkert worden zu sein, die Gefangenwärter, wie auch die höheren Beamten, bestechen könne. Man soll aber nicht meinen, Liebe oder Teilnahme veranlasse diese Leute zu solchen Spenden, es ist in den meisten Fällen lediglich die Furcht, der Verstorbene könne sich für die im Leben erlittene Unbill empfindlich rächen, wozu er als Geist imstande ist. Es ist wohl aus diesem Grunde geschehen, daß vor kurzem, als einer unserer armen Christen verstarb, der Neffe, welcher sich zu Lebzeiten um seinen bedürftigen, kinderlosen Onkel nicht im geringsten bekümmerte, diesen zu allgemeiner Verwunderung auf dem Totenbette mit einem sehr hübschen Leichenanzug versah. Nicht selten kommt es vor, daß ein in schwer auszugleichende Streitigkeiten verwickelter Mann sich ums Leben bringt, um sich in eine Lage versetzt zu sehen, in der es ihm möglich wird, Rache zu nehmen. Erhängt sich z. B. einer an dem Hause dessen, an dem er sich rächen will, so wird dieser nach dem Gesetze als sein Mörder angesehen und dementsprechend schwer bestraft. In der Geisterwelt ist ihm ebenfalls eine schwere Strafe gesichert. Man fürchtet daher nichts mehr, als einen solchen Racheakt.

Ist der Tote soweit besorgt, so versammelt sich die ganze Hausgemeinde sowie weitere Angehörige zur Trauer um den Verstorbenen. Jeder ist mit groben, aus Hanf gefertigten Trauergewändern bekleidet. Man geht barfuß oder in einfachen Binsenschuhen, entäußert sich jeglichen Schmuckes und rauft sich das Haar. Zu Füßen des Hingeschiedenen werden vom ältesten Sohne Speisopfer und Libationen dargebracht, auch betet er ein Päckchen Arzeneien an, welches in den Sarg gelegt wird. Ist es die Mutter, so verrichtet er ein Gebet vor einem Geräte, welches ihn an die Schmerzen seiner Mutter erinnert, als er das Licht der Welt erblickte. Stirbt ein Weib oder Kind, so verrichtet der Hausvater die üblichen Ceremonien. Alsdann beginnt die Totenklage. Man bejammert, bald leise wimmernd, bald mit lauten, nicht selten bis zur Heiserkeit gesteigerten Klagerufen den Hingeschiedenen, indem man ihn mit allerlei Schmeichelnamen ruft und die verschiedensten Tugenden aufzählt, die er wahrscheinlich nie besessen hat.

Einer der wichtigsten Gegenstände, die zur Wohlfahrt des Verstorbenen gehören, ist der Sarg. Wer es irgend kann, schafft sich einen solchen bei Lebzeiten an und bewahrt ihn in seinem Hause auf. Der Anblick eines Sarges hat für den Chinesen nichts Abschreckendes und Graueneinflößendes, in jedem größeren Orte findet man größere und kleinere Sargmagazine. Wenn der Sohn seinem Vater einen Sarg zum Geburtstagsgeschenk macht, so wird dies als eine besondere pietätvolle Aufmerksamkeit angesehen; sollte sich im eigenen Hause zur Aufbewahrung desselben kein angemessener Platz finden, so wird ein solcher bereitwillig in einem der benachbarten Tempel eingeräumt. Der chinesische Sarg hat eine baumähnliche Form. Die Bretter sind aus härtestem, dauerhaftem Holz geschnitten, von vier bis sieben Zoll Dicke. Sie werden nicht nur fest aneinander gefügt, sondern mit verschiedenen Klebstoffen luftdicht gekittet, so daß bei längerem Verbleiben der Leiche im Hause der Verwesungsgeruch nicht herausdringen kann. Die Särge hoher Personen sind mit rotem Anstrich versehen, während schwarze Lackierung für Mandarine geringeren Grades vorgeschrieben ist, dem Volke hingegen ist jede Lackierung untersagt. Große Summen werden für die Bereitung dieser letzten Wohnung des Leibes von den Chinesen verausgabt. Der niedrigste Preis ist 3—10 Dollar und steigt, je nach Material und Ausschmückung bis zu 500 und 1000 Dollar.

Innerhalb dreier Tage wird der Leichnam eingesargt. Die Angehörigen sind dabei zugegen und ihre Totenklage äußert sich bei dieser Gelegenheit am schmerzlichsten. Der Hauptleidtragende oder dessen Stellvertreter verrichtet bei Schließung des Sarges folgendes Gebet, von welchem eine Abschrift zur Information des Verstorbenen verbrannt wird.

„Am heutigen Tage, den — wage ich N. N. meinen verstorbenen Eltern anzuzeigen, daß ich ob des Hingangs des Fürsten des Hauses bitterlich weine. Ach, Sorgen haben sich über mich gehäuft, Elend hat meinen Vater betroffen. Plötzlich von einer Krankheit überfallen, ist er dahingerafft, und nimmer wird er von den neun Quellen (Hades) zurückkehren. Nun, indem ich ihn in den Sarg lege, empfängt er meine (die

mich treffen sollende) gerechte Bestrafung. O, mein Vater, mein Himmel! Wie kannst du solches ertragen! O Herzeleid, mein Jammer ist groß!"

Am Tage vor der Beerdigung findet eine wichtigere Ceremonie statt, welche die Anfertigung der Ahnentafel betrifft. Der Ursprung dieses Gegenstandes, von dem man behauptet hat, er sei ein chinesischer Fetisch, ist nicht genau zu ermitteln. Wenn es sich so verhält, wie die chinesischen Kommentare jene oben citierten Schu-king-Stelle erklären, so hat der Kaiser Tschi die Tafeln seiner Ahnen bei sich geführt, als er gegen den Fürsten von Hu im Jahre 2190 v. Chr. in den Krieg zog. Nach andern Traditionen verlegt man das erste Auftauchen der Ahnentafel in die letzte Hälfte der Tschau-Dynastie (1225—255 v. Chr.) oder in die frühere Han-Dynastie (206 v. Chr. — 25 n. Chr.). Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Ahnentafel dem Chinesen eines der größten, seit lange verehrten Heiligtümer. Das Täfelchen selbst besteht aus zwei schmalen aufrechten Holzstücken (meist Nußbaum). Das kleinere Stück ruht in einem viereckigen Sockel, das größere Stück ist innen hohl und wird auf das erstere Stück draufgestülpt, so daß es aussieht, als wäre es aus einem Stück gefertigt. Das Ganze soll nach der Zahl der 12 Monde 12 Zoll hoch sein, nach den 4 Jahreszeiten 4 Zoll breit, nach den 12 chinesischen Stunden 12 Linien dick, nach der Himmelswölbung oben rund, nach den 4 Weltgegenden unten viereckig sein. Die Frontflächen beider Hälften werden mit Zeichen beschrieben. Auf der Frontseite der inneren Hälfte verzeichnet man den Namen und Vornamen des Verstorbenen, seinen Geburts- und Sterbetag, ebenso alle seine Ehrenauszeichnungen, die er zu Lebzeiten besaß oder nach dem Tode noch zu hoffen hat. (Bekanntlich werden manchmal auf Verfügung des Kaisers mit dem in den Adelstand Erhobenen auch dessen Vorfahren in mehreren Gliedern geadelt). Die Inschrift endet mit den Worten: schen wei oder ling wei „Der Sitz oder Thron seines Geistes". Auf der äußeren Hälfte der Tafel schreibt man erst eine Bezugnahme auf die gegenwärtige Regierung, konstatiert unter Hinzufügung eines schmeichelhaften Namens, wer gestorben und schließt mit den Worten schen tschü, d. h. „Der Wohnort seines Geistes" oder „der Platz, an welchem der Geist seine Herrschaft ausübt". Diese Inschriften werden zunächst provisorisch hergestellt, indem man die oberen Punkte auf den beiden Zeichen tschü und wei wegläßt. Erst durch die unter gewissen Feierlichkeiten vollzogene Vervollständigung dieser Inschrift wird diese Tafel zur *Anbetung geweiht* und sozusagen belebt.

Die erste unvollständige Inschrift besorgt, wo möglich, ein Beamter oder ein Graduierter zweiten Ranges, wodurch diese gleichsam die kaiserliche Sanktion erhält; denn der Kaiser, welcher vom Himmel seine Bestimmung erhalten hat, ist auch imstande, würdige Menschen in den Stand der Gottheit zu erheben. Die Ahnentafel wird also durch den von Graduierten vollzogenen Akt gewissermaßen zur Gottheit erhoben. Zur Vervollständigung der Zuschrift aber wird ein möglichst hoher Mandarin und vier Mandarinen geringeren Grades geladen, die dem ersten assistieren. Man begiebt sich in eine offene Halle, wo auf einem Tische die Tafel ruht. Der erste Mandarin nimmt oben, die vier anderen je zwei zur Rechten und Linken Stellung. Nach einer gegenseitigen Verbeugung kommandiert der Ceremonienmeister: „ergreife den scharlachroten Pinsel," nachdem einer der Assistenten den Pinsel dem Höchsten unter ihnen gereicht, sagt der Ceremonienmeister: „möge es unserem erlauchten Gaste gefallen, sich nach Osten zu wenden, um den Odem des Lebens, scheng tschi, zu empfangen." Den Pinsel in der schreibfertigen Hand, wendet sich der Angeredete gen Osten, die Pinselspitze mit leichtem Hauch anblasend. Dann folgt das wichtige Kommando: „schreibe den roten Punkt." Der Mandarin macht eine tiefe Verbeugung gegen seine vier Assistenten, als wäre er unwürdig, diesen wichtigen Akt zu vollziehen und fügt den fehlenden Punkt hinzu. Die Konsekration der Tafel ist nun vollendet. Dieselbe wird dann von einem der Assistenten dem Hauptleidtragenden übergeben, welcher sie mit beiden Händen ehrfürchtig in Empfang nimmt, und auf einem kleinen Tisch neben dem Sarge placiert. Der amtierende Graduierte begiebt sich sodann mit seinen Genossen vor die Tafel und gießt in kniender Stellung eine Libation von drei Kelchen Wein aus. Nach dreimaligen tiefen Verbeugungen seitens der Graduierten vor der Tafel, wobei jedes Mal mit dem Kopfe der Boden berührt wird, ist ihre Aufgabe vollendet. Bei geringeren Leuten wird diese Ceremonie weniger umständlich verrichtet, doch beobachtet man stets eine gewisse Feierlichkeit, bei der ein Graduierter oder wenigstens ein angesehener Mann nicht fehlen darf. Beim Begräbnis wird die Ahnentafel in einem kleinen, mit herabwallenden Seidenstreifen geschmückten Pavillon zum Grabe hinausgetragen, abends vom ältesten Sohne wieder heimgeholt, findet sie im Hause Aufstellung, wo man täglich morgens und abends Opfer darbringt, hauptsächlich in Räucherungen und Verbeugungen bestehend. Nach Ablauf der Trauerzeit wird die Tafel in die Ahnenhalle gebracht, wo sie mit den Ahnentafeln der übrigen Stammesgenossen unter den üblichen Opfern und Libationen am 1., 3. und 15. des ersten Monats, ferner an den Festtagen tsching-ming, etwa am 6. April, an den Festtagen, die am 5. Tage des 5. Monats, den 15. des 7. Monats, den 15. des 8. Monats und am 15. des 10. Monats stattfinden, angebetet wird.

Den Riten gemäß soll die Leiche nicht vor 49 Tagen beerdigt werden. Doch hält man sie auch jahrelang eingesargt in- oder außerhalb des Hauses, bis ein glücklicher Begräbnisplatz ermittelt worden ist. Das Leichenbegängnis gestaltet sich oft zu einer pomp-

haften Prozession, bei der in bunter Reihe goldgeschmückte Pavillons mit Opfergegenständen, eine Musikerbande, Kinder mit Lampions und Fähnchen, Bannerträger, eine Priesterschar, Leidtragende ꝛc. miteinander abwechseln. Vorauf geht ein Mann, der ab und zu rundes Papiergeld auf die Straße streut, welches den Zweck hat, die umherschweifenden Bettelgeister zu beschwichtigen. Dazwischen erblickt man auch einen noch jüngeren Mann. Mit einem groben Hanfgewand bekleidet, in der Hand einen krummen Ast, geht er gebückt und von zwei Dienern unterstützt hinter dem Sarge her. Sein Haupthaar ist seit dem Tode des Vaters nicht rasiert, sein Gesicht nicht gewaschen, seine ganze Erscheinung verrät so tiefen Schmerz, als müßte er, gänzlich gebrochen, sogleich mit in die Grube gesenkt werden. So geziemt sichs einem kindlichen Sohne.

Am 2. November d. J. (1893) fand das Begräbnis des vor kurzem verstorbenen Prinzen Ji-jing in Peking statt. Es ist in dieser Verbindung vielleicht von einigem Interesse, aus dem Leichenzug einiges mitzuteilen.

„An der Spitze wurde ein großer, scharlachroter Schirm getragen, hinter ihm eine offene Sänfte, deren Ausschmückung die kaiserlich gelbe Farbe — eine Art orangengelb, hatte. Zu jeder Seite der Sänfte gingen eine Anzahl Bogenschützen und Fußsoldaten, mit ihren besonderen Waffen, dahinter etwa dreißig Knaben, welche die Hofgewänder, den Hut und den Halsschmuck des Prinzen trugen, so wie mehrere alte Kuriositäten, die derselbe sehr liebte, und die man wohl in seinen Sarg legen wird. Jedermann, alt und jung, trug weiße Trauerroben. Es folgte eine Musikkapelle, und dann ein prächtiger Seidenschirm, dessen Farbe kaisergelb war. Zunächst wurde das Pferd des Toten geführt, auf dem er zu Hofe ritt, darauf kam sein Wagen und seine verschlossene Sänfte ebenfalls orangengelb. Das Kaiserliche Edikt, welches infolge des Absterbens des Prinzen veröffentlicht war, wurde sodann in einer kiosk-ähnlichen Bahre von acht gelbgekleideten Männern getragen. Eine Menge von Personen, die scharlachrote Ehrenschirme mit krummen Stielen, Fächer, auf denen die Sonne, der Mond, Drachen, Phönixe gemalt waren, hielten, folgten; andere Männer hielten Schlachtäxte, Schwerter der verschiedensten Art, während wieder andere Scharfrichter und Häscher darstellten. Nun kamen etwa dreißig rote Holztafeln, auf denen die Titel und Posten, welche der Tote versehen hatte, aufgezählt waren, sämtlich in Gold geschrieben. Hinter diesen eine weißseidene Flagge von riesigem Umfange, das Banner des Prinzen. Ein paar Jagdhunde wurden zunächst im Zuge sichtbar, ferner Falken und acht Schimmel, sowie Kamele. Zahllose Flaggen, in allen Farben des Regenbogens schillernd und wunderschön gestickt, folgten darauf, sodann der Haupttrauernde, der Enkel des Verstorbenen, Prinz Pu-ji, in Hanfroben gekleidet und von einer Anzahl bewaffneter Leibwächter, die weiße Flaggen trugen, umgeben. Er marschierte, von zwei Personen unterstützt, langsam vor einer reichlich vergoldeten viereckigen Plattform, welche

die Seele des Toten leiten soll; vierzig Personen trugen die Plattform. Zuletzt kam das „goldene Kästchen", wie der Sarg von Mitgliedern der kaiserlichen Familie genannt wird, welches die irdischen Überreste des Prinzen enthielt. Er stand auf einer scharlachroten Plattform, mit kaiserlichem Gelb verziert und wurde von achtzig rotgekleideten Männern getragen. Der Sarg war teilweise mit Gelb ausgeschlagen, der Deckel mit orangegelbem Satin, wunderschön mit Gold und Seide bestickt" (s. Der ostasiatische Lloyd, 8. Jahrg. 1893, S. 158).

Diese Begräbnissitten betreffen wohlhabendere Leute und werden vom Sohne beim Tode der Eltern, namentlich des Vaters befolgt. Wenig oder nichts von diesen Ceremonien wird beim Tode von kleinen Kindern, unverheirateten Kindern, Konkubinen oder Sklaven beobachtet. Diese werden ohne Sang und Klang eingesargt und in die Gräber gesenkt. Die Armen werden häufig genug, in alte Matten und Lumpen gehüllt, irgendwo ins Feld geworfen. Die Stadtbehörde von Kanton verordnete im Jahre 1832, daß solche Leichen armer Familien auf Stadtkosten an einem bestimmten Orte begraben werden sollten. — Stirbt jemand fern von seiner Heimat, so placiert man die Eingesargten in öffentlichen Totenhäusern, welche für diesen Zweck errichtet sind. Für eine kleine Summe wird ab und zu von dem überwachenden Manne Rauchopfer dargebracht. Die Särge stehen dort oft Jahrzehnte hindurch. Während des englisch-chinesischen Krieges im Jahre 1841 wurde eins dieser lararia geöffnet, wo hunderte von Särgen aufeinander geschichtet waren; den aufgemachten Särgen entströmte ein kräftiges Aroma, während die Überreste der Leichen ganz trocken waren.

Während im Norden von China die Beerdigung in flachem Gelände stattfindet, wählt man im Süden ausschließlich Berge und Hügel zu diesem Zweck. Die Wahl des Begräbnisplatzes gehört mit zu den wesentlichen Vorbedingungen für die Wohlfahrt des Verstorbenen, wie der mit ihm verbundenen Lebenden, darum wird darauf ein so hoher Wert gelegt, der nur im Zusammenhang mit der ganzen Anschauungsweise der Chinesen über klimatische Einflüsse seine Erklärung findet.

„Woher kommt es doch," mögen sich die Chinesen seit alten Zeiten gefragt haben, „daß im Frühling das erstorbene Pflanzenleben wieder erwacht? Ist es nicht die Wirkung des milden Hauches, der von Süden her die ganze Natur mit neuem Leben durchdringt, und ist es nicht der vom Norden ausgehende kalte Todeshauch, der beim Beginn des Winters im Pflanzen- wie im Tierreich das Wachstum und die Zeugungskraft lähmt? Muß daher nicht der Süden der Sitz der guten, der Norden der der bösen Mächte sein? Und sollte der Mensch für denselben weniger empfänglich sein, als Pflanzen in ihren Gräbern ihn spüren? Stehen die

letzteren aber nicht mit den noch Lebenden in derselben Wechselwirkung wie die Zweige und Blätter eines Baumes mit seiner Wurzel? Werden sie nicht, wenn sie in ihren Gräbern den Geist der Belebung spüren, der sich gleich einer Luftschicht sanft von Süden her bewegt, denselben ihren Angehörigen mitteilen, wie die Blätter und Zweige die empfangene Nahrung auch wieder der noch neue Sprossen treibenden Wurzel zuführen? Und werden nicht umgekehrt die Lebenden es mit zu empfinden bekommen, wenn ihre Abgeschiedenen dem ertötenden Pesthauch von Norden her ausgesetzt sind? Wird nun im ersten Falle nicht die Familie grünen und blühen, im anderen Fall dagegen erstarren und absterben?"

Auf alle diese Fragen weiß der Professor des feng-schui (wörtlich Wind und Wasser, einer Art Geomantie) befriedigende Auskunft zu erteilen; mit Kennerblick kann er alle Vor- und Nachteile des zu bestimmenden Platzes bald herausfinden. Oft indes, wenn es im Interesse des feng-schui-Lehrers liegt, auf Kosten seines vermöglichen Brotherrn zu leben, zieht sich dies Geschäft auch Wochen oder Monate hindurch in die Länge. Ist die Wahl des Platzes glücklich getroffen und sind die Gebeine des Toten endlich zur Ruhe gebracht, so kann es vorkommen, daß ein anderer Fengschuilehrer erklärt, man habe in der Wahl dieses Platzes einen entschiedenen Mißgriff gethan, das bißchen feng-schui werde in kurzer Zeit aufgebraucht sein. Voll Ärger über die Dummheit seines früheren Ratgebers, giebt der betrogene Besitzer seinen Platz auf und beauftragt seinen neuen Vertrauensmann einen besseren ausfindig zu machen. Vor allen Dingen muß der Platz am Abhange des Berges liegen mit der Front nach Süden, wenn möglich mit einer Aussicht aufs Wasser. Das Grab selbst hat eine umfangreiche, rundliche Form, die mit dem griechischen Buchstaben Ω einige Ähnlichkeit hat. Die Maurerarbeit ist oft sehr hübsch ausgeführt. Zu beiden Seiten des Grabes errichtet man Steine, häufig in Gestalt eines Sessels mit der Inschrift ze' = Wohnung des Verstorbenen resp. von dessen Seele, denn man glaubt, der Mensch habe drei Seelen; beim Tode gehe die eine in den Hades, die zweite bleibt bei der Ahnentafel, während die dritte ihre Residenz beim Grabe aufschlägt. Grabmonumente zu errichten ist hier im Süden Chinas nicht üblich, doch giebt es in Kanton Gräber, an deren Frontseiten rechts und links große steinerne Löwen davorlagern, gleichsam als Wächter. Bekannt sind die männlichen Kolossal-Figuren, die als Wächter an den Gräbern der Ming-Dynastie stehen. — Die Gebeine bleiben nicht für immer in dem Grabe, denn nach einigen Jahren wird das Grab wieder geöffnet, die Knochen — oder vielmehr das „Gold", wie sie die Chinesen nennen, werden sorgfältig gesäubert und

in einen irdenen Topf, „Goldurne," gelegt, die man am Grabe selbst oder auch an einem andern Orte fest verschlossen hinstellt.

Ist auch alles, was mit der irdischen Hülle des Verstorbenen zusammenhängt, geschehen, so gilt es doch noch, mancherlei zu thun, um der Seele zur Ruhe zu verhelfen. Zwischen dem 9. und 18. Tage nach dem Tode kehrt der Geist in seine alte Wohnung zurück, und mit ihm kommt eine Schar rachsüchtiger, beutelustiger Geister. Um sich vor Schaden zu schützen, bestellt die Familie die Taoistenpriester, deren Götter das Reich der Finsternis regieren, damit sie durch eine Reihe von Ceremonien die Geister bannen. Alle Freunde des Verstorbenen werden geladen.

Mit Trauerabzeichen — blauen Schuhen oder blauem Band im Zopf — versehen, versammelt man sich in der Familienhalle, die für diesen Zweck mit gestickten Vorhängen, verschiedenen Zeichnungen und sinnbildlichen Darstellungen von der Macht der Behörden der Schattenwelt geschmückt ist. Die Ahnentafel des erwarteten Gastes wird als die Ursache seines Besuches auf einem Tische in die Mitte der dekorierten Halle gebracht. Die ganze Familie bekennt hier unter tiefen Verbeugungen ihre Versäumnisse, während die Priester, in Prunkgewänder gehüllt, nach dem Takt einer kleinen Schelle, die der Ceremonienmeister erklingen läßt, singend und allerlei Verbeugungen machend, umherwandeln. Die Ceremonien dauern ein bis zwei Tage. Ehe die Gäste eingeladen werden, Erfrischungen zu sich zu nehmen, hat man in einem leeren Zimmer den Geistern schon eine mit Speisen reich beladene Tafel gedeckt. Der Ceremonienmeister ist in dasselbe eingetreten und hat unter Beschwörungen und Winken mit dem Kommandostab den Geistern befohlen, jetzt zu sich zu nehmen, was für sie bereitet sei, und sich dann ruhig zu verhalten. Am Schluß der ganzen Festlichkeit betritt er jenes Zimmer wieder, durchschneidet unter allerlei Zaubersprüchen die Luft nach den vier Himmelsgegenden hin mit seinem Schwerte und gebietet durch einen zweiten Wink seines Kommandostabes den Geistern sich zu entfernen. Erschreckt durch den Anblick des blitzenden Schwertes und der Amtsinsignien der Regierung der Schattenwelt, sowie durch den Schall der Gongs und Knall der abgefeuerten Schwärmer ziehen sich die Geister gehorsam in ihre Behausung zurück. Die Familie bezahlt nun den Priestern die Rechnung und glaubt ihnen aufs Wort, daß sie nunmehr nichts zu befürchten haben. Allein das hindert nicht, daß dieselben Priester nach einiger Zeit wiederkommen, erklärend, der Geist des Verstorbenen sei inzwischen durch irgend welche Verschuldung im Gefängnisse, ihn aus dieser jammervollen Lage frei zu machen, sei heilige Pflicht der Anverwandten. Messen werden gelesen und mit schwerem Gelde bezahlt. Die verschmitzten Priester ersinnen indessen immer neue Anschläge, um die erschreckte Familie zu ängstigen durch irgend welches unvorhergesehene Hindernis in der Geisterwelt. Verhandlungen, um welchen Preis der etwa Eingekerkerte frei zu haben ist, finden statt, und es kommt vor, daß die Familie *all ihre* Schmuck- und Wertsachen in Geld umsetzt, um nur der

armen Seele zur Ruhe und Freiheit zu verhelfen. Die Priester treiben ihr betrügerisches Spiel so lange, bis sie sich überzeugt haben, es ist kein Geld mehr herauszuschlagen. Der Gefangene ist dann plötzlich frei, aber die arme Familie ist je nachdem vielleicht um 2—3000 Dollar ärmer geworden (reiche Leute verausgaben bei solchen Gelegenheiten oft bis 10000 Dollar, s. Williams, The middle kingdom II, 249).

Diese Festlichkeit, kung-fu' genannt, kann indes wiederholt werden, so oft die Priester zur Zeit schwerer Krankheit oder sonstiger Unglücksfälle die Notwendigkeit desselben zu begründen wissen. Denn der Verstorbene ist durch das Eingreifen der Priester nicht für immer aller Drangsal enthoben, sondern nur zeitweilig aus augenblicklicher Gefahr befreit. Eine Freistadt für die Geister in einem glückseligen Zustande, einen Himmel kennt der Chinese nicht, Teufel und Dämonen, die kein Erbarmen kennen, regieren unumschränkt in der jenseitigen Welt. Die Geister der Gefangenen müssen, wie die diesseitigen Gefangenen des chinesischen Reiches von ihren Freunden erhalten werden. Darauf ist die Notwendigkeit des Ahnendienstes begründet. Von diesem Standpunkt kann man es verstehen, wie es den Chinesen darauf ankommt, Nachkommenschaft zu haben, namentlich Söhne. Nach Confucius hat der Sohn seinen Eltern nach den Anstandsregeln zu dienen, nach dem Tode sie anstandsgemäß zu beerdigen, vor allem aber ihnen nach den Anstandsregeln zu opfern. Drei Jahre lang soll er nicht in die Ferne ziehen, drei Jahre lang nicht den Weg (Methode) seines Vaters ändern. Der König Wan, der dies befolgt, wird darum vom Confucius selig gepriesen. Für Nachkommenschaft zu sorgen — das ist die Konsequenz dieser Anschauung — erscheint als das wichtigste Geschäft eines Sohnes, sei es auch auf dem Wege der Polygamie, die übrigens Mencius sanktioniert, und gegen welche Konfucius, selbst der Sohn eines Nebenweibes, nichts einzuwenden hat. Nun denke man sich abermals, was es für einen chinesischen Vater bedeutet, wenn sein Sohn den Entschluß faßt, Christ zu werden!

Die Sorge für die Verstorbenen gestaltet sich alljährlich für die Bewohner von ganz China zu einem wichtigen Feste, genannt Tsching-ming, welches mit dem 105. oder 106. Tage nach der Wintersonnenwende, also etwa am 6. April, beginnt und beliebig innerhalb dreißig Tagen nach dem angegebenen Datum stattfinden kann. Früh am Morgen kann man die Familien, Männer, Weiber, Kinder in hellen Haufen zu den Hügeln hinauspilgern sehen, um das päi schān oder päi fan, Gräberanbeten, zu verrichten.

Die Teilnehmer tragen auf großen Tabletts oder Körben hübsch arrangiert die Opfergaben: Schweinefleisch, Huhn, Fisch, Früchte, Backwerk

und Wein, dazu eine Quantität Räucherstäbchen, Schwärmer, Gold- und Silberpapier, endlich auch eine Hacke und einen Besen, letztere werden zum Säubern des Grabes gebraucht. Nebst dem opfert man wohl auch eine papierne Kiste mit Schloß und Riegel, eine papierne Sänfte für diejenigen, welche zu Lebzeiten sich einer Sänfte zu bedienen pflegten, ein papiernes Haus und ein Pferd für einen Ritter, Schreibmaterial für Litteraten, ein Papierboot für Schiffer rc. Ist die Grabstätte gesäubert, so breitet man die Opfergegenstände aus. Während das Feuer die brennbaren Opfergaben verzehrt, gießt man den Branntwein in die Flammen. Der Ceremonienmeister kniet dann nieder und neigt sein Haupt ehrfurchtsvoll neunmal zur Erde, sämtliche Familienglieder folgen seinem Beispiel. Zum Zeichen, daß die Anbetung anstandsgemäß geschehen ist, errichtet man am Grabe lange Bambusstangen mit zwei oder drei Fuß langen roten und weißen Papierstreifen. Während der Abfeuerung der Schwärmer verrichtet der Älteste ein Gebet nach folgendem Muster:

„Tau-kwang, 12. Jahr, 3. Monat, 1. Tag. Ich, Liu Kwang, der zweite Sohn der dritten Generation, wage vor dem Grabe meines Ahnen Liu-Kung zu erscheinen. Der Lauf der Zeiten hat uns aufs neue in die Frühlingszeit versetzt. Gefühle der Verehrung hegend schaue ich nach dem Grabe, um es vom Staube zu säubern. Mich niederwerfend flehe ich, du wollest mit deiner Gegenwart erscheinen und gewähren, daß deine Nachkommenschaft grüne und blühe. Zu dieser Zeit der belebenden Regenschauer und der sanften Winde wünsche ich dem Ursprung meines Daseins Vergeltung zu bringen und mich der Gefühle der Ergebenheit zu befleißigen. Wollest uns immerdar deinen sichern Schutz angedeihen lassen. Ich setze mein Vertrauen auf deinen göttlichen Geist. Mit Ehrfurcht bringe ich dies fünffache Opfer, ein Schwein, ein Huhn, eine Ente, eine Gans und einen Fisch; auch opfere ich fünf Platten mit Früchten und Libationen spirituoser Getränke, inständig bittend, du wollest herniederkommen, es anzuschauen. Mit allerhöchstem Respekt wird diese Ankündigung in die Höhe überreicht.“ Häufig begnügt man sich, ohne zu beten, mit der Abhaltung der üblichen Ceremonien. Alles Eßbare, an dessen Duft sich die Ahnen sattsam geweidet, wird sorgsam zusammengenommen, nach Hause gebracht und von der Familie in heiterer Stimmung genossen, wobei jedoch, wie man zur Ehre und Lob der Chinesen hervorheben muß, alles ohne jeden Rumor ehrsam, friedlich und ordentlich zugeht. Dieses Totenfest wird von jeder Familie gefeiert, mag sie noch so arm sein, nur in betreff der Menge und des Wertes der Opfer findet ein Unterschied statt. Jeder, der es ermöglichen kann, kehrt aus der Ferne, nicht selten hundert Meilen weit, bei dieser Gelegenheit in die Heimat zurück. Eine gewisse Heiterkeit und gehobene, festliche Stimmung bemächtigt sich der Gemüter gelegentlich dieser Wiedervereinigung der lieben Angehörigen, und die Jugend denkt an dieses Fest mit ähnlichen Empfindungen, wie die Kinder in Deutschland an das liebe Weihnachtsfest.

Ebenso nimmt groß und klein an allen den im Zusammenhang mit der Ahnenverehrung stehenden Prozessionen, welche in allen größeren Städten jährlich dreimal, nämlich im April, am 15. des

7. Monats und am 1. des 10. Monats stattfinden, lebhaften Anteil. Es ist schon hervorgehoben, daß man nicht nur für seine eignen Hingeschiedenen zu sorgen hat, sondern daß es auch gilt, sich der in Armut und ohne Nachkommenschaft Verstorbenen anzunehmen, wenn man nicht von ihnen belästigt und geschädigt werden will. Hiezu veranstaltet man festliche Aufzüge mit großem Schaugepränge durch alle Straßen der Stadt. Diese „Erhalter des öffentlichen Friedens" sind ein genaues Abbild von dem Umzug eines hohen Mandarinen.

Voraus zieht das Corps der Trommler, der Ausrufer, der Liktoren, der Träger der Amtsinsignien und der berittenen Couriere, dann eine Menge mit Goldflitter geschmückter Sänften, in welchen als Staffage geschminkte Frauenzimmer und kleine Mädchen drin sitzen; in dem letzten von acht keuchenden Männern getragenen Tragstuhl sitzt der gefeierte Götze. Bei seinem Anblick verneigen sich die zu beiden Seiten der Straße postierten Leute, mit den Händen das Zeichen der Anbetung machend, während jeder Hausbesitzer vor der Thüre ein Quantum Papiergeld anzündet. Hinter dem Schutzpatron folgt eine berittene Leibgarde und eine Menge von Lastträgern, die ihre langen Bambusstangen wie ein geschultertes Gewehr tragen. Häufig schließt sich dem Zuge eine Schar von Büßern an, Weiber mit aufgelöstem Haar, Männer mit Handschellen und Halsketten, meist Leute, die von irgend einem Übel betroffen sind, das sie als Strafe ihrer Vergehungen gegen ihre Vorfahren betrachten und hiermit ihre Reue öffentlich zum Ausdruck bringen wollen. In den folgenden Nächten zieht eine Deputation der Priester ebenfalls unter allerlei pomphaftem Gepränge, großen Laternen, gewaltiger Gongs, Feuerfackeln, die auf großen Dreifüßen angezündet, von einigen Männern an einer langen Bambusstange getragen werden, durch alle Straßen der Stadt und ihrer Nachbarschaft. An jeder Kreuzstraße, jedem Weg und Fußpfad, jeder Allee und Brücke, an den Ufern der Flüsse und der Kanäle wird zum Besten der umherirrenden Bettelgeister Papiergeld verbrannt. Diese Totenfeste sollen von dem Begründer der Ming-Dynastie eingesetzt worden sein, der seiner Eltern Leichnam verloren hatte. Ob nun aus Kummer, für sie nichts thun zu können oder aus Furcht vor den Folgen einer solchen Vernachlässigung, genug, er setzte die Feste ein, welche heute in dem Volksbewußtsein einfach als ein Akt öffentlicher Mildthätigkeit gegen die Unversorgten und Verwahrlosten unter den Toten angesehen werden. Der verstorbene Dr. Yates hat eine Berechnung der mit der Ahnenverehrung verbundenen Ausgaben aufgestellt; der zufolge werden in den 18 Provinzen Chinas jährlich an diesen drei öffentlichen Festen ca. 31 752 000 Dollar aufgebracht. Dazu kommt noch die von jeder Familie jährlich auf die Anbetung ihrer eigenen Vorfahren verwendete Summe, die durchschnittlich auf 1,50 Dollar geschätzt wird. Dies macht bei einer Bevölkerung von 400 Millionen Seelen, die Familie zu fünf Personen gerechnet, 120 000 000 Dollar. Alles zusammen ergäbe die Summe von 151 752 000 Dollar oder 607 008 000 Mk.

(Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

Ost-Afrika.

Von D. F. M. Zahn.

Ende des letzten Jahres waren fünfzig Jahre verflossen, seit der erste evangelische Missionar Ost-Afrika betreten hat. Die erste Hälfte dieses halben Jahrhunderts ist aber keine Zeit fröhlichen Fortschritts gewesen. Dr. Krapf war ein zu unruhiger Geist, als daß er selbst auf dem Posten, den er in Mombasa besetzt hatte, ausgeharrt oder auch nur, daß er seinen Einfluß aufgewandt hätte, den einsamen Arbeitern dort, insbesondere Rebmann, kräftige Unterstützung zu verschaffen. Es blieb ein einsamer und vernachlässigter Posten der Englischen Kirchlichen Missions-Gesellschaft auf der Insel Mombasa und auf dem Festlande in Rabai. Erst im Jahre 1860 gesellte sich eine zweite christliche Mission der ersten ostafrikanischen bei; es war die französische Gesellschaft vom Heiligen Geiste und dem Herzen Mariä, die in diesem Jahre auf Sansibar einsetzte und noch während dieses ersten Vierteljahrhunderts, 1868, aufs Festland hinüberging und das vielgenannte Bagamoyo gründete. Ihr folgte die protestantische Universitäten-Mission; sie hat 1861 ihren ersten Versuch am Shire gemacht, sich 1864 nach Sansibar zurückgezogen und ging im letzten Jahr dieses Zeitraums, 1869, wieder auf das Festland über. Nennen wir noch die Mission der vereinigten Methodisten-Freikirchen, welche im Jahre 1862 in der Nähe der Englischen Kirchlichen Missions-Gesellschaft begann, so sind die wenigen Missionsversuche des ersten Vierteljahrhunderts alle aufgezählt.

So spärlich in jener Zeit das ostafrikanische Arbeitsfeld mit Arbeitern versehen war, so reichlich sind sie in dem zweiten Vierteljahrhundert ihm zugeströmt. Es giebt kein Gebiet der Heidenwelt, zu welchem in den letzten Jahrzehnten die Missions-Gesellschaften und Missionare sich gedrängt haben, wie zu diesem. Eine kurze, vielleicht nicht einmal lückenlose, chronologische Tabelle wird das zeigen. **1874**: die Englische Kirchliche Missions-Gesellschaft gründet Freretown; **1875**: die Englische Kirchliche Missions-Gesellschaft geht nach Uganda, die Kirche von Schottland und die schottische Freikirche gehen an den Shire und den Nyasa; **1876**: die Londoner Missions-Gesellschaft geht nach dem Tanganjika; **1878**: die Missionare von Algier (Kardinal Lavigerie) gehen nach Uganda, dem Tanganjika und dem Kongo; **1886**: Gründung der bayrischen Gesellschaft und von Berlin III für Ost-Afrika; Neukirchen tritt am Tana ein; **1887**: die deutschen Benediktiner gehen nach Dar es Salaam; **1891**: die Brüdergemeine und Berlin I beginnen im Norden und Nordosten des Nyasa. **1892**: die holländisch-reformierte Kirche; New Lovedale. **1893**: Leipzig übernimmt und erweitert die bayrische Mission; die skandinavisch-amerikanischen Freimissionare erscheinen am Tana; Sambesi-Industrial-Mission des Baptisten Booth.

Diese Zahlen zeigen, daß dem vernachlässigten Ost-Afrika auf einmal viele zur Hilfe geeilt sind. Wollte man die Arbeitsstätten, welche gegründet sind, alle besuchen, so würde man allerdings noch weite Strecken

durchwandern, in welchen keine zu finden, aber man müßte doch von dem indischen Meer bis zum innerafrikanischen See Tanganjika und noch weiter bis zum Moero, und vom Sambesi im Süden bis zum Nil im Norden reisen, um sie alle kennen zu lernen. Und es würde dem Reisenden gewiß eine Freude sein, so verschiedenartige Menschen in eifriger Arbeit zu finden, mit sehr weit auseinandergehenden Gedanken über die rechte Missionsmethode, mit sehr ungleichem Verständnis von dem, was das Christentum meint, das sie bringen, und doch alle überzeugt, daß dieses arg geplagte Stück Erde Frieden nur finden kann, wenn der Fürst des Friedens dort zur Herrschaft kommt, und alle mit Einsetzung ihres Lebens darauf bedacht, ihm die Wege zu bahnen. In dies Urteil darf man auch die römisch-katholischen Missionare einschließen. Dagegen gilt es von ihnen nicht, was erfreulicherweise von den protestantischen gilt, daß sie in Frieden und Eintracht mit den andern arbeiten, eine Partei die andere nach Möglichkeit unterstützend. Verschiedenheiten sind auch bei den Protestanten vorhanden und groß genug, um nicht verborgen bleiben zu können. Z. B. sind unter den deutschen Missionen die Bayern und jetzt die Leipziger in ihrem Gewissen gebunden, die lutherische Sonderlehre auch in der Heidenwelt geltend zu machen. Es ist nur sehr dankenswert, daß diese evang.-lutherischen Missionare trotzdem in anerkannt freundlichem, brüderlichem Verhältnis zu den in manchem Lehrpunkt andersdenkenden englischen Missionaren stehen. Unter diesen unterscheiden sich von den anderen wohl am meisten die von der Universitäten-Mission. Es ist interessant, zu bemerken, daß auch diese, wenn ein evangelischer Christ von einer anderen Mission zu ihnen kommt, sich nicht begnügen, zu fragen, ob er aufrichtigen Herzens an dem Heiland festhält, sondern ihn auf die Lehrunterschiede aufmerksam machen. Von Magila wird berichtet, daß dort „einer unserer früheren Knaben, der unterdessen für die deutschen Missionare in Mlalo (die lutherischen Missionare von Berlin III) gearbeitet hatte und von ihnen getauft war, da er zurückzukehren wünschte, aufgenommen wurde unter den üblichen Versprechungen. Jetzt ist es noch schwierig für sie, diese Sachen zu verstehen, aber alle s e h e n, daß ein Unterschied da ist" (Report of the Universities Mission für 1893). Das Wort Sehen ist im Bericht gesperrt; die Universitäten-Mission ist nämlich, wovon später noch die Rede sein muß, der Meinung, daß man den Heiden das Evangelium mehr zu s e h e n als zu h ö r e n geben sollte. Aber diese sogar sichtbaren Differenzen halten sie doch nicht ab, nach Möglichkeit mit den anderen Missionen Freundschaft zu pflegen. Nicht nur mit den Missionaren der Englischen Kirchlichen Missions-Gesellschaft, die zwar derselben anglikanischen Kirche angehören, aber dogmatisch von ihnen wohl weiter entfernt sind, als von den Methodisten und den deutschen Missionen. Auch mit diesen begegnen sie sich freundlich und was besonders auffallend ist, mit den schottischen Missionaren, deren Vorfahren sich wohl aufs höchste empört haben würden, wenn sie die kirchlichen Gebräuche dieser Universitäten-Mission gesehen hätten. Ihre Nachkommen dagegen reden mit der höchsten Achtung von diesen ritualistischen Männern, und diese erwidern das. Die Schotten sagen: „Von niemanden sind wir mit so herzlicher Freundschaft behandelt worden und mit so rückhaltloser Anerkennung unserer Arbeiten, und so edlem Schweigen und solcher

Duldsamkeit in Bezug auf Lehrpunkte, in welchen das Gewissen ihnen gebietet, anders zu denken als wir, als von unseren Brüdern in der Universitäten-Mission. Wenn der König selbst befiehlt und Freiheit giebt, dann wird die Anerkennung der großen Einigkeit kommen" (Central-Afrika 1895, S. 30). Es ist allerdings wohl richtig, daneben zu setzen, daß die Missionare von Blantyre selbst in ihrer Heimat sich haben rechtfertigen müssen, ob nicht in ihre schöne Kirche auf dem Shire-Hochland ritualistischer Sauerteig eingedrungen sei (Church of Scotland Record 1894, S. 458). Die Universitäten-Mission scheint aber in der That, soweit sie kann, die Gemeinsamkeit zu berücksichtigen. Ihre Druckerei auf Sansibar muß auch andere Missionen mit Büchern versehen, und die im Juli 1893 dort versammelte Synode beschloß, daß alle von der Universitäten-Mission veröffentlichten Bücher und Übersetzungen zwar die eigenen positiven Glaubenssätze lehren, aber dabei so gehalten werden sollten, daß sie von anderen Christen, welche an dem Apostolikum, dem Nicenum und dem Athanasianum halten, „ohne Anstoß gelesen" werden könnten (Rep. 1893, S. 19).

Man sieht, diese Rücksicht umfaßt auch die Römisch-Katholischen und wird man den Missionaren der Universitäten-Mission nicht unrecht thun, wenn man annimmt, daß sie weiter mit den Römischen gehen, als dies anderen Protestanten möglich ist. Aber auch den anderen evangelischen Missionen kann man das Zeugnis geben, daß sie in keiner Weise den Kampf mit den Missionaren der römisch-katholischen Kirche provociert haben. Es ist ganz und gar die Schuld der Römischen, daß auf dem ostafrikanischen Kampfplatz ein für die gesamte christliche Mission nicht ehrenvoller Kampf entbrannt ist. Schon die römisch-katholische Mission an der Küste ist später als die evangelische in Ost-Afrika erschienen, aber sie hatte sich einigermaßen verständigt, nicht mutwillig in das fremde Arbeitsgebiet einzudringen. Die Mission des Kardinal Lavigerie dagegen ist aus feindlichem Sinne entstanden. Er wollte den protestantischen Boten, wie er sagte, „zuvor kommen". „Es schien," so schrieb er, „nicht weniger augenscheinlich, daß die Protestanten, welche den Anfang bereits gemacht hatten, es versuchen würden, sich in diesen Gegenden (d. h. Inner-Ost-Afrika) niederzulassen. Die Zeitschriften der Bibel-Gesellschaften von London und New York (sic!) verkündeten schon einen ganzen Eroberungsplan und versprachen Hilfsgelder, welche jährlich über 5 Millionen betragen (sic!), mithin ebensoviel für eine Mission, als das Werk der Glaubensverbreitung für die ganze Welt zu verwenden hat" (Jahrbücher d. V. d. G. 1881, II, S. 25 u. 29). Dazu kamen noch politische Umtriebe, man wollte Uganda den Franzosen und später unter dem Beifall einiger Deutschen, die ihres Glaubens vergaßen, für Deutschland gewinnen. So ist es zu jenen traurigen, blutigen Kämpfen am Viktoria gekommen, deren Geschichte genügend in dieser Zeitschrift berücksichtigt ist. Unsere Rundschau braucht nur einige neuere Nachrichten nachzutragen.

Für ehrliche Leute stand es schon fest, daß der verleumdete Kapitän Lugard, mochte er auch in einzelnen Maßnahmen fehl gegriffen haben, den Katholiken Ugandas nicht das Unrecht gethan habe, das die Römischen ihm schuld gaben. Aber man mußte wünschen, daß dies auch nach der Unter-

suchung, welche die britische Regierung vornahm, officiell festgestellt und öffentlich erklärt würde. Auf diese Genugthuung scheint man verzichten zu müssen. Bekanntlich hat dieselbe das Protektorat über Uganda erklärt und endlich auch die Imperial East African Company abgefunden. Bei den Verhandlungen hierüber im Unterhaus ging die ministerielle Antwort dahin, daß diese Entschädigung, über welche mit Frankreich verhandelt werde, nicht bezahlt werde für erlittenes Unrecht, sondern aus Höflichkeit zum Ersatz für durch den Krieg veranlaßte Verluste. Man kann im Interesse der Gerechtigkeit bedauern, daß dem Kapitän Lugard keine deutliche völlige Rechtfertigung zuteil geworden ist. Man darf aber diese ministerielle Aufklärung nicht vergessen, damit nicht später römische Geschichtsschreibung die große Güte der britischen Regierung als einen Beweis für das Unrecht der Protestanten verwertet.

Eine zweite Notiz betrifft den unglücklichen König von Uganda, um den Protestanten und Katholiken kämpfen. Der Kampf würde wohl schon entschieden sein, wenn nicht in diesem armen Manne selbst ein schwaches Verlangen nach Wahrheit mit den mächtigen Lastern kämpfte, denen er ergeben ist. Zuweilen giebt Mwanga sich den protestantischen Missionaren hin; gewöhnlich scheint er einen Liebling zu haben, so letzthin den Missionar Roscoe, der ihn oft besuchte und unterrichtete. Als dieser dann aber erklärt, daß er nicht mehr länger in den Palast kommen dürfe, da dies als eine Billigung der königlichen Laster, unter welchen Hanfrauchen das geringste ist, gedeutet werde —, so neigt der König sich den Römischen zu, von denen er mit Recht oder Unrecht annimmt, sie würden ihn nicht inkommodieren und zugeben, daß er nach einem lasterhaften Leben noch vor dem Sterben die Taufe empfange. Die Nachricht, daß er Katholik geworden, hat darum weder viel Trauer noch viel Freude bereitet, da die Protestanten an ihm nicht viel zu verlieren und die Römischen nicht viel zu gewinnen glauben. Ganz ohne Bedeutung wird aber doch die religiöse Stellung des Mannes nicht sein, der auch unter dem britischen Protektorat König bleibt. Wir wissen darum nicht, wieviel das Telegramm der „Times“ aus Sansibar vom 24. Juni bedeutet: „Mwanga has had his son baptized into the Roman Catholic Church.“ Der Ausdruck „in die Kirche taufen“ ist bezeichnend. Sollte dieser Königssohn auch der zukünftige Herrscher von Uganda sein, so wird doch das britische Regiment dafür sorgen, daß die römische Propaganda keine unbillige Begünstigung durch ihn erfährt.

Bekanntlich hat Kapitän Lugard nach den Unruhen das Land geteilt zwischen Protestanten und Römischen, so daß jeder Partei gleichsam ihre Interessensphäre angewiesen wurde. Diese Teilung ist dann aber von dem britischen Kommissar, Sir G. Portal, wieder zu Gunsten der Katholiken, die behaupteten, zu kurz gekommen zu sein, geändert worden. Aber schon sehr bald hat sich herausgestellt, daß dieser Plan einer geographischen Scheidung religiöser Parteien unmöglich ist. Wenigstens muß man dann das Recht des Herrschers, den Glauben zu bestimmen, anerkennen und die Religionsfreiheit, die trotz der Teilung in Uganda gelten sollte, fahren *lassen. Es geschah*, daß Protestanten Katholiken und Katholiken *Protestanten wurden* aus politischen Gründen, d. h. weil es vorteilhafter war,

die Religion anzunehmen, die der Häuptling hatte. Das ist das alte: cujus regio, ejus religio (Ch. M. Int. 1895, S. 120. 124 u. ö.). Aber es kam auch vor, daß der oberste Machthaber den Glauben nicht wollte, den die Staatsweisheit ihm zugeschrieben hatte, nicht für sich und nicht für sein Volk. So war Koki den Römischen zugesprochen, der König aber, Kamswaya, will Protestant sein und hat sich bei einem Besuch in der Hauptstadt vier protestantische Lehrer mitgenommen, die sein Volk lehren sollen (Int. 1895, S. 37). Ein solcher Plan ist nur ausführbar, wenn man die Gewissen zwingen will, sich nach politischen Gründen zu entscheiden.

Wir haben darum auch mit großem Bedenken gelesen, daß die Leipziger sich am Kilimandscharo auf eine solche Teilung zwischen ihnen und den Römischen eingelassen haben. Sie haben es aus übertriebener Rücksicht gethan, weil die Römischen schon dort waren, als die Leipziger kamen. Aber die Leipziger kamen als Erben der Englischen Kirchlichen Mission, und da die Römischen dieser ins Gebiet gefallen sind, so verdienten sie keine Rücksicht. Auch hier sind sie Eindringlinge. Es scheint aber solche Vereinbarung um so bedenklicher, wenn sie durch die Vermittlung, oder wie in Uganda, auf das Diktat der weltlichen Obrigkeit geschieht.

In Uganda ist übrigens schon wieder das Bild verändert. Die französischen Missionare verlassen das Land, damit einen neuen Beweis liefernd, daß sie nicht der Mission allein dienten, sondern ebenso sehr Frankreich. An ihre Stelle treten englische Priester, der Bischof Hanlon von Manchester, früher Missionar in Indien, wird mit einer Schar Engländer Herrn Hirth mit seinen Missionaren ablösen. Der neue Bischof hat den Obersten Colville, welcher von Uganda zurückgekehrt ist, besucht und von ihm erfahren, daß die Grenzlinie, die Sir G. Portal gezogen, wieder durch eine neugezogene aufgehoben ist. Ich verstehe die neue Demarkationslinie um so weniger, als gesagt wird, daß beide Hälften den Unternehmungen beider Missionen frei geöffnet seien und daß überall Religionsfreiheit herrschen solle. Vermutlich will das sagen, daß die Grenzlinie nur noch eine Grenze zwischen den beiden politischen Parteien sein soll, denen der Name Protestanten und Römische beigelegt ist. Hoffentlich schwindet auch diese Benennung, denn wenigstens für Protestanten ist es keine Ehre, wenn sich politische Parteien protestantisch nennen (Int. 1895, S. 542).

Warum dieser freundliche und feindliche Wettbewerb um Ost-Afrika? Was hat alle diese Männer und Frauen, die gewiß nicht ohne Gebet ihren Weg gehen, in dem letzten Vierteljahrhundert auf diesen Arbeitsplatz getrieben? Wir evangelischen Christen glauben, daß, obwohl keine irdische Hand diesen Haufen leitet, doch ein weises, seines Zieles gewisses Regiment über ihnen waltet und daß man hintenach erkennen wird, auch hier sei nichts verkehrt gemacht. Allein der Glaube an eine göttliche Regierung der Welt und der Kirche und die gebührende Hochachtung vor so vieler offenbar werdender Frömmigkeit schließen die Kritik nicht aus, und man darf fragen, ob die Bewegung gesund und verständig ist, die so viele, einige unter ihnen, indem sie andere ihnen gewordene Aufgaben vernachlässigten, nach dem Osten des dunklen Erdteils treibt.

Zunächst ist zu bemerken, daß sich der Andrang nicht dadurch rechtfertigen läßt, daß hier eine besonders große Anzahl von Heiden zu finden wäre. Der Erdteil Afrika wimmelt nicht von Menschen, wie China. Wir sind freilich bei diesen Ländern auf Schätzung angewiesen und die ist sehr unsicher. Der Anschlag für Afrika geht von 127 Millionen (Ravenstein) bis zu 200 (Johnston u. a.). (Siehe Prof. Keane im Int. 1894, S. 720.) Selbst die größte Summe giebt nur 6,3 Bewohner für den qkm, während in Europa 37,8 auf derselben Fläche leben. Von dieser afrikanischen Bevölkerung lebt aber nur ein verhältnismäßig kleiner Teil im Osten. In der Zeit der Begeisterung hatte Stanley Uganda auf 181147 qkm geschätzt mit einer Bevölkerung von 2770000 (A. M.-Z. 1881, S. 404). Das wäre 5,5 auf den qkm, also weniger als der afrikanische Bevölkerungsdurchschnitt. Später ist Ugandas Bevölkerung nur auf 1 Million angegeben worden (Ev. Miss. 1895, S. 160). Neuerdings hört man wieder höhere Zahlen. Missionar Pilkington nimmt an, die Bevölkerung sei bedeutend größer, gewiß 3 Millionen stark, und seine Kollegen scheinen ihm zuzustimmen (Int. 1894, S. 847 u. a. O.). Auch das bleibt unter dem afrikanischen Durchschnittsmaß zurück. Für Deutsch-Ost-Afrika nehmen die Geogr.-Statist. Tabellen für 1895, die Afrikas Gesamtbevölkerung auf 169 Millionen (5,6 per qkm) schätzen, 995000 qkm und 2900000 Einwohner an, 3 per qkm. Das dünnstbevölkerte deutsche Land Mecklenburg-Strelitz hat elfmal so dichte Bevölkerung. Es wohnt also nur ein kleiner Teil der heidnischen Menschheit im Osten Afrikas. Zwar giebt es dichtbevölkerte Strecken und je und dann bekommt man das in den Berichten zu lesen. So z. B. berichtet der Missionar Dewar aus dem Gebiet Chikusis im Südwesten des Nyasa von einer „ungeheuren Bevölkerung". „Ich übertreibe nicht," schreibt er, „wenn ich sage, daß hier eine Bevölkerung von 20000 Menschen in einem Kreise lebt, dessen Radius 10 Miles." Das würde allerdings 98 per qkm sein, fast soviel als in der Provinz Sachsen. Aber bald darauf erzählt Dewar, wie er in die Ebene hinuntersteigt und hinter Gowa 12 Miles weit kein Dorf und dann wieder 8 Miles weit nur eine kleine Gruppe von Dörfern findet. Und sein Kollege M'Alpine sieht auf einer Tour von Bandawe ins Angoniland nach 9 Miles das letzte Atongadorf und dann keine menschliche Wohnung, bis er am Nachmittag des zweiten Reisetages das erste Angonidorf antrifft (Free Church Monthly 1894, S. 81 u. 139 ff.). Einzelne dichtbevölkerte Strecken werden den Charakter des Landes nicht ändern, das sehr dünn bevölkert ist. Insofern der Mission darum zu thun ist, die Mengen zu gewinnen, kann man darum den Rat nicht missionsmäßig finden, der noch mehr Missionen auf dieses Gebiet lenkt, als jetzt schon von demselben angezogen sind.

Ein Grund für diese Dünnigkeit der Bevölkerung ist, daß seit langen Zeiten der Kriegszustand dort permanent ist. So waren in dem zweiten der eben angeführten Beispiele die Kriegszüge der Angoni die Schuld, daß weithin kein Mensch sich niedergelassen hat. Die in dem letzten Jahrzehnt erfolgte Okkupierung des Landes durch europäische Mächte hat erklärlicherweise zunächst diese Unruhe noch vermehrt, aber sie wird auf die Dauer den Frieden bringen, den Raubzügen der Sklavenhändler und den kleinen

Fehden, die zwischen den einzelnen Stämmen geführt werden, ein Ende machen, und so einen Zustand schaffen, in welchem die Bevölkerung sich mehrt. Aber es scheint doch nicht der ungeordnete Zustand des Landes daran schuld zu sein, daß es an Menschen leer ist. Es ist wohl auch, mit Ausnahmen natürlich, im großen und ganzen ein unfruchtbares Land. In dem ersten der vorhin erwähnten Fälle war der Grund, daß keine Bewohner zu finden, der, daß in der Gegend während der trocknen Zeit kein Wasser ist, und dies gilt von weiten Strecken des Landes. Nach den Erfahrungen, die ältere Reisende gemacht haben, muß man auch annehmen, daß von Zeit zu Zeit besondere Dürren das Land heimsuchen. Auch in der letzten Zeit wurde darüber geklagt. Neuerdings ist aber noch eine andere Plage hinzugekommen: die Heuschrecken haben Afrika heimgesucht und von Marokko bis zum Sambesi sich ausgebreitet. Auch im Westen sind sie erschienen, aber hier meines Wissens als eine neue Plage. Wenigstens in den letzten dreißig Jahren sind sie an der Westküste nicht aufgetreten. Im Osten erinnern sich ältere Männer, daß früher, vor zwanzig Jahren, auch schon Heuschrecken gekommen seien, aber die diesmalige Plage sei viel schlimmer, und in der That muß sie schrecklich sein. Einmal über das andere ist die Hoffnung auf die Ernte vernichtet worden. Auf den Januar d. J. rechnete man, daß eine neue Ernte kommen werde, wenn nämlich die Heuschrecken sich nicht wieder zeigen würden. Aber sie erschienen wieder, und die nächste Ernte kann erst Ende Juli sein. Während wir schreiben, melden die Zeitungen aus Lindi, daß im Mai die Heuschrecken verschwunden seien. Hoffentlich ist das nicht zu früh triumphiert; aber zu essen haben die Leute doch erst, wenn wieder gewachsen ist. Die Kirchliche Missions-Gesellschaft und die Universitäten-Mission haben eine Sammlung für die Hungernden eröffnet. Die erstere bemerkt, es werde Sache der Deutschen sein, zu helfen. Vielleicht wäre es angebracht, daß die in Ost-Afrika thätigen Gesellschaften gemeinsam um Gaben bäten. Wenn auch von Amtswegen wird geholfen werden, so ist es doch gut, daß der Missionar unter den Sterbenden und Hungernden nicht mit leerer Hand steht. Es kann das auch eine Predigt sein für die Notleidenden. Missionar Dale fragte die Heiden, warum die heidnischen Zauberer ihnen die Plage nicht wegschafften; ein Lachen war die Antwort. Ein Mohammedaner, der bei ihm billigen Reis kaufen wollte, sagte auf die Frage, warum er nicht zu seinen vornehmen Glaubensgenossen an der Küste gehe: Sie haben kein Mitleid (Central-Afrika 1894, S. 157).

Kein Grund wegzubleiben, aber doch ein Punkt, der bei der vor dem Turmbau aufzumachenden Kostenrechnung nicht übersehen werden darf, ist es, daß dieser Teil, welcher so viele angezogen hat, nicht gesund ist. Auch der Afrikaner leidet unter dem Klima, aber nicht so, daß er nicht dort leben und sein Geschlecht fortpflanzen und mehren kann. Der Europäer dagegen muß schwerer darunter leiden. Heute wird niemand bestreiten, was vor zehn Jahren noch, trotzdem die Kundigen das Gegenteil bezeugten, bestritten wurde, daß Ost-Afrika ein ungesundes Land ist. Auch hier giebt es Ausnahmen, aber ob die Hochlande, die hiezu gehören, eine weiße Bevölkerung aufnehmen können, wird erst dann erwiesen sein, wenn es sich zeigt, daß weiße Kinder dort groß werden. Die entscheidende Frage,

wie lange weiße Kinder bei ihren Eltern leben können, an den gesunden Orten, läßt sich noch nicht beantworten. Es sind der Ehen noch zu wenig, und aus den Missionsblättern läßt sich nicht erkennen, wie früh die Kinder heim gebracht sind. Überhaupt könnte die Gesundheitsstatistik viel weiter sein, wenn man den Vorschlag angenommen hätte, von allen im Dienst der Regierung und der verschiedenen Gesellschaften in Ost-Afrika thätigen Europäern genau die Daten zu sammeln, wann sie gekommen, gestorben oder wieder gegangen sind. Denn es handelt sich nicht nur um die Sterbefälle, sondern auch um die, welche das Land aus Gesundheitsgründen haben verlassen müssen. Auch ist es nicht berechtigt, gleichsam zur Entschuldigung des Klimas die abzuziehen, bei welchen sich ältere Leiden herausgestellt haben. Das ist ein Zeichen eines schlimmen Klimas, daß Leidende sofort erliegen. Wer ganz gesund ist, kommt überall gut weg, und könnte man es so einrichten, daß nur ganz gesunde Menschen hinauskämen, so würde es nicht so viele Opfer geben. So wie es steht, hat das Klima eine große Bedeutung in dieser ostafrikanischen Mission. Alle haben darunter gelitten, die an der Küste mehr, als die auf dem Hochland, aber unberührt ist niemand geblieben. Soviel ich sehe, ist Berlin I allein von schmerzlichem Verlust durch Todesfall bewahrt geblieben. Aber auch diese Mission hat einen Arbeiter heimsenden müssen, weil er dem Klima nicht gewachsen war, und bei einem andern war es lange zweifelhaft, ob er den Kampfplatz nicht werde verlassen müssen. Von Fiebern haben sie leiden müssen, sei es nun, daß die Reise auf das Arbeitsfeld oder eine Reise von der gesunderen Station in die Ebene daran schuld trug. „Ein Haupthindernis in der Arbeit," lesen wir, „bleibt das Fieber." „Die meisten Brüder haben immer wieder unter den dort herrschenden Landesfiebern zu leiden" (Berl. Ber. 1894, S. 326 u. 459). Ähnlich steht es bei den Nachbarn von der Brüdergemeine, die auch schon ein Grab in Ost-Afrika hat. Aber beide Missionen sind bei ihren hochgelegenen Stationen verhältnismäßig gut weggekommen. Die ostafrikanische Mission im ganzen ist eine opferreiche; viele Männer und Frauen müssen ihr Leben hingeben, damit der Grund für das Gotteshaus dort gelegt werde. Man kann sie nicht alle nennen. Wir erinnern nur an zwei hervorragende, wenn wir erwähnen, daß die beiden Bischofsstühle der Universitäten-Mission unbesetzt sind. Bischof Smythies ist dem Fieber erlegen; Bischof Hornby ist vom Arzt die Rückkehr verboten. Der erste wird von allen Seiten gerühmt. Als er 1892 in einer Londoner Versammlung redete, stellte ihn der Vorsitzende mit den Worten vor: „Sie sehen hier einen Krieger, der aus einem großen Kriege heimgekehrt ist und die Zeichen des Krieges auf seinem Angesicht trägt." Der Bischof sah so angegriffen aus. Einer seiner Mitarbeiter wendet auf ihn an, was jemand die Kennzeichen eines echten Gentleman genannt, er habe Mut und Höflichkeit miteinander verbunden. Die Vorsteherin des Krankenhauses, in dem er verpflegt wurde, lobt von ihm seine „Einfalt und die vollständige Abwesenheit von aller Wichtigthuerei (self-importance), obgleich jeder Zoll an ihm ein Bischof war" (Central-Afrika 1894, S. 197 ff.). Aber auch aus Reih und *Glied verliert* die Universitäten-Mission viele. Mit dem Bischof gingen *sieben Mann* nach dem Nyasa und nach Jahresfrist war keiner mehr da;

die einen waren nach Europa zurück, die anderen nicht mehr am Leben (Central-Afrika 1894, S. 166). Oft giebt es ein schmerzliches Zusammentreffen solcher Heimsuchungen. In Ngao erwarten die Neukirchener Brüder eine zweite Frau; aber nur ein paar Wochen ist Frau Kraft eingetroffen, so stirbt die ältere Schwester, Frau Weber, und läßt die jüngere allein. Auch die ältere war aber noch nicht ganz drei Jahre draußen (Neukirchener Heidenbote 1895, Beibl. 6). Sehr schmerzlich ist ein Verlust, wie der von Missionar Würtz, der nach siebenjährigem Wirken mit reichem Ertrag an sprachlichen Arbeiten und vielen Missionsfragen, die daheim sollten erledigt werden, heimkehrt und nun in Marseille stirbt. Das erbauliche Lebensbild, welches der Neukirchener Heidenbote giebt, läßt eine kraftvolle Natur erkennen, die viel mit sich selbst zu kämpfen hatte. „Er ist scharf wie ein Messer, haben die Eingeborenen von ihm gesagt, aber gut wie eine Mutter" (N. H. 1894, Beibl. 9). Eine schöne Grabschrift. Es ist schmerzlich, solche Kräfte zu verlieren, und jeder, wenn auch nicht zu einem Großen in Israel berufene, doch imkleinen treue Knecht läßt eine empfindliche Lücke, wenn er ab- oder heimgerufen wird. Es wird unter den ostafrikanischen Missionaren keiner sein, der dies ganze wichtige Vierteljahrhundert miterlebt hat. Fräulein Bartlett von der Universitäten-Mission, die im November letzten Jahres wieder nach Sansibar zurückkehrte, hat dort 21 Jahre gelebt und wird wohl die Seniorin im Missionskreis sein. Dr. Laws, der auch wieder an den Nyasa zurückkehrte, wird ihr nur wenig nachstehen. Er war schon 1875 dabei, hat aber einen längeren europäischen Urlaub gehabt, wenn wir nicht irren. Missionar Woodward und der zum Bischof des Nyasalandes designierte Maples werden gleichfalls von zwanzig afrikanischen Amtsjahren nicht weit entfernt sein. Aber die meisten ostafrikanischen Missionare stehen noch im ersten Jahrzehnt; es wird dort der Krieg mit Rekruten ausgekämpft.

Man braucht nicht viele Worte darüber zu verlieren, welche Erschwerung der Arbeit diese Ungesundheit des Arbeitsfeldes mit sich bringt. Es ist darum sehr verständig, wenn, wie z. B. in der Instruktion geschieht, die von den Schotten zuerst, und dann auch von Berlin I ihren Missionaren mitgegeben ist, großer Nachdruck auf die Wahl einer gesunden Station gelegt wird. Leider ist es auch nicht ganz unrichtig, wenn dort in Nummer VII gesagt wird: „Nichts würde dem Unternehmen so sehr schaden, als die Nachricht, daß der Gesundheitszustand schlecht ist, oder daß einige als Invaliden haben heimgehen müssen" (Berl. Ber. 1891, S. 150). In der That hat der Tod der Helden zuweilen den tapferen Mut gedämpft, anstatt ihn zu entflammen. Aber doch nicht immer. Ich weiß von solchen, die warme Missionsfreunde wurden, weil die unvermeidlichen Opfer sie innerlich bewegt hatten. Bei dem Abschied der Damen, die nach Uganda gehen, am 16. Mai d. J., sagte Missionar Hall: „Es hilft nichts, wenn wir leugnen wollten, daß wir unser Leben in unserer Hand tragen. Aber keiner sage, auch wenn einige von uns nie nach Uganda kommen sollten, daß ihr Leben verloren sei. Ich kenne vier Männer, die jetzt draußen im Felde stehen, als die direkte Frucht von einem Leben, das an den Küsten Afrikas niedergelegt wurde, fast ehe die Arbeit auch *nur begonnen war*" (Int. 1895, S. 464).

Aber es ist allerdings für die menschliche Berechnung, die an ihrer

Stelle vollkommen berechtigt ist, ein schweres Leid, daß die Arbeit so oft durch Krankheit und Sterben gestört wird, und es ist Pflicht, auf die menschlichen Mittel bedacht zu sein, welche dies Leid wenigstens mildern. Da verdient wohl eine Rede beachtet zu werden, die der Administrator von Nyasaland auf der Jahresversammlung der Universitäten-Mission gehalten hat. H. H. Johnston ist 14 Jahre in den verschiedensten Gegenden von Afrika gewesen und hat, wie er sagt, sich einer so guten Gesundheit erfreut, wie nur wenige Europäer. Er scheint in vielen Sachen ein sehr verständiges Urteil zu haben. So hat er in den „Nyasa News“ einen beherzigenswerten Artikel über den „Alkohol in Afrika“ veröffentlicht. Es ist hier der Alkohol gemeint, den die Europäer trinken. Johnston selbst trinkt für gewöhnlich nichts und behauptet, daß unter hundert, die in Afrika sterben, vielleicht einer sterbe durch „total abstinence“, dagegen dreißig durch zu häufigen Genuß von Alkohol (Central-Afrika 1894, S. 181 ff.). [Vgl. diese Ztschr. S. 128.] Zu Nutz und Frommen solcher, die diese Rede nicht zu sehen bekommen, teilen wir einige Sätze derselben mit.

„Bischof Smythies, sagte er, hat sich aufgezehrt. Er gab seinem Leibe keine Ruhe. Ich glaube, daß das übertriebene Marschieren, das Bischof Smythies in den letzten Jahren meinte leisten zu müssen, um jeden Teil seiner enormen Diöcese zu besuchen, sicher eine unmittelbare Ursache seines Todes war. Ich hoffe, daß es unseren Missionaren eingeprägt werden wird, daß sie jedes vernünftige und berechtigte Mittel benutzen, um es sich bequem zu machen. Ich halte es mit Stanley, wenn dieser meint, ein toter Missionar sei nur wenig mehr nütze als irgend ein anderer toter Mann. Natürlich muß ein Missionar, der wie Archidiakonus Maples, 14 Jahre gearbeitet hat, in der zweiten Hälfte seiner Zeit viel mehr wert sein, als in der ersten, wo er noch in der Lehre war. Wenn sie aber in den ersten zwei oder drei Jahren sich aufreiben und dadurch, daß sie sich zu sehr anstrengen und zu Vielem sich aussetzen, sterben, so behaupte ich, daß dies eine ausnehmend unpraktische Weise ist, die Geschäfte zu führen“ (Central-Afrika 1894, S. 117 ff.). Das sind sehr beherzigenswerte Worte. Das Klima fordert zumal von den jungen Missionaren große Vorsicht und besondere Rücksicht in Bezug auf Kleidung, Nahrung, Wohnung, und Arbeit. Es ist sehr verständig, wenn einer der Neukirchner Missionare versucht, die Missionsgemeinde, die nicht immer einsichtig in diesen Dingen ist, aufzuklären. Missionar Kraft schreibt: „Ja, die Erfahrnug lehrt es uns, daß wir so viel wie möglich g u t e s E s s e n haben müssen (N. H. 1893, S. 27).“ Auch für die Wohnungen und was damit zusammenhängt, für die Anlage von Stationen, hat das seine Folgen, die meines Erachtens, wenigstens von den deutschen Missionsgesellschaften in Ost-Afrika, nicht völlig gezogen zu sein scheinen. (Schluß folgt.)

Persönliche Mitteilung.

Ende Juli bin ich von meiner langen Erholungsreise, Gott sei Dank erfrischt an Leib und Seele, zurückgekehrt, so daß ich nach und nach wieder in die gewohnte Arbeit eintreten zu können hoffe. Freilich reduzieren werde ich diese Arbeit müssen; auch bin ich nicht imstande, die vielen Briefschulden, die sich angehäuft haben, sofort zu erledigen, weshalb die Korrespondenten freundlichst ein wenig in Geduld stehen wollen. Warneck.

Der chinesische Ahnenkultus.

Von Missionar Nitschkowsky.

III.

Nachdem wir uns im Vorstehenden ein Bild des Ahnenkultus zu verschaffen gesucht, erhebt sich die Frage, ist derselbe unverfänglich und mit dem Christentum vereinbar, oder als götzendienerisch und sündhaft entschieden zu verwerfen, oder giebt es eine via media, auf der man ungefährdet hindurchsteuern kann? Diese Frage ist bereits 250 Jahre alt, ohne daß man allseitig zum Entscheid gelangt wäre. Der Disput begann Anfang des 17. Jahrhunderts.

Der Begründer der römischen Mission, der Jesuit Ricci (gestorben 1610), zuerst gegen die übliche Ahnen- und Konfucius-Verehrung, sah sehr bald ein, „daß ohne diese zwei Grundsteine, auf denen das alte Gebäude der Kultur und Religion in China ruhte, das neue nicht aufgeführt werden könne.“ Er fand es in der Folge zweckmäßig, den Ahnenkultus als Staatsgebräuche und bloße Ehrenbezeugungen und sonach mit der christlichen Religion gänzlich vereinbar hinzustellen. Dieser Auffassung trat aber der spanische Dominikaner Morales entschieden entgegen, der den Ahnendienst als Idololatrie und Sünde erklärte. Auf seine Seite stellte sich die Propaganda und der Papst Innocens X., welcher eine dementsprechende Verordnung erließ. „Die Jesuiten nahmen den päpstlichen Befehl mit Ehrfurcht entgegen und legten ihn mit Verachtung auf die Seite.“ Im Jahre 1656 jedoch, überredet von dem Pater Martin Martini und dem Inquisitionstribunal erfolgte ein Ausspruch des Papstes Alexander VII. zu Gunsten der jesuitischen Auffassung. Die Verwirrung stieg aufs höchste, als später der Papst Benedikt XIV. in einer Bulle anordnete, daß beide Dekrete gelten sollten, je nach Umständen. Man hielt darauf eine große Missions-Konferenz in Canton im Jahre 1665, auf welcher die Jesuiten mit den andern Orden Kompromisse machten. Ein Kodex von 42 Artikeln — Missionsregeln — wurde, von den verschiedenen Mitgliedern unterzeichnet, herausgegeben. In einem Passus heißt es: „Die Pforte der Erlösung darf nicht gegen zahllose Chinesen verschlossen werden, welche unsere christliche Religion verlassen würden, wenn ihnen verboten würde, diejenigen Dinge zu pflegen, die sie den Vorschriften gemäß und ohne Schaden für ihren Glauben pflegen können. —“ Der Streit erneuerte sich im Jahre 1693, als der Bischof und apostol. Vikar Maigrot in eigener Autorität und Opposition gegen die päpstl. (Alexanders) Entscheidung ein Mandat aufstellte. Die Jesuiten brachten diese Angelegenheit als eine Appellation gegen Maigrot vor den Kaiser Kanghi, welcher den bekannten Ausspruch that, daß der Ahnenkult rein weltlicher und politischer Natur sei, worauf sich Papst Clemens XI.

genötigt sah, in einer Bulle Maigrots Partei zu nehmen, worauf der Kaiser erwiderte, daß er nur diejenigen Missionäre in seinem Reiche dulden werde, die die Lehre Ricci's predigten. Maigrots Anhänger sollen verfolgt werden. Um einen Ausgleich zustande zu bringen, wurde der päpstliche Legat Tournon nach Peking gesandt, welcher indessen sehr ungnädig empfangen und darauf nach Macao in Gefangenschaft gesetzt wurde, wo er auch verstarb. Allein Tournons Missionsmaßnahmen wurden von Clemens XI. zum Gesetz erhoben, woran sich die Jesuiten jedoch nicht kehrten. Um sich Befolgung zu erzwingen, schickte der Papst 1720 den Patriarchen Mezzebarba als zweiten Legaten nach China, welcher die Sachlage so schwierig fand, daß er sich zu 8 Zugeständnissen betreffs des Ahnenkults genötigt sah, die er in einem Hirtenbriefe publizierte. Inzwischen trat unter dem neuen Kaiser Jung-tsching die bekannte Christenverfolgung ein. Um den Ruin der römischen Mission aufzuhalten, gebot der Bischof von Peking die Befolgung des Hirtenbriefes Mezzebarbas. Allein Clemens XII. hob diese Verordnung wieder auf. Benedikt XIV. erließ die Bulle: Ex quo singulari, in der er die chinesischen Gebräuche feierlich verdammte. (cf. von Richthofen, China I, S. 652 und „Allg. Miss.-Z." 1884, S. 49 ff.)

Der Ahnendienst ist demnach in der römisch-kathol. Mission nicht gestattet. Aber denkende Chinesen mögen sich wohl fragen, warum man die verschiedenen Heiligen der katholischen Kirche anbeten solle, hingegen die verehrten Ahnen Chinas von ihrem alten Sitz der Ehre und Würde entthront werden müssen?

Die verschiedenen in China arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften sind von vornherein darin einig gewesen, daß der Ahnendienst mit dem Christentum unvereinbar sei. Diese Anschauung teilte auch die gesamte „allgemeine Konferenz der protestantischen Missionare in China" zu Schanghai 1890 mit Ausnahme weniger Personen, ob mit Recht, das kann uns nicht mehr zweifelhaft sein.

Das Opfer bildet den wesentlichen Bestandteil in der Ahnenverehrung. Es liegt auch dem chinesischen Opferbegriff ein tieferer Sinn zu Grunde, wie man dies aus dem Liki ersehen kann. An einer Stelle heißt es: „Es giebt entsprechend den jeweiligen Lebensverhältnissen fünf Arten von Riten, deren wichtigste das Opfer ist." Warum? Offenbar, weil es ursprünglich nur der Gottheit zukam.

Die etymologische Erklärung des chinesischen Zeichens für Opfer bestätigt diese Ansicht; tsai = opfern ist nach Hsü Schan's 100 nach Christo geschriebenem Lexikon zusammengesetzt aus drei Radikalzeichen, deren eines die Hand, das andere Fleisch, das dritte Geist bedeutet (s. Chalmers, Structure of Chinese Characters, p. 139). Also die Hand der Opfernden bringt den Geistern (Gott oder den als Gottheit gedachten Wesen) Opferfleisch dar. Morrison in seinem Lexikon giebt die Bedeutung dieses Zeichens auf Grund des großen Lexikons von

Kanghi so an: menschliche Angelegenheiten vor Gott (d. h. Geister) bringen. Dasjenige welches als Medium dient, Mensch und Götter zusammenzubringen. Fleisch opfern bei den Anbetungsriten. Opfern mit Opfertieren." Fleischopfer müssen also zur Zeit, als das Zeichen konstruiert wurde, üblich gewesen sein. In diesem Zeichen ist die allgemeine Idee symbolisiert, daß durch das Opfer eine Kommunikation mit den Geistern bewirkt wird.

Im Volke hört man oft den Satz: die Menschen sind nach dem Tode Geister, oder Dämonen, d. h. solche Wesen, die man anbeten müsse, gleichwie die andern unzähligen Geister des chinesischen Pantheons. Man soll aber nicht meinen, dies sei lediglich Auffassung des unwissenden Volkes. Der „Himmelssohn," wie man den chinesischen Kaiser nennt, ist für den Chinesen die höchste Autorität. Der Sohn des berühmten Kaisers Kanghi, der Kaiser Jung-tsching (1722—1736), der das allgemein bekannte „heilige Edikt" seines Vaters paraphrasiert herausgab, sagt an einer gegen Religionssekten gerichteten Stelle: „Da ihr (das Volk) bereits in der Familie zwei lebende Buddhas habt, die aller Ehre wert sind, warum wollt ihr zur Anbetung auf die Hügel gehen, oder gar jene gegossenen oder geschnitzten Bildnisse um Glück anflehen?" Hier werden die Götzenbilder nicht in Gegensatz zu dem lebendigen anbetungswürdigen Gott, sondern in Gegensatz zu den sterblichen Menschen als den im Hause thronenden Gottheiten gebracht.

Missionar Morgenroth (s. ostasiatischer Lloyd, Jahrg. VII 1893, Nr. 45) mag nicht so unrecht haben, wenn es ihm scheinen will,

„als ob der oft fast unbegrenzte Hochmut und Eigendünkel der Chinesen nicht wenig Nahrung aus dieser trüben Quelle des Ahnenkultus schöpft. Denn wenn einer die Ansicht hat, bald einmal, wenigstens für seine Kinder und Enkel, zu einer Art Gott zu werden, so wird er sehr leicht dazu kommen, sich schon jetzt wenigstens als einen Halbgott zu fühlen."

Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, wenn ein Volk Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch mit solchen Vorstellungen genährt wird seitens der Großen und Heiligen seines Volkes, wie z. B. eines Konfucius u. a., zu denen jedermann mit höchster Bewunderung als zu ungewöhnlichen Sterblichen und Halbgöttern hinaufschaut, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Chinesen mit überlegenem, geringschätzigem Lächeln oder auch mit ingrimmigem Haß (wie der berüchtigte Tschau-Han) auf diejenigen herabschauen, die sich impertinenterweise vermessen, an den Fundamenten ihrer Kardinaltugend rütteln zu wollen.

„Wir können es uns kaum vorstellen," sagte ein Redner auf der letzten allgem. Missions-Konferenz zu Schanghai, „daß es einem Chi-

nesen von Bildung, wenn wir ihm sagen, die Ahnenanbetung sei etwas Verkehrtes und Unrichtiges, erscheint, als würde ihm der Boden aller Moralität untergraben. Er ist erschüttert durch und durch. Es ist so, als wenn ein Chinese uns versichert, wir begehen eine Thorheit und Verkehrtheit, indem wir Gott anbeten."

Es sind daher in China bekannte Männer, wie Martin, Edkins, Williamson, Gilbert Reid, die mit gebildeten Chinesen vielfach Umgang pflegten, für den Ahnendienst eingetreten. Die Kirche mache für die vielen gebildeten Chinesen mit ihrem auf keinen Kompromiß eingehenden Dogma die Thür zu, welche von der Bibel nicht verschlossen sei. Sollte es nicht eine via media geben, auf der man, ohne die Grundsteine dieses großen Kaiserreiches und all seiner Institutionen zu berühren, sicher hindurchsteuern könnte? Der Ahnendienst habe zweifellos seinen Ursprung in der kindlichen Pietät, welche für China von guter Wirkung gewesen sei u. s. w. Doch fügte einer derselben Redner, Dr. Williamson, hinzu: „Die Ahnenverehrung ist zu $^9/_{10}$ Götzendienst und ein Irrtum durch und durch." Dr. Faber summierte es auf der erwähnten Konferenz in Schanghai wie folgt:

1. „Die Ahnenverehrung setzt voraus, daß die entkörperten Seelen denselben Bedürfnissen unterworfen sind, wie die den Leibern einwohnenden Seelen;

2. sie erfordert wirkliche Opfer (auch blutige). Die Idee, die Abgeschiedenen in ihren Bedürfnissen zu befriedigen, sich dieselben geneigt zu machen, Unglück abzuwenden und gewisse Segnungen zu erlangen, läßt keine andere Deutung zu. Die dabei beobachtete Ceremonie ist dieselbe, wie bei der Anbetung von Gottheiten;

3. sie setzt voraus, daß das Glück der Toten von den Opferungen der lebenden Nachkommen abhängig ist;

4. sie setzt voraus, daß die menschliche Seele im Moment des Todes in drei Teile zerfällt; eine Seele steigt in den Hades, die andere bleibt am Grabe, die dritte nimmt ihren Sitz in der Ahnenhalle an der Ahnentafel ein;

5. sie setzt voraus, daß diese Seelen, während der Opferceremonie sich zusammenfinden und an dem ätherischen Teil der Opfer teilnehmen;

6. sie setzt voraus, daß alle diejenigen abgeschiedenen Seelen, welche nicht mit Opfern versorgt werden, sich in hungrige Geister verwandeln, welche alle Arten von Unglück den Lebenden verursachen;

7. sie setzt voraus, daß alles Wohlergehen der Lebenden Segnungen der Abgeschiedenen sind.

8. Die Ahnenverehrung ist nicht ein bloßes Gedächtnis der Abgeschiedenen, sondern ein beabsichtigter Verkehr mit der Geisterwelt, mit den Mächten des Hades oder der Finsternis, welches durch göttliches Gesetz verboten ist.

9. Indem die Ahnenverehrung die Grenze der menschlichen Verbindlichkeit

überschreitet, ruft sie sehr schlimme Übelstände hervor; dies gilt sowohl von seiner ältesten als auch von seiner modernen Erscheinungsform.

10. Die Ahnenverehrung untergräbt den Glauben an eine gerechte Vergeltung Gottes in der Zukunft. Es wird nur zwischen reich und arm, nicht zwischen bösen und guten unterschieden;

11. sie stellt die kaiserlichen Ahnen auf gleiche Stufe mit dem Himmel und der Erde, während die gewöhnlichen Gottheiten oder Geister zwei Grade tiefer zu stehen kommen;

12. sie ist die Quelle der Geomantie, Nekromantie und anderen abscheulichen Aberglaubens, des Aufschubs, des Begräbnisses für Monate und Jahre des Leichendiebstahls 2c.;

13. sie ist die Ursache der Polygamie und vieles Unheils im Familienleben der Chinesen; sie reizt mehr die animalische Natur des Menschen, wie auch Selbstsucht und Furcht, als die edleren Regungen der Liebe;

14. sie erzeugt und nährt die Clanschaft, da jeder Stamm seine eigenen Schutzahnen hat. Die Folge davon sind häufige, unheilvolle Dorfkriege;

15. sie hat eine extreme Anschauung der väterlichen Autorität entwickelt, welche die individuelle Freiheit vernichtet;

16. sie fesselt Millionen talentvoller Leute durch alte Institutionen und hindert einen gesunden Fortschritt."

Wenn demgegenüber Dr. Edkins sagt, „es ist etwas Edles und Schönes in der Ahnenverehrung, die Essenz desselben ist kindliche Pietät, welche einen Teil des Dekalogs bildet," so soll dies ebensowenig, wie all' die verschiedenen Wahrheitselemente, die sich wie Perlen im Schutt des Heidentums nicht selten vorfinden, verkannt werden. Diese Bestandteile der wahren Moralität sind ohne Zweifel die geheimen Agentien, welche diesem riesigen Reiche, wie keinem andern in der Welt, einen so langen Bestand gesichert haben. Es ist somit etwas Wahres in der Meinung des Dr. Gützlaff, die teilweise Befolgung des vierten Gebots habe diesem schwarzhaarigen Volke den Verheißungssegen: „Daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gegeben hat," eingetragen. Ein Irrtum wäre es aber, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, der Ahnendienst könne daher auch unbeanstandet ins Christentum mit hinübergenommen werden.

Dessenungeachtet soll es den chinesischen Christen unverwehrt bleiben, zu ihren edlen Ahnen, den Großen und Propheten ihres Volkes, sofern sie „mit Geduld in guten Werken nach dem ewigen Leben trachteten, und denen Gott einst nach ihren Werken geben wird: Preis und Ehre und unvergängliches Wesen" (Röm. 2, 6 f.), aufzuschauen und ihnen innerhalb der von der heil. Schrift gezogenen Grenzen Ver-

ehrung darzubringen. Sie sollen den Eltern dienend sie von ganzem Herzen lieben, wie sich selbst, sie sollen sie auch, wie Konfucius sagt, anstandsgemäß begraben, ja auch ihnen nachtrauern, wenn sie von hinnen gehen, selbst bis auf weiteres, mit den den orientalischen Völkern eigenen Lamentationen und Prostrationen rc. als Ausdruck der Trauer. Sollte sich ein chinesischer Christ von seinen verstorbenen Eltern umgeben, ihre Stimme, ihren Rat ab und zu zu vernehmen wähnen, so wird ihm das niemand übel nehmen, ebensowenig wie wenn er nach dem Rat des Buches der Riten handelt, wo es heißt:

„Obgleich dein Vater und deine Mutter tot sind, hast du dir irgend ein gutes Werk zu thun vorgenommen, denke nur daran, wie es ihrem Namen zur Ehre gereichen könne, so wird dein Vorsatz feststehen. Hast du aber vor, etwas, das nicht gut ist, zu thun, so vergegenwärtige dir nur, wie dies ihren Namen verunehren würde, so wirst du von deinem Vorsatz abstehen."

Aber hier ist die Grenze, nicht darüber hinaus! Alles und jedes, was Anbetung, Opfer und Götzendienst heißt in irgend einer Weise, muß auf das entschiedenste als dem Geiste und Worte Gottes zuwider gemieden werden.

Indem die evangelische Mission mit Energie und Konsequenz beflissen ist, dem heidnischen von allerlei Irr- und Aberglauben durchsetzten Ahnenkultus der Chinesen keine Zugeständnisse zu machen, ohne jedoch in unbesonnener Weise etwa einen „Kreuzzug" gegen dieses System zu machen, oder gegen solche, welche erst fürs Christentum gewonnen werden sollen in thörichter Weise zu eifern, macht sie einfach die in Gottes Wort gegebenen Befehle des Allerhöchsten geltend. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen." „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine andere Götter haben neben mir." „Ich will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen."

Daß die an Christum gläubig gewordenen Chinesen den Ahnendienst als sündig und unstatthaft ansehen, wird von vielen Seiten bestätigt. Der treffliche Pastor Jen in Schanghai, welcher in Amerika studiert hat, geht sogar soweit, auch keine Photographie der Eltern im Hause zu dulden, um auch nur den Schein möglichen Götzendienstes und Aberglaubens zu meiden, während der tüchtige eingeborene Pastor Ajun (im Missionshaus zu Basel geschult) mit gutem Effekt sich gegen den Vorwurf seiner heidnischen Landsleute dadurch schützt, daß er seine verstorbenen Eltern in großen Ölgemälden hat porträtieren lassen. Der *schon erwähnte* evang. Pastor Wong in Hongkong, obgleich ein Schüler

der Missionare Genähr und Faber, dagegen glaubt, die Chinesen dürfen unbeschadet ihres Christentums auf den Gräbern ihrer Ahnen getrost Schweinefleisch opfern, denn diese Ceremonie sei im Grunde nichts anderes als eine Blumenspende der Europäer auf den Gräbern ihrer Lieben. „Ländlich sittlich“ ist seine Meinung. Wenn aber ein evangelischer Pastor solche Anschauungen geltend zu machen sucht, so scheint das doch eine bedenkliche Verirrung zu sein.

Nicht den Chinesen ihre Sitten zu nehmen, oder ihnen fremdländische Gebräuche zu oktroyieren, wie Wong den Missionaren schuld giebt, sondern jene götzendienerischen, abergläubischen und sündhaften Gewohnheiten und Gebräuche aus den gegründeten und noch zu stiftenden Gemeinden Christi innerhalb dieses Volkes fern zu halten, damit die Erwählten Gottes „rein und unbefleckt“ vom Götzendienst vor Gott und der Welt dastehen, darin erblicken besonnene Missionare in dieser Frage ihre Aufgabe. Auf der andern Seite ist allerdings nicht zu verkennen, daß die Christen in mancher Beziehung für ihre darangegebenen Sitten und Gebräuche noch keinen angemessenen Ersatz gefunden haben, weshalb sie oft von ihren heidnischen Landsleuten den in China empfindlichen Vorwurf hören, sie hätten keine Anstandsgebräuche. Im Blick auf manche vernachlässigten Gräber der Christen muß man solche Rede allerdings nicht ohne Beschämung hinnehmen, zu deren Pflege und Instandhaltung die Christen mehr angehalten werden sollten. Im allgemeinen ist jedoch zu beachten, daß man christlich nationale Sitten nicht willkürlich machen kann, sie müssen sich im Werden der Zeit allmählich von selbst gestalten, wozu es auch in China noch kommen wird. Einstweilen ist Geduld und Glauben nötig.

Eingabe an das Auswärtige Amt

betreffend die offizielle Anstellung von mohammedanischen Religionslehrern an deutschen Regierungsschulen.

Rothenschirmbach, den 21. Dez. 1894.

Es ist zu unserer Kenntnis gebracht worden, daß innerhalb des Kolonialrates die Frage ernstlich in Erwägung gezogen ist, an den in Aussicht genommenen drei deutschen Regierungsschulen in Ostafrika offiziell mohammedanische Religionslehrer anzustellen, welche von der deutschen Kolonialregierung besoldet werden. Diese Frage verdankt ihre Anregung einem in der deutschen Kolonialzeitung (1894, 56) enthal-

tenen Aufsatze Dr. Baumanns, welcher die Anstellung von Mwalims an den deutschen Regierungsschulen empfiehlt, um dadurch nicht nur diesen religionslosen, aber — wie behauptet wird — von den Eingebornen als christlich betrachteten Schulen einen zahlreicheren Besuch zu verschaffen, sondern auch die einflußreichen Mwalims selbst, zumal wenn sie den Titel: „Kaiserlich deutscher Religionslehrer" erhielten, für das deutsche Interesse zu gewinnen. Der Mohammedanismus sei einmal die herrschende Religion an der Küste, so müsse der Staat auch offiziell als Schirmer der mohammedanischen Staatsreligion eintreten. Den nicht offiziell angestellten Mwalims sei die Lehrberechtigung zu entziehen. Alle Kinder, welche den Unterricht von einem Kaiserlich Deutschen Religionslehrer des Islam begehren, seien zu zwingen, auch den Unterricht des deutschen Lehrers zu besuchen, während ein umgekehrter Zwang natürlich nicht zu bestehen brauche. Damit seien alle Schwierigkeiten mit einem Schlage gelöst; auch die Zöglinge der protestantischen Mission könnten dann anstandslos die Schule besuchen.

Als die offizielle Vertretung der evangelischen deutschen Missionen fühlen wir uns verpflichtet, gegenüber diesem Vorschlag, der die Kaiserliche Deutsche Kolonialregierung zu einer offiziellen Schirmerin des Mohammedanismus, also des fanatischsten Feindes des Christentums und gefährlichsten Gegners auch jeder Kolonialregierung, macht, den entschiedensten Protest einzulegen, und zwar von unserm Standpunkt aus zunächst aus religiösen aber auch aus kolonialpolitischen Gründen.

Durch die offizielle Anstellung und Besoldung mohammedanischer Religionslehrer verletzt die deutsche Kolonialregierung in einer die christliche Mission benachteiligenden und den Islam bevorzugenden Weise das Princip der religiösen Neutralität. Es ist selbstverständlich, daß die Kolonialregierung sich aller Maßregeln enthält, welche den Schein erwecken können, als wolle sie den Mohammedanismus als Religion irgendwie unterdrücken; aber auf der andern Seite eben so selbstverständlich, daß sie jede Maßregel vermeide, die den Schein begünstigt, als ob sie ihn patronisiere. Dieser Schein muß aber entstehen, wenn sie statt den reiligiösen Unterricht dem Mohammedanismus selbst zu überlassen, ihn in ihre eigne Pflege nimmt, islamische Religionslehrer besoldet und mit dem Titel Kaiserlich deutscher Religionslehrer auszeichnet. Muß das nicht dahin ausgelegt werden, als ob der Mohammedanismus die kaiserlich deutsche Religion sei? Bei aller religiösen *Neutralität bleibt* doch unsre Kolonialregierung immer eine christliche;

sie hat die christliche Mission wiederholt ihres Wohlwollens versichert, und wenn sie ihr auch keine direkte Unterstützung gewährt, wie kann sie ihre Hand zur Ausführung eines Planes bieten, der dem Erbfeind des Christentums notwendigerweise zur Stärkung gereichen muß? Von den in Rede stehenden Schulen ist der christliche Unterricht grundsätzlich ausgeschlossen, und die Missionsschulen erhalten keine Subvention, so ist es doch offenbar eine unparitätische, um nicht zu sagen ungerechte Bevorzugung des Islam, wenn ihm seitens der Kolonialregierung eine moralische und finanzielle Unterstützung gewährt wird, die der christlichen Mission versagt bleibt. Nun ist der Mohammedanismus aber die dem Christentum feindlichste religiöse Macht, und ihm irgendwelche Handreichung leisten heißt: dem Christentum seine Bekämpfung dieses Feindes erschweren. Gerade in Ostafrika stehen sich beide Gegner im Entscheidungskampf gegenüber, und das glauben wir als Vertreter der christlichen Mission von der Kolonialregierung mit Recht fordern zu können, daß sie keine Maßregel ergreift, durch welche sie sich auf die Seite der Gegner des Christentums stellt. Das geschieht aber, indem sie mohammedanische Religionslehrer in ihren Dienst und Sold nimmt. Denn der Islam wird dadurch zu einer von ihr patronisierten Religion gestempelt und seiner Gegenwirkung gegen die Ausbreitung des Christentums der stärkste Schein einer regierungsseitigen Approbation verliehen.

Auch in der Heimat wird derselbe Eindruck hervorgebracht werden. Es sind in unsern Kolonien schon schlimme Dinge genug vorgekommen, die namentlich in der letzten Zeit notorisch geworden sind und weithin Ärgernis verursacht haben. Die offizielle Anstellung mohammedanischer Religionslehrer an den deutschen Regierungsschulen wird diese Ärgernisse um ein neues vermehren. Namentlich die christlichen Kreise, welche die Träger der Missionsunternehmungen sind, würden sich aufs tiefste verletzt fühlen, wenn die Kaiserliche Regierung sich zu einer offiziellen Schirmerin des Mohammedanismus machte. Wie der Kolonialregierung alles daran liegen muß, in Ostafrika die christliche Mission als ihre Verbündete sich zur Seite zu haben, so muß es auch in ihrem eigenen Interesse liegen, in der Heimat an den Trägern der Mission zuverlässige Freunde zu besitzen. Sie setzt aber die Freundschaft der christlichen Kreise aufs Spiel, wenn sie eine Maßregel ergreift, die in diesen Kreisen einmütig verurteilt wird.

Vielleicht macht es aber einen tieferen Eindruck auf die Kolonialregierung, wenn wir das in Rede stehende Projekt auch als eine un-

weise kolonialpolitische Maßregel begründen. Der Islam ist nicht bloß ein Feind des Christentums, er ist auch der gefährlichste Feind jeder Kolonialherrschaft. Ihn als Religion stärken, heißt zugleich ihn als politische Macht stärken, denn eben in seinem religiösen Fanatismus liegt auch seine politische Gegnerschaft gegen jede nichtislamitische Regierung. Als Religion ist der Mohammedanismus eine geistige Potenz und diese geistige Potenz verleiht ihm eben seine politische Gefährlichkeit. Als die Begründer unsrer Kolonialunternehmungen in Ostafrika zuerst mit ihrem Programme hervortraten, da stand in demselben unter anderm, daß die Mohammedaner als die schlimmsten Feinde der Deutschen aus dem Lande vertrieben werden müßten. Jeder mit mohammedanischen Verhältnissen Vertraute mußte über dieses Radikalmittel freilich lächeln, aber immerhin lag demselben eine richtigere Würdigung der Gefahren zu Grunde, welche der Islam der Befestigung unsrer Herrschaft in Ostafrika bringt, als sie sich in dem überraschenden neusten Vorschlage kundgiebt, der die Regierung zur Protektorin ihres gefährlichsten Feindes macht. Es ist möglich, daß eine Befolgung des Baumannschen Ratschlages die deutschen Schulen bevölkert, aber es ist eine falsche Rechnung, zu erwarten, daß die Mwalims und ihre Schüler dadurch deutsch-freundlich werden. Im Gegenteil spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß in dieser durch deutsche Unterstützung gebildeten mohammedanischen Bevölkerung die Regierung sich einen Feind erzieht, der ihr, weil er gebildet ist, nur um so gefährlicher wird.

In den niederländischen Kolonien hat man lange Zeit unter dem Banne desselben Vorurteils gestanden, das den Baumannschen Vorschlag eingegeben hat. Man hat gemeint, den Mohammedanismus zu gewinnen, wenn man ihm möglichst freundlich entgegenkomme. Man hat ihn bei Bauten von Moscheen und in der Unterhaltung von Schulen unterstützt. Erreicht hat man das gerade Gegenteil. Statt seine Gunst sich zu erwerben hat man sich seine Verachtung zugezogen. Nicht eine Freundlichkeit hat der Islam in der Begünstigung erkannt, die man ihm zuteil werden ließ, sondern lediglich eine Schwäche der Regierung, die er zur eigenen Kräftigung klug auszunutzen verstand. Immer mehr wurde er der einigende Mittelpunkt aller mit der Regierung unzufriedenen Stämme. Der unvertilgbare Haß ist geblieben und bis auf den heutigen Tag bildet der Mohammedanismus einen für die Sicherheit des holländischen Kolonialbesitzes *höchst bedrohlichen* Faktor. Dasselbe ist der Fall im britischen Indien.

Die mohammedanische Bevölkerung bildet auch hier ein gefährliches, stets zu Aufständen bereites Element, das sich durch Aufnahme von Heiden vermehrt, die es sich assimiliert und mit seinem eignen Fanatismus erfüllt.

Was für ein ihrer eigenen Herrschaft feindliches Element sie an dem Islam in Ostafrika hat, brauchen wir der Kolonialregierung nicht erst zu erweisen. Ebensowenig ist es nötig, des weiteren auszuführen, was für eine verderbliche Macht für die Eingeborenen Afrikas der Islam gewesen ist und bis auf diesen Tag ist. Alle Kenner desselben sind darüber einig. Diesem unversöhnlichen Feinde irgend eine Vergünstigung gewähren kann nur bedeuten, zum Schaden der Civilisierung Afrikas und zum Schaden der eignen Machtstellung ihn stärken. Es wäre eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit, wenn die deutsche Kolonialregierung aus den Erfahrungen der niederländischen das nicht lernen, sondern dieselben Mißgriffe machen wollte wie diese, um vielleicht erst zu spät durch eigenen Schaden klug zu werden. Der Mohammedanismus wird in der Anstellung von Religionslehrern seines Glaubens nur eine Verleugnung des Christentums seitens der deutschen Regierung und in dieser Verleugnung eine Ratlosigkeit und eine Schwäche erblicken, die er bestens ausbeuten wird, um unter dem Nimbus der offiziellen Protektion seinen Einfluß zu vergrößern. In ihrer Achtung bei den Mohammedanern wird die deutsche Kolonialregierung durch diese Maßregel jedenfalls nicht steigen.

Wir sind grundsätzlich gegen die Vermengung der Kolonialpolitik mit der christlichen Mission. Wir wollen unsern Kampf mit dem Islam lediglich mit den geistigen Waffen führen, wie sie den Boten des Königs anstehen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist und das darum auch nicht mit irgendwelchen Gewaltmitteln einer Weltmacht verbreitet werden soll. Wir verlangen darum auch keine Gewaltmaßregel seitens unsrer Kolonialregierung weder gegen den Mohammedanismus noch für das Christentum. Aber dazu glauben wir ein Recht zu haben, zu verlangen, daß die deutsche Kolonialregierung nichts thut, was den Mohammedanismus stärkt und was der Verbreitung des Christentums Erschwerungen in den Weg legt. Und mit diesem Verlangen glauben wir auch dem Interesse der Kolonialpolitik am besten zu dienen. Denn in ihrem eigenen Interesse kann die Kolonialpolitik nichts dringender wünschen, als daß die Arbeit der christlichen Mission zur Überwindung des Islam erfolgreich sei, weil diese Überwindung eine Befestigung ihrer eigenen Macht und eine Erleichterung ihrer Kulturaufgabe in den Schutzgebieten bedeutet.

Es ist nicht unsre Aufgabe, die wir Vertreter der christlichen Mission sind, der Kolonialzeitung Ratschläge zu erteilen bezüglich ihrer religionslosen Schulen. Aber das glauben wir nicht verschweigen zu sollen, daß die Zugkraft einer Schule in der Tüchtigkeit ihrer Leistungen besteht. Wir besitzen einige Schulerfahrung, da sich 1246 Missionsschulen in der Pflege der deutschen Missionen befinden. In allen diesen Schulen wird selbstverständlich christlicher Religionsunterricht erteilt. Dennoch sind sie nicht nur von zahlreichen heidnischen, sondern in Niederländisch wie Britisch-Indien auch von nicht wenigen mohammedanischen Kindern besucht, die ohne jeden Zwang freiwillig kommen. Ja in dem Hauptsitz des Islam in Malabar, Ponani, haben erst in diesem Jahre aus eigner Initiative Mohammedaner um die Errichtung einer Missionsschule für ihre Kinder gebeten. Ob der Baumannsche Vorschlag mit seinem indirekten Zwang das geeignete Mittel ist, ähnliche Erfolge mit den ostafrikanischen Regierungsschulen zu erreichen, erlauben wir uns zu bezweifeln.

Der Ausschuß der deutschen Missionen.
Öhler. Schreiber. Buchner. von Schwartz. Warneck.

Nachschrift: Eine Antwort seitens der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts ist bis heute (den 21. August) nicht eingegangen, nur das haben die Zeitungen gemeldet, daß im Kolonialrate der Baumannsche Vorschlag abgelehnt worden ist. Warneck.

Missionarsmorde in China.

Die erschütternde Kunde von der Ermordung einer ganzen Anzahl evangelischer Missionare in Kutscheng, welche Anfangs August der Telegraph nach Europa und Nordamerika meldete, hat vermittelst der Tageszeitungen bereits die Runde durch die ganze abendländische Welt gemacht. Bis heute (20. August) liegen nur telegraphische Nachrichten an die britische und nordamerikanische Regierung wie an die interessierten Missionsgesellschaften vor. So ausführlich zum Teil auch diese Telegramme sind, so reichen sie doch nicht hin, ein sicheres und umfassendes Bild von den traurigen Vorgängen, und noch weniger von den Ursachen zu geben, die sie herbeigeführt haben. Die vielen Raisonnements, welche die Zeitungen bereits angestellt und die in weit den meisten Fällen von geringer Sachkunde zeugen, sind mindestens sehr verfrüht. Ein zutreffendes Urteil wird sich erst fällen lassen, wenn wir im Besitz der Specialberichte sind.

Auf Grund der englischen Quellen sind die Thatsachen folgende. *Am Morgen* des 1. August, bald nach 7 Uhr, während die meisten An-

gehörigen der Mission noch schliefen, überfiel eine Bande von 80 Bewaffneten, die der geheimen Gesellschaft der sog. Vegetarianer (Tsai-Li) angehörten, die Häuser der englischen Mission zu Kutscheng in der Provinz Fukien, brannte dieselben nieder und ermordete und verwundete fast das gesamte Missionspersonal. Der Stationsmissionar Stewart scheint mit seiner Frau, einem Kind und einer irländischen Wärterin in den Flammen umgekommen zu sein, wenigstens fand man ihre Leiber zu unkenntlichen Massen verkohlt in dem niedergebrannten Hause; die andern fünf Kinder sind sämtlich schwer verwundet worden, eins ist mittlerweile seinen Wunden erlegen. Von dem übrigen Missionspersonal sind sechs unverheiratete Damen und zwar in der greuelhaftesten Weise ermordet, zwei andre schwer verwundet worden, unter ihnen eine Amerikanerin, während zwei Männer, unter ihnen wieder ein Amerikaner, durch Flucht nach Futschau sich zu retten vermochten. Die Amerikaner gehören zu einer methodistischen Mission der Vereinigten Staaten, während die übrigen im Dienste der englischen Kirchenmission (Ch. M. S.) stehen.

Die letztere besitzt in der Provinz Fukien ein besonders fruchtbares Missionsgebiet (A. M.-Z. 1884, 193. 252. 289). 1850 begann sie ihre dortige Arbeit in der großen Stadt Futschau, bis 1866 ohne jeden sichtbaren Erfolg. Aber in geduldiger Treue wurde das Werk nicht nur fortgesetzt, sondern auch immer weiter über die Provinz ausgedehnt und Ende 1894 war die Zahl der evangelischen Christen mit Einschluß der Katechumenen auf 12984 angewachsen. Zu der Station Kutscheng gehörte eine christliche Gemeinde von 2212 Seelen und ein ländlicher Distrikt mit 56 Schulen.

Schon im Juni des vorigen und dann wieder im April dieses Jahres hatte der jetzt ums Leben gekommene Missionar Stewart von einer Gefahr drohenden Erregung berichtet, welche von den sogenannten Vegetarianern ausging. Diese Leute hatten sich wiederholt Gewaltthätigkeiten auch gegen die eingebornen Christen erlaubt und die Behörden hatten einige von ihnen gefangen gesetzt. Aber ein großer Haufe hatte die Gefangenen befreit und sich dann auch gegen die chinesische Obrigkeit gewendet, die nun den Mut verlor und in ihrer Rat- und Machtlosigkeit die Aufrührer gewähren ließ, deren Zahl nach und nach sich auf 12000 vermehrte, unter ihnen viele gelegentlich des japanischen Kriegs entlaufene, sehr undisziplinierte Soldaten. Trotz der ihnen wohl bewußten Gefahr hielten es die Missionare für ihre Pflicht, auf ihren Posten auszuhalten. Es fehlt nicht an Leuten, die ihnen das jetzt zum Vorwurf machen. Man sagt: sie seien gewarnt gewesen, auch von den Vertretern der abendländischen Mächte in China. Das ist wahr; aber recht machen können sie es den Kritikern niemals. Fliehen sie, so heißt es: sie sind feig und nur besorgt, ihr liebes Leben in Sicherheit zu bringen; bleiben sie und werden ein Opfer ihrer Treue, so macht man ihnen den Vorwurf: sie haben unbesonnen gehandelt. Soweit die telegraphischen Nachrichten ein Urteil gestatten, und soweit man sich aus den vor der Katastrophe eingegangenen Berichten ein Urteil bilden kann, liegt seitens der Missionare auch nicht der Schein einer Provokation vor; im Gegenteil: sie haben angesichts der

sie umgebenden Gefahr alle Vorsicht angewendet. Wie es scheint, ist der mörderische Überfall seit längerer Zeit geplant und vorbereitet gewesen. Ob die Behörden darum gewußt und sich absichtlich unthätig verhalten haben, ist zur Zeit nicht gerade zu beweisen aber wahrscheinlich. Soldaten, welche später zum Schutz beordert wurden, haben selbst die Missionshäuser geplündert. Jedenfalls fehlte den Behörden die ernste Absicht und noch mehr die wirkliche Macht gegen die Mörder und Räuber einzuschreiten. Haben die geheimen Gesellschaften schon früher der Regierung viele Not gemacht, so hat die Desorganisation der staatlichen Ordnung und behördlichen Gewalt, welche infolge des für die Chinesen so unglücklichen Krieges immer weiter um sich greift, der Gewaltthätigkeit dieser Bünde erst recht Thür und Thor geöffnet und bezüglich des Fremdenhasses und der Feindschaft gegen die christlichen Missionare thun es die Mandarinen den geheimen Gesellschaften mindestens gleich, wenn sie sie nicht gar darin übertreffen. Wiederholt sind selbst hohe Beamte die geistigen Urheber der Gewaltthaten gegen die Fremden wie gegen die eingebornen Christen gewesen, welche seitens des geheimbündlichen Pöbels verübt worden sind. Seit dem unglücklichen Krieg mit Japan ist der immer unter der Asche glühende Fremdenhaß der Chinesen wieder in hellen Flammen ausgebrochen und die Missionare in Kutscheng sind als die ersten Opfer desselben gefallen. Es ist eine ganz vorurteilsvolle Vermutung, wenn der Reichsbote (Nr. 180) die Katastrophe mit der englischen Politik in Verbindung bringt, weil die Ermordeten englische Missionare gewesen. Der Pöbel, der die Greuelthaten verübt hat, weiß wenig oder nichts von den Feinheiten der Politik; sein Haß geht gegen die Ausländer, die er am liebsten alle aus China vertreiben möchte, wie denn unter den Opfern von Kutscheng auch Amerikaner gewesen sind.

Unterdes sind weitere Nachrichten eingegangen, welche verschiedene Missionare auch in andern Provinzen als ernstlich bedroht erscheinen lassen, die Telegramme geben leider die Namen so verstümmelt, daß wir, wenigstens bezüglich der Stationen der Ch. I. M., nicht imstande sind, bestimmte Angaben zu machen. Über einen Angriff auf das Hospital der Londoner M.-G. in Futschau (Prov. Kanton) lauten die Meldungen widerspruchsvoll. Jedenfalls gärt es weithin und auch da, wo es zur Zeit ruhig zu sein scheint, kann es bald zu einem vulkanischen Ausbruch kommen. Ob es dem diplomatischen Einschreiten der europäischen Mächte gelingen wird, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen und fernere Gewaltthaten der aufgeregten Massen zu verhindern, das wird ganz von dem Ernst und der Macht der chinesischen Regierung abhängen. Wir fürchten, daß beide nicht groß sind;[1]) die innere Krisis, welche durch die Niederlagen im japanischen Kriege herbeigeführt worden ist, beginnt erst sich zu entrollen und ihr Ausgang ist zur Zeit völlig unberechenbar.

Aber die Mission steht unter Allerhöchster Leitung, auch wenn sie Leidens- und Todeswege geht. Sie wird gezüchtigt, aber doch nicht ertötet.

[1]) Wie neuerlich gemeldet wird, haben die Behörden sich geweigert, den *englischen* und amerikanischen Konsul persönlich an der gerichtlichen Verhandlung *gegen die Mörder* in Kutscheng teilnehmen zu lassen.

Die Werkleute sterben, aber das Werk lebt. Wir gehen jetzt hin und weinen, aber wir wissen, es ist ein edler Same in die Erde gelegt und zu seiner Zeit wird er viel Frucht bringen. Wck.

Nachschrift.

Die englische Kirchen-M.-G. hat unterdes ein großes Meeting in Exeter Hall veranstaltet, nicht um etwa die öffentliche Meinung zu beeinflussen bezüglich der strafrechtlichen Verfolgung der traurigen Angelegenheit oder der Herbeiführung eines energischeren Schutzes der britischen Missionare. Mit aller Entschiedenheit wurde vielmehr erklärt, daß dies lediglich eine Sache der Regierung sei, der man vertraue, in die man sich aber als Missions-Gesellschaft nicht mische. Wiederholt wurde betont, daß dieser jeder Rachegedanke nicht nur fern liege, sondern daß die christliche Rache das Gebet sei: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Der Zweck der Versammlung war vielmehr der einer großen Sympathiebezeugung mit den Angehörigen der ermordeten Opfer, einer eindringlichen Aufforderung zur Fürbitte für die chinesischen Missionare, die chinesische Mission und die Chinesen, einer glaubensmutigen Stärkung zur Fortsetzung, ja Ausdehnung der Arbeit in China überhaupt wie in der Provinz Fukien speciell, und eines Aufrufs an Freiwillige, in die leeren Stellen einzutreten und die blutbefleckte Fahne aufzunehmen. So groß der Schmerz war über den gewaltsamen Tod des tüchtigen und treuen Missionars Stewart, seiner unschuldigen Kinder und so vieler Damen, so war man doch der gewissen Zuversicht, daß es auch jetzt gehen werde wie vor einigen Jahren mit der Ermordung des Missionsbischofs Hannington: der heimatliche Missionseifer werde vermehrt und der blutgedüngte Acker desto fruchtbarer werden. Von einigen der nächsten Verwandten der Ermordeten waren Briefe eingelaufen, die einen hohen christlichen Heldenmut bekundeten und erklärten: „Für Jesus ist kein Opfer zu kostbar“.

Der Missionserfolg in China.

Eine Beleuchtung unbilliger Kritik.

Anläßlich der Ermordung des größten Teils des evangelischen Missionspersonals in Kutscheng geht jetzt ein Artikel, wie es scheint, eine Art Waschzettel, durch einen großen Teil der liberalen und ultramontanen Presse, der auf Grund angeblich großer Sachkenntnis und statistischer Unterlagen die evangelische Mission in China als so gut wie erfolglos herabzusetzen sich bemüht, während die römische ganz stattliche Zahlen aufzuweisen habe. Vor mir liegen reichlich ein Dutzend Zeitungen, die mit größeren oder geringeren Abweichungen und mehr oder weniger hämischen eigenen Zusätzen diesen Artikel kolportieren. Ich citiere ihn nach der Kölnischen Volkszeitung Nr. 530 (18. Aug., 2. Blatt, Morgenausgabe).

„Über die englischen Missionen in China läßt sich die St. James' Gazette aus. Die von ihr veröffentlichten Mitteilungen des australischen Reisenden Dr. G. E. Morrison (eines Protestanten), der China vom

Februar 1894 bis zu Anfang dieses Jahres bereiste, werfen recht eigentümliche Streiflichter auf die Missionsthätigkeit der Engländer im himmlischen Reiche. Es mag gleich gesagt werden, daß Dr. Morrison von dem Bekehren der Chinesen zum Christentum nicht viel hält, und daß er glaubt, es wäre besser, der biblischen Mahnung zu folgen und „den Staub von den Füßen zu schütteln", wo man im Namen des Herrn nicht aufgenommen wird. Er läßt aber den katholischen Missionaren die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie mit ihrem Cölibat, ihrer selbstgewählten Armut und ihrem Anpassen an die Landesgebräuche in Kleidung und Sitten, weit größere Erfolge erzielen. Daß Dr. Morrison auf Grund persönlich gesammelter Erfahrungen spricht, ergiebt sich daraus, daß er (der auch Australien zu Fuß durchquert hat) 1500 englische Meilen am Jant-se-Kiang hinauffuhr, dann zu Fuß nach Chung-King reiste und von da eine Strecke von 1500 Meilen in derselben Weise auch die Provinz Yunnan auf dem Wege nach Birma zurücklegte. Er besuchte hunderte von Missionsstationen und sprach von Peking nach Kanton und weiter, wo er immer hinkam, mit den englischen und amerikanischen Missionaren, die er stets „merkwürdig befriedigt mit den von ihnen erzielten Erfolgen fand". Und was sind diese Erfolge? In China sind 1511 protestantische Missionare thätig und mit Beihilfe der bekehrten und zu Geistlichen gemachten eingeborenen Missionare tauften sie im Jahre 1893, in einem guten Jahre, wie sie sagen, 3127 Chinesen, von denen aber viele, wie Dr. Morrison behauptet, nichts weniger als „waschechte Protestanten" sind. Das giebt ohne Beihilfe der chinesischen Missionare neun Zehntel Chinesen und mit ihrer Beihilfe zwei Chinesen auf jeden englischen Missionar pro Jahr. Da die Kosten der Missionare 350000 Pfd. Sterling (7 Millionen Mark) jährlich betragen,[1]) so kostet die Bekehrung eines Chinesen zum protestantischen Bekenntnis 2238½ M., was, wenn Erfolg und Kosten dieselben blieben, für die Bekehrung der 386 Millionen Chinesen doppelt so viele Millionen kosten und, wie Dr. Morrison ausrechnet, 123441 Jahre dauern würde. Die Jesuiten bekehren mit dem zehnten Teil der Kosten jährlich über 40000 Chinesen. China zählt, wie schon früher erwähnt, bereits über 1200000 Katholiken."

In der Vossischen Zeitung Nr. 391 vom 22. Aug., Morgenausgabe, widmet Hesse-Wartegg demselben Gegenstande einen längeren selbständigen Artikel unter der Überschrift: „Die christlichen Missionsanstalten in China", der eine etwas andere Statistik bringt. Evangelische Mission: 1300 europäische (darunter 700 Frauen) und 1657 chinesische Missionare, bekehrte Chinesen etwa 40000. Katholische Mission (nach dem Roman Cath. Register): 41 Bischöfe, 664 europäische und 559 chinesische Priester, 1072818 Bekehrte.

Zuerst ein Wort über die katholische Statistik. Nach den amtlichen, von der Propaganda herausgegebenen, also Autorität beanspruchenden Missiones Catholicae anno 1895 werden für das Imperium

[1]) Wiederholt wird noch hinzugesetzt, das sei die Summe der Gesamtkosten für zehn der größten Londoner Hospitäler.

Sinense (mit Einschluß der Mongolei, Mantschurei, Tibets und Yunnans) mit zusammen 451 656 800 Einwohnern berechnet: Catholici 581 755; Missionarii Europaei 693 et indigenae 370. Lassen wir die Priester außer Betracht, so ergiebt sich, daß die offizielle Quelle kaum bezw. weniger als halb soviel Bekehrte angiebt, wie oben gerechnet sind. Woher die ungeheure Differenz? Jedenfalls daher, daß in dem R. C. Reg. die Missionen in Siam und Tonkin mit 463 680 Catholicis (nach der amtlichen Quelle) eingerechnet sind und daß man auch mit dieser Zurechnung noch ein wenig nach oben abgerundet hat, wie es die Gewohnheit der römischen Statistik ist. Jedenfalls sind also die über eine Million Katholiken in China eine starke Unrichtigkeit.

Nun bemerkt wenigstens Herr Hesse-Wartegg mit Recht, daß die römische Mission in China schon sehr alt, nämlich seit 1579, also seit länger als dreihundert Jahren am Werke ist, auch kann man bei ihm zwischen den Zeilen lesen, daß die klugen Jesuiten ihre großen Anfangserfolge ganz anderen Mitteln verdankten als ihrer christlichen Predigt. Aber lassen wir das. Wollte man nun den Unsinn machen und berechnen, wieviel „Bekehrte" in der römischen Mission auf jedes Jahr kämen, so würde man nur 1841, also noch nicht so viel erhalten, als nach Morrison in 1893 die evangelische Mission zählte. Es liegt auf der Hand, daß eine Mission, die eine dreihundertjährige Geschichte hinter sich hat, im Vorteil ist gegen eine andere, die erst eine halbhundertjährige aufweist.

Doch kommen wir jetzt auf die evangelische Mission. Die Zahl 40 000 hat ungefähr ihre Richtigkeit. Aber — was bezeichnet sie? Die protestantischen Missionen berechnen meist nur die Kommunikanten, d. h. die Kommunionberechtigten, also erwachsenen selbständigen Mitglieder der Gemeinden. In der chinesischen protestantischen Missionsstatistik ist das ausdrücklich gesagt: Communicants. Wußte man das nicht oder wollte man es nicht wissen? Die Catholici in der römischen Statistik geben stets die Seelenzahl und oft genug nicht nur die Getauften mit Einschluß der Kinder (selbst von heidnischen Eltern), sondern auch die Katechumenen an. Wie sich in der protestantischen Mission das Verhältnis der Zahl der „Kommunikanten" zur Zahl der Getauften und Katechumenen oder Anhänger stellt, zeigt z. B. die Statistik der englischen Kirchenmission in der Provinz Fukien, in der Kutscheng liegt:

Kommunikanten:	2847
Getaufte:	5906
Katechumenen:	7078 —

auf 2847 Kommunikanten kommen also 12 984 Christen. Nun ist allerdings nicht durch die ganze chinesische evangelische Mission das Verhältnis dasselbe; gewöhnlich berechnet man auf 1 Kommunikant 3—3½ Christen oder Anhänger. Wir wollen noch unter das niedrigste Maß gehen und nur 1 zu 2½ rechnen, so ergiebt sich, wenn man dieselben statistischen Werte einsetzt in der evangelischen wie in der katholischen Mission, daß die Zahl der evangelischen Christen in China sich heute auf etwa 100 000 beläuft, d. h. in *einem* halben Jahrhundert hat die evangelische Mission

relativ reichlich denselben Erfolg wie die römische in drei Jahrhunderten, d. h. in Wahrheit sie hat einen größeren.

Herr Hesse-Wartegg hat die Güte „die vier **deutschen** Missionen“ von dem absprechenden Urteil auszunehmen, welches auch er über die englischen fällt. Leider aber zeigt gerade dieser Passus — wie allerdings auch vieles, was er über die englischen Missionen sagt, worauf wir aber, um nicht zu lang zu werden, nicht eingehen wollen — daß er nicht völlig orientiert ist. Er läßt nämlich auf der einen Seite die bedeutendste deutsche Mission, die Baseler, mit ihren 4071 Christen weg und überschätzt auf der andern Seite den Erfolg der angeführten deutschen Missionen. Die angegebene Zahl ist allerdings richtig, aber die Rheinische M.-G. selbst hält ihre 249 chinesischen Christen jedenfalls nicht für einen bedeutenderen Erfolg als die englischen Missionen ihn haben. Und der Allg. ev. prot. M.-V. zählt meines Wissens in China überhaupt noch keine eingebornen Gemeindeglieder. Auch der Patriotismus darf uns nicht verleiten, Unrichtiges zu behaupten.

Sehr thöricht ist es, zu berechnen, wie lange es noch dauern würde, bis China evangelisch ist, wenn die Erfolge in dem bisherigen Tempo fortgingen. Man wird es müde, diese hundertmal widerlegten albernen Berechnungen immer von neuem zu beleuchten (vergl. Allg. M.-Z. 1889, 21: „Eine thörichte Rechnung“). Der Erfolg geht eben nicht in dem bisherigen Tempo fort. Exemplifizieren wir nur auf China. Es gab hier evangel. **Kommunikanten** in 1853: 351
1863: 1974
1868: 5743
1877: 13 035
1889: 26 287
1894: 40 000.[1])

Wir sagen nicht, daß die absoluten Zahlen einen bedeutenden Missionserfolg darstellen, aber sie beweisen, daß im ganzen das Tempo der Zunahme ein steigendes ist. Und so ist es auf allen Missionsgebieten. In den Missionsanfängen geht es am langsamsten, und in China, wo die Schwierigkeiten und Hindernisse größer sind als irgendwo anders, besonders langsam. Und verständige Leute bringen bei einer Fortbewegung die Reibung in Ansatz, welche aufhält.

Ebenso unverständig ist es, durch Division der in einem Jahre „Bekehrten“ in die Missionsausgaben immer wieder zu berechnen, wie viel ein Bekehrter kostet. Ganz abgesehen davon, daß man den Wert geretteter Menschen überhaupt nicht nach Geld taxieren kann, so weiß doch jeder mit dem Missionsbetrieb einigermaßen Vertraute, daß die Missionsgelder auch noch auf viele andere Dinge verwendet werden: auf Heranbildung und Reisen der Missionare, auf Missionsschulen, auf vielerlei Bauten, auf

[1]) Nach den offiziellen Miss. Cath. stieg die Seelenzahl der Katholiken in China von 541 356 in 1887 auf 549 246 in 1889; 569 551 in 1891 und 581 755 in 1894, also in sieben Jahren (nicht in einem, wie die K. Volksz. rhetorisiert) um ca. 40 000 Seelen, d. h. **verhältnismäßig im viel geringeren Tempo als die evangelische.**

Hospitäler, Waisenhäuser 2c. Ob die auf die chinesische Mission verwendete Summe von angeblich 7 Millionen Mark richtig ist, vermag ich, trotz der mir zu Gebote stehenden umfangreichen Quellen, nicht zu kontrollieren. Herr Morrison oder die Kölnische Volkszeitung sind dazu vermutlich viel weniger imstande als ich. Aber auch angenommen, sie sei nicht übertrieben, so ist sie nicht zu groß für ein riesiges Missionsfeld wie China, und jedenfalls haben diejenigen Leute keinen Grund sich über sie zu mockieren, die nichts dazu gegeben haben und vermutlich auch zur Unterhaltung der Londoner Hospitäler nichts geben.

Was die Zahl der angegebenen Missionare betrifft, so hat Herr Hesse-Wartegg bereits darauf hingewiesen, daß 700 (verheiratete und nicht verheiratete) und vielleicht noch mehr Damen eingeschlossen sind. Nach meinen zuverlässigen Quellen betrug in 1889 die Zahl der evang. Missionare in China (mit Ausschluß der Frauen) 589. Es lag offenbar die Tendenz vor, durch eine künstliche Aufbauschung der Zahl der Missionare den Missionserfolg noch mehr herabzusetzen und das Divisionsexempel: Missionare in Bekehrte noch frappanter zu machen. Übrigens sei noch bemerkt, daß auch unter den ca. 600 wirklichen Missionaren eine stattliche Anzahl von Neulingen sich befindet, die der Sprache noch kaum mächtig, und wohl auch manche Schwächlinge, die ihrer Aufgabe überhaupt nicht gewachsen sind.

Endlich der Herr Morrison. Ich habe nicht die Ehre, den Namen dieses Herrn, von dem ich auch nicht kontrollieren kann, ob er wirklich „Protestant" ist, in der Missionswelt bis jetzt jemals gehört zu haben. Ob er zu einem Missionskritiker kompetent ist, weiß ich nicht; das bloße Reisen durch China macht ihn jedenfalls nicht dazu. Aber wenn Reisende schreiben, was man gern hören will, so gelten sie als Missionsautoritäten. Ob er „hunderte von Missionsstationen besucht" hat, erlaube ich mir zu bezweifeln. Ganz entschieden muß ich aber dem „Forscher" die Kompetenz absprechen, wenn er die chinesischen Christen, wie in der Kölnischen Zeitung (Nr. 733. 25. Aug.) zu lesen steht, als „eine Handvoll von Strolchen, Reischristen und Dieben" bezeichnet. Wären seine „Forschungen" etwas tiefer gegangen, so würde er chinesische Christen genug kennen gelernt haben, deren Christentum dem vieler Reisenden als Vorbild dienen kann. Mit hämischen Übertreibungen legitimiert sich niemand als berechtigt zur Missionskritik. Es wäre verständig gewesen, wenn die Blätter, die einer solchen Autorität blind gefolgt sind, sich etwas vorsichtiger verhalten hätten.

Warneck.

Missionsrundschau.

Ost-Afrika.

Von D. F. M. Zahn.

(Schluß.)

„Bis 1885 waren nur erst drei Stationen gegründet," so liest man in der neuen Zeitschrift: „Die evangelischen Missionen" von der Arbeit der Londoner Missions-Gesellschaft am Tanganjika. In neun Jahren hat

dieselbe drei Stationen angelegt. Man scheint danach in Ost-Afrika ein schnelles Tempo bei der Stationengründung zu erwarten, ein schnelleres, als in West-Afrika innegehalten wird. Z. B. die Basler Missions-Gesellschaft auf der Goldküste hatte 1863 sechs Stationen, 1893 zehn. In dreißig Jahren hat sie nur vier neue Hauptstationen gegründet. Um eine Station anzulegen, muß man Personal haben, europäisches und einheimisches, und Geld. Was das Personal anbetrifft, so ist Basel allen in Ost-Afrika arbeitenden Gesellschaften überlegen, und was Geld betrifft, nicht schlechter gestellt. Dennoch ist man so langsam vorwärts gegangen, während im Osten nicht nur die jungen Gesellschaften, die erst ihr Lehrgeld bezahlen, sondern auch die erfahrenen, wie die Brüdergemeine, Berlin I und Leipzig rasch hintereinander eine ganze Reihe von Missionsniederlassungen zustande bringen. Zuweilen haben die Missionare an Ort und Stelle ihre Wünsche und die Leitung daheim andre, und von beiden Seiten drängt man vorwärts. Es sei erlaubt gegen dies Vorgehen vom allgemeinen Missionsstandpunkt aus und in anbetracht des Klimas einige Bedenken auszusprechen. Die Gründung einer Missionsstation ist immer ein Wagnis. Wenn alte Missionsgesellschaften, die Erfahrung besitzen, Männer, welche schon in der Mission gearbeitet haben, mit der Gründung einer ersten Station in einem neuen Missionsgebiete betrauen können, wie das in den drei genannten Beispielen der Fall ist, so sind die Chancen, daß das Richtige getroffen wird, sehr groß. Dennoch bleibt auch dann ein Risiko. Es ist so viel zu berücksichtigen, wenn der gewählte Ort ein guter, womöglich der beste sein soll, daß Fehlgriffe kaum zu vermeiden sind. Man hat gesagt, in Afrika gebe es keine Sehenswürdigkeiten als die Gräber der Missionare und Forscher, die dort gestorben; man kann hinzufügen: und die Ruinen der Arbeitsstätten, die wieder verlassen werden mußten. In Ost-Afrika weiß man von einer Station, die fünfmal verlegt wurde. Bei einer ersten Station ist die Gefahr des Mißgriffes am größten, bei jeder folgenden vermindert sich das Risiko, wenn man sich Zeit läßt und die Zeit benutzt, um Land und Leute kennen zu lernen. Warum sollte man sich denn auch nicht Zeit lassen? Ist doch eine neue Station durchaus nicht nur eine Mehrung der Arbeit, sondern oft eine Hemmung und Zersplitterung der Arbeitskräfte. Auf der ersten Station ist das Eisen dem Glühen nahegebracht, da wird eine neue Station begonnen, die europäischen Kräfte werden halbiert, die halbglimmenden Kohlen auseinander geworfen und so die Entwicklung gehemmt. Je länger man gearbeitet, desto mehr Kenntnis des Landes, der besonderen Bedingungen gedeihlichen Wirkens gerade in ihm, desto mehr eingeborene Gehilfen für die inneren und äußeren Angelegenheiten hat man gewonnen, und man kann nun am bestgewählten Orte, am billigsten und praktischsten weitere Stationen anlegen. Ist so schon aus allgemeinen Gründen ein langsames Vorgehen zu empfehlen, so giebt ein ungesundes Klima dazu noch besondere Veranlassung. Hier bedarf der Europäer einer guten, die Unbilden des Klimas möglichst abwehrenden Wohnung und eine solche kostet Geld und Zeit. Ersteres haben wenigstens kleinere Gesellschaften nicht so, daß sie viele Stationen gründen oder doch ausbauen können. Es ist nötig, daß die Ankömmlinge sich sofort

eine vorläufige Wohnung errichten, aber will man nicht kostbare Lebenskraft vergeuden, so darf man nicht lange warten, bis man ein solides, zweistöckiges Wohnhaus herstellt, und es scheint nicht wohlgethan, eine zweite Station zu beginnen, so lange auf der ersten das Europäerhaus noch nicht fertig ist. Zudem ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Europäerhaus genügt, denn ein ungünstiges Klima fordert starkbesetzte Stationen. Nicht oft kann die evangelische Mission von der römisch-katholischen lernen, aber beherzigenswert scheint, was Kardinal Lavigerie schreibt: „Nie, in keinem Falle, unter keinem Vorwande dürfen die Sendboten, wenn sie auf die Mission gehen, weniger als drei Patres oder Brüder beisammen sein. Man wird eher die vorteilhaftesten, dringendsten Anerbieten ablehnen, und eher auf den Fortbestand der Gesellschaft, als auf diesen Hauptpunkt verzichten.“ (Jahrb. 1881. III, S. 56.) Dem Zusammenhang nach scheint vornehmlich an den geistlichen Segen der Gemeinschaft gedacht zu sein, und auch dieses bedarf der Missionar, der den besonderen Versuchungen des ungesunden Klimas ausgesetzt ist, sehr. Aber auch vom gesundheitlichen Gesichtspunkt aus muß man wünschen, daß ihrer mehrere zusammen sind. Der Kranke erfordert oft einen Pfleger, der ganz von der Pflege in Anspruch genommen wird. Will er die Missionsarbeit nicht liegen lassen, so liegt er selbst bald neben dem Kranken oder an dessen Stelle. Dieser als Rekonvalescent muß pflegen und wird rückfällig, oder, weil niemand nach der Arbeit sehen kann, wirft er sich zu früh in dieselbe, und ein Fieber folgt dem andern. Darum müssen die Stationen — auf den Bergen mag das weniger nötig sein — groß, gut ausgerüstet und besetzt sein, und deren viele in kurzer Zeit zu gründen, verbietet sich von selbst.

Diese Erwägungen bekommen noch mehr Gewicht, wenn man an die Sprachzerrissenheit Ost-Afrikas denkt. Es erschwert die Missionsarbeit sehr, wenn ein Gebiet zwei- oder gar mehrsprachig ist, und wo möglich sollte man dies vermeiden. Die Baseler, um noch einmal auf sie zu exemplificieren, haben zu dem Gebiet der Tschisprache, mit der sie wohl einigen Millionen dienen können, durch das kleine Gebiet des Ga hindurch gemußt und darum zwei Sprachen zu bearbeiten gehabt. Es ist nicht in Kürze zu beschreiben, wie viele Schwierigkeiten dadurch entstehen; fast auf der ganzen Linie der Missionsthätigkeit, in der Schule, besonders der höheren, in der Literatur, überall begegnen sie einem. Aber ein Punkt ist deutlich genug, daß nämlich das Arbeiterpersonal des einen Sprachgebietes nicht in dem andern zu verwenden ist. Wenigstens in der Regel nicht, denn die meisten Missionare, zumal in einem angreifenden Klima, werden dankbar sein, wenn sie auch nur eine Sprache so lernen, wie ein Missionar in seinem Berufe sie braucht. Es liegt auf der Hand, welche Beschränkungen das, insbesondere kleinen Gesellschaften auferlegt, wenn sie nicht nach Bedürfnis ihre Missionare versetzen können. Da ist es doch geraten, mit der Ausdehnung der Arbeit nicht zu rasch vorzugehen, damit man nicht unversehens in ein andres Sprachgebiet gerate. Selbst ein andrer Dialekt kann im Anfang dieselben Schwierigkeiten bereiten, wie eine andre Sprache, während, wenn erst die Missionare über einen Dialekt Herr geworden sind, die andren viel weniger Schwierigkeiten bereiten. Im

Anfang der neuesten ostafrikanischen Missionsperiode hat man freilich s[illegible] geredet, als ob gerade Ost-Afrika im Besitz einer lingua franca, de[illegible] Kisuaheli nämlich, in sprachlicher Beziehung große Vorzüge biete. Abe[illegible] schon damals konnte man wissen, daß Afrikas Osten nicht weniger sprach[illegible] zerrissen sei, als der übrige Erdteil. Missionar Last hatte von der Küst[illegible] bis Mpwapwa neun verschiedene Sprachen gefunden, und es ist voraus[illegible] zusehen, daß je mehr man die Völker kennen lernt, desto mehr auch di[illegible] Mannigfaltigkeit der Sprachen erkannt wird. Die meisten ostafrikanische[illegible] Missionen arbeiten in Gebieten mit mehreren Sprachen. Die Brüder[illegible] gemeine, Berlin I und die Freischotten haben das Glück, eine und dieselb[illegible] Sprache, das Ukonde, erlernen und für den Missionsgebrauch bereiten z[illegible] können. Aber wenn die erstgenannte ihre Absicht ausführt, zu Merer[illegible] zu gehen, so findet sie dort das Kisangu, eine sehr verschiedene Sprach[illegible] (Miss.-Bl. d. Br. 1893. S. 290) und die letztgenannten haben in ihren[illegible] Bereich mit noch sechs andern Sprachen zu thun. Die anglikanische Kirchen[illegible] Mission hat ebenfalls sieben ostafrikanische Sprachen zu überwinden. Da[illegible] Kisuaheli hat sich wohl mit dem Händler an den Verkehrsstraßen ver[illegible] breitet, aber es wird keineswegs überall geredet und verstanden. Missiona[illegible] Althaus erzählt, daß er beim Häuptling Ndoile in Nord-Pare am Kili[illegible] mandscharo „völlige Unkenntnis“ des Kisuaheli gefunden habe. (Ev.-Luth[illegible] Miss.-Bl. 1894. S. 442.) Auch an der Küste, in der Nähe von Raba[illegible] verstehen die Wanyika nur sehr wenig Kisuaheli und insbesondre wer mi[illegible] den Frauen reden will, muß Kinyaka reden können. (Int. 1895. S. 196.[illegible] Missionar Faßmann bestreitet auch, daß, wer einigermaßen Kisuaheli gelern[illegible] habe, in wenigen Wochen Ki-Dschagga lerne, das allerdings verwandt sei[illegible] (Ev.-Luth. Miss.-Bl. 1894. S. 27.) Die Sprache des Kilimandschar[illegible] ist übrigens selbst wieder sehr verschieden, das Kimoschi und das Kimad[illegible] schame voneinander nicht weniger, als das Kisuaheli von beiden. O[illegible] die Sprache der Waganda ihrerseits, wie Pilkington meint, weit nac[illegible] Westen reichen wird, muß erst nähere Bekanntschaft mit den dortige[illegible] Sprachen ausweisen. (Int. 1894, S. 693; 1895, S. 463.) Da[illegible] Kisuaheli selbst ist nicht einmal gleich. Es wird anders geredet i[illegible] Sansibar, anders in Mombasa, wieder anders in Witu und dann wiede[illegible] in Patta. Missionar Taylor in Mombasa scheint den dortigen Dialek[illegible] dem von Sansibar, in welchem Bischof Steere gearbeitet hat, vorzuziehen[illegible] und wenn wir eine Äußerung richtig verstehen, so geht er damit um, de[illegible] Mombasadialekt in die Schriftsprache einzuführen. (Int. 1895, S. 27[illegible] u. 274.) Es müssen sehr gewichtige Gründe vorliegen, um eine Änderun[illegible] einer einmal eingeführten Schriftsprache zu rechtfertigen. Insbesondere di[illegible] sprachbegabten Missionare, die afrikanischen Philologen und Linguisten[illegible] müssen strenge Selbstzucht üben, daß sie nicht auf irgendeinem Steckenpfer[illegible] sich vergaloppieren und in die Reihen der Kämpfer Verwirrung trage[illegible] Diese Rücksicht auf Vorhandenes hat die Neukirchner so weit geführt, da[illegible] sie die Sprache der Pokomo nicht mit dem Lepsius-Alphabet geschriebe[illegible] haben, sondern mit englischer Schrift, die Dr. Steere leider für da[illegible] Kisuaheli angewandt hat. (Neukirchener Heidenbote 1894, S. 87.) D[illegible] die Pokomo nur höchstens 30000 Seelen stark sind, so wird es nic[illegible]

möglich sein, ihnen eine eigene Literatur von größerem Umfang zu geben; sie werden aber durch diese Akkommodation an die Kisuahelischrift imstande sein, diese rasch lesen zu lernen. Missionar Taylor, wie es scheint, ein sehr optimistisch urteilender Mann, glaubt mit seinem Mombasadialekt überall auszukommen. Als er die Neukirchner in Lamu besuchte, gratulierte er sich selbst, daß er so gut verstanden sei. Seine Gastfreunde fanden auch, daß er ein „gewandtes“ Kisuaheli spreche, aber auch, daß nicht „alles von allen verstanden“ worden sei. Würtz hat ein vergleichendes Lexikon des Sansibar-Lamu-Patta- (oder Nord-)Dialektes des Kisuaheli und der Pokomosprache gearbeitet. Er war vielleicht etwas müde und ärgerlich vom Lehren und Lernen der 65 Zeitformen, mit welchen diese Pokomosprache gesegnet ist, als er schrieb: „Es ist ein Unsinn, wenn einige Forscher das Pokomo einen Dialekt des Kisuaheli genannt haben.“ Später hören wir, daß sie sich verhalten wie Deutsch und Holländisch. (Int. 1895, S. 272. Neukirchner Heidenbote 1893, Beibl. S. 8. 33. 34. 38. 87.) Das sind nur einige Beispiele von den Sprachverschiedenheiten, die man schon kennt, die vermuten lassen, daß noch vieles an den Tag kommen wird. Der Händler, der Krieger, der Beamte mag sich begnügen mit Kisuaheli, das Sir John Kirk in einer Besprechung des Englisch-Swahili Dictionary von Madan als unentbehrlich erklärt für jeden, den sein Beruf nach Ost-Afrika führt. (Central-Afrika 1894, S. 89.) Aber der Missionar, wenigstens der evangelische, kann damit nicht zufrieden sein. Er will zum Herzen reden, er will von den Frauen, den Kindern, den Alten, den Einfältigen verstanden sein, da kann er mit einer fremden Sprache nicht auskommen. Den Eingeborenen mag es zunächst etwas ganz Neues und Befremdendes sein, daß ein Fremdling in ihrer eigenen Sprache zu ihnen redet. (Nachr. a. d. Ostafr. Mission 1892, S. 40.) Gerade auf diesem Wege aber wird er das Vertrauen der Leute gewinnen, daß er sich die Mühe nicht verdrießen läßt, ihre Sprache zu erlernen. Man mag sich Gedanken darüber machen, ob nicht später eine Sprache, vielleicht das Kisuaheli, die Sprache Ostafrikas sein wird (Ev.-Luth. Miss.-Bl. 1895, S. 250), für die Gegenwart wird es jeder Mission Aufgabe sein, in der Sprache ihres Volkes oder Stammes das Evangelium zu verkündigen.

So scheint Ost-Afrika keinerlei Vorteile zu bieten, die den plötzlichen Zustrom von Missionsarbeitern erklärlich machen könnten. Die Erklärung liegt auch nicht darin, sondern in Ereignissen der Zeit, welche die Gedanken der christlichen Völker und der Missionsfreunde auf Ost-Afrika gelenkt haben. Sieht man sich die Zahlen an, in welchen diese neuen Unternehmungen begonnen wurden, so folgen sie alle 1873 einerseits und 1884 andrerseits. Das erste ist Livingstones Todesjahr, das andre das Gründungsjahr von Deutsch-Ost-Afrika. Mit beiden Ereignissen hängt es zusammen, daß sich so viele Missionsarbeiter Ost-Afrika zugewandt haben.

Wenn wir an Livingstones Tod erinnern, so soll damit nicht gesagt sein, daß sein Name allein die Missionen der siebziger Jahre angeregt hätte. Seine ergreifenden Schilderungen von dem Elend, das der Sklavenhandel anrichte, gaben ein Motiv. Seine immer wiederholte Behauptung und

Mahnung, daß man doch nicht an den Küstenrändern hängen bleiben, sondern im Inneren, wo ein gesunderes Leben und Arbeiten möglich sei, beginnen solle, kam hinzu. Diese Mahnung wurde verstärkt durch Stanley, der anfangs in den Fußstapfen Livingstones wandelte. Er ist es gewohnt, die Farben sehr stark aufzutragen, und die günstigen Bedingungen einer innerafrikanischen Mission traten bei ihm noch viel glänzender hervor. Schon Livingstone hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß eine Mission im Inneren, das er für Ansiedelung fähig hielt, vielleicht selbstunterhaltend sein werde. Sollte doch auch, wenn diese Mission nach den neuen Gedanken ausgeführt wurde, dieselbe nicht mehr einseitig Lehrmission sein, sondern Arbeitsmission. Sir Bartle Frere, den Livingstones Berichte nach Ost-Afrika geführt hatten, sah sich dort den großen afrikanischen Sprachgelehrten Rebmann an, und konnte bei aller Hochachtung vor dem Manne an seiner Missionsthätigkeit keinen Gefallen finden, während ihm, wie allen, die oberflächlich zusehen, die Arbeit in Bagamojo wohl gefiel. In dem Sinne hat er dann seine Ratschläge für die evangelische Mission gegeben. Stanley hat in dasselbe Horn geblasen, und von wem ist seitdem nicht die evangelische Mission belehrt worden, die Dogmen in den Hintergrund treten zu lassen und dafür die Arbeit zu kultivieren.

Unter dem Einfluß dieser beiden Gedanken steht die ostafrikanische Mission. Es sollte eine Mission im Inneren sein, entfernt von der Küste. Dahin sind denn auch viele gekommen; bis an die innerafrikanischen Seen ist man vorgedrungen, sehr weit von der Nachhut weg, welche den Streitern den Rücken decken muß. Vor einem Vierteljahrhundert, als dies anfing, war es noch weiter weg, als heute. Denn Ost-Afrika ist dem Schicksal nicht entgangen, welchem in unsren Tagen alle Welt unterworfen ist. Es kommt immermehr unter „das Zeichen des Verkehrs", der die Entfernungen verkleinert. Man hat bessere Verbindungen nach und in Ost-Afrika. Was letztere angeht, so stand es immer am besten am Njasa, wo Sambesi und Shire eine Wasserstraße bieten, und kein Teil Ost-Afrikas hat solche Fortschritte gemacht, wie dieser. Auf den Flüssen und dem See schwimmen eine ganze Anzahl von Dampfern. Der Administrator Johnston erzählte neulich, daß die Afr. Lakes Komp. sechs neue Dampfer in Arbeit gegeben habe. Auch der Telegraph ist schon bis Tete fortgeschritten und wird in Blantyre erwartet, und kaum zu glauben, es giebt in Ost-Afrika schon eine Missionsstation (die Methodistenstation Goblanti am Tana), mit der man telephonisch sich unterhalten kann. In Deutsch-Ost-Afrika ist der Eisenbahnbau begonnen, für Britisch-Ost-Afrika will ihn die Regierung übernehmen und auch Portugal soll planen, von der Küste nach dem Njasa eine Bahn zu bauen. Selbst davon ist die Rede, die Murchison-Fälle am Shire zu einer elektrischen Bahn zu benutzen, welche diese Fälle umgehen würde. Das sind zum Teil noch Projekte und werden voraussichtlich noch länger Projekte bleiben, aber man sieht darin die Bewegung, welche auch diese Entfernungen überwinden wird. Die Missionsgesellschaften selbst arbeiten daran. Zur Ausrüstung einer ostafrikanischen Mission gehört ein Boot oder ein kleines Dampfboot; auch die jüngeren haben schon solche *Fahrzeuge*. Berlin I hat sein Stahlboot „Paulus", die Neukirchner

ihre Nagea auf dem Tana. Die Fahne trägt den Namen Nagea d. i. Friede in der Pokomosprache und in Kisuaheli, ein Wort, das am Tana sehr angebracht ist, in jeder Bedeutung. Es ist eine erbauliche und lehrreiche Geschichte, wie die Neukirchner zu diesem Petroleumdampfer gekommen sind. (Siehe Neukirchner Heidenbote 1895, Beibl. S. 6.) Auch für die englische Kirchen-Mission wird wohl bald ein Dampfer auf dem Nyanza fahren. Durch alle diese Fortschritte ist die Entfernung weniger bedenklich. Es ist erstaunlich, wenn Missionar Paesler am 7. November letzten Jahres noch am Kilimandscharo sich befindet und am 19. Dezember in Nürnberg eintrifft (Ev.-Luth. Miss.-Bl. 1895, S. 19), oder wenn ein Brief im August Salisbury Square verläßt und im November schon in Mengo ist.

Aber dennoch macht sich diese Entfernung sehr fühlbar. In Nassa am Südende des Viktoria sitzen zwei vom Fieber viel geplagte Missionare. Wenn ein Brief von London abgeht, um sie zu trösten, so braucht er von Januar oder Februar bis zum August. Ihre nächsten Brüder auf der einen Seite sind in Mpwapwa, 600 engl. Meilen, und auf der andern Seite in Uganda 280 Meilen entfernt. Von letzteren haben sie fünf Monate lang nichts hören können. Da fließt doch für diese Arbeiter eine Quelle, aus der Ermunterung, Kräftigung, Belehrung und mannigfache Hilfe kommen könnte, nur sehr spärlich. Aber auch Kraft und Zeit muß diesen weiten Entfernungen geopfert werden. Wenn man zusammenrechnen wollte, wie viele Zeit von diesen Missionaren verreist wird, so würden viele Arbeitsjahre herauskommen, die man verreist hat an Völkern vorbei, welche ebensosehr des Evangelii bedürfen, als die, zu denen man hinreist. Auch mancher ist auf dem Wege der Reisestrapaze erlegen. Was aber die Kosten anbetrifft, so ist diese innerafrikanische Mission keineswegs, wie man verheißen hatte, billig, sondern sehr kostspielig. Kardinal Lavigerie hat in einem Augenblick, wo er vergaß, wie arm die römisch-katholische Mission ist, geschrieben: „Es kostet uns die Sendung eines Missionars in das Innere 30000 Frcs., sofern wir ihn nicht einem sicheren Tode aussetzen wollen." (Jahrb. 1888. III, S. 56.) Wer will, kann nachrechnen, wie reich diese Mission sein muß, die Scharen von Missionaren nach den Seen gesandt hat, jeden für 30000 Frcs.! Da werden es die Protestanten wohl billiger machen, aber billig ist eine Reise ins Innere auch für sie nicht. Man kann es sehen an dem, was erspart wird. Die Blantyre-Mission hat jetzt ihren Dampfer Henry Henderson; er hat auf der ersten Reise das Reisegepäck in einer Barke ins Schlepptau genommen. Es wird berichtet, daß dadurch 100 Pfd. Sterl. erspart seien. (Ch. of. Scotl. M. R. 1895. S. 5.) Die Verhältnisse sind hier, wie bemerkt, immer günstiger gewesen als anderswo in Ost-Afrika. Für die Eisenbahn, die von Mombasa nach Uganda gebaut werden soll, rechnet Herr Morris aus, daß sie große Ersparnisse bringen werde, da jetzt der Transport einer Tonne Güter auf dieser Strecke 300 Pfd. Sterl. koste. (Int. 1894. S. 323.) Dieser Transport wird bekanntlich durch Sklaven besorgt. Die brit. und foreign Antisclavery-Soc. hat einen Special-Kommissar, Herrn Donald Mackenzie, nach Ost-Afrika gesandt, um die dortigen Verhältnisse zu untersuchen; in seinem Bericht giebt er die Transportkosten auf 200 Pfd. Sterl. an.

(Times v. 2. Aug.) Auch das ist viel und man sieht, daß eine innerafrikanische Mission gewiß nicht den Vorteil hat, billig zu sein.

In demselben Maße, als dieser Nachteil großer Entfernung und Kostspieligkeit verschwindet, geht der Vorteil verloren, den eine Mission fern von der Küste hat. „Jetzt, ehe die mir verhaßte europäische Kultur hier eindringt, schreibt ein Berliner Missionar vom Njasa, jetzt ist die Zeit der Mission.“ (Berl. Mb. 1894, S. 15.) Man versteht sehr wohl, was gemeint ist, und nicht wenige Arbeiter, die über die Gottlosigkeit der kultivierten Christen seufzen, werden dem Urteil zustimmen. Der Bruder will aber nicht protestieren gegen das Stahlboot, das ihm nachfolgt, sondern nur die Kulturträger möchte er gern sich fern halten. Aber wohin die Kultur mit ihren Segnungen kommt, dahin kommt auch der sie begleitende Fluch. Und wäre es denn wirklich nach Gottes Willen und nach den Weisungen, die uns die unter Gottes Regiment verlaufende Geschichte giebt, daß die christliche Mission der Kulturbewegung aus dem Wege gehen soll? Soll man da den Missionar nicht finden, wo die Träger einer höheren Kultur den Heiden begegnen? Wäre es weise, sie ihr Werk thun zu lassen, ohne daß auch die Stimme des evangelischen Predigers vernommen wird? Bis jetzt ist noch keine große Mission betrieben worden, ohne daß eine Kulturbewegung ihr vorangegangen ist oder sie begleitet hat, und so wird es auch bleiben. Man kann nicht ohne auch die Küste zu bedenken, das Innere missionieren. Entweder muß dieselbe Gesellschaft an der Küste und im Inneren arbeiten, oder der einen fällt das idyllischere Arbeitsfeld im Inneren zu, während eine andre dorthin gewiesen wird, wo unter dem Zusammentreffen heidnischer und christlicher Gottlosigkeit die Arbeit besonders mühsam und selten erquicklich ist, aber dennoch gethan werden muß. So ist es denn auch in Ost-Afrika gekommen.

Diesem Gedanken, daß die Mission der Kultur aus dem Wege gehen sollte, steht der andre gegenüber, welcher ebenfalls in den siebziger Jahren die Gemüter zu beherrschen angefangen hat, daß die Mission selbst Kulturträgerin sein müsse. Er ist vornehmlich von solchen vertreten, die aus andren als religiösen Gründen an die Mission herangetreten sind. Es ist ihnen mehr um die Kultur, als um den Kultus zu thun. Auch Kapitän Lugard gesellt sich in seinem Buche The Rise of our East Afrikan Empire zu denen, welche wenigstens für den Anfang die Medical und die Industrial für die most useful Mission halten. (Int. 1894, S. 8 ff.) Man darf, ohne unrecht zu thun, wohl sagen, daß die Lobredner dieser Methode sehr oft von der Macht des Wortes Gottes gar nichts wissen und an den heiligen Geist nicht glauben. Letzteres ist der Hauptgrund für diese und ähnliche Verirrungen unsrer Tage. Übrigens haben die Anhänger dieser Idee, so bereitwillig sie die Mission empfehlen, so gern sie derselben kleine Vorteile aus öffentlichen Mitteln zukommen lassen, doch, so weit bekannt geworden ist, noch nie in erheblicher Weise mit freigiebiger Hand die Mission unterstützt oder eine eigene begonnen. Die eigentlichen Träger der Mission, die Arbeiter auf diesem Felde auch in Ost-Afrika, sind die geblieben, welche wissen, daß *Gottes Wort* eine Kraft ist, die Herzen zu bewegen, welche glauben, daß

dies Wort vom h. Geiste begleitet wird, durch den Menschen neugeboren werden, welche daran festhalten, daß die Mission eine religiöse Arbeit ist und religiöse Ziele verfolgt. Aber auch über diese hat die neue Anschauung einen bedenklichen Einfluß gewonnen. Dr. Hine von der U.-M. schreibt von der neugegründeten Station Unanga: Hier wächst schon Kohl, „was nach der jetzt herrschenden öffentlichen Meinung einer der Hauptbeweise einer wirklich erfolgreichen Mission ist." (Int. 1894, S. 392.) Das ist eine gute Ironisierung, sagen wir Selbstironisierung, denn die U.-M. ist auch von der current public opinion angesteckt. Eine wunderliche Erscheinung auf diesem Gebiete ist die Industrial-Sambesi-Mission, welche, von reichen Baptisten unterstützt, unter Leitung eines Herrn Booth den Schotten ins Gebiet eingefallen ist. Sie scheint ein Bestechungssystem anzuwenden, indem sie zahlreiche Arbeiter, an tausend, beschäftigt und durch hohen Lohn nicht nur Heiden, sondern auch andren Missionen angehörende Christen zu sich herüberzieht. Die Gottseligkeit scheint da eine Industrie geworden zu sein. Booth ist jetzt übrigens fort und man scheint zu hoffen, daß sein Nachfolger wenigstens die Konkurrenzarbeit aufgeben werde. (Int. 1894, S. 363. 1895, S. 61. Church of Scotland M. R. 1894, S. 436. 1895, S. 61.) Auf gesunderen Grundlagen beruht die Gründung eines New-Lovedale in Kibwezi im Gebiet der Brit. Imp. East Afr. Company und wie es scheint von ihr unterstützt, welches von Dr. Stewart begonnen wurde, dann in die Hand von Dr. Moffat kam, bis dieser Sir G. Portal nach Uganda begleitete, und seitdem von Dr. Charters geleitet wird. Zunächst wenigstens scheint direkte Missionsarbeit nur wenig betrieben zu werden, dagegen baut man Häuser, Straßen, legt Plantagen an. Allerdings ersteht auch eine Kirche und lernt man die Sprache, so daß doch wohl nur für den Anfang die eigentliche Missionsarbeit zurücktritt. Aus diesem Anfangsstadium erklärt sich wohl auch, was im Bericht der Leipziger Gesellschaft erwähnt wird, daß diese Schotten die Arbeit an den unempfänglichen Wakamba ganz aufgegeben hätten und sich nur den Masai zuwenden. (Int. 1895, S. 60, 145. Ev.-Luth. Miss.-Bl. 1895, S. 249. Free Ch. Monthly 1894, S. 63.) Auch die Niederlassung des von den Deutschen vom Kilimandscharo vertriebenen Missionar Stegall von der Ch. M. S. ist allem Anschein nach von dieser gemischten Art. Die Eingeborenen haben hier eine wohl geordnete kleine Republik gebildet, in deren Mitte sich Stegall niedergelassen hat mit einigen vierzig Jungen aus den verschiedensten Stämmen. (Befreite Sklaven?) Diese haben Kanäle gegraben, ihre Häuser gebaut, Felder angelegt, die sie an bestimmten Tagen für sich bearbeiten dürfen, während ihre übrige Zeit der Schule und der Arbeit, dem gemeinsamen Besten gehört. Die Missionare Stegall und Mac Gregor erwarten jetzt ein Ehepaar und ein Fräulein und werden wohl später noch mehr in die Arbeit der Mission hineinkommen, die sie durch Erlernung des Kitaveta vorbereiten. Stegall hat mit der Übersetzung biblischer Bücher den Anfang gemacht. (Ein Besuch von Bischof Tucker in Taveta Int. 1894, S. 450 ff., desgleichen von Missionar Althaus Ev.-Luth. M.-B. 1895, S. 282.) Die Ch. M. S. ist übrigens principiell gegen diese Verquickung von Mission und Kulturarbeit. Noch im letzten Jahres-

bericht spricht sie sich mit wohlthuender Korrektheit aus. Es waren 5000 Pfd. Sterl. gesammelt worden, um einen Dampfer auf den Viktoria zu bringen. Die Ch. M. S. hat abgelehnt, denselben zu übernehmen und jetzt durch Vertrag mit einem Geschäftshause die Sache geordnet. Die Gründe der Ablehnung waren nicht nur, daß die Summe nicht genügte, sondern daß die Mission, um die Kosten für den Dampfer, wenn er in Fahrt sein würde, aufzubringen, sich in Geschäfte einlassen müßte. „Geschäfte aber andrer Art, heißt es im Jahresbericht, wie legitim sie auch sein mögen, würden die Gefahr in sich tragen, die Gesellschaft in Verbindungen zu bringen, die sie von der Hauptsache abziehen und ihr Verlegenheiten bereiten könnten." (Proc. for 1894/5. S. 90.) Die anglikanische Schwestermission der Ch. M. S., die Universitätenmission kennt diese Besorgnis nicht, hat vielmehr die moderne Praxis auf ein System gebracht. In dem Bericht für 1893 nimmt sie für sich das Verdienst in Anspruch, in 19jähriger Arbeit einige schwierige Fragen der Missions-Wissenschaft in Bezug auf die Arbeit unter uncivilisierten Völkern beantwortet zu haben. „Um ein wichtiges Beispiel zu nehmen, heißt es dann weiter, vor wenigen Jahren glaubte man noch allgemein, der einzige Weg, solche Völker zur Annahme des Evangeliums zu bringen, sei, ihnen vorzupredigen und fortwährend mit ihnen zu disputieren. Wir waren tief überzeugt, daß wir, wenn wir nur lang genug reden könnten, die Leute gewiß für unsre Art des Denkens gewinnen würden. Doch die Geschichte der Universitätenmission hat mit dazu beigetragen, das alles zu ändern. Die Führer unsrer Mission glaubten nicht so sehr ans Reden, als an Sein und Leben. Kommt nach Afrika, haben sie gesagt, und zeigt den Leuten, was das Evangelium ist. Seid Christen mitten unter den Heiden. Gewinnt die Völker für das Evangelium durch das Leben, das ihr führt, durch das Beispiel, das ihr gebt. Hier ist der Hebel, mit dem man den Kontinent heben kann." Wir können dies Verdienst der Universitätenmission nicht anerkennen. Es wäre auch zu trostlos, wenn 1875 Männer von den englischen Universitäten, die etwas spät auf dem Arbeitsplatz erschienen, die protestantische Christenheit diese elementare Wahrheit erst hätten lehren müssen. Wir, die wir schon vor 1875 mitarbeiteten, wußten längst, daß es das Reden allein nicht thut. Aber wir glaubten und glauben auch heute noch, daß das einzige Mittel, das Gott seiner Kirche zur Missionierung der Welt, der kultivierten wie der unkultivierten, gegeben hat, das Wort ist, daß aber dies Wort nicht gepredigt werden kann, ohne daß der Prediger tausend und abertausend Gelegenheiten hat zu zeigen, daß er ein Christ ist, als Christ zu leben und so das Evangelium wie vorzupredigen, so auch vorzuleben. Dazu braucht der Christ nicht aus dem Wege zu gehen und sich eine Arbeit zu suchen, die ihm nicht aufgetragen ist; Gott sorgt dafür, daß seine Instruktion genügt. Der „upright will und downright action", welche mit Recht von dem Bericht gerühmt werden, besteht darin, daß man bei Gottes Wegen bleibt und nicht durch selbstgewähltes Thun das Missionswerk belastet. Die Mission vertritt in freierer oder gebundenerer Weise die Kirche, und sie kann nur übernehmen, was auch der *Kirche wohl anstehen* würde. Dies sollte am wenigsten vergessen werden

von den Missionen am Shire und Njasa, die beide in sehr direkter Weise ihre Kirchen vertreten. Wenn man die Mission in Blantyre ansieht und denkt: Das ist die Kirche von Schottland, wie denn die Männer dort in der That hoffen, daß sie die Kirche des Shirehochlands pflanzen werden, so muß man sich wundern, was alles getrieben wird. Auf der Station Mlanje ist gar kein Theologe, nur ein Arzt und ein Lehrer. Auf Domasi sind zwei ordinierte Missionare, einer davon aber Doktor, neben dem noch ein Lehrer arbeitet. Auf der Hauptstation Blantyre sind sieben Missionare, davon nur zwei ordiniert, wovon der eine Doktor, dann noch ein Lehrer, die andren vier sind mit den Externis beschäftigt. Wenn man den Bericht liest, so wird man in die Schreinerei, die Druckerei, die Waschanstalt, die Milchkammer geführt, man hört von Holzschnitzerei, von Steinhauerarbeit, von Maurerei, von Buchbinden und Anpflanzung von Kaffee und Thee. Das sind gewiß vortreffliche Sachen, und fromme tüchtige Männer sind es, die Afrikas Jugend in allen diesen Kulturarbeiten unterweisen, aber ist das Mission? Hat die Kirche von Schottland den Auftrag empfangen, dies zu lehren? Die einzige Rechtfertigung für eine Kirche, wenn sie solche Arbeit übernimmt, würde sein, daß es nicht möglich wäre, die Leute zum Gehorsam des Glaubens zu bringen, wenn man nicht diese Nebenarbeiten übernehme. Niemand wird das behaupten. Auch die Freischotten gehen diese Wege. Sie suchen im Nordwesten des Njasa einen passenden Ort für eine Industrial-Institution und haben ihn in Kondawe gefunden. Sie haben einen besonderen Ausdruck geprägt, um diese neue Mission, die sie für ganz probat halten, zu bezeichnen. Sie reden von einer Mission, die „on Bible, medical and industrial lines“ geführt wird und so ein Zusammenwirken in „this highest form of philantropic action“ ermögliche. (Fr. Ch. Month. 1894, S. 132.) Die neue Central-Institution, welche von der General-Assembly der Freikirche 1894 genehmigt wurde, soll „evangelizing, educational and industrial“ sein. (A. a. O. S. 279.) Diese Wirkung thut aber die Mission von selbst, wenn sie nur ihrem Geschäfte nachgeht, sie braucht sich nicht in so viele „Händel der Nahrung“ einzulassen. Dem Irrtum liegt eine Unterschätzung des Kulturstandes der sogenannten Kulturvölker und eine Überschätzung des Wertes unsrer Kultur zu Grunde. Missionare, die mit den Leuten leben, können freilich das alberne Märchen, als ob der Afrikaner kulturlos sei, d. h. nicht arbeite oder nicht genug arbeite oder nur gezwungen, nicht festhalten. „Das ganze Thal gleicht einem schönen Garten,“ schreibt Missionar Horst vom Lande der Waschamba (Nachr. a. d. ostafrik. Mission 1892, S. 112), „deren Fleiß das bewirkt hat.“ Auch die Missionare der U.-M. bezeugen, daß die Afrikaner arbeitswillig sind, wenn man sie nur wie Menschen behandelt. „Es wird behauptet,“ schreibt Bischof Tucker in der Times, „der Afrikaner werde nur arbeiten, wenn er dazu gezwungen werde. Ich bin durch manche afrikanische Länder gereist und habe sorgfältig das Leben der Leute, mit denen ich in Berührung kam, beachtet, und bin zu dem Schluß gekommen, daß der freie Afrikaner ein außerordentlich anstrengend arbeitender Mensch ist.“ (Times v. 3. Aug.) Das Hauptmittel der Kultur, die Arbeit, ist also da, es bedarf nur höherer Motive, um dieses Mittel in die richtige

Bewegung zu setzen. Interessant ist für diese Frage das Räsonnement, mit welchem Missionar Griffin von Magila seine Bitte um Hilfe für eine Industrie-Schule begründet. Er hat eine Zahl von einigen hundert Schülern in den Missionsschulen; einige davon werden hoffentlich Missionsarbeiter, aber das können immer nur wenige sein. Was sollen die andern werden? „Sie sind damit nicht zufrieden, *einfach den Boden zu bearbeiten*, wie ihre Väter vor ihnen thaten, und die größte Zeit ihres Lebens zu vergeuden. Ihre Erziehung hat sie *für etwas Besseres* tüchtig gemacht.“ So suchen sie etwas andres, es steht ihnen aber nichts offen, als in Dienst bei den Deutschen zu treten. Geschieht das bei den kaiserlichen Beamten, so hat Griffin nichts dagegen einzuwenden, das sind gentlemen und so leben sie auch. „Dagegen der gewöhnliche deutsche Ansiedler, Handwerker oder Händler ist eine sehr andersartige Person. Hat er eine Religion, so ist sie gewiß mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Unsre eingeborenen Christen selbst sagen: Sie haben keine Gottesfurcht.“ Natürlich kann Griffin nicht wünschen, zu ihnen, bei denen die Jungen nur allerlei Gottlosigkeit lernen, dieselben zu geben. So will er denn eine Industrieschule gründen. (C. A. 1894. S. 172/3.) Man sieht nicht ein, warum man auf diesem Gedankenwege hier stille stehen bleibt und nicht die gesamte Kulturarbeit von Missionswegen übernehmen will. Überall ist die Gefahr, daß die Pfleglinge der Mission, in den Strom geworfen, verkommen. Das Beste wäre wohl, die Schulen so einzurichten, *daß nicht Hunderte von Kindern eines ackerbautreibenden Volkes für den Beruf ihrer Väter unlustig geworden sind, wenn sie die Schule verlassen haben.*

Noch größere Gefahren für die Gesundheit der evangelischen Mission brachte das Jahr 1884, Gefahren, die allerdings auch schon vorher da waren, die jetzt aber in erhöhtem Maße auftraten. In dem Jahre wurde Deutsch-Ostafrika gegründet und begann der Wettkampf der christlichen Völker, der jetzt wohl als entschieden angesehen werden kann, nachdem England das Gebiet der East African Company samt Uganda unter seine unmittelbare Verwaltung genommen hat. Deutschlands Gebiet ist schon seit länger gesichert. Die deutschen in Ost-Afrika arbeitenden Gesellschaften sind alle nach und wegen der deutschen Besitzergreifung eingetreten. Es ist ein, zunächst berechtigtes *politisches* Moment mit im Spiel gewesen und dadurch sind die vorhandenen Gefahren vergrößert. Diese Gefahren bestehen darin, daß die ostafrikanischen Missionen in Ländern arbeiten müssen, in denen zum Teil eine obrigkeitliche Gewalt kaum vorhanden ist und der Missionar den Schutz entbehren muß, um den Paulus die christlichen Gemeinden im Missionsinteresse bitten heißt (1. Tim. 2, 1—7). Es fragt sich, ob da der Missionar nicht in Selbstverteidigung thun soll, was sonst der Obrigkeit zukommt. Zum anderen erschweren diese ungeordneten Verhältnisse die auch anderswo dem Missionar gestellte Aufgabe, das richtige Verhältnis zu den bestehenden Obrigkeiten des Landes zu finden. Drittens tritt eine neue Aufgabe an den Missionar heran, indem eine fremde Macht die Herrschaft an sich gerissen hat. Diese Aufgabe ist auch in anderen Missionsgebieten dem Missionar gestellt, aber hier ist sie neu für den Eng-

länder, weil er sich in der seltenen Lage befindet, daß die Kolonialmacht eine fremde ist, und für den Deutschen, weil er in der seltenen Lage sich befindet, daß die Kolonialmacht sein eigenes Volk ist. Alle diese Verhältnisse haben eine Reihe von Fragen aufs Tapet gebracht, welche man bisher kaum aufwarf, vornehmlich wohl weil sie für so einfach gehalten wurden, daß die Antwort nicht zweifelhaft zu sein schien. Die ostafrikanische Erfahrung hat gezeigt, daß dies keinesfalls eintrifft. Alle, wie sie auch hierin denken, werden damit einverstanden sein, daß der Neukirchner Heidenbote in seinem Gebetszettel einen wichtigen Punkt berührt, wenn er die Missionsfreunde auffordert zu bitten, daß „den Geschwistern viel Weisheit gegeben werde auch in Bezug auf das Verhältnis zu den politischen Gewalthabern."

Was die erste Gefahr betrifft, so kann ja auch in geordneten Ländern der Fall eintreten, daß einer sich selbst verteidigen muß. In Ostafrika ist diese Ausnahme aber fast die Regel. Noch in der letzten Zeit sind die methodistischen Missionare in Goblanti und die schwedisch-amerikanischen in Kulesa von Somali angegriffen und nur durch die Anwesenheit einiger europäischer Jäger gerettet worden. Ngao, die Neukirchner Missionsstation ganz in der Nähe, ist ganz verschont geblieben. Und im Süden ist die Station Domasi von der Blantyre Mission hart bedrängt gewesen. Es ist sehr betrübt, daß die geliebte und gerühmte Frau des Missionar Scott der Aufregung dieser Tage erlegen ist. Unter solchen Verhältnissen kann man sich kaum wundern, daß die Kirchtürme mit Schießscharten versehen werden, daß man von Missionshäusern hört, die in ihrem turmartigen Bau mit ihren Schießlöchern ganz den Eindruck einer Festung machen, daß man eine Stationsanlage auf ihre Befestigungsfähigkeit prüft. Der berühmte Regenschirm von Dr. Krapf scheint ausgestorben zu sein. Die Expedition von Berlin I zeigt zwar im Bilde noch den Regenschirm, gerade der Führer derselben, Merensky, hat dieses friedliche Instrument in seiner Hand, aber vorne sieht man drei Gewehre zusammengestellt und noch andere drei Gewehre befinden sich in den Händen der abgebildeten Männer. Es ist jetzt allgemein anerkannt, was in Ostafrika nicht immer anerkannt war, daß nur in der Verteidigung die Waffe vom Missionar gebraucht werden darf. Es wird auch nicht bestritten werden können, daß, wenn überhaupt einem Christen erlaubt ist mit Gewalt sich zu verteidigen, auch der Missionar dieses Recht hat. Aber eine andere Frage ist, ob ein Land, in dem es nötig wird, befestigte Missionsstationen anzulegen, schon für die Mission geöffnet ist oder ob, wenn man doch sich hineinwagt, nicht nur Missionare gehen sollten, welche willig sind, ohne gewaltsame Selbstverteidigung auszukommen. Die Instruktion, welche Berlin I seinen Missionaren mitgegeben, sagt: „Der einzige Umstand, welcher den Gebrauch von Feuerwaffen rechtfertigen würde, ist Selbstverteidigung im Falle eines thatsächlichen Angriffs, welcher kaum vorkommen wird. Sollte ein solcher aber stattfinden, so werdet ihr euch natürlich zu verteidigen haben." (B. B. 91. S. 151/52.) Das Wort „natürlich" haben wir gesperrt. Dies ist in dem Sinne geredet, in welchem auf der kontinentalen Missions-Konferenz in Bremen die meisten sich aussprachen. Von einer Station

der Brüdergemeinde in Ostafrika kommt aber ein Protest gegen die Bremer Konferenz, der die Veranlassung geworden ist, im Missionsblatt die Anweisung der Brüdergemeine in diesem Punkte mitzuteilen. Da heißt es: „Aber wenn auch die Selbstverteidigung als letztes Mittel erlaubt ist, wird es auch hierbei für die Missionare gelten, Verhandlungen bis auf das äußerste Platz greifen zu lassen, um nicht zum letzten Mittel greifen zu müssen. Selbst freiwilliger Rückzug wird unter Umständen vorzuziehen sein" (Miss.-Bl. a. d. Brüderg. 1894. S. 112). Das ist gewiß eine heilsame Ergänzung zu der Berliner Instruktion, die auch von dieser acceptiert werden wird. Aber alles gesagt ist damit noch nicht. Es bleibt die Möglichkeit, daß ein Missionar den letzten Fall nie eintreten lassen will, indem er lieber das Übel erduldet. Paulus hat in Jerusalem die Geißelhiebe abgewehrt, indem er sich als römischer Bürger meldete, in Philippi hat er das erst am folgenden Morgen gethan, nachdem er seine Schläge den Abend vorher bekommen hatte. Dieser Weg ist gewiß auch gangbar und vielleicht der sicherste. Als man Missionar Althaus riet, eine Exkursion nicht ohne bewaffnete Mannschaft zu machen, hörte er nicht darauf. „Ich bin der Überzeugung, schreibt er, daß ein unbewaffneter Zug unbehelligter und ungefährdeter ein Gebiet durchzieht, als ein bewaffneter, falls dieser nicht sehr stark ist (Ev.-Luth. Miss.-Bl. 1894. S. 441)."

Es kommen natürlich noch andre Momente in Betracht, wenn, wie das bei fast allen ostafrikanischen Missionen der Fall ist, der Mission befreite Sklaven übergeben werden und so ein Gemeinwesen entsteht, wofür der Missionar zu sorgen hat, oder wenn man, wie Berlin I zu beabsichtigen scheint, die in Südafrika gebräuchlichen christlichen Dörfer nach Ost-Afrika verpflanzen will. Aber meines Erachtens sollten Niederlassungen befreiter Sklaven nur da sein, wo die befreiende Macht auch den äußeren Schutz gewähren kann und der Mission nur die geistliche Fürsorge bleibt. Und die Unsicherheit des Landes würde für mich ein neuer Grund sein, die überhaupt nicht empfehlenswerten Christenansiedlungen nicht in Ost-Afrika einzuführen.

Die ungeordneten Verhältnisse des Landes erschweren es auch, die richtige Stellung zu den einheimischen Autoritäten zu gewinnen. Die kleinen Fürsten sind meistens im Streit miteinander und in Unsicherheit, so daß der Missionar sich bald durch die Umstände gezwungen oder doch versucht sieht, eine politische Rolle zu spielen, als Vermittler aufzutreten, wozu er auch oft genug aufgefordert wird. Es scheint teilnahmlos, dies abzuweisen; man giebt ja doch auch eine so günstige Gelegenheit aus der Hand, sich Ansehen und damit Einfluß bei dem Volke zu erwerben! In der That würde es wohl undurchführbar sein, alle und jede Beteiligung abzulehnen. Aber ein Missionar sollte nicht vergessen, daß er, so oft die Umstände ihn nötigen in die politischen Verhältnisse durch Wort oder That einzugreifen, in einer gefahrvollen Situation steht. Jesus vermied durchaus alles, was seine eigentliche Aufgabe hätte verdunklen können. Der Missionar, besonders wenn er unter unkultivierten Völkern missioniert, hat nicht weniger Anlaß alles zu vermeiden, was den Völkern das ohnehin schwierige Verständnis seines Auftrages erschwert. Es ist nicht genug zu

sagen: Ich bin kein „Kriegsweißer"; wenn man doch in allen politischen Dingen mitspricht, so wird das nicht viel Eindruck machen.

Die einem Missionar pflichtmäßig zukommende Neutralität wird sehr schwierig, wenn nun in das Heidenland eine fremde Macht eingreift und zumal, wenn es die des eigenen Volkes ist. Die jungen Missionare von Berlin III haben es für ihre Pflicht gehalten, sich bei einem drohenden Angriff als Kriegsmänner dem Häuptling zur Verfügung zu stellen. Durch Gottes Güte ist es beim Voluisse geblieben. Den irrigen Motiven dieses Entschlusses (Nachr. a. d. ostafrik. Miss. 1892. S. 6) liegt der richtige Gedanke zu Grunde, daß die Missionare mit dem Volke, unter dem sie arbeiten, gerne eins sein, Wohl und Wehe mit ihm teilen und so auch mit ihm in den Krieg ziehen wollten. Aber ob ein Krieg zu führen ist oder nicht, entscheidet nie der Unterthan, sondern die Obrigkeit. Mag die Obrigkeit einen thörichten oder einen verständigen, einen gerechten oder einen ungerechten Krieg beschlossen haben, sie trägt die Verantwortung, der Unterthan hat in jedem Falle zu gehorchen. Wahlfreiheit würde hier Anarchie bedeuten. Gesetzt nun den Fall, der eingeborene Fürst beschließt einen Krieg gegen die fremde eingedrungene Macht, einen Freiheitskrieg, wie Hermann der Cherusker, wie unsre Väter, als sie den Napoleon vertrieben, was soll dann der Missionar thun? Das ist ein krasses Beispiel, aber analoge Vorgänge kommen jeden Augenblick vor. Der Häuptling Muakatunda am unteren Kibira fragt den Missionar: Was hat der Deutsche gethan, um mich als seinen Unterthan ansehen zu können? Er will auf seiner, der rechten Seite des Flusses keine Missionsstation haben. Denn sind erst die Missionare da, so kommt auch der Deutsche und mischt sich in seine Angelegenheiten; nicht nur zwischen Häuptling und Häuptling, auch zwischen Häuptlinge und Unterthan mischen sie sich ein (Miss.-Bl. a. d. Brüderg. 1895. S. 47/8; 157 ff.) Der Mann hat was man jetzt in Deutschland „nationales Empfinden" nennt. Nun belehrt uns Merensky in seinem Vortrag: „Soll die christliche Missionsthätigkeit einen nationalen oder internationalen Charakter tragen?" daß der Missionar erst dann voll seinen Beruf ausübe, wenn sich mit der Liebe zum Heiland, der den Missionsbefehl gegeben, nationales Empfinden verbindet, so daß die eigentliche deutsche Missionsperiode erst mit 1884 beginnt. Der größte Missionar aller Zeiten, der Apostel Paulus, konnte nach dieser Theorie nie im Vollsinn des Wortes Missionar sein. Alle deutschen Missionare vor 1884 und auch nach diesem wichtigen Jahre die meisten können nicht die volle Missionstüchtigkeit beweisen. Und da wir so spät gekommen sind und nur ein kleines Stück der Heidenwelt empfangen haben, so kann das evangelische Deutschland gar nicht den Anteil an der Missionsarbeit bekommen, den es nach Zahl und wir dürfen wohl sagen, auch nach Begabung nehmen sollte. Das wäre sehr betrübt. Aber glücklicherweise ist es auch nicht richtig. Auch der Kolonialmacht gegenüber soll der Missionar neutral sein, und das ist sehr schwer, wenn das eigene Volk sie besitzt. Wenn der Missionar dem Muakatunda als Deutscher entgegentreten wollte, würde er seinem Wirken durch eigene Schuld Hindernisse bereiten. Als der Missionar Würz in Ngao seine Zuhörer fragte, warum sie doch eigentlich zögerten, Gott zu gehorchen, antwortete einer mit

folgender Rede: „Vor langer Zeit kam der Galla zu uns und sagte: Ich will euch retten. Unsre Alten glaubten das und wurden froh, aber zuletzt brachten sie, die Galla, uns um. Dann kam der Suaheli und sagte: Ich will euch retten; wir glaubten und sagten, das ist gut. Aber zuletzt machte er uns zu Sklaven und stahl unsre Söhne und Töchter. Danach kam der Araber und sagte und handelte ebenso. Am Ende von allen kam der Europäer. Der sagte auch: Ich bin gekommen euch zu erretten. Wir sagten ihm: Es ist gut; aber unter uns sagten wir: Wir werden ja sehen." Der Missionar erfuhr dann, daß sie auch ihn vor einigen Jahren mit gleichem Mißtrauen empfangen hätten, hörte dann aber die erfreuliche Antwort: „Heute fangen wir an dir zu vertrauen" (Neuk. H. 1893. B. S. 33). Das ist eine reiche Missionsfrucht, die nur dann kommen wird oder doch nur dann so früh, wenn der Missionar sich deutlich unterscheidet von den Fremdlingen, die kommen, um das Land für sich zu gewinnen. Das kann der Missionar aber nur, wenn er thut, was überhaupt eine Aufgabe des Missionars ist, wenn er seine Nationalität — cum grano salis ist das zu verstehn — auszieht. Der einzige Missionar des Alten Testaments mußte erst in des Walfisches Leib seine israelitische Borniertheit ausziehen, ehe er nach Ninive kam. An dem Heiland hat sich dies Jonaszeichen wiederholen müssen, ehe er als Heiland der Welt seine Jünger zu allen Völkern senden konnte. Die jüdische Schale des Weizenkornes mußte in der Erde brechen, ehe die Griechen ihn sehen konnten, und aus der Mitte seines Volkes mußte er erhöht werden auf einen höheren Standpunkt, ehe er alle zu sich ziehen konnte. Das muß jeder Missionar an seinem Teil auch erfahren. An dem Anfang der Geschichte der Glaubensgemeinschaft steht das Wort: Gehe aus deinem Vaterlande!

Zu diesem Opfer befähigt auch eine Naturgabe. Und gerade das deutsche Charisma hat sie. Ihm eignet ein Universalismus, welcher der Missionsarbeit so nötig ist. Der Fremdenhaß und der Chauvinismus sind undeutsch. Diese innere Freiheit wird den Engländern schwerer als uns, sie sind es auch nicht so gewohnt wie wir. Gott hat sie aber jetzt in die Lage gestellt, daß sie es lernen müssen, wenn sie nicht fahnenflüchtig werden und von den Aufgaben weglaufen wollen, die Gott ihnen im fremden Lande angewiesen. Es ist entweder für die Engländer oder für uns Deutsche eine Schande, wenn sie aus Deutsch-Ost-Afrika weggehen. Für uns, wenn es durch unsre Schuld geschieht. Leider muß man nach dem, was bekannt geworden ist, annehmen, daß die Deutschen die Schuld tragen, wenn die englisch-kirchlichen Missionare Dschagga verlassen haben. Bischof Tucker freilich hat wohl die englische Kolonialgeschichte vergessen gehabt, als er so hart über die Deutschen urteilte. (Int. 1892. S. 627. 693. 792. 1895. S. 450.) Auch die Vorwürfe, welche deutscherseits gegen Ashe erhoben sind, vor denen dieser den Missionsdienst hat verlassen müssen, scheinen zum großen Teil unbegründet gewesen zu sein (Int. 1894. S. 224. 238). Es liegt auch an manchen Stellen so, daß es sehr erklärlich wäre, wenn die Engländer ihre Mission aufgeben würden, z. B. das jetzt isolierte Nassa, und selbst die Stationen in Usagara und Ugogo könnte man versucht sein, aufzugeben. Aber schöner wäre es, wenn diese Versuchung ab-

gewiesen würde, gerade in dieser Zeit. Die deutschen evangelischen Missionsfreunde werden gewiß bereit sein, zu helfen, wenn etwas Unrechtes von den Deutschen geschieht. Wenn aber die Engländer ihre Arbeit verlassen wollten, nur um den Deutschen aus dem Wege zu gehen, so würde das nicht ehrenvoll sein. Es wäre ein Zeichen, daß sie beim Töten des alten Adam den alten Engländer leben lassen; beide sehen sich sehr ähnlich und beide sind guter Missionsarbeit hinderlich.

Wenn wir noch einen kurzen Überblick über die einzelnen Missionsarbeiten zu geben versuchen, so müssen wir uns kurz fassen, können das auch, da erst kürzlich die deutschen Missionen im deutschen Gebiet in dieser Zeitschrift besprochen worden sind. Fangen wir im Norden am Nil und dem Viktoria Nyanza an, so treffen wir da die interessanteste Mission an. Ob die wunderliche Art von paritätischem Staate, die man in Uganda erzeugt hat, daß man nämlich die wichtigsten Stellen, das Amt des Reichskanzlers, des Marineministers 2c. immer mit zwei Personen besetzt, mit einem Katholiken und mit einem Protestanten, noch fernerhin fortbestehen wird, muß man sehen. Der Umschwung ist nicht ohne Mitwirkung der Ch. M. S. geschehen. Sie hat wiederholt erklärt, daß sie mit Politik nichts zu thun habe; wenn man sie allein gelassen, würde sie nie staatliche Hilfe angerufen haben, aber nachdem die kolonialpolitische Ära hereingebrochen und England erst sich eingemischt und Verwirrung angerichtet, dann die Sachen im Stich lassen wollte, hielt die Gesellschaft es für ihre Pflicht, den Landsleuten zu sagen, was für Unheil sie damit anrichten. Nicht die Gesellschaft, aber Freunde der Gesellschaft haben dann die große Summe aufgebracht, welche es der J. B. E. A. C. möglich gemacht hat noch länger auszuhalten, bis Uganda für England gerettet war. Es war eine gefährliche Situation, und man wird der Gesellschaft das Zeugnis geben müssen, daß sie wenigstens bestrebt gewesen ist, sich in dieser außerordentlichen Lage möglichst korrekt zu verhalten. Unterdessen ist die Arbeit in Uganda, wie es scheint, in eine günstige Entwicklung gekommen. Bekanntlich zeichnet sich das Volk durch einen großen Trieb aus, lesen lernen zu wollen. Die Bücher werden mit Begierde gekauft, und jedermann will die Kunst des Lesens sich erwerben. Die Sache hat eine solche Bedeutung bekommen, daß „Leser“ der Titel geworden ist für die, welche dem Christentum gegenüber den oder die ersten Schritte des Entgegenkommens gethan haben. Insbesondere die zum Protestantismus hinneigen, tragen diesen Titel, aber es wird auch von „Lesern unseres Glaubens“ und „Lesern des katholischen Glaubens“ geredet. Die Leselust ist so groß, daß auch die Römischen nicht widerstehen konnten, und ihr Bischof sich genötigt gesehen hat, für eine Bibel zu sorgen. Wohl selten hat in einer so jungen Mission das gedruckte Wort diese Bedeutung gewonnen. Man darf freilich nicht annehmen, daß alle diese Leser Sucher der Wahrheit seien. Das Lesen ist zuweilen sehr äußerlich. Wiederholt wird bemerkt, daß die Schüler anstatt lesen zu lernen, die Bücher auswendig lernen, so wie das in mohammedanischen Schulen mit dem Koran geschehen soll. Aber auch bei den besseren Lesern beklagen die Missionare, daß die Sache mehr Kopf- als Herzenssache sei. Es war ihnen darum ein herz-

liches Anliegen, ob man nicht diesen Lerntrieb vertiefen und verinnerlichen könne. Als Missionar Pilkerton im Dezember 1893 eine kleine Erholung auf den Inseln des Sees suchte, wird er diesen Gedanken mitgenommen haben. Er kam von dem Erholungsaufenthalt mit dem Bekenntnis zurück, daß er eine besondere Segenszeit für sich selbst gehabt habe. Er erzählte den Brüdern, „er habe während er fort war, ganz bestimmt durch den Glauben die Taufe des heiligen Geistes empfangen und Offenbarungen der Macht desselben seien gefolgt.“ Bakersville, der von dem Kollegen den Segen empfangen hat, schreibt etwas später: „Ich bin ungemein glücklich. Es scheint mir, als ob ich erst jetzt die Arbeit beginne. Bis zum letzten Dezember war ich bei der Arbeit, aber es war keine Kraft des hl. Geistes da. Jetzt ist es ganz anders.“ Der letzte Jahresbericht drückt sich vorsichtig über diese Erfahrungen „einiger Missionare“ in Uganda aus; er sagt, „sie seien durch Glauben befähigt worden, die Kraft des heil. Geistes für Heiligung und für die Arbeit mehr denn je zuvor zu realisieren.“ In solchen Stimmungen haben die Missionare im Dezember 1893 einige Tage für eine sog. Special-Mission festgesetzt, was sie im August 1894 wiederholten. Sie rühmen, daß diese Tage von großen Segnungen begleitet gewesen seien. Dazu kam noch etwas andres. Die Ugandamission war bisher in einer nicht erfreulichen Weise in Mengo der Hauptstadt konzentriert. In den letzten Zeiten dagegen ist eine Dezentralisation eingetreten, die Missionare haben mehrere Provinzen besetzt. In der Provinz Singo fand es sich, daß die Bewohner sehr zerstreut wohnten und daß man um sie zu finden, zu ihnen gehen und bei ihnen kleine Schulen bauen mußte, die man mit einheimischen Lehrern besetzte. Die Missionare nennen diese Schulkapellen „Synagogi“. Als Pilkerton einen Besuch in Singo machte und diese Art kennen lernte, gefiel sie ihm so, daß er seinen Kollegen vorschlug, in derselben Weise sich über ganz Uganda auszubreiten. Das ist denn auch geschehen. In kurzer Zeit hat man zahlreiche Synagogi errichtet, mit Lehrern besetzt und an allen diesen Orten in der erhobenen religiösen Stimmung, die wir oben erwähnten, das Lesen und das Predigen betrieben. Früher stand die eine Kirche in Mengo, ein gewaltiger Bau mit 500 hölzernen Pfeilern, von denen einige nur mit hundert Mann hatten aufgerichtet werden können. Sie ist übrigens zusammengestürzt, wobei Archidiakonus Walker, der gerade in ihr Taufunterricht gab, nur wie durch ein Wunder errettet ist. Man hat sofort den Neubau begonnen, um den in nächster Nähe und im ganzen Lande sich zahlreiche Gotteshäuser erheben. Auf den Inseln und in den drei Provinzen, die von den Missionaren besetzt sind, zählt die Ch. M. S. jetzt 85 solcher Stationen mit 200 kirchlichen Gebäuden und 130 eingeborenen Evangelisten, denen täglich 4000, sonntäglich 20000 zuhören, wenn sie das Wort Gottes verkündigen. Die Ernte des Jahres 1894 beträgt 1037 Taufen von Erwachsenen, so daß die Kirche von Uganda am Ende des letzten Jahres 2348 Getaufte zählte, während 1096 Taufbewerber da waren.

Die Berichte über diese Fortschritte tragen ganz den Charakter einer Erweckungszeit; in Ausdrücken, die manchmal schwer zu übersetzen und wohl auch im Englischen nicht ganz korrekt sind, werden die Bekehrungen gemeldet.

Multitudes (an andrem Ort heißt es: 1000) wurden in den drei Tagen der Special-Mission „gerettet“. Man hört von einer ganzen Versammlung „professing salvation“ oder daß eine Anzahl „professed to lay hold on Eternal life.“ Zuhörer stehen auf, halten die Hand in die Höhe „as desirous of life“ oder um zu sagen, daß sie „ihre Sünden auf Jesus gelegt.“ Einmal heißt es: „Es war ein harter Kampf, aber nach vielem Gebet hielten sechs ihre Hand in die Höhe as „anxious for life.“ Zuweilen erzählen viele von ihrer Bekehrung, auch ist es wohl der Häuptling selbst, welcher „professed conversion“. Es ist sehr erklärlich, daß Knechte Gottes, die sich wegen ihrer Arbeit an Gott wenden, von ihm für ihr Werk wie für die eigene Person reicheren Segen empfangen. Es sei aber doch gestattet zu bemerken, daß die Ausdrücke, mit denen von diesen Erfahrungen geredet wird, und die Lehre von einem Unterschied der Wiedergeburt und dem Empfang des heiligen Geistes sich biblisch nicht rechtfertigen lassen. Auch den Ausdrücken, mit welchen die Bekehrung der Waganda berichtet werden, und der ganzen Bewegung würde es gut thun, wenn die Missionare einmal versuchen würden, sie in biblische Sprache zu übersetzen. Diese revivals haben in der Heidenmission noch mehr als in der Christenheit ihre großen Gefahren. Doch wird es unter den Missionaren selbst an Stimmen nicht fehlen, die zur Besonnenheit mahnen. Walker schreibt einmal: „Es ist mir eine große Ermunterung gewesen, daß ich fortfahren und anhalten durfte die Bibel zu lehren. Ich bin gewiß, es giebt keine bessere Weise, als sie täglich zu lesen. Die Erfahrungen der letzten Woche (im August 1894) waren ein guter Beweis von der Macht des Wortes Gottes das Herz zu bekehren und darum von der Notwendigkeit es regelmäßig und anhaltend zu lehren.“ Und ein andermal schreibt er: „Ich hoffe, ihr werdet nicht annehmen, daß „Nachversammlungen“ und der Appell an Gemütsbewegungen unsre Hauptarbeit hier sind. Das sind nur die Ausnahmen und als solche mögen sie Gutes wirken.“

Zu den thörichten Gerüchten, die in Uganda umlaufen, daß die Christen Schlangen- und Menschenfleisch essen, gehört auch dies, daß ihnen ein Schnitt in den Kopf gemacht und dann eine wirksame Medizin eingerieben werde, welche das alte Herz töte und dafür ein neues gebe, welches gar keine Gelüste mehr habe. Wenn die Bekehrung so zu stande käme, so wäre gar kein Bedenken gegen schnelle Arbeit. Aber da die Wandlung eines Menschenherzen sich nicht so zauberisch vollzieht, so ist doch große Vorsicht nötig, daß nicht in einer religiösen Epidemie ein Scheinleben geweckt werde. Dies ist um so eher möglich, als doch der plötzliche Bedarf von Lehrern in solider Weise nicht kann gedeckt werden. Die Missionare haben ein Hundert ins Feld gestellt und dann eiligst ein zweites Hundert vorbereitet, das nach einigen Monaten das erste ablösen sollte. Walker tröstet sich, daß die 70 des Herrn „vielleicht auch nicht völlig qualifiziert“ gewesen. Allein diese waren nicht Lehrer der Heiden, noch selbst jüngst erst bekehrte Heiden, sondern waren aus einem Volke und arbeiteten unter einem Volke, das seit Jahrhunderten die Schriften des Alten Testaments hatte. Hoffentlich täuschen sich diese vortrefflichen Männer nicht darüber. Der letzte Jahresbericht druckt die sehr bedenklichen Worte Pilkingtons ab:

„Europäer in ansehnlicher Anzahl sind hier für ein paar Jahre nötig, Männer von Tüchtigkeit, Bildung und geistlicher Kraft müssen es sein. Solche Männer würden, so weit man sehen kann, in Gottes Hand das Werkzeug werden um in wenigen Jahren hier, jeder von ihnen, sage zehn eingeborene Missionare ins Feld zu stellen, jeder von diesen zehn in den meisten Sachen ebenbürtig, in vielen jedem Europäer überlegen. Ich wage es darum zu sagen, daß ein Europäer von der rechten Art heute in fünf Jahren zehn wert ist." Das ist ein verhängnisvoller Irrtum und hoffentlich läßt sich die Leitung nicht verführen, den Fehler vom Niger hier zu wiederholen. Bischof Tucker hat recht, daß die Zukunft Afrikas davon abhängt, ob man einen einheimischen Pastorenstand bilden kann. Aber das ist nicht das Werk von fünf Jahren, vielleicht nicht von fünfzig.

Wir können rasch vorübergehen an den Stationen, die seiner Zeit von der Ch. M. S. gegründet sind, um die Verbindung zwischen Viktoria und der Küste herzustellen. In Nassa an dem Südende des Sees wird den Missionaren das Fieber, das sie häufig besucht, noch nicht durch Erntefreuden versüßt. Auch die drei Stationen in Usagara haben noch nicht größere Gemeinden; der Getauften sind 171, wovon 93 Kommunikanten. Vielleicht lehrt die Hungersnot, die dort herrscht und zunächst die Gemeindeglieder auf der Suche nach Brot auseinander treibt, aufs Wort achten. Zunächst hat sie dieser Mission einen schweren Verlust gebracht, indem am 23. Januar Missionar J. C. Price starb, der wohl der Krankheit erlag, weil er zu kümmerlich gelebt. Er war seit 1879 in der Arbeit und hatte nur einmal Urlaub genommen. Auch in der Kriegszeit hat er sich geweigert, seine Leute zu verlassen. Er hatte sein Volk lieb, darum hat er auch mitgeholfen, daß es Gottes Wort in seiner Sprache bekomme.

An Küsten-Stationen zählt die Ch. M. S. sieben, von denen aber zwei nicht besetzt sind, Mwaiba ganz nahe der Küste schon zwei Jahre und Sagalla in Taita auch seit Juli 1893. Taveta, das der Leipziger Mission in Dschagga benachbart ist, haben wir schon erwähnt. Ehe wir noch ein Wort über die anderen Küstenstationen sagen, wollen wir noch kurz die anderen Arbeiten erwähnen, die im nördlichen britischen Ost-Afrika thätig sind. Kibwezi ist schon genannt. Vom Tana aus versucht die schwedische Vaterlandsstiftung zu den Gallas zu kommen. Dies Volk hat auch seit einem halben Jahrhundert die Phantasie der Missionsfreunde beschäftigt, ohne daß dabei etwas Erkleckliches herausgekommen ist. Schwedisch-amerikanische Missionare suchen eben da in einer unbesonnenen, schlecht vorbereiteten Weise in die Arbeit zu kommen. Am unteren Tana wie an der Küste haben auch die vereinigten methodistischen Freikirchen ihre Mission. Nach ihrem letzten Bericht haben sie 4 Stationen, von denen aber Ganjoni nicht besetzt war. Kirchenglieder zählten sie 358 und „On trial" 328, die meisten in Ribe. Die Beschreibung eines Besuches in der Küstenstation Jomvu, die in der letzten Nummer des Neukirchner Heidenboten gegeben wird, macht den Eindruck, daß diese Mission, wie so oft methodistische Missionsarbeit, daran leidet, daß sie nur stoßweise getrieben wird. Ihre *Station Goblanti* ist ganz in der Nähe der Neukirchner Station Ngao

am Tana. Die Methodisten arbeiten hier nur unter den Gallas, während die Neukirchner unter den Pokomo wirken. Die Missionare in Ngao haben einen gesunderen Platz gefunden, wo sie ein gutes Missionshaus bauen wollen. Leider gehört es — Brüdern, den Methodisten und die wollen es nicht verschenken, nicht einmal verkaufen, sondern nur vermieten und auf gemietetem Grund und Boden wollen die Neukirchner nicht bauen. Vielleicht sollten sie das doch thun, in Ost-Afrika werden wohl, wie im Westen, auch gute Häuser nicht sehr alt, so daß man auf kurze Zeit rechnen darf oder muß. Es ist doch wichtig, daß die vom Klima arg geplagten Missionare gut zu wohnen kommen. Die Mission, welche ihre andre Station in Lamu hat, wird jetzt durch die Nagea eine bessere Verbindung unter sich haben. In glänzender Weise zeigen sich hier die Vorteile einer kleinen Mission: eine sorgfältige, auch das Kleine wohl beachtende Leitung. Große Erfolge sind noch nicht gewonnen, aber das Vertrauen erworben; es „fängt an zu gären" und ehe Würtz die Station verließ, konnten die Erstlinge in Ngao getauft werden. In Lamu aber tröstet sich ein Bruder: „Leute um sich sammeln und mit Zahlen zu rechnen, das, glaube ich, müssen wir unsern Nachfolgern überlassen. Aber es macht nichts, wenn wir nur treu auf unserm Posten erfunden werden."

Das müssen die Bayern sich auch gesagt sein lassen, die auf den Stationen Jimba, Mbungu und Ikutha arbeiten und in Kitwi am Tiwa eine neue Station gründen wollen, welche die Verbindung mit den Brüdern auf dem Kilimandscharo, mit denen sie jetzt unter einer Leitung stehen, einigermaßen anbahnt. Am 10. März d. J. haben sie in Jimba sechs Jünglinge getauft und den einen davon Gottes Gabe (Theodor) genannt, da er der erste Mkamba ist, der Christ wird. Sehr viel Unerfreuliches hört man von den Wakamba, aber wo ein Erstling ist, ist die Verheißung gegeben, daß andre nachfolgen werden. Es mag noch dauern, aber die Zeit der Ernte ist Gottes Sache. In den Wartezeiten ist eine solche Betrachtung gut angebracht, wie sie der am 3. Sept. v. J. gestorbene Missionar Fitch — das zweite Kind, das der Vater in Ost-Afrika verlor — in Moschi anstellte. „Was haben wir gewirkt? schrieb er; nichts. Was wirken wir? Muß es noch einmal gesagt werden? Nichts. Aber ich will w e n i g s t e n s f ü r J e s u s l e b e n." Wo das geschieht, kommt die Frucht auch.

Fitch starb auf Rabai, der Hauptstation des Ch. M. S. an der Küste. Auf Mombasa wirkt sie auch unter der bunt gemischten Bevölkerung. Missionar Taylor glaubt, daß was er dort predigt und literarisch schafft, besonders auch seine Lieder, weithin an der Küste und sogar nach Asien hin unter den Mohammedanern seine Wirkung thue. Die Hauptarbeit aber in dieser kirchlichen Mission geschieht unter den befreiten Sklaven. Sie bilden die größeren Gemeinden, von 830 Getauften in Rabai, von 565 in Frere Town. Auf der Station Jilore hat vor zwei Jahren eine Erweckung stattgefunden, deren heilsame Folgen überall bemerkbar sein sollen. Der dortige Missionar Hooper, jetzt in England, meint, man solle nicht ängstlich sein, als ob man den Leuten das Wort zuviel geben könne. Er fängt schon morgens um fünf Uhr an, dieselben zum ersten Gottesdienst

zu rufen. Dieser Teil der Ch. M. ist in den letzten Jahren reichlich mit Frauenarbeiterinnen versehen worden. Von den 75 Männern und Frauen, die nach dem letzten Jahresbericht in Ost-Afrika stehen, sind 17 Männer und 5 Frauen von der Zeit vor 1890; seitdem sind 27 Männer und 26 Frauen ausgesandt. Die meisten an die Küste, jetzt ist eine Reisegesellschaft auf dem Wege nach Uganda. Einer der dortigen Häuptlinge hat sie schon im voraus herzlich willkommen geheißen und gesagt, man würde sich so drängen sie zu sehen, „daß sie ganz krank davon werden würden.“ Dieser Frauendienst in der Mission ist übrigens ganz erwünscht, er muß nur verständig und sittsam betrieben werden.

Gehen wir über die nahe deutsche Grenze, so begegnen wir in Usambara den Arbeitern von Berlin III, von denen schon in dieser Zeitschrift die Rede war. Es ist schade, daß der andre Teil ihrer Arbeit fast 300 Kilometer davon entfernt in Usaramo liegt. Man möchte fast sagen, es sei zweckmäßiger, da aufzuhören und sich im Norden zu konzentrieren. Ihr Nachbar ist die Universitäten-Mission. Doch ehe wir uns dieser zuwenden, sei es erlaubt, noch einen großen Sprung nach Westen an den Tanganjika zu machen, wo die Londoner eine recht isolierte Mission haben, isoliert mehr als in einem Sinne. Nicht nur sind sie sehr fern von anderen Missionen, ihre eigenen Stationen liegen getrennt, die eine im Osten des Tanganjika, die beiden andern im Süden. Man scheint in England nicht so viel Interesse für diese Mission zu haben, als eine große Gesellschaft zeigen könnte und als eine innerafrikanische Mission nötig hat, wenn sie nicht pro nihilo arbeiten soll. Wer das Chronicle durchliest, findet gar keine zusammenhängende Nachrichten. Ein Missionar, der letzten August abreiste, ist, wenn ich mich nicht irre, noch immer nicht als angekommen gemeldet. Die Gesellschaft, welche in diesem Jahre dankbar daran denken wird, daß Gott ihr die fruchtbarsten Erntefelder der Missionsgegenwart gegeben, hat in Innerostafrika keine glückliche Hand.

Das kann man keineswegs von der Universitäten-Mission sagen, die mit Energie und Erfolg ihr Werk betreibt. Die Rundschau über Ost-Afrika darf nicht zu viel Platz einnehmen, sonst lohnte es sich sehr, einmal diese hochachtungswerte Arbeit etwas kritisch zu beleuchten. Für jetzt behalten wir nur Raum übrig zu sagen, daß sie in vier verschiedenen Gebieten Ost-Afrikas arbeiten. Das nördlichste Gebiet ist in Usambara, wo Magila das Centrum ist; sie haben hier 572 Christen gesammelt. Kleiner ist die Gemeinde in dem alten Hauptquartier der Mission in Sansibar, sie zählt nur 316 Seelen, dagegen ist hier ein großer Komplex von Anstalten für die ganze Mission. Nur einen Posten haben sie hier aufs Festland geschoben und sind damit im Süden wie im Norden die Nachbarn von Berlin III. Der dritte Missionskreis ist wie der erste im deutschen Gebiet, am Rovuma, mit 422 Getauften. Der vierte endlich, das Arbeitsgebiet im Nyasaland, ist unter portugiesischer Herrschaft, so daß die Universitäten-Mission unter dreien Herren arbeitet und sofern ihrem Namen Ehre macht und einen universalen Charakter trägt. Die Zahl der *Getauften* ist wie im Rovumakreis (457), aber der Entwicklungszug der *Gesellschaft* geht wohl hierhin. Warum sie auch Kota-Kota auf der West-

seite des Njasa besetzt hat, wissen wir nicht; das ist doch das Gebiet der Freischotten. Dieser Teil Ost-Afrikas ist wirklich gut besetzt. Im Osten des Sees die Universitäten-Mission; im Süden die Kirche von Schottland, die neben sich noch der holländisch-reformierten Kirche von Südafrika zur Mitarbeit Platz gemacht hat. Im Osten die Freischotten und endlich im Norden die Brüdergemeine und Berlin I. Die Stationen der Brüdergemeine sind einander so nahe, daß von der einen zur anderen wöchentlich Körbe mit Butter und Gemüse gesandt werden können. Und den Berliner Brüdern konnten sie am 24. Dezember-Morgen einen frischgebackenen Weihnachtsstollen senden. Die Arbeiter sind hier dicht beieinander aufgestellt, bei aller Verschiedenheit reichen sie sich die Hand zu gemeinsamem Wirken; es sind tüchtige gründliche Leute, und wenn auch noch keine große Erfolge aufzuweisen sind, so wird es gewiß hier wie in Uganda zu Siegen kommen, durch welche unser Herr auch in Ost-Afrika seine Herrschaft aufrichtet.

Literatur-Bericht.

1. **Dalton**: „Auf Missionspfaden in Japan." Bremen 1895, Müller. 5,40 Mk. Der Verfasser gehört zu den bevorzugten Menschenkindern, die sich nicht nur in der glücklichen Lage befinden, der in weite Ferne ziehenden Wanderlust Folge leisten zu können, sondern die auch Augen haben zu sehen und Geschick zu berichten. In verschiedenen „Reisebildern" (aus dem Orient, aus Spanien, aus Griechenland und Kleinasien), wie in der „Ferienreise eines evangelischen Predigers" hat er von diesem Geschick Beweise gegeben. Seine Reisen sind wirkliche Studienreisen gewesen; durch eingehende Studien hat er sich auf dieselben vorbereitet und durch eingehende Studien hat er ergänzt, was er auf den Reisen selbst gesehen und gehört hat, so daß seine Reiseberichte stets die reife Frucht ernstlicher Arbeit gewesen sind. Auch von dem vorliegenden Buche, in dem der weitgereiste Verfasser uns nach Japan führt, muß das gesagt werden. Warum er gerade dies Missionsgebiet zu seinem Reiseziel erwählte, begründet er in dem ersten einleitenden Kapitel, dem einzigen des Buchs, in welchem er auch einige Personalien mitteilt. Sonst finden sich persönliche Reiseerlebnisse nur hier und da zerstreut, auch persönliche Eindrücke kommen verhältnismäßig nur spärlich zu Worte. In mancher Beziehung ist das schade; man hätte gern mehr von dem gehört, was der Verf. als Augenzeuge gesehen, sich von ihm mehr Blicke in das Alltagsleben der jungen japanischen Christen eröffnen, und sich auf Grund der eigenen Beobachtungen mehr Urteile, vielleicht auch Kritiken über die wirklichen Zustände innerhalb der christlichen Gemeinden geben lassen. Die vorliegende Arbeit bietet aber mehr das Ergebnis fleißigen Quellenstudiums auf der Studierstube als eigner Beobachtung an Ort und Stelle. Wir begreifen diese Haltung; der Verfasser wollte keinen Reisebericht gewöhnlichen Schlages liefern, sondern etwas Ganzes von der japanischen Mission geben und seine Person und sein subjektives Urteil in den Hintergrund treten lassen gegenüber den Zeugnissen der Quellenschriften. Allein das hätte doch für die reichere Ausstattung mit Thatsachen auf Grund eigner Beobachtung kein Hindernis

zu sein brauchen. Gerade solche Thatsachen erwartet man in den Berichten von Besuchsreisenden besonders in den Kreisen, die mit der bezüglichen Literatur einigermaßen vertraut sind. Der Wert des Daltonschen Buchs liegt also vornehmlich in der fleißigsten Benutzung des vorhandenen Quellenmaterials. Dieses Material hat dem Verf. in der umfangreichsten Weise zu Gebote gestanden; selbst entlegene Schriften sind seinem forschenden Auge nicht entgangen. Die zahlreichen und zum Teil recht ausführlichen und inhaltsvollen Anmerkungen (S. 349—446) legen Zeugnis davon ab. In übersichtlichen Gruppenbildern führt er uns in das religiöse Leben (in einem Schinto-Tempel; bei den Buddhisten) und in die Missionsgeschichte (evangelische, römische und russische) Japans und schließt mit einer „Ausschau". Die evangelische Missionsgeschichte (S. 103—261) bildet den Mittelpunkt und Kern des Buches. Ihr Verlauf wird in drei Perioden dargelegt: die Aussaat (1860—1872), das Jahrzehnt beginnender Ernte (1873—1883) und das letzte Jahrzehnt (1883—1893), so daß dieser Abschnitt eine gut orientierende Übersicht über Arbeit und Erfolg wie eine klare Einsicht in den Betrieb der japanischen evang. Mission bietet und der Leser ein Gesamtbild erhält, in welchem kein wesentlicher Zug fehlt.

Ein besonderes Kapitel (207—261) ist der Thätigkeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins gewidmet, welcher Dalton wohl seine specielle Beobachtung zugewendet hat und bezüglich deren er sein eignes Urteil uns nicht vorenthält. Dieses Urteil faßt er am Schluß in folgende auf zahlreiche Citate und Thatsachen gestützte Kritik zusammen: „das Endergebnis unseres langen Ganges ist tief schmerzlich; um so peinlicher, weil das Urteil über eine deutsche Missionsarbeit gefällt werden muß. Es wurde kein Mittel und Weg versäumt, ein selbständiges, aus eingehenden Studien erworbenes Urteil zu gewinnen. Nach langem und reiflichem Erwägen kann und darf ich die Überzeugung nicht verhehlen, auf der einen Seite den Missionsversuch dieses Vereins in Japan als gescheitert, andererseits aber auch die Wirksamkeit des Vereins wie die seiner Glaubensverwandten, der Unitarier und Universalisten, als einen besorgniseinflößenden Hemmschuh in der Christianisierung des hochbegabten, für die Mission so hoffnungsvollen Volkes zu bezeichnen" (259).

Es war zu erwarten, daß diese Kritik seitens des genannten Vereins nicht ohne Erwiderung bleiben würde. Und in der That hat die Kontroverse bereits begonnen. In etwas erregtem Tone und nicht ohne persönliche Invektiven hat die Protest. K.-Z. (Nr. 24) und zum Teil auch der Neue evang. Gemeindebote (Nr. 25), in würdiger Weise die Christliche Welt (Nr. 29) geantwortet. Auf den Artikel in der Protest. K.-Z. hat Dalton in der Deutschen Ev. K.-Z. (Nr. 28) sich verteidigt. Vermutlich ist damit die Polemik noch nicht abgeschlossen, da wohl auch das Organ des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins, die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, noch das Wort ergreifen wird. Ich selbst hatte Gelegenheit, in Grindelwald, wo ich das Daltonsche Buch las, mit einem japanischen Missionar der Ch. M. S., Mr. Warren, über dasselbe zu sprechen, und dieser kundige Mann bestätigte die von Dalton *mitgeteilten* Thatsachen, welche übrigens, soweit sie sich um die „liberale"

Theologie drehen, schon früher in der A. M.-Z. (1891, 245 ff. und 1892, 138 ff.) zur Sprache gebracht worden sind.

Von besonderem Interesse ist auch der die russische Mission in Japan behandelnde Abschnitt (291—309), wohl der erste und zuverlässigste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung derselben.

Das vorliegende Buch erscheint zur rechten Zeit. Seine großartigen Siege über China haben die Augen der Welt auf das jugendlich aufstrebende Japan gerichtet wie nie zuvor. Wir hoffen, daß es der gediegenen Arbeit Daltons gelingen wird, das Interesse der öffentlichen Meinung auch der Christianisierung Japans zuzuwenden.

2. **Petrich**: „Hermann Theodor Wangemann. Sein Leben und Wirken für Gottes Reich und für das Missionswerk insonderheit. Der Missionsgemeinde erzählt." Mit zahlreichen Bildern. Buchhandlung der Berliner M.-G. 1,50 Mk.; geb. 2,20 Mk. Ein frisches, volkstümliches Lebensbild, mit dem der Verfasser dem alten Vater Wangemann ein schönes Denkmal gesetzt hat. In 15 Kapiteln wird von den Jugend-, Lehr- und Wanderjahren von über Kammin, Berlin und Südafrika bis zum Grabe das Leben und Wirken des besonders in Norddeutschland weitbekannten Missionsdirektors nach allen Seiten kurz und gut, anschaulich und erbaulich und oft auch humorvoll geschildert, nicht selten mit den eigenen Worten des Heimgegangenen. Das Büchlein ist von Anfang bis zu Ende aus einem Guß, und der es geschrieben hat, versteht sein Handwerk. Auch solche, die mit Wangemann und seiner Arbeit ziemlich genau vertraut sind, werden die vorliegende Biographie mit Vergnügen lesen; wem aber diese Bekanntschaft noch fehlt, dem raten wir erst recht, sich an die Lektüre des Petrichschen Buches zu machen; sie wird ihm nicht bloß den alten Wangemann, sondern auch das Werk lieb und wert machen, in dessen Dienste er sein Leben verzehrt hat.

3. **Ratzel**: „Völkerkunde." Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit 1103 Abbildungen im Text, 30 Farbendruck- und 26 Holzschnitttafeln und 6 Karten. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894 und 1895. Zwei Bände in Halbleder. à 16 M. — Durfte man sich schon der ersten Auflage der Ratzelschen Völkerkunde als einer eben so hervorragenden wissenschaftlichen Leistung wie eines vorsichtigen Führers durch das große Labyrinth der vielgliedrigen Völkerwelt freuen, so verdient erst recht die vorliegende, fast ganz umgearbeitete zweite Auflage dieses Lob. Wir stehen nicht an, sie als die gediegenste Arbeit auf dem Gebiete der völkerkundlichen Literatur aller Nationen zu bezeichnen. Mit einem riesigen Sammelfleiß ist unter Anwendung einer besonnenen Kritik ein ungeheures Material übersichtlich gruppiert, so daß der Leser über alle wesentlichen Zweige und Probleme der Völkerkunde unterrichtet und zwar im ganzen zuverlässig unterrichtet wird. Und das will etwas sagen. Denn neben der Religionskunde giebt es wohl kein anderes in der neueren Zeit mit Vorliebe bebautes Gebiet menschlichen Wissens, in dem man auf so unsicherem Boden steht, wie das der Völkerkunde. Und zwar wesentlich aus zwei Gründen: 1. weil das Quellenmaterial meist so unzuverlässig und 2. die Hypothesensucht so wild und tendenziös ist. Beiden Gefahren gegenüber nimmt Ratzel eine sehr vorsichtige und nüchterne Haltung ein; er

sichtet sorgfältig unter den Gewährsmännern und läßt sich durch den Zauber der Modehypothesen nicht gefangen nehmen. „Sie — die Entwicklungstheoretiker — suchen überall Urzustände und Entwicklung. Hat man nicht das Recht, mit einigem Argwohn auf wissenschaftlichem Gebiet solchem Suchen zu begegnen, das im voraus schon so gut weiß, was es finden will? Die Erfahrung lehrt, wie nahe dabei die Gefahr der Voreingenommenheit liegt. Von einer Möglichkeit erfüllt, schlägt man die andere gering an. Findet ein von der Idee der Entwicklung getränkter Forscher ein Volk, das in mehreren Beziehungen hinter seinem Nachbar zurücksteht, so verwandelt sich dies Hinter unwillkürlich in ein Unter, d. h. in eine tiefere Sprosse der Leiter, auf der die Menschheit vom Urzustand zur höchsten Höhe der Kultur aufgestiegen ist. Das ist das Gegenstück der einseitigen Idee, daß der Mensch als ein civilisiertes Wesen auf die Welt gekommen sei . . Die Rückschrittsidee ist heute sehr weit in den Hintergrund gedrängt, unsrer Meinung nach wohl viel zu weit. Von ihr ist für die Forschung weniger Gefahr zu befürchten als von der ihr entgegengesetzten, die in abstrakter Nacktheit lautet: es giebt in der Menschheit nur Aufstreben, nur Fortschritt und Entwicklung, keinen Rückgang, keinen Verfall, kein Absterben."

Wie Ratzel das Vorurteil bekämpft, daß die sog. Naturvölker gleichsam ein in Spiritus gesetztes Museum für das Studium des Urmenschen repräsentierten, tritt er auch der Auffassung entgegen, die in ihnen einen „Übergang vom Tier zum Menschen" erblickt. „Man sollte nicht auf diese armen Naturvölker losschlagen, denen im ganzen von Natur keine größere Neigung zur Tierähnlichkeit innewohnt als uns. Es giebt moralisch gesunkene Europäer, die unter den Australiern stehen." „Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Kulturbegriff ist. Naturvölker sind kulturarme Völker." Und immer wieder kommt er darauf zurück, daß diese Kulturarmut viel mehr in einer Fülle von äußerlichen Faktoren als in einem Mangel an geistiger Begabung ihren Grund hat. Es ist wahrhaft wohlthuend, in einem mit so eminentem völkerkundlichen Wissen und so gereiftem Urteil ausgerüsteten Manne, wie Ratzel, einem warmen Anwalt der kulturell tief stehenden Völker und einem energischen Vertreter der Einheit des Menschengeschlechts zu begegnen. Sofort zu Anfang des Buches erklärt er es als „eine Pflicht der Völkerkunde, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen, als man gewohnt gewesen, nur die fortgeschrittensten Völker eingehend zu betrachten". Vielleicht geht er in der Erfüllung dieser Pflicht insofern etwas zu weit, als seine Völkerkunde zu mehr als Dreivierteln ihres Umfangs sich mit diesen „tieferen Schichten der Menschheit" beschäftigt, während die asiatischen Kulturvölker etwas kurz, speciell die Indier zu kurz wegkommen. Ich habe ja das Buch noch nicht von A bis Z durchgelesen — es umfaßt 1527 gr. 8-Seiten — aber ich habe eine Reihe solcher Kapitel sorgfältig angesehen, welche mir besonders bekannte Stoffe behandeln, z. B. über die Malayen und Madagassen, die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas, die Neger-

völker, die Indier, die Chinesen, und soweit mein Urteil reicht, die Darstellung Ratzels zutreffend gefunden. Bei der großen Verschiedenartigkeit der oft unter einem Generalnenner zusammengefaßten Völkergruppen paßt ja die gegebene Charakteristik nicht immer auf alle einzelnen Zweige des einen Hauptstammes, aber soviel als möglich hat auch da Ratzel durch Individualisierung die generalisierende Schabloue vermieden.

Nicht so befriedigt als die rein ethnologischen haben mich die religionsgeschichtlichen, bezw. religionsphilosophischen Partien des Buchs, die vielfach nur an dem Abendgewölk kräuseln. Allerdings sind auch diese Partieen sehr vorsichtig gehalten und ohne jede Verletzung des Heiligen, aber es mangelt ihnen tieferes Eindringen in die religiösen Probleme. So ist z. B. die große Frage von dem Ursprung der Religion, von der Ratzel übrigens mit Entschiedenheit betont, daß sie Allgemeingut des Menschen sei — „die Ethnographie kennt keine religionslosen Völker" — noch lange nicht gelöst durch den Hinweis auf „das Kausalitätsbedürfnis des Menschen", „dem sehr passend die Neigung entgegenkomme, alle Naturerscheinungen in höherem Grade zu beleben oder selbst zu vermenschlichen, indem man ihnen eine Seele beilegt". So sind auch die Kapitel über den Islam wie über „die Glaubensformen und Religionssysteme Asiens" inhaltlich etwas dürftig, obgleich sie, wenige Ausnahmen abgerechnet — z. B. daß der Buddhismus 600 Millionen Anhänger zähle — keine unrichtigen Behauptungen aufstellen. Auch die gelegentliche Bemerkung über Ukulunkulu, der erst richtig als der Urahne, dann aber zugleich als „selbst der Schöpfer der Menschen" und so „dem höchsten Himmelsgott der meisten Negerreligionen gleich" bezeichnet wird, bedarf der Richtigstellung (Vergl. A. M.-Z. 1895, 78. 181). Indes erfordert die Billigkeit, einzuräumen, daß bei einem so umfangreichen Stoffe, wie eine allgemeine Völkerkunde ihn zu bewältigen hat, die großen religiösen Fragen nicht mit einer solchen Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt werden können, wie in einem religionskundlichen Werke.

Sehr wohlwollend steht Ratzel auch der christlichen Mission gegenüber, der er oft zu gedenken Gelegenheit nimmt und deren Bedeutung für die Wissenschaft der Völkerkunde er voll zu würdigen weiß, wie er denn auch häufig Missionare als zuverlässige Gewährsmänner benutzt. Dennoch sind auch bezüglich seiner Bemerkungen über Mission verschiedene Richtigstellungen notwendig. Unrichtig ist es, wenn es heißt: „Das Christentum legte im Beginn der innigen und vielfältigen Berührung mit außereuropäischen Völkern bald das Vorurteil ab, daß deren Seelen nicht zum Heil bestimmt seien." Das Christentum hat dieses Vorurteil bekanntlich niemals gehabt; es ist seinem innersten Wesen nach eine universale und daher missionierende Religion und hat sich als solche thatsächlich bewiesen von der apostolischen Zeit an (Vergl. meine Ev. Missionslehre I: Die Begründung der Sendung). Höchstens halbrichtig ist es, wenn hinzugefügt wird: „Die Missionare sind von Anfang des 16. Jahrhunderts an die unvermeidliche Begleitung des Handels und der Eroberung, selbst des Sklavenhandels geworden." Allerdings hat diese Behauptung eine relative Wahrheit, aber sie verschleiert den selbständigen Charakter der christlichen Mission, die auch

unabhängig von Handel und Eroberung ihre eigenen Wege gegangen ist und fort und fort geht. Man kann ebenso sagen, daß „Handel und Eroberung die unvermeidliche Begleitung" der christlichen Mission geworden ist. Mindestens mißverständlich ist, was über die wirtschaftliche Thätigkeit der Missionare und über die Stützung auf die Häuptlinge gesagt wird. Sehr der Einschränkung bedarf der Satz: „Am erfolglosesten sind immer ungebildete, zur richtigen Auffassung ihres eigenen Glaubens nicht befähigte Missionare gewesen, wie sie besonders England und Nordamerika in Masse ausgesandt haben, Leute ohne Liebe, die oft mehr Kaufleute oder politische Agenten als Diener des Christentums waren." Es hat auch unfähige und selbst unwürdige Missionare gegeben, aber ein sonst so besonnen und gerecht urteilender Mann wie Ratzel sollte der in gewissen Kreisen zum Modevorurteil gewordenen allgemeinen Verdächtigung der Missionare englischer Zunge sich nicht anschließen.

Ganz vorzüglich sind die zahlreichen dem Text beigegebenen Illustrationen, von denen viele Originale sind; neben Völkertypen sind ethnographische Gegenstände aller Art am meisten vertreten. Auch die Karten sind sehr instruktive Veranschaulichungsmittel. Die Ausstattung ist splendid, der Preis im Verhältnis zu ihr mäßig.

Bei dem engen Zusammenhange zwischen Völkerkunde und Missionskunde bedarf es nicht erst noch eines besonderen Nachweises, daß der letzteren durch die gediegene Arbeit Ratzels ein sehr wertvoller Dienst geleistet worden ist. Wer gründliche Missionsstudien machen will, zu denen auch die genaue Kenntnis des Bodens gehört, in welchen der Missionsarbeiter seinen Samen säet, der kann eine gute Völkerkunde nicht entbehren. Das vorliegende Buch verdient dieses Prädikat vor allen andern uns bekannten Arbeiten auf dem Gebiete der ethnographischen Literatur; wir empfehlen es also angelegentlich. Warneck.

4. **Elliot**: Gold-, Sport- and Coffee-Planting in Mysore. Westminster 1894, A. Constable & Co. Dieses Buch eines alten schottischen Pflanzers, der nach 38jährigem Aufenthalt in Mysore seine Erfahrungen veröffentlicht, würde, so interessant es sonst sein mag, in dieser Zeitschrift kaum Erwähnung verdienen, wenn es nicht einen sehr ausführlichen Artikel über die Kaste enthielte (S. 215—274), der von weiteren Bearbeitungen dieses Gegenstandes nicht wird unberücksichtigt bleiben dürfen. Anfänglich freilich wird mancher Leser das Gefühl haben, als wenn die Arbeit nicht geeignet sei, Gewicht in die noch schwankende Wage zu legen. Das Urteil, welches uns sogleich auf den ersten Seiten begegnet, die Kaste sei eine sehr segensreiche Einrichtung für die Landbevölkerung, während sie für die Städte ein unerträgliches Übel sei, scheint eine recht sonderbare, willkürliche Auffassung anzudeuten. Ebenso ist die Erörterung darüber, „ob man erwarten kann, daß eine unwissende und allgemein unaufgeklärte Rasse irgend einen Nutzen haben könne von der Annahme der Formeln und Dogmen eines reinen Glaubens," nicht eben sehr vertrauenerweckend.

Wer trotzdem weiter liest, wird den Verfasser als einen belesenen Mann kennen lernen, der mit den betr. Quellen Bescheid weiß, namentlich

auch in seiner Bibel zu Hause ist. Es liegt ihm daran, dem Christentum in Indien Eingang zu verschaffen. Aber er hält dafür, daß die bisher befolgte Missionspraxis in Bezug auf die Kaste den größten Schaden angerichtet hat. Er denkt „sie wirkt hinderlicher, als hätten wir Emissäre nach Indien gesandt, die geflissentlich die Bevölkerung an der Annahme des Christentums zu verhindern bemüht wären.“ „Das ist hart,“ sagt er selbst und er fürchtet manchem guten Manne wehe zu thun. Aber, so leid es ihm thut, er kann nicht anders.

In seiner Argumentation ist vor allem das Urteil Bischof Hebers (Letter on Caste v. 21. März 1826) interessant, das ganz in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Der Bischof billigt den Kastenchristen gesonderte Sitze in der Kirche zu. Er gestattet dort die Unterscheidung der Kasten, falls mit gebührender Sorgfalt die Eingebornen belehrt werden, daß sie vor Gottes Angesicht alle gleich sind. In der Schule will er der Kaste keine Rechnung tragen; doch sei auch hier Vorsicht anzuwenden, daß niemand ohne Not dem Ekel preisgegeben werde. Was das Essen und Trinken und den socialen Verkehr betreffe, meint Heber entschieden, daß wir überhaupt nicht ein Recht zur Einmischung haben.

Dieser bischöflichen Kundgebung steht sehr scharf gegenüber die von Wilson (Cirkular 1833), welcher die Frage ausschließlich von dem Standpunkte Galat. 3, 28 betrachtet. Auch seine Auffassung wird ausführlich besprochen, ebenso das Votum einer Kommission zu Madras (1845) sowie eine ältere Erklärung der letzten deutschen Missionare zu Tandschaur (1828), die das Übel der Kaste lieber eines natürlichen Todes sterben lassen, als es mit Gewalt aus der noch nicht vorurteilsfreien Gemeinde ausrotten wollen.

Es folgen Untersuchungen über den Ursprung der Kaste, die hauptsächlich darauf hinzielen, die Annahme, als sei diese Einrichtung von schlauen Priestern gemacht, zu widerlegen. Sie sei aus vorliegenden Ursachen erwachsen aber nicht gemacht. Die Priester hätten dem werdenden Institut nur ihren religiösen Stempel aufgedrückt. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß die religiöse Seite der Kaste nicht unlöslich mit der socialen verquickt sei und citiert Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung.[1]) Ihm steht die Kaste auf gleicher Linie mit dem socialen Übel der Sklaverei, welches die Apostel noch duldeten. So gut wie das Christentum bis in die neue Zeit dies Übel ertragen konnte [denn waren die Amerikaner vor ihrem letzten Kriege keine Christen?], kann sie in Indien auch die Kaste ertragen. Die Sklaverei ist zuletzt überwunden worden durch das Christentum; aber es mußte lange vorher, während des Bestehens der Sklaverei, eingeführt werden.

[1]) Wer die Leipziger Sudrachristen und selbst die Schanärchristen in Tinnevelli mit vorurteilsfreien Blicken beobachtet hat, wird nicht bestreiten können, daß diese selbst nur das sociale Moment der Kaste behalten haben, gründlich losgetrennt von den mit derselben sonst verquickten heidnisch=religiösen Momenten. Daß Kastenunterschiede unvereinbar seien mit christlicher Bruderliebe wird ebenfalls niemand behaupten, der unter jenen Sudrachristen solche leuchtende Gestalten in Werken christlicher Barmherzigkeit thätig gesehen hat, wie sie dem Schreiber dieser Zeilen unvergeßlich in der Erinnerung stehen.

Wir führen diese Gedanken des Verfassers nur zur Charakterisierung seiner Auffassung an. Der Raum verbietet es hier, näher auf seine Ausführungen einzugehen, sonst würden wir in manchen Einzelnheiten ihm entgegenzutreten haben. Beispielsweise sei angedeutet, daß die von ihm sehr ausführlich behandelte sanitäre Gefahr eines gemeinsamen Abendmahlsgenusses seitens höherer Kastenleute mit und unter Pareiern in der That garnicht so schlimm ist, wie Elliot meint. Er übersieht, daß christliche Pareier eben nicht mehr ganz auf gleicher Stufe mit ihren Aas essenden Landsleuten stehen [1]) und daß in der That das Christentum im Laufe von Jahrzehnten einen wesentlichen Fortschritt in der Reinlichkeit zuwege bringt. Ich selbst sah es, wie ein Sudrachrist aus freiem Antriebe mitten unter Pareiern zum Altar trat, und die Frau des Missionars, als eine der letzten, unter den niedrigsten Frauen das Sakrament genoß. Ich meine gehört zu haben, daß letzteres auf den Leipziger Stationen meistens (oder immer) geschieht. Eine große Überwindung, von der man hier in der Heimat kaum eine Ahnung hat, gehört freilich dazu. Aber von jener Gefahr, die der Verfasser annimmt, kann (bei Beobachtung angemessener Vorsicht) nicht die Rede sein.

In diesem Punkte haben wir bereits einen der Anfänge vor uns, in denen das Christentum die indische Kaste zu überwinden beginnt, so wie es die Sklaverei überwunden hat. Wir wünschten, der Verfasser hätte etwas eingehender die Heidenchristengemeinden, wie sie in Wirklichkeit sind, studiert. Er würde viel Gelegenheit gefunden haben, seine Ansichten namentlich über die Landbevölkerung im Gegensatz zu der „aufgeklärten Stadtbevölkerung" zu berichtigen.

Sein Artikel aber enthält viel Richtiges und Beherzigenswertes, das noch viel wirksamer in die Lösung der noch immer schwebenden Frage eingreifen würde, wenn es nicht ebenso radikal mit voller Parteischärfe vorgebracht wäre, wie die jetzige Praxis überwiegend eine radikale ist. Nicht der Parteikampf, der sich leicht gegen Abstraktionen wendet, sondern das schlichte, treue Eingehen auf die wirklichen Verhältnisse, bringt solche wichtigen Fragen ihrer Lösung näher. Möchten auch die fruchtbaren Samenkörner, die sich bei Elliot als ein Ergebnis langjähriger indischer Erfahrung finden, in diesem Sinne bei weiterer Behandlung der Kastenfrage berücksichtigt werden.

R. Grundemann.

---

[1]) Ich sehe hier ab von kürzlich übergetretenen Pareiergemeinden, in denen thatsächlich noch Aasessen vorkommt. Es sofort zu verbieten, namentlich zur Zeit der Hungersnot, wäre hart. Hier darf die Mission ihre Aufgabe nicht übersehen, an der Herbeiführung solcher ökonomischer Verhältnisse mit zu arbeiten, unter denen die ekelhafte Sitte „eines natürlichen Todes stirbt". Niemand würde Aas essen, der sein Huhn im Topfe hätte.

Missionar A. Mabille.

(1836—1894).

Von F. H. Krüger in Paris.

Mitte 1858 vollendete Mabille seine Studien im Pariser Missionshaus, um im Spätherbst nach Südafrika abgeordnet zu werden. Allein eben um jene Zeit war die seit den Jahren der Auswanderung (1836) sich anhäufende Mißstimmung zwischen den Bauern des Oranjefreistaats und den ba-Sutho Moscheschs zum Ausbruch gekommen. Ende März 1858 war die Missionsstation Berseba von den Bauern mutwillig beschossen und zerstört worden, und Ende April hatten sie in Morija das Haus des Missionars Arbousset geplündert und in Brand gesteckt. Auf solche Nachrichten hin wurde Mabilles Abreise aufgeschoben; er arbeitete ein Jahr im Dienst der inneren Mission, und erst im Juli 1859 schiffte er sich nach der Kapstadt ein, um nach hunderttägiger Wasserfahrt und nach langwierigem Zug im Ochsenwagen quer durch die Kapkolonie, endlich im Februar 1860 in Baßutoland anzukommen. Die Leute erholten sich eben erst von jenem Krieg und von einer darauffolgenden Hungersnot. Zwei Monate später berief die Konferenz der Missionare den neuangekommenen Bruder nach Morija, dessen Gründer und Missionar Arbousset einige Wochen vorher nach Frankreich zurückgekehrt war. Das Haus war immer noch ein Schutthaufen, „die einzige Spur, welche ein sich christlich- und gesittetnennendes Volk in einem heidnischen Lande zurückgelassen hat," schrieb damals Mabille. Die am 3. Januar 1859 erst eingeweihte große Kirche (100 Fuß lang auf 40 breit), war durch den Missionsarbeiter Fr. Mäder, einen Sachsen aus Dornburg, nach dem Krieg wieder ausgebessert und hergestellt worden. Der junge Missionar richtete sich wohnhaft mit seiner Frau in der Sakristei ein, und begann unter solch ungewöhnlichen Zuständen seine reich gesegnete Laufbahn unter den südlichen ba-Sutho.

Einige Angaben über seine Jugend mögen zuerst hier ihren Platz finden. Adolf Mabille wurde am 12. Juni 1836 in Baulmes bei Yverdon (Waadtland) geboren. Sein Vater war ein frommer Schullehrer und führte zugleich eine kleine Buchhandlung. Nach Vollendung seiner klassischen Studien, teilweise im Pädagogium zu Basel, meldete er sich an der theologischen Fakultät der freien Kirche in Lausanne, er

bestand das Examen, wurde aber als zu jung zurückgestellt. Das führte ihn als Hauslehrer nach Amsterdam, und sodann nach England, wo er 2½ Jahre zubrachte und sich eine große Fertigkeit in der englischen Sprache erwarb. Während dieses Aufenthalts frug ihn einmal ein Agent der britischen Bibelgesellschaft, ob er nicht Missionar werden möchte. Mabille, der nicht wußte, daß seine Eltern schon vor seiner Geburt ihn dem Herrn zu eben diesen Dienst geweiht hatten, wurde stutzig, dachte nach, betete und zog bald darauf in das Pariser Missionshaus ein. Bei Gelegenheit seiner oben erwähnten Ordination drückte er sich unter anderem folgendermaßen aus: „. . . Mit Jesu hat der Christ alles, was er bedarf und ist er alles, was er für den Herrn sein soll, denn Jesus wird alles für ihn. . . . Als vor zwei Jahren unser Freund und Bruder Coillard fortzog, drückte ich einen Wunsch aus, der manchem gelten wird als aus einem unreifen Geiste entsprossen, welcher noch nicht erfahren hat, wie selbst einem Diener Gottes das Leben schwer werden kann. Ich sagte ihm damals, ich wünsche für ihn nichts anders, als daß er im Dienste des Meisters ergrauen möchte. Ganz dasselbe wünsche ich mir heute selbst. Nichts scheint mir schöner, nichts wünschenswerter hienieden, als ein langes Gott geweihtes Leben." Wie dieser heiße Gebetswunsch des 23jährigen Jünglings erfüllt wurde, mag aus folgender Skizze erhellen.

Am 10. Juni 1860, 27 Jahre nach der Gründung der französischen Mission unter den ba-Sutho, wurde Mabille von seinen älteren Amtsgenossen, in Gegenwart des Häuptlings Moschesch und seines Sohnes Letsie, feierlich in sein Amt eingeführt. Es galt wieder aufzubauen, was die Kriegsunruhen umgerissen; und charakteristischerweise griff der junge Missionar nicht zuerst nach dem Bau eines Hauses, sondern wendete sich der Wiederherstellung geordneter Zustände in der Kirche zu. Strenge Kirchenzucht wurde wieder eingeführt; auch die Schulen wurden eingerichtet, bald konnte auch ganz Neues unternommen werden. Mabilles Vorgänger, Thomas Arbousset (A. M.-Z. 1891, 591 ff.) hatte mehr als irgend jemand für die Evangelisation der ba-Sutho gethan; er war oft wochenlang mit zehn bis zwanzig Christen aus seiner Gemeinde im Lande umhergeritten, überall die Leute zusammenrufend, um ihnen die frohe Botschaft vom Heil in Christo zu verkündigen. So hatte er seine Gemeinde zur Mitarbeit *erzogen*. Mabille that einen Schritt weiter. Er merkte bald, daß,

wie nützlich auch solche periodische Ausflüge waren, sie doch nicht auf die Länge genügten. Hie und da lebten einige wenige Christen in einem Dörflein; aber am Koloberge, ca. zwei Stunden von Morija, wohnte ein stattliches Gemeindlein, meist aus Morija-Flüchtlingen während des letzten Krieges entstanden. Mabille wählte den bewährtesten unter seinen eingeborenen freien Mithelfern, den 1839 getauften Esaia Leeti, und schlug ihm vor, nach Kolo überzusiedeln, um als regelmäßiger Katechist der kleinen Filial-Gemeinde vorzustehen. Leeti ging darauf ein, und wurde am 20. September 1863 eingesetzt, „versuchsweise" erzählt Mabille; denn manche unter seinen Kollegen schüttelten gar bedenklich die Köpfe, ob man denn schon einem mo-Sutho solch eine Pflicht anvertrauen könne. Allein Mabilles Losung war „Vorwärts", und er meinte, man müsse doch einmal beginnen; ja er hatte die Ahnung, daß er etwas wie einen wichtigen, nicht nur einen richtigen Schritt thue. Am 22. Sept. 1863 schrieb er: „Der letzte Sonntag war ein großer Tag für Morija. Ich möchte glauben, daß es der Anfang eines neuen Zeitabschnitts in der Entwicklung unserer Mission ist. Menschlich verstanden, klingt das zu hoch; allein, heißt das nicht eben glauben, wenn man Unmögliches erwartet?" Und er hat sich nicht geirrt. In demselben Brief, fährt er fort: „Ganz gewiß hat der Herr uns evangelischen Christen in Frankreich und der Schweiz dies Volk der ba-Sutho anvertraut, damit wir daraus eine Pflanzschule von Schullehrern, Evangelisten und Missionaren für das Innere dieses großen Erdteiles machen. Wann wird man bei uns hier Leute wie Crowther und Tijo-Soga sehen? Wann wird es uns möglich sein mit einem Hilfskorps von eingeborenen Pfarrern eine Mission z. B. unter den ma-Kololo[1]) zu beginnen, welche ja aus diesen Gegenden hier stammen?" Zwanzig Jahre später hat Coillard, mit Mabilles treuer Hilfe, diese Mission gewagt, von ba-Sutho-Evangelisten begleitet; und in ganz letzter Zeit hat der gnädige Gott, auf welchen Mabille bis ans Ende geharrt, eben diese Arbeit am oberen Sambesi mit einer langen und heiß ersehnten Ernte gesegnet.

Je mehr Mabille mit Land und Leuten bekannt wurde, je mehr drängte es ihn den Sauerteig des Evangeliums in das Volk hineinzuarbeiten. „Man muß es gestehn, schrieb er im Juli 1864, wir predigen dem Volke verhältnismäßig noch viel zu wenig." Es war das

---

[1]) Diesen Namen nannte Mabille wahrscheinlich, weil er damals gerade unter dem Eindruck des verunglückten Zugs von Miss. Price stand.

wie ein Stachel in seiner Seele. Ein Freund hatte ihm schon 1861 eine ganz kleine Druckerpresse geschickt. Sogleich schrieb Mabille kurze Flugschriftchen, die er, so gut es eben ging, eigenhändig setzte und druckte, und dann unter allen Lesekundigen verbreitete. Im Jahre 1864 fing er an ein regelmäßiges Monatsblatt, Leselinyana la le-Sotho (das kleine Licht Baßutolands) genannt, herauszugeben. Deshalb trieb es ihn hinwiederum die Schulen zu vermehren. „O mehr Schulen, ruft er in einem Brief aus, und zwar mehr Schullehrer! Ihr wißt gar nicht, wie ungeheuer groß unsere Bedürfnisse sind.“ Rastlos und ungestüm drang er so auf der Konferenz von Morija (April 1865) mit seinem Plane durch, daß eine höhere Schule, eine Art Schullehrerseminar in Morija errichtet würde.

Da wurde plötzlich alle weitere Arbeit durch einen neuen Krieg mit dem Oranjefreistaat unterbrochen. Die schwierige Frage, wer daran die meiste Schuld trug, muß hier unerörtert bleiben. Nach lange dauernden Streitigkeiten, erklärte Präsident Brand dem Häuptling Moschesch den Krieg, am 9. Juni 1865. Mitte Februar 1866 ließ der Volksrat des Oranjefreistaats den Befehl ergehen, daß alle Missionare innerhalb des von den Bürgern (d. h. den Bauern) besetzten Landes der ba-Sutho vor dem 1. März ihre Stationen zu verlassen hätten, andernfalls sie als Feinde angesehen würden. Elf Missionare mußten so aus dem Lande fortziehen; die meisten fuhren nach Aliwal-North am Oranjefluß. Ganz zuletzt entschloß sich erst Mabille dazu. Und schon am 27. Juli war er samt seiner Frau und ungeachtet eines schmerzlichen Augenleidens, wieder in Morija; wohl nicht zum Bleiben, das litten die Bauern nicht; er besuchte nur seine Gemeinde im Vorbeigehen; er zog nach Berea in Moschesch's Gebiet. Da war er wenigstens nur fünf Reitstunden von Morija entfernt und nicht drei Tagreisen wie von Aliwal aus. „Die Reichs-Gottes-Sache geht ihren Weg, schreibt er auf dieser Reise; hoffentlich gelingt es mir wenigstens einmal des Monats Morija und die Außenstationen zu besuchen. . . In Aliwal wollte mir der Mut entfallen: jetzt ich dem Arbeitsfeld wieder nahe bin, strebt alles in mir vorwärts mit Gottes Gnade.“ Daß er dabei sein Leben aufs Spiel setzte, erwähnt er nicht einmal. Im Oktober ließ er sich in den Ruinen der Stationsgebäude von Thaba-Bosiu nieder, nur drei Reitstunden von Morija entfernt. Juli 1867 hielt es ihn auch da nicht mehr, trotz der Drohungen der Bauern, zog er mit Frau und *Kind nach Morija.* Aber seine Kollegen, welche immer noch in Aliwal

wohnten und täglich von der Erbitterung der Bauern gegen Mabille Zeugen waren, schrieben ihm nun Brief auf Brief, machten ihn verantwortlich für einen etwaigen neuen Ausbruch des Krieges und baten ihn inständig, doch wenigstens seinen Wohnsitz wieder nach Berea zu verlegen. Zum fünften Male in weniger als zwei Jahren packte Mabille Hab und Gut auf seinen Ochsenwagen und fuhr, 1867, wieder nach Berea. Nun endlich wendete sich das Blatt; Sir Ph. Wodehouse, Gouverneur der Kapkolonie und britischer Abgeordneter für Südafrika, nahm Moschesch und sein Volk unter britischen Schutz. Im Juni 1868 durfte Mabille ungestört seinen Platz inmitten seiner lieben Gemeinde wieder einnehmen.

Unerschrocken, unermüdlich, mit hartnäckiger Ausdauer begabt hatte sich Mabille während dieser 2½jährigen Kriegszeit gezeigt. Während andere noch zögerten, weil der Friede endgiltig erst am 11. März 1869 geschlossen wurde, feuerte er seine Kollegen zu rüstiger Arbeit an. Er blickte eben auf den Herrn, nicht auf etwelche mögliche Gefahr.

Die Kriegsunruhen hatten sein Werk und besonders seine Organisation eingeborener Kräfte auf eine harte Probe gestellt; aber im allgemeinen hatte sich die Sache bewährt. Sein alter treuer Schullehrer, der hinkende Rapehlwane hatte nicht nur Schule gehalten so oft die Kinder aus den Bergsklüften auf einige Zeit auf die Station gekommen waren, er hatte auch gepredigt und Seelsorge getrieben. Die Ältesten hatten Ordnung aufrecht erhalten; die Katechisten auf den vier Filialen hatten ihr Amt treu verwaltet. So konnte Mabille schon im Sept. 1866 schreiben: „Sollte es mir gewährt werden wieder in Morija mich anzusiedeln, so möchte ich Rapehlwane als Vikar gebrauchen, um mehr Kraft und Zeit auf die Bildung tüchtiger eingeborener Katechisten verwenden zu können. Die Predigt dieser Leute hat eine ganz besondere Macht, schon deshalb weil die Denkweise des mo-Sutho von der unsrigen so sehr absticht, sodann aber auch, weil die eingeborenen Redner ganz eigentümliche Saiten in den Herzen ihrer Zuhörer in Schwingung zu bringen verstehen. Mein Vorgänger Arbousset hatte das schon prächtig ausgenützt." Einige Monate später fügte er hinzu: „Meine Katechisten arbeiten beharrlich, aber sie fühlen selbst, daß ihr Gedankenvorrat auf die Neige geht. Ein gründlicher biblischer Unterricht thut ihnen not."

Auf eigne Faust beginnt darum Mabille mit seinem Schwager, dem Dr. Casalis, eine höhere Schule in drei Klassen geteilt, im Aug. 1868. Den Plan zur Grüdung dieser Schule hatte er, wie oben erwähnt, schon vor dem Kriege der Konferenz vorgelegt. Die Ausführung gelang so gut, daß die Konferenz von 1869 das Unternehmen guthieß, und Mabille erlaubte, ein eigenes neues Gebäude für seine Schule zu errichten. Um jene Zeit schrieb er:

„Ich kann Gott nicht genug loben für allen Segen, alle Ermutigung, allen Erfolg, den er mir gewährt hat; wieviel tiefer muß ich aber bekennen, daß ich oft gleichgiltig unter denjenigen dahingelebt habe, welcher ewiges Wohl mir anvertraut ist, und daß ich der heiligen Pflichten meines Hirtenamtes nur lässig gewartet habe. . . O daß es uns doch geschenkt werden möge, meiner treuen Gefährtin und mir, daß in uns „Jesus zunehme und wir abnehmen." Folgendermaßen beschreibt er seine gewöhnliche Arbeit: „Der Sonntagsmorgen-Gottesdienst in Morija ist gewöhnlich gut besucht, von 700 bis 800 Zuhörern. Dreimal des Monats ist der Sonntagnachmittags-Gottesdienst ein katechetischer Unterricht, aber es hält schwer, die Leute zum Antworten zu bringen. Am 4. Sonntag feiern wir eine Gebetsstunde. Jeden Sonntag erteile ich den Katechumenen-Unterricht; am Freitag den Kindern christlicher Eltern. Am Mittwoch Nachmittag halten wir wiederum eine Gebetsstunde, welcher aber meist nur die Stationsbewohner beiwohnen. Einmal im Monat versammle ich alle meine Katecheten und Schullehrer, um mich mit ihnen über ihre Arbeit bis ins einzelne zu besprechen. Wir lesen bei solcher Gelegenheit einen Abschnitt aus Gottes Wort und dringen so tief wie möglich hinein... Was mich besonders erfreut, ist zu bemerken, wie gut und willig diese Leute meinen Unterricht und meine Zurechtweisungen aufnehmen. . . Einmal im Monat kommen auch alle Taufkandidaten aus den Außenstationen nach Morija zum Unterricht. Auf diese Weise behalte ich die Übersicht über das ganze mir anvertraute Werk."

Dabei ließ Mabille die Hauptthätigkeit des Missionars nicht ruhen. Er drang beständig darauf, daß das Evangelium systematisch und regelmäßig in seinem ganzen Sprengel verbreitet werden müsse. Er selbst ritt oft tagelang von Wohnort zu Wohnort, überall die Leute zusammenrufend um ihnen Gottes Heil anzubieten. Beständig feuerte er dazu die Christen seiner Gemeinde an, zu zweien am Sonntag in verschiedenen Dörfern Hausbesuche zu machen und von Christo und seiner Gnade zu zeugen.

Nimmt man dazu den planmäßigen Schulunterricht, den er in den oberen Klassen seiner Schule erteilte, sowie die Leitung der Druckerei, wo er langsam eingeborene Arbeiter bildete, sodann die Herausgabe des Leselinyana in größerem Format, die Arbeiten der *Konferenz*, deren Schriftführer er war, die beständige Sorge nicht

nur seine eigene Gemeinde zu leiten, sondern die Entwicklung der Gesamtkirche der ba-Sutho in richtiger Bahn vorwärts zu führen, die Einrichtung einer Synodalorganisation, an deren Einführung er den meisten Anteil hatte und die 1872 zustande kam, endlich sein unverdrossener Eifer ein Missionsunternehmen für seine Brüder aus der französischen Schweiz im nördlichen Transvaal in Gang zu bringen (siehe A. M.-Z., 1895, 115), so nimmt es einen kaum wunder, wenn man hört, daß anfangs 1876 eine Gehirnentzündung den rastlosen Arbeiter auf ein längeres und schweres Krankenlager wirft.

Kaum genesen, steht er wieder mitten in der Arbeit drin; neben seinem Schullehrer-Seminar, dessen Zöglinge damals anfingen den kolonialen teacher's certificate zu erwerben, gründete er eine Bibelschule, wie er es nannte, wo er tüchtige Christen, nicht nur junge Leute sondern auch ältere, zu Katecheten ausbildete und wo er wiederum den Hauptunterricht gab. In einer besonderen Abteilung dieser Schule fanden auch Leute aus allerlei, manchmal sehr fernen Gegenden Aufnahme, die nach Morija kamen, weil sie irgendwo gehört hatten, daß man da „lerne", welche aber meist gar keinen bestimmteren Begriff hatten von dem, was sie lernen möchten, und, aller Vorbildung entbehrend, in keine regelmäßige Klasse aufgenommen werden konnten.

Das Ergebnis solch ausgedehnter aber nichtsdestoweniger intensiv geistiger und tiefgrabender Thätigkeit, mögen folgende Zahlen veranschaulichen, welche den Fortschritt der Gemeinde Morija darstellen:

	Kommunikanten.	Katechumenen.	Schüler.
1868	234	202	?
1870	?	325	430
1872	454	308	514
1874	545	264	520
1876	630	427	463
1878	725	415	702
1880	853	382	664

Schon lange hatten Dr. Casalis als Arzt und mehrere andere Brüder darauf gedrungen, daß Mabille eine längere Erholungsreise unternehme. Sein Arbeitseifer hatte sich immer dagegen gesträubt. Die Konferenz der Missionare von 1880 beorderte nun Mabille nach Europa; er mußte sich fügen und reiste Mitte 1880 ab.

Schon zogen neue Wolken am politischen Horizont des Landes der ba-Sutho auf, neue Sorgen für den überarbeiteten Missionar

von Morija, welcher sich bisher wenig um Politik gekümmert hatte und nun, während er Gefahr ahnte, seinen Posten verlassen mußte. Noch vor seiner Einschiffung in der Kapstadt wurde er in den politischen Strudel hineingezogen, aus welchem er 4 bis 5 Jahre lang nicht mehr herauskam. Welche Grundsätze er verfocht, und in welchem Geiste er diese neue und gefährliche Rolle spielte, kann man teilweise aus folgenden Auszügen aus einem seiner Briefe an eine kapische Zeitung ersehen.

Man hatte ihn und seine Kollegen „Niggerfreunde" und Feinde der Kolonie gescholten: „Meint ihr etwa, antwortet Mabille, daß Missionare nicht das Recht hätten ihre Meinung auszusprechen über der Welt Treiben, und ganz besonders über dasjenige, was das Land betrifft, in dem sie arbeiten? Männer, die man aussendet, um Völkerstämme, welche im Dunkeln herumtappen, zu unterrichten, können nicht umhin, sich sowohl um das irdische als um das geistliche Wohl ihrer Pflegebefohlenen zu bekümmern. . . Wir Missionare wissen, daß unser Herr Jesus Christus sich auch der irdischen Bedürfnisse derjenigen angenommen, deren Herz er für himmlische Dinge hat öffnen wollen. Man nennt uns „Niggerfreunde", wie man unsern Meister den Zöllner- und Sünderfreund gescholten hat. . . Ich für mein Teil fühle mich mit dem Volke, dem ich das Evangelium verkündige und in dessen Gemüt ich die allerhöchsten und hochnotwendigsten Wahrheiten einzupflanzen strebe, durch heilige Bande verknüpft; warum sollte ich nicht nach besten Kräften mich auflehnen gegen alles, was mir als eine Vernichtung dieses Volkes erscheint? . . . Wahrhaftig, einen Volksstamm retten, ihn stufenweise erziehen, ihn allmählich der Kultur zugänglich machen, ein christliches Volk aus ihm herausbilden, ist unzweifelhaft in Gottes Augen etwas mehr, und wohl auch überhaupt ehrenvoller, als diesen Volksstamm von der Erde wegzutilgen." . .

In London arbeitete er später mit derselben Energie, immer mit offenem Visier, beim Kolonial-Unterstaatssekretär einer Übernahme des Baßutolandes von seiten der britischen Krone vor; und einen solchen Eindruck machte anfangs 1882, bei seiner Rückkehr nach Afrika, seine Persönlichkeit auf den damaligen und jüngst wieder ans Ruder gekommenen Gouverneur, sowie auch auf die Mitglieder des Ministeriums, daß ihm unter der Hand specielle geheime Kouriere zur Verfügung gestellt wurden, um direkt mit der englischen Regierung zu verhandeln. Dank seinen Bemühungen sind die Angelegenheiten „seines Volkes", wie er sich ausdrückte, endlich in befriedigender Weise geordnet worden. Der kurzsichtigen, kolonialen Politik enthoben, hängt seitdem Baßutoland unmittelbar von der britischen Krone ab.

Wer aber meinen sollte, daß Mabilles Arbeitskraft durch diese ungewohnte Arbeitszugabe ganz aufgezehrt wurde, der kennt den Mann

noch nicht. Während der anderthalb Jahre, die er in Europa zubrachte, hat Mabille natürlich unzählige Missionsansprachen in Frankreich, in der Schweiz, im Elsaß, in England und selbst in Nordamerika gehalten. Das ist die gewöhnliche Diät eines zur Ruhe heimberufenen Missionars. Dabei leitete Mabille ganz allein den Druck der ersten vollständigen Ausgabe der Bibel auf se-Sutho, bei deren Übersetzung, Revision und Probedruck in Separatteilen auf der Presse in Morija er jahrelang thätig mitgewirkt hatte. Er allein las nun die vollständige Korrektur; desgleichen gab er ein Neues Testament mit Parallelen in Taschenformat heraus, und stellte ein seither gebrauchtes Gesangbuch mit vierstimmiger Musik (283 Nummern), samt einem Anhang (132 Nummern), zusammen, welches die Londoner Traktatgesellschaft für ihn druckte, von verschiedenen kleineren Drucken gar nicht zu reden. Beinahe täglich liefen, wo immer er auch weilte, die Korrekturbogen ein, und oft sah man ihn im Familienzimmer, während die Seinen sich laut und lebhaft mit Freunden unterhielten, auf einer Tischecke seine Papiere ausbreiten, mit dem Fuße den Takt schlagend und im Geiste singend, seine Melodien korrigieren. Eine überaus charakteristische und beinahe unglaubliche Abstraktionsfähigkeit half ihm dabei; wenn er arbeitete, war er überall allein. Kaum war die Bibel gedruckt und gebunden, so hielt ihn nichts mehr in Europa zurück, nicht einmal sein krankes Kind, das am Vorabend von Mabilles Abreise aus Paris, in Straßburg heimging. In seinen Abschiedsworten an die evangelischen Kirchen französischer Zunge gerichtet, heißt es:

„. . . Ich wünsche euch, daß eure Frömmigkeit lebendiger, und auf diese Weise freudiger werde. . . Laßt uns ganz, samt unsern Kindern, unserm Gott leben! Dann wird die Welt die Augen öffnen und merken, daß wir unserm Herrn dienen, wie er uns gedient hat. Giebt es doch keine bessere Apologie des Christentums als die Bekehrung der Heiden. . . Auf zur Arbeit so lange es Tag ist! Ihr. . . (ein jeder nach seiner Art); wir, eure Sendlinge zu den Heiden, indem wir das Wort verkündigen, indem wir Seelen dem Herrn gewinnen, indem wir vorwärts dringen, täglich Verluste dem Feind zufügen, und so die Zukunft Christi vorbereiten!"

Mabilles Rückkunft unter die ba-Sutho war eine Fortsetzung von bewegenden und erhebenden Scenen, wie ich sie selten miterlebt. Damals verstand ich, was einer seiner Kollegen, und zwar einer der gebildetsten und tüchtigsten, während des Krieges, mit folgenden Worten ausgedrückt hatte: „Es steckt in mir ein fast abergläubisches Zutrauen

zu Mabille; wenn er wieder da ist, wird, so scheint es mir, alles wieder wie von selbst richtig vorwärts laufen." Auf der Reise durchs Land kamen nicht nur beständig kleine und große Häuptlinge mit Gefolge dem Ochsenwagen des Missionars entgegen, das gemeine Volk, nicht nur Christen, auch Heiden, liefen aus den Dörfern und von den Hügeln herab an den Weg, und immer wieder tönte es aus ihren Haufen: Khotso! khotso! oho, ntate oa rôna! „Friede! Friede! o unser Vater!" Der Raum würde fehlen, wollte man den reichen Stoff zu Einzelbildern verwenden; und doch wird ein Lebensbild kaum anders als durch Kleinmalerei lebendig.

So muß hier auch darauf verzichtet werden, den letzten Lebensabschnitt Mabilles (1882—1894) im Detail darzustellen, obgleich sich damals seine Missionsthätigkeit in Morija mit reifer Fülle entfaltete! Er hatte eine neue große Druckerpresse mitgebracht, mit welcher bald das Leselinyana in größerem Format und illustriert erscheinen konnte, und welche bisher jedes Jahr ca. 400 000 Druckseiten liefert. Die Buchniederlage in Morija verkaufte bald jährlich für ca. 16 000 M. Drucksachen. An der Vorbereitung für die Missionsexpedition an den Sambesi, welche er 20 Jahre vorher erhofft hatte, half er wacker mit. Am meisten aber, neben den Schulen, beschäftigte ihn fortwährend die Seelsorge seiner Gemeinde und die Verbreitung des Evangeliums in seinem Distrikt. „Vorwärts!" blieb da wie immer sein Losungswort, manchmal etwas ungestüm, sogar hastig, aber so selbstvergessen und redlich! Der Grundton vieler seiner Briefe aus dieser Zeit ist: „Betet für uns, daß wir mächtig seien im Geist!" Auch schenkte ihm sein himmlischer Vater, während der Jahre 1887 und 1888, eine tiefgehende Erweckung in seiner Gemeinde und im ganzen Lande zu erleben. Endlich, im Jahre 1891, wurde ihm auch die Freude gewährt, seinen frühzeitigen Wünschen gemäß, selbst einen mo-Sutho zum Pfarramt einsegnen zu dürfen; war er es doch gewesen, der 1882 neben seiner Bibelschule noch eine theologische Klasse gründete. Seine beiden Söhne waren Missionare unter den ba-Sutho; seine Frau und seine drei erwachsenen Töchter halfen mit, wo es ging. Im Familienkreise war er höchst gemütlich; er musizierte viel mit den Seinigen; im Grunde war er jedoch ein Schweiger, stillvergnügt.

Im August des Jahres 1889 heißt es zum ersten Male in einem seiner Briefe: „Meine Kräfte sind nicht mehr, was sie früher *waren.*" Er stand damals im 53. Lebensjahr. Als 1892 einer

seiner Kollegen nach zweijähriger Abwesenheit ihn wieder sah, schrieb er einem Freunde: „Mabille ist ganz weiß geworden.“ Kein Wunder, wie wenige nur war er täglich angelaufen und trug Sorge für seine große Gemeine, deren Wachstum aus folgenden Zahlen ersehen werden kann:

	Kommunikanten.	Katechumenen.	Schüler.
1884	882	244	586
1886	1051	393	835
1888	1015	712	880
1890	1241	617	1306
1892	1448	824	1135
1894	1692	624	906

Anfangs 1894 fühlte sich Mabille müde. Im Februar schrieb er an eine Freundin:

„Es geht nicht übel; nur leistet mein Kopf nicht mehr so viel wie früher. So hat mich z. B. die Korrektur meines se-Sutho Lexikons ziemlich ermüdet. Letzten Monat habe ich 431 Briefe bekommen, und 400 eigenhändig geschrieben. (Gewöhnlich schrieb Mabille ca. 300 Briefe monatlich, oft bis tief in die Nacht hinein). Es ist zu viel . . . Dank sei jedoch dem Herrn! mein Herz bleibt warm. Jesus wird mir immer teurer. Es ist mir lieb ihm sagen zu dürfen daß ich ihn lieb habe. Und je mehr und mehr verstehe ich, daß er alles sein muß in mir und alles thun muß in mir. Aber welcher Abstand zwischen der Wirklichkeit und meinem Streben!“. . .

Kurz darauf fing er an in allen Gliedern zu leiden. Mitte Mai merkten die Seinen und er selbst, daß es zum Ende ging. Gern hätte er noch gelebt; er war 58 Jahre alt. Er hat sein möglichstes gethan, um gesund zu werden, d. h. um noch einige Jahre hienieden seinem Herrn zu dienen; denn alles, Gesundheit, Freundschaft, Familienleben, trat für ihn vor diesem einen zurück, dem Herrn dienen. Als er aber verstand, daß sein Gott es anders meinte, hat er sich schnell und ganz gefügt.

In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, 20. Mai, sagte er zu seiner Frau: „Adele, du weißt nicht wie ich in meiner Studierstube gerungen habe! O die Selbstsucht, der Hochmut . . . Aber Jesus, du weißt, daß ich klein sein wollte, klein, klein. . . Man hat das Gegenteil meinen können. . . aber du weißt es, ich wollte klein sein, klein, klein. . . Was uns Christen hemmt, ist, daß wir meist widerstehen; es muß augenblicklich gehorcht werden. Wie schnell zieht die Gelegenheit vorbei! . . . jedoch mein Glaube bleibt. Jesus,

Jesus der Allerliebste!“ Als der Morgen graute, sagte er: „Dies ist der Tag des Herrn. Lux dominica!“ und summte ein Sonntagsmorgenlied. Um 10 Uhr umarmte und segnete er die Seinen. Da ertönte die Kirchenglocke: „Sie ziehen Jesum anzubeten, meinte er; aber ich bin auch einer deiner Anbeter.“ Dann fieberte er: „Hurra! . . . Sie sind am Sambesi!“ Darauf folgte ein kurzer Kampf: „Ich will nicht dahinten bleiben. O Jesu, zieh' nicht fort! . . . Nein, er verläßt mich nicht; er ist gestorben, er ist auferstanden; er sitzt zur Rechten Gottes in der Höhe. . . Er hat uns nicht gegeben einen Geist der Zaghaftigkeit, daß wir fürchten, sondern einen Geist der Kraft, der Kraft. . .“ Dies war das letzte verständliche Wort. Gegen Abend schlief der kräftige, rastlose Arbeiter ruhig ein, um einzugehen zur Ruhe der Heiligen.

Nochmal der Gottesname bei den Bantu.

Von Missionar Viehe.

Es ist ebenso naturgemäß wie erfreulich, daß obiger Gegenstand in der Presse jetzt öfter zum Gegenstand der Besprechung gemacht wird. Naturgemäß, weil die Bantu bei der vor sich gehenden Besitzergreifung Afrikas durch die europäischen Mächte in erster Linie in Betracht kommen. Erfreulich ist es wegen der hervorragenden Wichtigkeit des Gegenstandes für sprachliche, ethnologische und religionswissenschaftliche Untersuchungen.

Mir will es jedoch scheinen, als ob die Frage nach dem ursprünglichen Namen der Bantu für Gott und nach den Vorstellungen, welche sie mit demselben verbanden, noch lange nicht spruchreif sei. Auch findet sich in fast allen mir bekannt gewordenen dahin gehenden Veröffentlichungen neben manchem Richtigen und Lehrreichen auch Unrichtiges und Zweifelhaftes. Dies muß auch sehr begreiflich erscheinen, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe in Betracht zieht. Hunderte von Völkerschaften mit eben so vielen unter sich zwar verwandten, aber doch weit voneinander verschiedenen Sprachen müssen dabei berücksichtigt werden. Der Wunsch wird deshalb als gerechtfertigt erscheinen, die vorliegende Frage durch umfassendere gründliche Untersuchungen weiter gefördert zu sehen. Dies könnte vielleicht dadurch bewerkstelligt werden, daß ein auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung bewanderter Mann die Sache in die Hand nähme, sich vermittelst Fragebogen an

möglichst viele Männer, welche je eine der Bantusprachen wissenschaftlich und praktisch wirklich beherrschen, um Mitteilung der Resultate ihrer bezüglichen Untersuchungen wendete. Den Einsendern wäre dabei große Vorsicht zu empfehlen. Bei Anführung eines Verbums z. B. sollte die volle Infinitivform, je ein Satz aus den verschiedenen Zeitformen und wo möglich auch der reine Verbalstamm mitgeteilt werden. Dadurch würde vermieden, was nicht selten geschieht, daß z. B. zufällige Formen an einem Worte mit der Stammform eines anderen Wortes verglichen werden, was notwendig aufs Glatteis führen muß. Nach Bearbeitung des gesamten Materials würde der Betreffende die Resultate seiner vergleichenden Forschung dann natürlich zum allgemeinen Besten veröffentlichen.

Die unmittelbare Veranlassung zu diesen Bemerkungen giebt mir der Artikel auf Seite 78 und 79 dieser Zeitschrift über das vorliegende Thema. In demselben wird besonders das Wort Mukuru, welches von den Herero jetzt als Bezeichnung für Gott gebraucht wird, besprochen, und zur Klarstellung seiner Bedeutung werden mehrere Verben herangezogen. Diese Verben lasse ich in voller Infinitivform hier zunächst folgen und füge Stamm und Bedeutung denselben bei.

Okukuru, Stamm kuru, alt sein in dem Sinne von völlig erwachsen, volljährig, ausgereift, vollkommen, groß sein.

Okukura, Stamm kuru, kratzen (die Haut beim Jucken), abschaben (ein Fell beim Gerben).

Okukura, Stamm kura, entwöhnen (das Kind von der Brust).

Okukurupa, Stamm kurupa, alt, altersschwach, veraltert sein.

Okukurura (neben okukuzura), Stamm kuzura, oder kurura, abschaben (Haar des Kopfes), abweiden (Gras des Feldes).

Okukuzuka (Nebenform okukuruka), Stamm kuzuka (kuruka), intransitive bezw. passive Form von okukuzura.

Okukukura. Dies Wort lasse ich außer Betracht, weil es ein solches im Otjiherero nicht giebt.

Was die etymologischen Verhältnisse dieser Wörter zu einander betrifft, so lasse ich es hier dahingestellt, ob die ersten drei miteinander verwandt sind oder nicht. Jedenfalls ist das erste nicht vom zweiten oder dritten abgeleitet. (Der Infinitiv der drei Wörter ist gleich, in den Formen der Biegung aber unterscheidet sich jedes von den anderen.) Völlig sicher steht, daß okukurupa von dem erstgenannten okukura abgeleitet ist. Okukuzura (okukurura) und okukuzuka (okukuruka) sind Formen neuerer Bildung und können deshalb zur

Klarstellung der Bedeutung von Omukuru, welches unzweifelhaft seinen Stamm von dem ersten okukura entlehnt hat, nicht verwendet werden. Wichtig zur Lösung der vorliegenden Frage ist auch das Wort omukuzu (wohl zu unterscheiden von omukuru), welches mit okukuzura stammverwandt ist und einen Menschen ohne Haupthaar bedeutet, z. B. ein so geborenes Kind oder einen Menschen, der durch Krankheit oder Alter u. s. w. sein Haupthaar verloren hat.

Der Adjektivstamm kuru in omukuru ist dem erstgenannten Verbum okukura entlehnt und findet sich wieder in omukurundu (omu-kuru-ndu). In beiden Wörtern weicht die Bedeutung des Adjektivstammes von der des Verbalstammes ab. Omukurundu, wo kuru in das Wort omundu (Mensch) eingeschoben, ist ein alter Mensch an sich, d. h. ein alter an Jahren ohne Beziehung auf andere. Omukuru dagegen bezeichnet gewöhnlich einen Menschen als alt in seinem gegenwärtigen Verhältnis zu anderen oder als solchen, der im Vergleich zu anderen alt ist. Mein omukarere amukuru (alter Knecht) z. B. ist nicht sowohl der an Jahren alte, sondern der, welcher eher als die anderen mein Knecht war. Die gleiche Bedeutung hat dieser Stamm mit den Präfixen aller Nominalklassen, z. B. omundu omukuru, alter Mensch; ovandu ovakuru, alte Menschen; ondu onguru, altes Schaf (welches eher als die anderen mein Schaf war); ozondu ozonguru, alte Schafe; oruviu orukuru, altes Messer; otuviu otukuru, alte Messer u. s. w.; immer in der eben bezeichneten Beziehung. Zu beachten ist auch, daß nach der Denkweise der Herero die Begriffe kuru (alt) und nene (groß), besonders wenn auf Lebewesen angewandt, viel näher miteinander verwandt sind, als nach unserer Denkweise der Fall ist. Nene (groß) wird bei Menschen und Tieren viel öfter als kuru (alt) für alt an sich gebraucht.

Omukuru wird vornehmlich für Ahnen, seltener für lebende Menschen gebraucht. Dies Wort wählten die ersten Missionare mit Weglassung des initialen o (also Mukuru) für Gott, in welcher Form es als nomen proprium aufzufassen ist. Ob die Wahl eine glückliche war, ist hier nicht näher zu erörtern. Thatsache aber ist, daß dies nomen proprium Mukuru sich nicht etwa ganz allmählich, wie man gesagt hat, sondern überraschend schnell im ganzen, auch jetzt noch der Hauptmasse nach heidnischen, Volke für „der Alte“ im absoluten Sinne eingebürgert hat.

Was den Gottesbegriff betrifft, so steht fest, daß die Herero ein *höchstes Wesen* voraussetzten und die Ahnung desselben bekundeten, noch

ehe sie mit Europäern in Berührung kamen. Sie nannten dasselbe Ndjambi und Karung,[1]) welche Namen sie aber nur bei bestimmten Gelegenheiten und zwar fast ausschließlich dann aussprachen, wenn sie von einem Glück gleichsam überrascht wurden. Sie nannten dann einen dieser Namen oder auch beide, z. B. Mba peua i Ndjambi Karunga, Ndjambi Karunga hat mirs gegeben. Überhaupt schreibt der Herero dem durch diese Namen bezeichneten Wesen nur gute Handlungen zu, während der Einfluß der ovakuru (Ahnen) ihm vorwiegend als Furcht erregend erscheint.

Die einzelnen dieser Andeutungen der Wichtigkeit der Sache entsprechend auszuführen, würde mehr Raum erfordern, als ich in dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen wagen darf, und würde der Tendenz derselben auch nicht entsprechen.

Otavi, den 23. Mai 1895.

Nachschrift. Obiges schrieb ich auf einer Reise in die nördlichsten Gebiete des Hererolandes. Von derselben zurückgekehrt, erhalte ich hier Nr. 4 dieser Zeitschrift mit dem sehr interessanten Artikel von Merensky über den gleichen Gegenstand. Gern hätte man gewußt, ob die darin angeführten Aussagen und Ideen einzelner Eingeborener genuine Bantu-Ideen oder durch Berührung mit Europäern beeinflußt sein mögen.

Okahandja, den 5. Juli 1895. G. V.

Charakterzüge der Chinesen.[2])

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

Im Jahre 1890 erschienen in Schang-hai in der Zeitung North-China Daily News eine Reihe von Aufsätzen über China von dem amerikanischen Missionar Arthur H. Smith, welche damals um ihres interessanten und zutreffenden Inhalts willen auch in Hongkonger Blättern abgedruckt wurden und viel Aufmerksamkeit erregten. Diese Aufsätze sind nun auch in Buchform unter dem Titel „Chinese Characteristics“

[1]) Auch Hipo wird für dasselbe, jedoch auch in anderem Sinne gebraucht. Eine eingehendere Untersuchung müßte dasselbe mit in Betracht ziehen.

[2]) Bei dem Interesse, welches augenblicklich China für uns hat, erschien es zeitgemäß, möglichst allseitige Mitteilungen über das merkwürdige, im Abendlande noch so wenig gekannte und verstandene Volk zu machen, das dieses große Reich bewohnt. Daher die gehäuften Artikel über chinesische Zustände in diesem Jahrgange der A. M.-Z. Daß sie sämtlich aus der Feder von Männern stammen, die durch langjährigen Aufenthalt im Lande mit diesen Zuständen genau vertraut sind, macht sie besonders wertvoll. D. H.

herausgekommen und schon mehrfach aufgelegt. Die oft gefühlte und ausgesprochene Schwierigkeit, eine vollkommene Charakterschilderung des chinesischen Volkes zu entwerfen, giebt der Verfasser zu und erhebt selbst nur den bescheideneren Anspruch, einzelne Charakterzüge abzumalen. Aber es dürfte wohl kaum ein Buch über China geben, aus dem man ein so zutreffendes Bild von den schwarzbezopften, mandeläugigen, gelben Bewohnern des Reiches der Mitte gewönne, als das genannte. Im geistreichen Feuilleton-Stile geschrieben, sind diese Aufsätze stellenweise allerdings nicht ganz frei von sarkastischen Übertreibungen. Das chinesische Dorfleben wird beschrieben von dem überlegenen Standpunkte des Großstädters aus, der für die hergebrachten Sitten des Kleinlebens nur das Interesse der Komik hat, welche durch den Kontrast gegen modern-europäische oder amerikanische Verhältnisse hervorgebracht wird; aber es werden von diesem Standpunkte aus Eigentümlichkeiten getreulich abphotographiert, die ein deutsches Landkind als nicht besonders auffallend und nicht specifisch chinesisch vielleicht übergangen haben würde. Jedenfalls liest man das Buch mit gespanntem Interesse von Anfang bis zum Ende durch und wenn man auch manchem Tadel vielleicht weniger unbedingt zustimmt, als dem Lobe, das den Chinesen gespendet wird, so hat man doch am Schlusse nicht eine Karikatur vor Augen, sondern ein Bild der Chinesen, wie sie leiben und leben.

Sehr vielsagend sind schon die Kapitel-Überschriften. Der Verfasser hebt mehrfach hervor, daß die in denselben genannten Charakterzüge zur Vervollständigung des Bildes noch sehr vermehrt werden müßten, doch findet man in einigen Kapiteln zu seiner Überraschung noch manches mehr, als die Überschrift zu versprechen scheint.

Von den 27 Kapiteln sind zwei, nämlich das 19. über kindliche Pietät und das 26. über Polytheismus, Pantheismus und Atheismus in dieser Zeitschrift in unverkürzter Übersetzung mitgeteilt;[1]) über die übrigen soll hier in möglichster Kürze berichtet werden.

Kap. 1. **Angesicht**[2])

handelt von dem chinesischen Ehrbegriff. Das deutsche Wort „Ansehen“ verbindet einigermaßen die beiden Begriffe des chinesischen „mien“. Ohne „Ansehen“ mag kein Chinese in niederer oder hoher Stellung leben. Ein Dienstbote hat sich etwas zu schulden kommen lassen. Er hört, daß sein Herr ihn entlassen will. Er wiederholt sein Vergehen, kündigt dadurch selbst und rettet sein „Ansehen“. Ein hoher Beamter verwirkt sein Leben. Es wird ihm besondere Gnade gewährt, in seiner Amtstracht enthauptet zu werden, um sein „Angesicht“ zu retten.

---

[1]) 1895, Beiblatt, S. 49. Das 26. Kapitel folgt in einer der nächsten Nummern.

[2]) Englisch: face. Das Wort ist schwer zu übersetzen. Der Verf. bezeichnet damit eine Art theatralisches Wesen, einen dramatischen Instinkt, ein Spiel mit Etikette-Formen, eine eifersüchtige Beobachtung des äußeren Scheins von Ehre, *Anstand u. s. w.* D. H.

Kap. 2. Wirtschaftlichkeit.

Als außerordentlich haushälterisch erweisen sich die Chinesen dadurch, daß sie sehr wenige Bedürfnisse haben, daß sie nichts verkommen lassen und daß sie mit wenigem viel anzufangen wissen. Die Kost des Volkes ist sehr einfach. Die große Masse lebt hauptsächlich von Reis, Bohnen, Hirse, Gartengemüse und Fisch, wozu vielleicht an Festtagen etwas Fleisch kommt. Von acht Pfennigen täglich kann ein Erwachsener sehr gut leben. Dabei sind die Chinesen Küchenkünstler erster Klasse. Die geringe Kost wird in vortrefflichster und mannigfachster Art zubereitet. Der Grundsatz, nichts verkommen zu lassen, wird zu weit getrieben, wenn Pferde, Maulesel, Ochsen, Esel und Kamele, ja auch Hunde und Katzen verzehrt werden, mögen sie nun an Altersschwäche gestorben sein oder an einer Krankheit und sei es auch eine epidemische. Ein ausländischer Arzt wurde einst von Chinesen gefragt, ob es auch wohl schädlich sei, einen Hund zu essen, der absichtlich mit Strychnin vergiftet war. Aber da der Hund schon im Topfe war, so kehrten sie sich nicht an die Warnung des Arztes; und der Leckerbissen scheint ihnen auch nicht geschadet zu haben.

Zur Feuerung dienen fast nur Stoppeln, Stengel und Blätter. Letztere werden im Herbst von den Bäumen geschlagen, als wären es Walnüsse. Um mit dieser kostbaren Feuerung zu sparen, wird der Boden der Töpfe so dünn gemacht, daß dieselben sehr vorsichtige Behandlung erfordern.

Wenn gesagt wird, daß der Lastträger lieber einen halben Tag länger auf seine Mahlzeit wartet, wenn er sie zu Hause umsonst bekommen kann, als in der Ferne einige Pfennige dafür auszugeben, wenn versichert wird, daß die Leute außerordentlich sparsam mit dem Waschwasser sind, um von Seife nicht zu reden; daß Kinder beider Geschlechter viele Monate des Jahres aus Sparsamkeit im paradiesischen Kostüm einhergehen, so muß die Armut in der Gegend, die der Verfasser im Auge hat, größer sein, als in Südchina. Auf das Geizen mit den paar Tropfen Öl wird auch das ewige Quieken der im Norden so häufigen Schiebkarren zurückgeführt. Das Aus- und Einladen des Korns, das Trocknen des Tabaks und vieles andere, was in andern Ländern kostspielige Maschinen oder Häuser erfordert, wird in China in größtem Maßstabe ohne solche Kosten besorgt. Bezeichnend war der Fall einer alten Frau, die auf die mühseligste Weise sich einen weiten Weg hinschleppte, um an einem Orte zu sterben, der dem Familienbegräbnis nahe war, damit die Kosten der Sargträger für eine so weite Entfernung gespart würden.

Kap. 3. Arbeitsamkeit.

Unübertroffen sind die Chinesen in der Länge der Zeit, die sie arbeiten und in der Anzahl der Menschen (auch im Verhältnis zur Gesamtzahl), die fleißig arbeiten. Das gilt in allen vier Ständen, die die Chinesen unterscheiden: Gelehrte, Landleute, Handwerker, Kaufleute. In China kann man zu Ämtern nur durch Examina kommen. Diese zu bestehen ist aber sehr schwer, da von Hunderten und Tausenden immer nur

wenige durchkommen können. Wieviel Fleiß gehört dazu, ehe man auch nur in ein Examen hineingehen kann! Eine große Ehre ist es, auch nur den ersten Grad als „blühendes Talent“ zu erlangen. Wer aber nach dem ersten bestandenen Examen in seinem Fleiß nachlassen wollte, den halten die Chinesen noch nicht für einen Gelehrten. Alljährlich sind unter den Examens-Kandidaten viele Herren über 80 und manche über 90 Jahre. Daß Vater, Sohn und Enkel in dasselbe Examen gehen, ist in China nichts Seltenes.

Ein hoher chinesischer Staatsmann, der freilich auch über zu viele Arbeit einem europäischen Diplomaten gegenüber klagte und sechs Monate darauf an Überanstrengung starb, hatte folgende Tageseinteilung: Aufbruch von Hause 2 Uhr früh, Dienst im kaiserlichen Palaste von 3—6, 6—9 Arbeit im Kronrate, 9—11 Arbeit im Kriegsministerium, 12—2 im Ministerium der Strafen, 2—5 oder 6 im auswärtigen Amte. Dazu kamen noch oft andere Arbeiten, so daß er selten vor 7 oder 8 Uhr abends nach Hause kam.

Der Kaiser selbst hält seine täglichen Audienzen schon, wenn alle europäischen Höfe noch in tiefem Schlafe liegen.

Ebenso fleißig von früh bis spät arbeiten die Leute in allen Berufsarten. In der Energie aber, die während der einzelnen Arbeitsstunde angewandt wird, können sich die Chinesen mit den Abendländern nicht messen. Der Chinese arbeitet mit Seelenruhe, er hat es nie eilig.

Kap. 4. Höflichkeit.

„Daß die Chinesen die Übung der Höflichkeit zu einer Vollkommenheit gebracht haben, die in Europa unbekannt ist und kaum für glaublich gehalten werden würde, gestehen selbst ihre schärfsten Kritiker zu.“ Kaum je bringt es ein Europäer, auch bei langem Aufenthalte in China, dazu, sich in den hundert und tausend Regeln chinesischer Etikette zurechtzufinden, während der Chinese auch in niederer Stellung durch einen nie fehlenden Instinkt geleitet zu werden scheint, sobald die Aufgabe an ihn herantritt, das Feiertagsgewand einer größeren Höflichkeit anzulegen. Chinesische Höflichkeit ist nicht wirkliche Freundlichkeit, sondern nur die Kunst, sich in den Formen der Freundlichkeit zu bewegen. Chinesische Höflichkeit ist hohl wie ein Luftkissen, hat aber immerhin wie dieses die gute Eigenschaft, die Stöße auf der Fahrt des Lebens wunderbar zu sänftigen. Soweit stimmen wir dem Verfasser bei. Wenn er aber tadelt, daß der höfliche Chinese auf dem besteht, was er für schicklich hält, ohne Rücksicht auf das, was dem andern bequem ist, so ist das ungerecht, wie der zugestehen wird, der sich bei uns noch an die Zeiten erinnert, wo man einen Besucher nötigen mußte, auf dem Sofa zu sitzen, wenn er auch erklärte, einen Stuhl vorzuziehen, oder eine Erfrischung zu nehmen, selbst wenn er versicherte, dieselbe nicht zu mögen. Das Unterlassen der Nötigung würde doch als Beleidigung aufgefaßt worden sein. Immerhin mögen auch Fälle vorkommen, wo Chinesen die Formen der Höflichkeit anwenden, um Ausländern in beleidigender Weise zu verstehen zu geben, daß sie nicht wissen, was sich

schickt. Sich nach dem Preise eines Geschenkes zu erkundigen, verbietet chinesische Höflichkeit nicht. Wenn man gastlich bewirtet ist, so unterläßt man beim Abschied nicht, zu bemerken: „Ich habe Ihnen viel Mühe gemacht, ich habe Sie genötigt, so viel Geld für mich auszugeben." Bei einer Hochzeit ist es stehende Sitte, in ein Präsentierbrett mit mancherlei Süßigkeiten, das zu einer bestimmten Zeit herumgereicht wird, ein Geldgeschenk hineinzulegen.

Kap. 5. Geringachtung der Zeit.

Die Chinesen haben zwar ein Sprüchwort: „Halte auch die kleinste Spanne Zeit für kostbar"; aber sie beziehen dasselbe nur auf die Ehrung der Eltern, so lange man sie noch hat. Sonst ist die Zeit dem Chinesen nicht kostbar. Das Sprüchwort: Zeit ist Geld würde er nicht verstehen, denn die erstere hat er meist sehr reichlich, des letzteren sehr wenig. Endlos sind die Garne chinesischer Geschichtenerzähler, endlos die Theatervorstellungen, endlos die feierlichen Mahlzeiten, obwohl ein melancholisches Wort versichert, es gäbe kein Festmahl in der Welt, welches nicht schließlich zum Ende kommen müsse. Chinesische Schüler kennen keinen andern Stundenplan, als daß der Schüler bei Sonnenaufgang kommt und bei Sonnenuntergang geht, mit zweimaliger Unterbrechung durch das mitgebrachte und in der Schule eingenommene Mahl. Ein Examen dauert viele Tage und Nächte lang, während derer der Examinand streng in seine Zelle eingeschlossen wird.

Bei einem chinesischen Besuch weiß man, wann er beginnt, aber nicht, wann er endigt, und der Europäer, der solche Besuche nicht schließlich aus Verzweiflung in unhöflicher Weise abkürzt, ist wohl noch nicht geboren.

Kap. 6. Geringachtung der Genauigkeit.

Der Ausländer, der neu nach China kommt, findet zuerst alle Chinesen einander so gleich, daß es unmöglich scheint, sie zu unterscheiden. Aber nicht lange hält dieser erste Eindruck vor. Sehr bald tritt dem aufmerksamen Beobachter das national Gemeinsame zurück gegen das individuell Verschiedene. Nicht minder als in der persönlichen Erscheinung der Chinesen bemerkt man die Verschiedenheit in anderen Dingen. Obwohl die Schrift in ganz China die gleiche ist, so ist doch die Rede mancher Gebiete so voneinander verschieden, daß man von verschiedenen Sprachen reden könnte; ja man findet sogar, daß fast in jedem Kreise der Dialekt verschieden ist und ebenso sind die Sitten, trotz mancher Gleichartigkeit über ganz China, keine paar Kilometer weit genau dieselben.

Auch Maße und Gewichte wechseln in verschiedenen Gegenden; noch abgesehen von der Vorliebe der Händler, für Einkauf und Verkauf verschiedene anzuwenden. Eine Schnur Messingmünzen sollte eigentlich im ganzen Reiche aus 100 bestehen. Doch enthalten sie durch Gewohnheitsrecht in manchen Gegenden nur 99, 98, 96 bis 83 herunter. Wenn man ein Pfund Salz kauft, so bekommt man statt 16 Unzen nur 12.

Das Wegmaß nennt sich li. Nominell ist etwa 1 li = 1/2 km.

Aber doch kommt es vor, daß man vom kleinen li und vom starken li redet. Ein kaiserlicher Kurier sollte einst bestraft werden, daß er seine 60 li nicht in der vorgeschriebenen Zeit gemacht habe. Zu seiner Entschuldigung wurde angeführt, daß die li „stark“ seien. Der Richter ließ nachmessen, fand, daß es eigentlich 83 li waren und ließ die Entfernung fortan so rechnen.

In China ist die Entfernung von A nach B nicht notwendig dieselbe, wie von B nach A. Für die Richtung bergauf werden einige li zugegeben. Auch ist das Ganze nicht der Summe seiner Teile gleich. Eine Wegstrecke von 40 li setzt sich aus 2 × 18, von 60 li aus 3 × 18 zusammen. (Wahrscheinlich rechnet man 2 li von 20 für das nötige Ausruhen.)

Kap. 7. **Das Talent, mißzuverstehen,**

meist aus unredlichen Gründen geübt, ist durch die Überschrift genügend gekennzeichnet.

Kap. 8. **Das Talent, Umwege zu nehmen,**

ist besonders charakteristisch. Schade, daß der Raum fehlt, es ausführlich wiederzugeben. Hier einige Illustrationen.

„Eines Morgens kommt der Diener herein mit seinem gewöhnlichen ausdruckslosen Gesicht, lediglich um zu erwähnen, daß eine seiner „Tanten“ krank ist, und daß er, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, in den nächsten Tagen auf das Vergnügen verzichten muß, unsere Arbeit zu thun. Nun folgt aus solch einem Urlaubsgesuch nicht mit zwingender Notwendigkeit, daß der Diener keine Tante hat, daß sie nicht krank ist, daß er nicht einen mehr oder weniger fernen Gedanken hat, sie einmal zu besuchen. Aber es ist, um es gelinde auszudrücken, viel wahrscheinlicher, daß der Diener mit dem Koch etwas gehabt hat, daß er die gesichertere Stellung des anderen erkennt und diesen Umweg nimmt, um kund zu thun, daß er seine Stelle aufgiebt, um einem andern Platz zu machen.“

Ein Sohn kehrte nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten in die Heimat zurück. Im letzten Dorfe, wo er einkehrte, riet ihm ein Freund, lieber nicht zu bleiben, um der Theatervorstellung mit beizuwohnen. Er schloß daraus sofort, daß seine Mutter gestorben wäre und er hatte recht.

Wenn ein Buch fünf Bände hat, so wird es vermutlich nicht mit Zahlen, sondern mit den Namen der fünf beständigen Tugenden: Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Aufrichtigkeit, die immer in dieser Reihenfolge genannt werden, numeriert sein. Die Zellen, oder vielmehr die Sträßchen der vielen Tausende von Examinationszellen, sind mit den Schriftzeichen des Tausend-Zeichen-Buches bezeichnet. Da in diesem Buche, welches jeder auswendig kann, jedes Wort bezw. Zeichen nur einmal vorkommt, so sind die Zeichen so gut wie tausend Nummern.

Ein Mann nennt seine Frau *nie* mit Namen. Sie wird vielleicht erwähnt als „die Mutter des kleinen Schwarzen“, oder falls noch keine Kinder da sind, vielleicht als „die Tante des kleinen Schwarzen“ oder mit einer andern Umschreibung. Ältere Ehefrauen sprechen vielleicht von ihrem

„da draußen", von jüngeren Frauen aber, die noch keine Kinder haben, würde es unschicklich sein, ihre Beziehung zu dem Manne anzudeuten. Sie sprechen vielleicht von ihrem „Lehrer" oder etwa mit dem Geschäftsnamen: „Ölmühle sagt das und das".

Kap. 9. Geschmeidige Hartnäckigkeit.

Auch eine sehr bezeichnende Eigenschaft! Mit bestrickender Liebenswürdigkeit scheint der Chinese auf alle unsere Wünsche einzugehen und weiß uns immer wieder glauben zu machen, daß er wolle, was wir wollen, während er doch in allerzähster Weise auf seinem eigenen Kopfe besteht und kein Tüttelchen von seiner Gewohnheit abweicht.

Kap. 10. Geistige Unklarheit.

Abgesehen von der unzweifelhaften und schriftmäßigen Wahrheit, daß der lediglich irdisch gesinnte Mensch nicht nur gottlos, sondern auch ein Thor heißen muß, halten wir dieses Kapitel für weniger glücklich und zutreffend.

Kap. 11. Keine „Nerven".

Das glückliche Phlegma ist der Schlüssel zu vielen anderen Eigenschaften.

Kap. 12. Verachtung der Ausländer

wird treffend erklärt dadurch, daß der Ausländer die chinesische Sprache, Sitten und Gebräuche so wenig kennt, daß er sich nicht nach ihrem Ceremoniell zu benehmen weiß, daß er nicht merkt, wenn er absichtlicheraber versteckterweise beleidigt ist, daß er so vieles nicht thun kann, was einem Chinesen leicht wird. Viele chinesische Sachen, z. B. die Kleidung, halten sie für besser. Wo sie die Überlegenheit der Europäer anerkennen müssen, z. B. in Astronomie, in Anwendung des Schießpulvers u. a., da sind sie überzeugt, daß dieselben alte chinesische Erfindungen gestohlen haben.

Kap. 13. Mangel an Gemeinsinn.

Die im „Buche der Lieder" besungenen Zeiten, wo die Landleute beteten: „Möge es erst auf die öffentlichen Felder regnen und dann auf unsere privaten," sind gewesen. Jetzt denkt der Chinese: „Ich muß für mich selbst sorgen," und sollte er ja noch einen Gedanken für die Regierung übrig haben, so denkt er: „Die Regierung ist alt und stark genug, um ohne meine Hilfe fertig zu werden." Die Regierung andrerseits thut möglichst wenig für das Volk. Beides wird durch nichts mehr bekundet, als durch den kläglichen Zustand der Wege, die zum Teil in alten Zeiten mit großen Kosten angelegt, mit Steinen gepflastert und mit Bäumen bepflanzt, jetzt meist in einem kaum passierbaren Zustande sind. Der Gedanke, daß ein Weg oder irgend etwas allgemeines Eigentum ist, kommt den Chinesen nie. Die Straßen gehören dem Kaiser; wenn etwas daran

geschehen soll, so mag er es thun.[1] Die Chinesen fühlen kein Interesse für das, was Gemeingut ist, und wenn es unbeschützt und zu haben ist, dann ist es eine Zielscheibe für den Diebstahl. Die Chinesen sagen selbst, daß innerhalb der 18 Provinzen keiner so viel belogen und benachteiligt wird, als der Kaiser.

Die engen Gänge, welche in den meisten chinesischen Städten als Straßen dienen, werden noch mehr verstopft dadurch, daß Metzger, Barbiere, Wanderköche, Böttcher und zahllose andere Arbeiter sich zur Seite der winzigen Passage aufpflanzen, in denen das Leben einer Großstadt pulsiert.[2])

Es wird oft die Frage aufgeworfen, ob die Chinesen irgendwelchen Patriotismus besitzen, und es ist eine Frage, die nicht mit einem Worte beantwortet werden kann. Es giebt unzweifelhaft ein starkes Nationalgefühl, besonders unter der Klasse der Gelehrten, und auf dieses Gefühl muß viel von der Feindseligkeit gegen Ausländer und ihre Erfindungen zurückgeführt werden; aber gegen ihr eigenes Kaiserhaus sind sie äußerst gleichgiltig und würden es wohl ebenso sein, wenn eine andere als die Tartaren-Dynastie herrschte. Konfucius sagt: „Wer nicht im Amte ist, der soll auch keine Pläne über die Ausübung der Amtspflichten entwerfen." Diesem Worte gemäß kann man keinen Chinesen dazu bringen, sich für Dinge zu interessieren, für die er nicht verantwortlich ist. „Wir wären doch Narren, wollten wir öffentliche Geschäfte umsonst treiben," sagen sie.

In kritischen Epochen chinesischer Geschichte, besonders wenn ein Dynastie-Wechsel wahrscheinlich war, sind oft entschlossene Männer aufgestanden und haben sich mit so ritterlicher Hingebung an die Sache, die sie vertraten, in die Bresche geworfen, daß es alles Lob verdient. Solche Männer waren nicht nur wahre Patrioten, sondern haben auch bewiesen, daß die Chinesen, wenn sie hochgesinnten Anführern folgen, heldenmütiger Thaten fähig sind.

Kap. 14. **Konservatismus.**

Schon Konfucius wies vor mehr als zweitausend Jahren auf das unerreichte Vorbild der „Alten" hin. Ist der Herrscher gut, so ist das Volk gut. Der Fürst ist das Gefäß, das Volk ist das Wasser; ist das Gefäß rund, so ist das Wasser rund, ist das Gefäß viereckig, so auch das Wasser, In den Tagen der Musterkaiser Jao und Schun brauchte man die Thüren

[1]) Es kommen doch auch Ausnahmen von der traurigen Regel vor. Der Referent hat auf Reisen in verschiedenen Kreisen der Kanton-Provinz zwar elende Wege gesehen, aber doch auch mehr als eine ganz neue Brücke, zu deren Erbauung sich Privatleute zusammengethan hatten, die natürlich auch nicht versäumt hatten, ihre tugendhafte That auf einem neben der Brücke aufgestellten Denkmal zu verewigen. Neben einer solchen Brücke war eine hübsche Halle errichtet, in der armen Reisenden unentgeltlich Thee verabreicht wurde. Ein Weg von einigen Kilometern, den wir noch in schlechtem Zustande betreten hatten, war später mit Granitplatten belegt. F. H.

[2]) In Kanton würden die Innungen ein solches sie schädigendes Gebaren, selbst wenn es bei dem massenhaften Verkehr möglich wäre, bald beseitigen.

nicht zu schließen, denn es gab keine Diebe; verlor jemand etwas auf der Straße, dann war er sicher, daß er es wiederbekam. Das glaubt noch heute jeder unwissende Kuli, von dem man meinen sollte, Jao und Schun seien ihm unbekannte Größen. Die Gelehrten halten ihre klassischen Bücher für ebenso maßgebend, wie der Christ die Bibel. Was hergebracht, ist heilig. Sitten und Gebräuche sind in China gleichbedeutend mit Sittlichkeit.

Die Anekdoten von dem Koch, der, so oft er einen Pudding macht, ein Ei zerbricht und wegwirft, weil bei der ersten Gelegenheit, wo es ihm gezeigt wurde, zufällig ein Ei schlecht war, oder von dem Schneider, der einen Flicken auf ein neues Kleidungsstück setzt, weil das alte, welches ihm zum Muster gegeben war, diese Zierde aufwies, wiederholen sich täglich.

Daß sich aber der Zug zum Hergebrachten, der sich Neuerungen erst widersetzt, auch verwerten läßt, wenn man dieselben nur konsequent durchsetzt, zeigt die Einführung des Zopfes durch die gegenwärtige Dynastie. Vor konsequenter Durchführung vernünftiger Pläne kann selbst der Fêng-schui- oder Wind-Wasser-Aberglaube nicht standhalten, wie die Eisenbahn zeigt, die nach den Khai-phing-Bergwerken quer durch einen chinesischen Kirchhof gebaut ist.

Kap. 15. Gleichgiltigkeit gegen die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens

und

Kap. 16. Die physische Lebenskraft

sind, vom Standpunkte des modernen Abendländers betrachtet, erstaunlich.

Kap. 17. Geduld und Beharrlichkeit.

General Grant wurde einmal gefragt, welches die größte Merkwürdigkeit sei, die er auf seiner Reise um die Welt gesehen habe. Ohne sich zu besinnen, antwortete er, das merkwürdigste, was er gesehen habe, sei ein kleiner chinesischer Händler gewesen, der durch seinen scharfen Wettbewerb einen jüdischen Handelsmann vertrieben habe. Der Jude, welcher von dem Chinesen in die Tasche gesteckt wurde, unterschied sich vermutlich nicht von anderen Juden, die wir kennen, und der Chinese nicht von Millionen anderer Chinesen. Wenn man nun bedenkt, daß die Juden nur einen sehr kleinen Bruchteil, die Chinesen aber etwa den fünften Teil aller Erdbewohner ausmachen, so muß man sagen, daß die Chinesen das Zeug besitzen, die Konkurrenz der Welt aus dem Felde zu schlagen.

Der Verfasser des Buches sah einmal 150 Chinesen, die einen weiten Weg zu einem Feste gekommen waren und warteten, um sich 10 Uhr morgens zu einem Festmahl niederzusetzen. Viele derselben hatten den Morgen noch nichts gegessen. Durch verschiedene unvorhergesehene Umstände kam aber ein Aufschub nach dem andern bis nachmittags um 3 Uhr. Die Leute murrten nicht, blieben den ganzen Tag in guter Stimmung und versicherten ihren Wirten mit augenscheinlicher Aufrichtigkeit und mit wahrer

Höflichkeit, es schade nichts, daß sie warten müßten, eine Zeit wäre für sie ebensogut wie eine andere. „Kennt der Leser eine Form abendländischer Bildung, die eine so plötzliche und harte Probe bestanden haben würde?"

Kap. 18. Zufriedenheit und froher Sinn

werden aufrecht erhalten unter einem Druck des Lebens, der vielen unerträglich sein würde.

Kap. 19. Kindliche Pietät

siehe Beiblatt, S. 49.

Kap. 20. Wohlthätigkeit.

Zu den Arten, wie die Chinesen ihre Wohlthätigkeit üben, gehört die Errichtung von Findelhäusern, Zufluchtsstätten für Aussätzige, für Alte, freie Schulen. Der bekannte methodistische Missionar David Hill forschte nach der chinesischen Liebesthätigkeit in Central-China und fand in Hankhöu (Hankau) dreißig Wohlthätigkeits-Anstalten.

Die Chinesen führen oft Buch über ihre bösen und verdienstlichen Thaten und versuchen, von den letzteren einen Überschuß zu gewinnen, den der Totenrichter ihnen dereinst zu gute kommen lassen muß.

Zu den verdienstlichen Thaten gehört die Beschaffung von Särgen für Leute, die zu arm sind, sie zu kaufen; die Sammlung von menschlichen Knochen, welche an die Oberfläche gekommen sind, und ihre Wiederbestattung in geziemender Weise; die Sammlung und Verbrennung von bedrucktem oder beschriebenem Papier, damit es vor Entweihung bewahrt wird; das Kaufen lebendiger Vögel und Fische, damit sie ihrem heimischen Element zurückgegeben werden. Dagegen fürchten die Chinesen sich sehr vor einer Liebesthätigkeit, die Verantwortlichkeit für die Zukunft nach sich ziehen könnte. Ein Missionar, der in einer binnenländischen Provinz lebte, wurde von einigen chinesischen Herren gebeten, einem blinden Bettler die Freundlichkeit zu erweisen, ihm sein Augenlicht wiederzugeben. Er wurde mit bestem Erfolg vom Star geheilt. Dann kamen jene Herren zu dem Missionar zurück und sagten ihm, da er dem Manne das einzige Mittel geraubt hätte, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, nämlich durch Betteln, so sei es nun auch seine Pflicht, für ihn zu sorgen, indem er ihn als Thürhüter anstellte. Vor solchen Folgen suchen die Chinesen sich zu sichern, daher so wenig wirkliche Liebesthaten.

Manche gutgemeinte chinesische Stiftungen erreichen ihren Zweck nicht, da das dafür bestimmte Geld zum großen Teil an den unrichtigen Händen kleben bleibt.

Das chinesische Zeichen für Wohlthätigkeit besteht aus dem Bilde Mensch und dem Symbol für zwei, und deutet an, daß der Verkehr zweier Menschen miteinander Wohlthätigkeit, oder wie die Chinesen auch sagen, Menschenliebe wecken sollte; aber bezeichnenderweise ist das Zeichen für Herz, welches in allen Begriffen des Gefühls vorkommt, in dem Charakter für Wohlthätigkeit nicht vorhanden.

Kap. 21. Mangel an Mitgefühl.

Die Übervölkerung Chinas, die daraus entstehende bittere Armut, machen das Leben zu einem beständigen Kampf ums Dasein, in welchem zarteres Gefühl vielfach verloren geht. Das Leiden eines Krüppels, eines Unbegabten oder Blödsinnigen wird stets in ihrer Gegenwart genannt, Kinderlosigkeit wird einer Frau vorgeworfen, Bräute werden an ihrem Hochzeitstage geneckt, mit Spreu beworfen und halb zu Tode gequält. Frauen und Kinder werden gering geachtet, ihre Leiden für nicht der Rede wert gehalten, bis sie unheilbar sind. Die Quälereien einer Frau durch ihre Schwiegermütter sind endlos, wenn auch Fälle wie der, daß eine Schwiegertochter mit Weihrauchstäbchen gebrannt, mit glühenden Zangen gezwickt und dann mit Kesseln siedenden Wassers zu Tode gebrüht wurde, und andere in der Pekinger Zeitung veröffentlichte, zu den Ausnahmen gehören. Daß junge Frauen sich das Leben nehmen, ist so wenig etwas Seltenes, daß eine Mutter ihrer jung verheirateten Tochter, der ein Selbstmordversuch mißlungen war, Vorwürfe machte. An manchen Orten werden Kinderleichen zu einer nicht mehr kenntlichen Masse zerquetscht, damit der Teufel, der darin wohnte, nicht wiederkomme, die Familie zu quälen. Die als Strafen zuerkannten Martern sind oft haarsträubend, aber auch die Volksjustiz ist grausam. Diebe werden lebendig begraben.

Kap. 22. Sociale Taifune.

In einer Bevölkerung von beispielloser Dichtigkeit, wo große Familien von zehn bis zwanzig „Mündern“ oft in einer sehr beschränkten Wohnung zusammen leben, drei oder vier Generationen, die von demselben Geschäft leben, deren Einkommen in einen gemeinsamen Säckel fließt, ist das Wunder nur, daß es noch Menschen ohne Nerven giebt und daß sociale Wirbelstürme nicht chronisch sind. Wenn der phlegmatische Chinese einmal in Leidenschaft geraten ist, dann kann er sich selbst nicht mehr im Zaume halten, schlägt alles kurz und klein und richtet viel Unheil an.

Kap. 23. Gegenseitige Verantwortlichkeit und Achtung vor dem Gesetze.

In China ist der Vater verantwortlich für den Sohn, solange er lebt, und der Sohn ist verantwortlich für seines Vaters Schulden. Der ältere Bruder ist verantwortlich für die jüngeren, und das Familienhaupt — gewöhnlich das älteste Glied der ältesten Generation — ist verantwortlich für die ganze Familie oder den ganzen Stamm.

Der Einfluß eines älteren Bruders über einen jüngeren ist für einen Europäer kaum glaublich und verträgt sich durchaus nicht mit dem, was wir persönliche Freiheit nennen.

Die Verantwortlichkeit endet keineswegs bei den Familiengliedern. Jeder ist verantwortlich für seine Nachbarn. Wenn ein Mord vorkommt, so sind die Nachbarn für den Thäter mit verantwortlich. Sie mögen nichts von der That wissen; aber sie sollten es.

Eine schlimme Stellung nimmt der Dorfpolizist ein, welcher für alles verantwortlich gemacht wird, was da vorkommt, wohlgemerkt, wenn es zur Anzeige kommt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Beamte für alle Arten Übelthaten, die sie selbst begangen haben, straflos bleiben, aber schließlich ihren Posten verlieren für eine in ihrem Bezirk vorkommende That, die zu verhüten sie gar keine Möglichkeit hatten. Natürlich führt dies System nicht zu möglichst gewissenhafter Berichterstattung über solche Vorkommnisse.

Das Gefühl, der Verantwortlichkeit nicht entrinnen zu können, oder wenn der Thäter selbst entgeht, daß die Familie dann nicht entgehen kann, giebt eine Achtung vor dem Gesetze, die der republikanische Verfasser sehr wohl zu schätzen weiß.

Es gehört zu den Übertreibungen des Buches, die sich ganz amüsant lesen, wenn erwähnt wird, daß sogar der erste Frost sich auf den Tag einstellt, der im Kalender „Frostfall“ genannt wird, oder daß im Frühling die ersten Fliegen sich zeigen genau an dem Tage, wo der Kalender „Bewegung der Insekten“ vorschreibt.

Kap. 24. Gegenseitiges Mißtrauen.

Dieser Charakterzug hängt mit dem im vorigen Kapitel besprochenen eng zusammen.

Kap. 25. Unaufrichtigkeit.

Die beiden Schriftzeichen: ein Mann und ein Wort, bilden das Zeichen für Aufrichtigkeit. In der Reihe der fünf beständigen Tugenden wird sie an letzter Stelle gezählt und viele, die mit China gut bekannt sind, glauben, daß es in der That die letzte Tugend sei, die man vermutlich in China irgendwie verbreitet finden werde. Die Offenheit der Abendländer charakterisieren die Chinesen mit dem Sprüchwort: „Aufrichtigkeit ohne die Regeln des Anstandes wird zur Roheit.“ Konfucius lehnte einmal einen Besuch ab mit der Angabe, daß er krank sei. Als der Diener mit dieser Auskunft hinausging, ergriff Konfucius seine Harfe und sang ein Lied dazu, damit der Besucher es hören möchte. Damit sanktionierte er die chinesische Art, zu sagen, daß der Besucher ihm widerwärtig sei.

Fast eine ebenso hohe Autorität wie Konfucius ist für die Chinesen sein Schüler Mencius geworden. Dieser war einmal ein Gast in einem gewissen Königreich und wurde zu Hofe geladen. Aber da er hoffte, der König würde ihm den ersten Besuch machen, so entschuldigte er sich mit Krankheit. Am nächsten Tage machte er irgendwo anders einen Besuch, um zu zeigen, daß es nur ein Vorwand gewesen sei.

Diese Beispiele sollen zeigen, daß jene Weisen die Lüge nicht für Sünde hielten. Unserer Ansicht nach wäre es billig gewesen, sie in Kap. 8 zu setzen, denn die unwahren Worte sind doch nicht eigentlich bestimmt, die Wahrheit zu verhehlen. Immerhin mögen diese bedenklichen Vorbilder verderblich gewirkt haben. Die heutigen Chinesen halten es auch nicht für schlimm, eine ungezweifelte Lüge zu sagen, nehmen es einem auch nicht

übel, wenn man ihnen sagt: „Du lügst". Das klingt ihnen nicht schlimmer, als wenn man sagte: „Du machst Spaß".

Manches aus diesem Kapitel könnte auch in dem Kapitel „Höflichkeit" behandelt sein. Denn an einige Reden, die einen andern Sinn haben, als es nach den Worten scheinen könnte, muß sich auch der Ausländer gewöhnen, wenn er die Leute nicht beleidigen will. Geht man zum Essen, so verbeugt man sich vor der Menge chinesischer Zuschauer und sagt: „Bitte, nehmen Sie alle Platz und essen!" oder beim Trinken gießt man eine Tasse im Kreise aus und sagt: „Bitte, die große Familie zu trinken!" Bei passender Gelegenheit versichert man: Kho' thëu, kho' thëu! d. h. „ich (falle nieder und) stoße mit dem Kopf auf den Boden". Begegnet man zu Pferde einem halbwegs Bekannten, so sagt man: „Ich steige ab, bitte, steigen Sie auf!" Das thut der ungebildetste Chinese in graziöser Weise. Wer der Sitte diesen Zoll nicht zahlen will, wird in mancher Weise dafür bestraft. Wenn ein Fuhrmann nicht von seiner Karre absteigt und den um den Kopf geschlungenen Zopf geziemend herunterläßt, so wird ihm zwar die Antwort auf die Frage nach dem rechten Wege nicht vorenthalten, aber er wird sich nachher betrogen finden und braucht dann für den Spott nicht zu sorgen.

Jemand hat einen interessanten Artikel geschrieben über die Art, wie zwei Chinesen einander betrügen. Sie stehen zu einander wie Jakob und Laban, oder nach der chinesischen Redensart, wie die eiserne Büste zum messingnen Waschbecken.

Der Handel, den die Europäer mit den Chinesen im großen Maßstabe treiben, ist nur möglich auf Grund der Bürgschaften.

Ein Werk über die chinesischen Erpressungen oder richtiger Unterschlagungen von sachkundiger Hand muß erst noch geschrieben werden. Die Übung derselben erstreckt sich vom Kaiser auf dem Throne bis zum geringsten Bettler. Das englische Wort squeeze, welches dafür an der chinesischen Küste gebraucht wird, erinnert an das Ausdrücken einer Citrone. Mit dem praktischen Scharfsinn, für den sie berühmt sind, haben die Chinesen das Geschäft des Auspressens zu einem so vollkommenen System ausgebildet, daß man demselben so wenig entrinnen kann, wie dem Druck der Luft. Verderblich und entsittlichend wie es wirkt, ist doch nicht abzusehen, wie dies System abgeschafft werden sollte, es sei denn durch eine gänzliche Reorganisation des ganzen Reiches.

Unaufrichtigkeit ist der Hauptcharakterzug der ganzen chinesischen Regierung. „Das Leben und die Erlasse eines chinesischen Staatsmanns sind wie die Bekenntnisse Rousseaus voll der schönsten Gedanken und der schlechtesten Thaten. Er schneidet tausenden die Köpfe ab und citiert eine Stelle aus Mencius über die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens. Er steckt das Geld in die Tasche, welches er erhalten hat, um einen Damm auszubessern, verschuldet also die Überschwemmung einer Provinz und klagt darüber, daß dem Landmann so viel verloren geht. Er macht einen Vertrag, von dem er heimlich erklärt, daß er nur eine Täuschung für den Augenblick ist und hält Strafreden gegen den Meineid."

Auf die Frage: „Wie viele Chinesen haben Sie gekannt, denen Sie volles Vertrauen schenken möchten?“ können die meisten Ausländer nur mit einer sehr geringen Zahl antworten.

Es ist Reichtum genug in China, um die Hilfsquellen des Reiches zu erschließen, aber aus Mangel an Vertrauen kommt das dazu nötige Kapital nicht zum Vorschein.

Es ist Gelehrsamkeit genug in China für alle Bedürfnisse. Es fehlt nicht an Talenten jeder Art. Aber ohne gegenseitiges Vertrauen, das sich auf wirkliche Aufrichtigkeit gründet, ist all dies für die Wiedergeburt des Reiches ungenügend.

Kap. 26. **Polytheismus, Pantheismus, Atheismus,**

wird in wörtlicher Übersetzung mitgeteilt.

Kap. 27. **Die wahre Lage Chinas,**

beschließt das Buch mit dem Beweis, daß nichts imstande ist, das altersschwache China zu verjüngen, als das Christentum.

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Amerika.

In Grönland scheint nun auch die Stunde zu schlagen, wo dem kleinen noch heidnischen Reste der Eskimobevölkerung das Evangelium nahe gebracht werden soll. Bekanntlich befinden sich außer den 9845 christlichen Eskimos, die im Bereiche der dänischen und Brüdergemeine-Stationen leben, noch etwa 200 Heiden im hohen Norden der Westküste und 500—600 Eingeborene an der Ostküste. Lieutenant Astrup, welcher 1894 auf einer Schlittenreise längs der Melville-Bai mit einem Zweige des erstgenannten Stammes am Wal-Sund bekannt wurde, ist der Ansicht, daß dieselben auf eine Einladung hin gern alljährlich den Zug südwärts nach der nördlichsten dänischen Missionsstation Upernivik unternehmen würden. Das gäbe dann für den dortigen Missionsgeistlichen eine vortreffliche Gelegenheit, ihnen mit der Predigt des Evangeliums zu dienen (Geographical Journal 1895, 351). Das dänische Kultusministerium, dem die dortige Mission untersteht, wird es sicherlich nicht an der nötigen Förderung fehlen lassen. Ist es demselben doch auch zu verdanken, daß seit Sommer v. J. für die Ostgrönländer Heiden im Angmagsalik-Fjord an der Bucht von Tasiusak (unterm 65° 36,5′ N. Br. und 37° 30′ W. L.) eine Missionsstation in Verbindung mit einem Handelsposten angelegt worden ist. Die Gründung

der Station war dem durch seine im Jahre 1884/85 ausgeführten Ostgrönlandtouren wohlbekannten Kapitän G. Holm übertragen worden, welcher am 11. Aug. 1894 von Kopenhagen aus auf dem Grönländer Regierungsdampfer „Hvidbjörnen" das aus dem dänischen Pastor Rüttel, dessen Frau, dem Handelsvorsteher J. Petersen — ebenfalls durch frühere Reisen mit Ostgrönland vertraut — und 2 Handwerkern zusammengesetzte Stationspersonal glücklich nach Ostgrönland überführte. Wie überall in Grönland, wohin der Arm der Regierung reicht, so ist auch hier Einfuhr und Verkauf von Spirituosen streng untersagt (Dansk Geografisk Tidskrift 1895, S. 72). Übrigens unterhält die Brüdergemeine von ihrer südlichsten Station Friedrichthal aus auch noch, wie in früheren Jahren, die Missionsarbeit unter den Ostgrönländer Heiden. So sollten im Frühjahr 1894 wiederum 7 von der Ostküste gekommene Eskimos, die den Winter zuvor mit gutem Erfolg vorbereitet worden waren, die heilige Taufe empfangen. Das Kreuz der Grönländer Mission ist und bleibt der Mangel an einer genügenden Zahl tüchtiger eingeborenen Missionsgehilfen. Der einzige, an dem die Brüdermissionare bisher wegen seiner Verläßlichkeit und Treue wirkliche Hilfe gehabt haben, ist der Grönländer Stefanus in Lichtenfels. Die dänische Mission ist auch noch nicht über die Zahl von 4 eingeborenen Geistlichen hinausgekommen. Sollte es nicht möglich sein, wie ehedem eine Anzahl junger Leute aus dem Godthaaber Seminar zum Abschluß ihrer theologischen Studien nach Kopenhagen zu schicken, damit sie nach ihrer Ordination selbständig eine Station verwalten können? Man wird ja freilich trotzdem auf absehbare Zeit hinaus die Oberleitung der 3 dänischen Geistlichen in Westgrönland nicht entbehren können. Solange dänischerseits jene so notwendige Verstärkung des Personals nicht beschafft ist, kann die Brüdergemeine im Ernst nicht an eine Übertragung ihrer Stationen an das dänische Kirchenregiment denken (Brüdergemeine Jahresbericht 1893/94, vergl. Missions-Blatt der Brüdergemeine 1894, 24, 181, 191, 195, 201, 255).

Gegenüber der Westküste Grönlands — ungefähr auf gleicher Breite mit Godthaab — ist im Sommer v. J. innerhalb des arktischen Teiles von Britisch-Nordamerika eine neue Eskimomission von dem der Church M. S. angehörenden und früher auf der Ostseite der Hudsonsbai thätigen Missionar Peck und dessen Kollegen Parker ins Leben gerufen worden. Die Station befindet sich auf Blacklead Island an der Südseite des Cumberland-Sundes und verdankt ihr Entstehen wesentlich der Anregung und Freigebigkeit schottischer Schiffsreeder, die in der Nähe Walfang betreiben lassen. Die dortige Gegend ist so schauerlich öde und aller Vegetation bar, daß im Vergleich zu ihr Peck seine frühere doch auch nicht gerade klimatisch begünstigte Station Fort George ein Paradies nennt. Die Eskimos haben Peck, der sich mit ihnen sprachlich sofort verständigen konnte, sehr freundlich aufgenommen, senden ihre Kinder zur Schule und hören selbst das Evangelium gern. Sie haben auf Bitten des Missionars bereits ein Gotteshaus hergestellt, jedenfalls das originellste Kirchlein, das auf der weiten Erdenrunde existiert; das Baugerüst besteht nämlich aus Walfisch-

rippen und als Decken und Wände dienen zusammengenähte Seehundsfelle (Ch. M. Int. 1895, 38 f.).

Aus dem Missionsgebiete der Brüdergemeine in Labrador lauten die jüngsten Nachrichten, was das äußere und innere Leben betrifft, im allgemeinen günstig. In Hebron sind die Spuren der früheren aufständischen Bewegung vollständig getilgt; am erfreulichsten blüht das geistliche Leben in Okak. In Nain zeigte sich unter den Eskimojünglingen eine Erweckung. Die schon früher geplante Aufhebung der ungünstig gelegenen und an Bevölkerungszahl immer mehr abnehmenden Station Zoar ist inzwischen perfekt geworden; dafür ist südlich von Hoffenthal in Ailik, einem guten Hafenplatz und einer Station der Hudsonsbai-Kompanie, ein neuer Missionsposten mit einer Schule erstanden. Von hier aus kann nun die Seelsorge an der Mischlingsbevölkerung und den weißen Ansiedlern nachhaltiger als bisher betrieben werden. Auch im vergangenen Jahre wieder haben die Brüdermissionare die Freude und Aufmunterung gehabt, daß ihre Stationen von einem Schiffe der englischen Fischermission „Mission to Deep Sea Fishermen“ besucht wurden. Zur Charakteristik dieser Hochseefischermission verweisen wir auf die aus deren Organ („Toilers of the Deep“) in das „Missions-Blatt der Brüdergemeine“ 1894, 133 f. übergenommenen interessanten Berichte. Diese Besuche haben auch das Gute gehabt, daß der Regierung in Neufundland wegen der stiefmütterlichen Behandlung von Labrador das Gewissen etwas aufgerüttelt worden ist. Leider wird es aber wohl vorläufig bei guten Vorsätzen bleiben, da Neufundland sich erst von seinem Bankerott wieder erholen muß (Miss.-Bl. d. Br. 1894, 83, 97, 129. Jahresbericht 1893/94, 8).

In der Labrador benachbarten Moosonee-Diöcese nimmt sich Missionar J. Lofthouse von der Church M. S. mit besonderem Eifer der Eskimobevölkerung an der Nordwestküste der Hudsonsbai an; unter welch furchtbaren Strapazen lehrt am besten ein Einblick in den von den „Missionary Leaves“ 1895, 37 wiedergegebenen Bericht über eine von Churchill nordwärts gerichtete Tour. Auch war es ihm vergönnt im Juli 1893 den ersten Eskimo auf der Station Churchill selbst zu taufen. In des verstorbenen Horden Fußstapfen ist inzwischen als frische, junge Kraft Bischof Newnham getreten. Die Indianer bringen dem Evangelium noch immer ein empfängliches Herz entgegen; um an der Osterkommunion in der York Faktorei teilnehmen zu können, scheuten einzelne den beschwerlichen Marsch von 32—40 Stunden nicht. Archidiakon Vincent konnte während seiner Sommerreise 1893 in Fort Hope 23 und in Osnaburgh 5 Indianer taufen (Ch. M. Int. 1894, 40. 148. 215. 613. 614. 773. 851. 925. Annual Rep. 1893/94, 239 f.). Ganz neuerdings ist übrigens bei Gelegenheit der Forschungen des Regierungsgeologen Tyrrell in den sogen. „Barren Grounds“ die interessante Thatsache ans Licht gekommen, daß am Kazan- oder Ptarmigan-Flusse mitten unter indianischer Bevölkerung ein von ihr sich getrennt haltender intelligenter Eskimostamm lebt, also ein neues Missionsobjekt für die Sendboten der Ch. M. S. (Geogr. Journal 1894, 437 f. Canadian Presbyterian 1894, 503).

Wir schließen im folgenden gleich einen kurzen Überblick über die Missionen der Ch. M. S. in den übrigen Diöcesen von Britisch-Nordamerika an. Recht erfreuliche Nachrichten liegen von der Hand des Archidiakon Phair über die Indianermissionen in den beiden Nachbardiöcesen Rupertsland und Qu'Appelle vor. Selbst die seinerzeit auf britisches Gebiet übergetretenen wilden Sioux fangen allmählich an, sich dem Evangelium zuzuwenden. Obgleich die meisten dieser Indianer noch Heiden sind, so haben sie doch schon ihre heidnischen Ceremonien aufgegeben. Fast alle besuchen regelmäßig den Gottesdienst; einige Sioux sind wahre Musterchristen und könnten, was Opferwilligkeit anlangt, der alten Christenheit zum beschämenden Vorbilde dienen. Bei einer bestimmten Gelegenheit, als die Kirche von 60 Indianern, Männern, Frauen und Kindern besucht war, wurde eine Kollekte für die Indianermission gesammelt, die 140 M. einbrachte. Als die Ratsleute von dem Betrag der Kollekte hörten, erklärten sie, das wäre für das große Werk zu wenig; das nächste Mal müßte die Summe verdoppelt werden (Ch. M. Int. 1894, 541. 851. Report 1893/94, 234 f.).

Während des Jahres 1893 hat Bischof Pinkham drei große Rundreisen durch die 20 Missionsstationen der Saskatchewan-Diöcese gemacht und 304 Indianer konfirmiert. Das unter der Leitung des Archidiakon Mackay stehende „Emmanuel College“ in Prince Albert erfreut sich einer gedeihlichen Entwicklung und konnte 1893 der Mission zwei tüchtige Lehrer liefern. In der Calgary-Diöcese wurde auf der Blood-Reserve ein neues Institut für Indianermädchen eröffnet und das bereits bestehende in Fort Mc Leod erfuhr eine beträchtliche Erweiterung. Was sie für Nutzen stiften, mag eine Geschichte aus letzterem Institut illustrieren. Der Bruder eines der Anstaltsmädchen war gestorben, und sein Vater ließ nach heidnischer Indianersitte dessen Pferd herbeiführen, um es zu erschießen, damit sein Sohn in den „glücklichen Jagdgründen“ nicht eines Reittieres entbehren müsse; desgleichen schärfte die trauernde Mutter bereits ihr Messer, um einen Finger zu opfern. Auf die Kunde davon rannte das kleine Mädchen aus dem Institut in den elterlichen Tepee und rief: „Seid doch nicht so thöricht; die Sonne kann euch nicht helfen. Meinem Bruder ist wohl bei dem Herrn Jesus.“ Dann eilte das Kind zu dem Missionar Swainson zurück und bat: „Gehe zu meinen Eltern und tröste sie!“ Letzterer kam dieser Bitte natürlich sofort nach und auf sein Zureden ließ der Vater das Pferd wieder frei und die Mutter legte ihr Messer weg. Der alte Mann aber sagte: „Ich glaube dir; deine Worte sind gut. Mein Sohn ist glücklich; ich will nicht länger trauern.“ Seit der Zeit sind beide dem Missionar sehr freundlich gesinnt und die alte Mutter dürfte bald die Taufe empfangen (Ch. M. Int. 1894, 773. Rep. 1893/94, 242 f.).

In der Athabasca-Diöcese hat Bischof Young seinen Wohnsitz von Fort Vermilion an die Südgrenze seines Sprengels nach Athabasca Landing verlegt. Auf der Station Kleiner Slavesee konnte eine neue Heimstätte für Indianerkinder eröffnet werden. Die früher sehr viel Verheerungen anrichtende Trunksucht hat beträchtlich abgenommen. Missionar Holmes

hatte auf den eigenen Wunsch der Indianer hin in einer Petition an den Gouverneur der „Nordwestprovinzen" auf die verderblichen Folgen der durch die Händler bewirkten Spirituoseneinfuhr hingewiesen und infolgedessen ein Verbot jener Einfuhr erzielt. Derselbe Missionar berichtet von einem Indianer in Wapuskan, daß derselbe aus eigenen Mitteln eine Missionarswohnung erbaut habe, um auf diese Weise für seinen Stamm die Sendung eines Glaubensboten zu beschleunigen (Ch. M. Int. 1894, 541. Annual R. 1893/94, 245 f.).

Bischof Reeve von der Diöcese Mackenzie hat im Juli 1893 auf der Station Peel River einen Indianer Tssiettla als Missionsgeistlichen ordiniert; es war dies die erste derartige Feier, die in der arktischen Zone von Britisch-Nordamerika stattgefunden hat. Daß Reeve's Amt nicht gerade eine Sinecure ist, lehrt schon der Umstand, daß der Bischof auf seiner jährlichen Rundreise nicht weniger als 1600 Stunden Weges zurückzulegen hatte. Der Veteran Archidiakon Macdonald ist trotz seiner 40 Dienstjahre, die in jenen Einöden wie Kriegsjahre doppelt gezählt zu werden verdienen, noch immer auf der Station Peel River thätig und hatte die Freude im Jahre 1893 24 Indianer taufen zu können. Gegenwärtig widmet er seine Kräfte gleichzeitig der Übertragung des Alten Testaments in die Tukudh-Sprache. Den Eskimostämmen an der Küste des Eismeeres östlich und westlich von der Mündung des Mackenzie ist während der Jahre 1892 und 1893 Missionar Stringer unter großen Mühseligkeiten mit der Predigt des Evangeliums nachgegangen und hat freundliche Aufnahme gefunden. Auf seiner letzten Tour gelangte er bis zur Herschel-Insel, dem Stationsplatze der die Behringsstraße benutzenden Walfischfänger. In Hay River am großen Slave-See ist eine neue Missionsstation entstanden an Stelle der in Fort Liard eingegangenen (Ch. M. Int. 1894, 40 f. Annual R. 1893/94, 246 f.).

Ein tapferer Kämpe ist der Bischof Bompas, welcher unter seiner Pflege 5000 Indianer und einige Hundert weiße Goldgräber in seiner 200000 Quadrat-Meilen (engl.) großen weltfernen Diöcese Selkirk hat. Man hatte ihm nahe gelegt, doch einmal nach Ostkanada oder nach England zu kommen, aber er kann es nicht übers Herz bringen, seine Pflegebefohlenen zu verlassen. Seine Hauptverkehrsstraße im Sommer ist der Yukonfluß, der ihn mit seinen Brüdern von der Amerikanisch-Bischöflichen Kirche, die in Alaska arbeiten, in Verbindung erhält (Ch. M. Int. 1894, 459. 851. Annual Rep. 1893/94, 249).

Bei Gelegenheit der ersten Diöcesankonferenz, welche Bischof Ridley von Caledonia am 16. Aug. 1893 in Metlakahtla abhielt, konnte er dankbaren Herzens rühmen, daß seit seiner Bischofsweihe im Jahre 1879 die Zahl der Missionare von 3 auf 12 gestiegen sei; dazu kommt noch 1 Missionsarzt, 1 Lehrer, 3 Lehrerinnen, 2 Indianerlehrerinnen und 6 Indianerkatechisten. Die Zahl der eingeborenen Christen betrug 1893 1154 und der Bischof nimmt an, daß außerdem noch 2378 Indianer unter direktem christlichen Einflusse stehen. Aus Aiyansh kann Missionar Mc Cullagh von der Taufe von 12 Nischga- und 8 Gitikschan-Indianern

berichten. Kinkolith, die an der Mündung des Naas gelegene Station des Archidiakon Collison, ist leider im September 1893 ein Raub der Flammen geworden; auch die erst 2 Jahre zuvor eingeweihte Kirche ist nicht verschont geblieben. Ein alter christlicher Indianerhäuptling, der seinerzeit 400 M. zum Kirchenbau beigesteuert hatte und an den Folgen der während des Brandes erlittenen Strapazen starb, sagte auf seinem Sterbebette zu den Seinen: „Klagt nicht über die Verwüstung, die das Feuer angerichtet hat. Es hat uns nur geläutert. Ich freue mich, daß ich Jesu nun nackend und bloß folgen darf. Weinet nicht um mich, wenn ich heimgehe, sondern singet und lasset Loblieder ertönen!“ In Metlakahtla verlangte ein junger Indianer an seinem Sterbetage nach Schreibmaterial und ermöglichte es trotz seiner Erschöpfung noch die folgenden rührenden Zeilen an seinen am Skeena weilenden Bruder zu schreiben: „Mein teuerster Bruder, ich gehe zu Jesu und sehne mich danach, daß du auch zu ihm kommst.“ Der um seiner Wildheit willen früher so berüchtigte Indianerhäuptling Scheuksch von Kitkatla dient seit seiner Taufe im Dezember 1893 mit der gleichen Energie, wie früher dem „alten bösen Feind“, jetzt seinem Herrn und Heiland (Ch. M. Int. 1894, 299. 371. 541. 550. 614. 852. Annual R. 1893/94, 252 f.).

Die Gesamtzahl der in der Pflege der Church Missionary Society stehenden Indianer und Eskimochristen innerhalb Britisch-Nordamerikas betrug Mitte 1893 13681 Seelen. Die Propagation Society, die eigentliche Indianermission nur noch auf je 2 Stationen (Medicine Hat und Gordon's Reserve) in der Diöcese Qu' Appelle, (Fort Essington und Fort Simpson) in Caledonia, sowie (Lytton und Yale) in New-Westminster mit im ganzen 4 weißen Missionaren und 3 Indianerkatechisten unterhält, hat besonders im Flußgebiete des Fraser sehr erfreuliche Erfolge erzielt und zählte Ende 1894 insgesamt 7269 Indianerchristen. Eine frisch geschriebene Skizze der anglikanischen Cree-Mission giebt Missionar Owens im „Mission Field“, 1895, 84 f. (Prop. Soc. Annual Report 1894, 143 f.). Missionar Gowen in New-Westminster nimmt sich sehr eifrig der chinesischen Einwanderer an; zu seinen Pflegebefohlenen gehören auch die chinesischen Sträflinge im Provinzialzuchthause. Eine interessante Neuigkeit dürfte es für die Missionsfreunde sein, daß jetzt zwischen Fort Simpson und Metlakahtla ein von Japanern bewohntes Dorf entstanden ist, in welchem der anglikanische Missionar von Fort Simpson aus fleißig missioniert (New Westminster Churchman's Gazette 1894, passim).

Die bedeutende Indianermission der Kanadischen Methodisten ist aus ihrer bisherigen Verborgenheit durch die literarische Thätigkeit und die Vortragsreisen des Missionar Egerton Young (Verfasser von „By Canoe and Dogtrain“, „Indian Wigwams and Northern Campfires“ und „Oowikapun“) weiteren Kreisen von Missionsfreunden nahe gebracht worden. Man kann bei dieser Mission 3 Gruppen unterscheiden. Die alten Reserven in Ontario und Quebeck, die Stationen in Manitoba und Keewatin und endlich das Missionsgebiet an der Küste des Stillen Oceans. Die neuste Statistik zählt 47 Hauptstationen mit 43 Missionaren. 12

Missionsgehilfen, 29 Lehrern, 13 Dolmetschern, 5248 Kirchengliedern und 18368 Indianerchristen (Annual Rep. 1894, XI f. Missionary Outlook 1894 pass.; Indep. 1894, 367). Die Methodisten unterhalten gleichfalls auf den 5 Stationen Viktoria, Nanaimo, New Westminster, Vancouver und Kamloops an der Pacifikküste eine nicht unbedeutende Chinesenmission, durch welche bereits 260 Kirchenglieder gesammelt sind (Annual R. 1894, XXXVIII f.).

Daß es der Mission in Alaska, dem entlegensten Territorium der Vereinigten Staaten, nicht an der freilich auch wohlverdienten Anerkennung seitens der Regierung fehlt, zeigt folgende Stelle aus dem vorjährigen offiziellen Verwaltungsbericht, den Gouverneur Sheakley aus Alaska an das Ministerium des Innern in Washington gerichtet hat: „Nichts hat soviel dazu beigetragen, die drückende Lage der Alaska-Indianer zu verbessern, wie die Thätigkeit des Missionars und der Regierungsschulen. Zum Belege dafür erlaube ich mir Ihre Aufmerksamkeit auf das Indianer-Erziehungsinstitut in Sitka hinzulenken, welches eine ganze Reihe von Jahren hindurch unter der sehr tüchtigen Leitung des Missionar A. E. Austin eine erfolgreiche Wirksamkeit ausgeübt hat; in dieser Anstalt sind viele eingeborene junge Männer und Frauen civilisiert, erzogen und für die verschiedenen Berufszweige und zu guten Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft ausgebildet worden. Ehe diese Schulen ins Leben traten, bestand die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen im Kriegführen, und Blutrache war ihr oberstes Gesetz. Der Alaska-Indianer ist wirtschaftlich selbständig, fleißig und betriebsam, empfängt keine Unterstützung von der Regierung, begehrt und braucht auch nichts, und es ist als ein Segen zu betrachten, daß er nicht durch Regierungssubventionen demoralisiert und zum Bettler degradiert worden ist. Die Vereinigten Staaten haben wegen der Alaska-Indianer keine Ausgaben für die Erhaltung von Indianeragenturen oder für die Garnisonierung von so und so viel Regimentern Soldaten. Mit Freundlichkeit kommt man weiter als mit Gewalt. Schulen und Missionen sind die großen Friedensmächte in diesem Territorium" (Church at Home and Abroad 1894, 314).

Wir fügen diesen Auslassungen des Gouverneurs gleich noch einige Daten aus dem 1892er Schulberichte bei, der den früheren Presbyterianermissionar Dr. Jackson, gegenwärtigen Territorialschulinspektor für Alaska, zum Verfasser hat. Nach diesem verläßlichen Gewährsmanne beträgt die Zahl der schulpflichtigen Alaskaner 8000—10000. Von diesen besuchten thatsächlich aber nur 1934 den Unterricht in einer der 31 Schulen Alaskas. Während die 16 Regierungsschulen von 798 Kindern frequentiert wurden, fanden in den 15 sogenannten „Kontraktschulen", die gemeinsam von der Regierung und von den Missionen (Presbyterianer, Brüdergemeine, Bischöfliche, Methodisten, Kongregationalisten, Lutheraner und Katholiken) unterhalten werden, 1136 Schüler Aufnahme. Bedenkt man, wie zerstreut die dünne Bevölkerung in dem riesigen Territorium lebt, so ist bisher in Bezug auf die Ausdehnung des Volksunterrichts ein ehrliches Stück Arbeit

vollbracht worden. Dr. Jackson hat übrigens sich Mühe gegeben, durch verschiedene Maßnahmen zur Hebung des Volkswohlstandes besonders im arktischen Teile des Landes beizutragen. So hat z. B. auf seinen Betrieb die Regierung aus Sibirien 10000 Renntiere importieren und in Port Clarence eine Zuchtstation errichten lassen, um den Eskimos neue Subsistenzmittel zu bieten und eine bessere Kommunikation zwischen den weit entlegenen Ansiedelungen herzustellen (Indep. 1895, 268. Miss. Review 1895, 155).

An dem erfreulichen Fortgange, den die verschiedenen evangelischen Missionen in jener Ultima Thule nehmen, haben in nicht geringem Maße die Stationen der Brüdergemeine teil. Ein ganz besonderes Wachstum des geistlichen Lebens zeigt sich unter der Bevölkerung der ältesten Station Bethel; die ganze Einwohnerschaft des benachbarten Dorfes Akiagamute, wo ein tüchtiger eingeborener Helfer wohnt, hat sich der Betheler Christengemeinde angeschlossen. Ja selbst in dem Hauptbollwerke des heidnischen Zauberwesens, in dem Dorfe Kikichtagamute, zeigt sich ein Umschwung zu Gunsten des Evangelii. Auch aus den andern beiden Stationen Ongavigamute und Karmel lauten die Berichte hoffnungsvoll; in letzterem Orte wird durch die Schule auch auf die industrielle Entwicklung des Volkes hingewirkt. So wird den Eingeborenen z. B. gezeigt, wie der Fischfang ergiebig und für das wirtschaftliche Gedeihen des Volkes verwertbar gemacht werden kann. Zwei Eskimoknaben, die einige Jahre lang in den Kreisen des amerikanischen Zweiges der Brüdergemeine erzogen worden sind, befinden sich seit Sommer 1893 wieder in ihrer Heimat und sollen nun zu Missionsgehilfen weiter herangebildet werden.

Von den beiden Sendboten der American Missionary Association, die sich im hohen Norden am Prinz Wales-Kap unter den Eskimo niedergelassen hatten, ist leider der eine, Thornton, von einem Eingeborenen ermordet worden. Es war indes nur die wahnsinnige That eines Einzelnen; der Stamm hat danach selbst das Richteramt in die Hand genommen und den Mörder beseitigt (Miss. Review 1895, 155).

Daß wir über die russische orthodoxe Mission, wenn wir deren Minderwertigkeit in den früheren Rundschauen betonten, nicht zu hart geurteilt haben, möge der folgende Auszug aus dem jüngsten Visitationsberichte des in S. Francisco wohnenden russischen Bischofs Nikolai beweisen: „Die orthodoxe Missionssache befindet sich auf diesem Gebiete in einem traurigen Zustande, und daran ist auf der einen Seite die Unwissenheit unserer Missionare und ihre Lauheit im Predigen schuld und auf der anderen Seite das Zuströmen andersgläubiger Missionare, besonders der Jesuiten, von denen augenblicklich drei da sind, sowie der Bischöflichen. Während unsere Missionare keinen ordentlichen Katecheten und keine irgendwie guten Schulen zur Unterstützung haben, erfreuen sich die Missionare der anderen Glaubensbekenntnisse ausgezeichneter Lehrer und vortrefflicher Schulen, deren Schüler gleichzeitig in Pension genommen werden können.

Dürfen wir uns da darüber verwundern, daß auch unsere Rechtgläubigen ihre Kinder dahin schicken und daß unsere Priester sich mit diesem Schritte befreunden?" Wir wünschen von ganzem Herzen dem ehrlichen Oberhirten, daß es seinem aufrichtigen Bemühen gelingen möge, eine gründliche Besserung in der russischen Alaskamission herbeizuführen. Überrascht hat uns in seiner Statistik von 1892 die hohe Seelenzahl der eingeborenen orthodoxen Christen, nämlich 12500 Christen auf 7 Stationen im eigentlichen Alaska, und 1235 Christen (darunter 300 Mischlinge) auf den 3 Alëuten-Stationen. Rühren diese Zahlenangaben, wie anzunehmen, von den russischen Missionsgeistlichen her, so bringen wir ihnen erhebliches Mißtrauen entgegen (Almindelig Kirketidende 1895, 44 f.).

Über die Duncan'sche Missionsstation Neu-Metlakahtla (Port Chester) liegt im „Colonist", einer in Viktoria (Britisch-Columbia) erscheinenden Zeitung, ein interessanter Bericht des amerikanischen Bischofs Cridge und des Senators Macdonald vor, die beide im Frühjahr 1894 die Niederlassung besucht und einen sehr guten Gesamteindruck mit hinweggenommen haben. Neben Duncan, der zugleich amerikanischer Friedensrichter ist, arbeiten 2 eingeborene Missionsgehilfen und ein englischer Arzt Dr. Bluett. Damals zählte die Kolonie ungefähr 600 Indianer; außerdem arbeiten noch 200 Indianer auswärts in den Goldminen oder in Fischkonservefabriken; eine solche gedenkt Duncan auch noch im Orte selbst einzurichten. Die Dorfschule wurde von 98 Indianerkindern besucht; die Erbauung einer Industrieschule für Knaben und Mädchen war in Vorbereitung. Gewundert haben wir uns beim Lesen jenes Berichts, daß ein hervorragendes Glied der amerikanischen bischöflichen Kirche, wie Bischof Cridge, auch nicht einmal ein leises Wort des Tadels dafür hat, daß Duncan in seinem quäkerischen Eigensinn seiner Indianergemeine den Segen des heiligen Tauf- und Altarsakraments vorenthält (Miss. Review 1894, 514 f.).

Ein rechter Hemmschuh für eine gedeihliche Lösung des Indianerproblems in den Vereinigten Staaten ist der immer wiederkehrende Wechsel in den leitenden Persönlichkeiten. Kaum hatte 1893 der Demokrat Cleveland den Republikaner Harrison vom Präsidentenstuhle verdrängt, so mußte auch General Morgan, der während der Jahre 1889—1893 als Direktor des Indianerdepartements sich redlich bemüht hatte, das wahre Wohl seiner Schutzbefohlenen zu fördern, einem Anhänger der ans Ruder gekommenen Partei, Namens Browning, Platz machen, welcher bis dahin sich mit allem andern, nur nicht mit Indianerangelegenheiten befaßt hatte. Er überließ infolge dessen auch fast die ganze Leitung des Indianerdepartements seinem Unterdirektor, dem katholischen General Armstrong, bis letzterer Ende vorigen Jahres seine Entlassung gab. Auch in dem wichtigen Posten eines Superintendenten der Indianerschulen trat gleichzeitig ein Personenwechsel ein, indem Dr. Dorchester durch einen Deutsch-Amerikaner Professor Dr. Hailman ersetzt wurde. Letzterer scheint wenigstens ein tüchtiger Schulmann zu sein, der mit gleichem Eifer, wie sein Vorgänger, auf die Förderung des Schulunterrichts unter der Indianerbevölkerung hin-

arbeitete. Unter seiner Leitung fand im September vorigen Jahres in St. Paul (Minnesota) eine Konferenz von Freunden des Indianerschulwesens statt, an welcher sich 150 Indianer-Inspektoren, Agenten und Missionare — unter andern auch Kapitän Pratt, der Direktor des berühmten Carlisler Indianerinstitutes — aus 13 verschiedenen Unionsstaaten beteiligten. Unter den zur Diskussion gestellten Fragen war auch die, ob es rätlich sei, auf die vom Staate bisher an einzelne Missionsgesellschaften für ihre Indianerschulen gezahlten Unterstützungen zu verzichten. Auf der Konferenz waren die Meinungen geteilt. Im übrigen ist die überwiegende Mehrzahl der evangelischen Missionsfreunde gegen den Fortbezug solcher Subventionen, weil sie dem Geiste der amerikanischen Konstitution widerstreiten. Daher haben auch die verschiedenen an der Indianermission beteiligten Kirchen und Missionsgesellschaften, mit alleiniger Ausnahme der Lutheraner und Mennoniten, die aber zusammen nur die geringfügige Subvention von 20575 Dollars bezogen, bereits auf weitere Regierungszuschüsse Verzicht geleistet. Die Regierung ist dadurch moralisch gezwungen, die Zuschüsse für die katholischen Indianerschulen, die dank den Bemühungen des Pater Stephan vom Washingtoner „Bureau of Catholic Missions" zuletzt die bedeutende Höhe von 369535 D. erreicht hatten, ebenfalls allmählich einzuziehen. Dieser Subvention gegenüber nimmt sich die private Opferwilligkeit der Katholiken in den Vereinigten Staaten zu Gunsten der Indianer- und Negermissionen recht bescheiden aus; aus den sämtlichen katholischen Diöcesen der Union kamen nämlich im Jahre 1893 für diesen Doppelzweck nur 66014 D. ein (Indep. 1894, 333), und zu dieser Summe dürfte auch eine einzelne Dame, die bekannte eifrige Katholikin A. J. Drexel in Philadelphia, das Meiste beigetragen haben; hat dieselbe doch seinerzeit dem Bischof von Oklahoma die Erziehungsgelder für 50 Indianerkinder und außerdem 50000 D. zu Kirchen- und Schulzwecken für die Kiowa-, Komanchen- und Apachen-Reserven zur Verfügung gestellt (Missionary Review 1894, 234).

Dem Bestreben des Indianerdepartements, den Volksschulunterricht mit möglichster Beschleunigung allen Indianerkindern zugänglich zu machen, bringt freilich die gegenwärtige Majorität im Repräsentantenhaus wenig Wohlwollen entgegen. Als z. B. Browning auf das Jahr 1894/95 für das Indianerdepartement aus der Staatskasse die auf die dringendsten Bedürfnisse zugeschnittene Summe von 6931557 D. verlangte, kürzte die demokratische Majorität diese Ziffer um 320000 D. und verlangte in der sogenannten „Holman Bill" die Beseitigung des Superintendenten der Indianerschulen und des sogenannten „Board of Indian Commissioners". Letzterer ist eine seinerzeit von Grant ins Leben gerufene, höchst segensreich wirkende Körperschaft, deren 10 Mitglieder die Hauptaufgabe haben, die Indianer vor Übervorteilung und Betrug bei der Vergebung der vertragsmäßig ihnen zukommenden Naturallieferungen zu schützen. Dieser angesehene Board verursacht der Unionskasse nur den unbedeutenden Aufwand von 5000 D., für Besoldung eines Sekretärs und für Ersatz von Reiseaus-

lagen. Der Senat hatte übrigens soviel gesunden Menschenverstand, die Mittel für den Superintendenten und den Board wieder in den Etat einzustellen, und einige gestrichene Posten — im Gesamtbetrage von 80000 D. — zu erneuern (Indep. 1894, 654. 790. 828. 956).

Inzwischen sind zu den bereits bestehenden 90 Regierungsinstituten für die Indianerjugend fünf neue hinzugekommen: Tomah und Oneidah in Wisconsin, Mount Pleasant in Michigan, Fort Shaw in Montana und Seger Colony in Oklahoma. Am wenigsten hat bisher auf dem Gebiete des Volksschulunterrichts die Regierung für den 20000 Seelen starken Stamm der Navajos gethan; denn für die ca. 4000 Kinder derselben existierte bis jetzt nur eine auf 175 Zöglinge berechnete Schule; es ist gut, daß die Navajos wenigstens einen tüchtigen Agenten, den dahin abkommandierten Lieutenant Plummer, haben, welcher sich der Regierung gegenüber nicht geniert, immer wieder auf diesen Übelstand hinzuweisen. Im letzten Winter ist übrigens im Gebiete der Navajos eine Hungersnot ausgebrochen, die den Vorsitzenden der „Indian Rights Association", Herbert Welsh zu einem Appell an die öffentliche Wohlthätigkeit zu Gunsten des darbenden Stammes veranlaßt hat (ebenda 1894, 172. 1017; 1895, 113. 311).

Eine der schwierigsten Fragen, die den „Board of Indian Commissioners" bei seiner letzten Zusammenkunft in Washington am 16. Jan. 1895 — und seitdem auch den Kongreß beschäftigt hat, ist die, wie den unerträglichen Zuständen unter den sogenannten „fünf civilisierten Nationen" im Indianerterritorium ein Ende gemacht werden kann. Bekanntlich bilden die 65000 Tschirokesen, Krik, Seminolen, Tschokta und Tschikasa nach dem Wortlaute der zwischen ihnen und der Unionsregierung vormals abgeschlossenen Verträge fünf unabhängige Freistaaten in der Union. Diese Anomalie hat nach und nach ganz unhaltbare Zustände gezeitigt, da von beiden Kontrahenten die Vertragsbestimmungen nicht genau eingehalten worden sind. So hat z. B. die Unionsregierung es verabsäumt, das Indianerterritorium gegen das Eindringen weißer Ansiedler, deren Zahl jetzt über 200000 betragen mag, zu schützen; dieselben jetzt wieder mit Waffengewalt auszutreiben, würde, wenn nicht ein Ding der Unmöglichkeit, so doch der Anfang zum wirtschaftlichen Ruin von Tausenden von Familien sein. Die Regierungen der 5 Indianerstämme haben ihrerseits noch ein längeres Register von Unterlassungssünden. Die an der Spitze der kleinen Republiken stehenden Personen haben sich vollständig unfähig gezeigt, Leben und Eigentum innerhalb des Territoriums zu schützen. Die Gerichtshöfe sind die reine Farce. Gewaltthaten, Raub und Mord sind an der Tagesordnung; Eisenbahnzüge werden wenige Meilen von dichtbevölkerten Ortschaften angehalten und ungestraft ausgeraubt. Die Korruption in den verschiedenen Regierungsämtern übersteigt alle Grenzen. Die fast weißen Mischlinge und die weißen, mit Indianerinnen verheirateten Einwanderer — sogenannte Squaw-men — monopolisieren das beste Ackerland und die Kohlenbergwerke, schlagen das Holz ab und bedienen sich der Gesetzgebungs-

maschine, um unter dem Schein des Rechts ihre selbstsüchtigen Pläne durchzuführen, während die armen Vollblutindianer auf ein immer tieferes sociales Niveau herabsinken. So hat sich z. B. in einem jener 5 Stämme, dessen Gebiet 3040000 Acker Land umfaßt, ein kleines Häuflein von 61 Bürgern auf „gesetzlichem" Wege die Nutznießung von 1237000 Ackern des besten Acker- und Weidelandes zugesprochen. Die verschiedenen im Indianerterritorium arbeitenden Missionsgesellschaften sind übrigens auch nicht ganz von aller Mitschuld an den traurigen Zuständen freizusprechen, weil die meisten ihrer Sendboten es früher verabsäumten, die schwierigen Indianersprachen zu erlernen und sich mit der leichteren Aufgabe begnügten, die begabten Kinder der Mischlinge vermittelst der denselben geläufigen englischen Sprache zu unterrichten. Viele von den jungen Farbigen haben dann zur weiteren Ausbildung auf Kosten ihres Stammes noch Kolleges in den Südstaaten besucht, während die meisten Vollblutindianer in Unwissenheit aufwuchsen. Die gebildete Minorität hat dann die erworbenen Kenntnisse dazu mißbraucht, die Gewalt im Gemeinwesen an sich zu reißen. Eine rühmenswerte Ausnahme unter jenen Missionsgesellschaften hat übrigens der Bostoner Board gemacht, der bei seinen Missionaren auf Erlernung der Indianersprachen hielt, und gegenwärtig suchen alle, besonders die Presbyterianer, mehr oder weniger das Versäumte wieder nachzuholen.

Eine Regierungskommission, an deren Spitze der bekannte Indianerfreund, der Exsenator H. L. Dawes stand, hat im vorigen Jahre monatelang das Indianerterritorium bereist und die Zustände so entsetzlich gefunden, daß selbst ein Mann wie Dawes, der als selbstloser Förderer der Interessen der Indianerbevölkerung über alle Verdächtigungen erhaben ist, nur noch eine Radikalkur als wirksam zu empfehlen weiß. Er stellte nämlich den Antrag an den Kongreß, unter Aufhebung aller bisherigen Verträge die 5 civilisierten Stationen der Oberhoheit und Gerichtsbarkeit der Union zu unterwerfen und ihre Stammesgebiete zu einem Territorium „Indianola" zu vereinigen. Man hat aber im Kongreß eine gründliche Lösung des gordischen Knotens vertagt und sich nur darauf beschränkt, eine Anzahl Unionsrichterstellen für das Indianerterritorium zu kreieren und die Fabrikation sowie den Import von Spirituosen unter Strafe zu stellen (Santee Word Carrier 1894, 29 f. Indep. 1895, 138. 311).

Zu den Lichtpunkten in der evangelischen Indianermission gehört nach wie vor die Arbeit unter dem Dakota-Volke. Die dort bestehende „Dakota Native Missionary Society" hielt unter großer Beteiligung von seiten der Indianergemeinden am 13. September 1894 ihre letzte Jahresfeier, sie hatte eine Jahreseinnahme von 6842 M. und unterhielt 5 Indianermissionare. Bisher diente diese Gesellschaft sowohl den presbyterianischen, als den kongregationalistischen Dakotachristen als ausübendes Organ der Missionsthätigkeit. Jetzt aber haben die Presbyterianer — 18 Indianergemeinden mit 5 weißen und 14 Indianerpastoren und 1229 Kirchengliedern — leider den Verband gelöst und dadurch die Kongregationalisten — 12 Indianergemeinden mit 5 weißen und 5 Dakota-Geistlichen

und 685 Kirchengliedern — zur Gründung einer selbständigen Missionsgesellschaft genötigt (Indep. 1894, 1250. Santee Word Carrier 1894, 26). Die Jünglingsvereinssache hat unter den Dakota-Gemeinden viel Boden gewonnen; in den beiden Dakota und in Nebraska zählt man nicht weniger als 30 Jünglingsvereine mit 1000 Mitgliedern.

Auf manchen Indianerreserven wird die Anbahnung gesitteterer Verhältnisse leider durch Mormonensendlinge gehindert oder wenigstens erschwert. So berichtet z. B. Kapitän Ray, der Indianeragent der Schoschonen-Reserve, daß er sich bemüht habe, unter seinen Pflegebefohlenen die Vielweiberei zu unterdrücken, daß aber gegenüber dem Einflusse der Mormonenpriester seine Autorität nicht zur Geltung komme. Einige Indianerhäuptlinge sind sogar zu Mormonenbischöfen ernannt worden, um sie fester an jene Sekte zu ketten. Selbst die Indianerpolizei verweigerte dem Kapitän Ray den Gehorsam, als derselbe die Arretur eines Polygamisten befahl (Church at Home and Abroad 1894, 126).

Die in der letzten Rundschau (A. M.-Z. 1894, 280) anmerkungsweise bereits erwähnte Milderung der auf die Verdrängung der chinesischen Einwanderer gerichteten Gesetzgebung hat inzwischen die Billigung des Senates gefunden, und die meisten Chinesen haben sich der im Gesetz geforderten Registrierung unterzogen. Trotzdem haben sie nach wie vor, besonders in den Pacifikstaaten unter der Gewaltthätigkeit des Pöbels viel zu leiden. Um so liebreicher nimmt sich die Mission der eingewanderten Fremdlinge an, und es ist wunderbar, welche Früchte diese Liebesarbeit auch für China selbst trägt. So ist z. B. die einzige, sich selbst erhaltende Mission in Südchina ein Ableger der Kalifornischen von den Presbyterianern betriebenen Chinesen-Mission. Vor mehreren Jahren brachten die kalifornischen Chinesengemeinden die Hauptsumme des Kaufpreises eines Kirchen- und Schulgrundstückes in Kanton zusammen. Seitdem haben sie noch die Summe von 14875 M. als Betriebskapital der dortigen Mission aufgebracht. Mit Kanton als Ausgangspunkt dringen sie ins Innere vor und unterhalten bereits 3 von ihnen ausgesandte Geistliche. Ferner haben vor kurzem die Presbyterianer Chinesenchristen in San Ning, woher viele von ihnen stammen, ein Missionsgrundstück gekauft und errichten darauf ein Gotteshaus und eine Schule, die zu den schönsten in der ganzen Kanton-Provinz gehören dürften. Innerhalb der jungen chinesischen Christengemeinden bestehen nicht weniger als 2 Missionsgesellschaften, die sogenannte „San Ning Missions-Gesellschaft“, welche die Mittel für die im genannten Orte wirkenden Prediger und Lehrer aufbringt, und die „Chinesische Missions-Gesellschaft“, mit verschiedenen Zweigvereinen, welche seit mehreren Jahren einen Kolporteur in China unterhält. Kein Wunder, daß 1893 der höchste Prozentsatz an Missionsgaben pro Kopf in den verschiedenen christlichen Kirchen in S. Francisco auf die chinesische Gemeinde kam, nämlich 9,85 M. Während vor 18 Jahren in demjenigen Teile der Kantonprovinz, aus dem die chinesischen Einwanderer stammen, weder eine christliche Kapelle, noch eine Schule zu finden war, zählen die Presbyterianer allein dort jetzt 7

Kirchen, von denen jede ihr Entstehen der Liberalität der kalifornischen Chinesen verdankt. Auch die 7 chinesischen Prediger, welche an jenen Kirchen wirken, haben ihre Ausbildung in Kalifornien gefunden. Ein aus S. Francisco wieder nach China zurückgekehrter Chinese baute sich in der alten Heimat ein Haus und ließ in dem Raume, wo sonst die Ahnentafeln aufgestellt werden, die ersten drei Hauptstücke des Katechismus auf einer Tafel anbringen (Ch. at Home and Abr. 1894, 22 f. Miss. Rev. 1895, 315).

Eine ebenso hoffnungsvolle Entwicklung nimmt die Mission unter den eingewanderten Japanern, die allerdings zumeist nicht als gewöhnliche Arbeiter längere Zeit in der Union verbleiben, sondern nur solange verweilen, bis sie eine höhere Ausbildung erlangt haben. Um die Mittel dazu zu bekommen, nehmen sie gewöhnlich Dienerstellen bei amerikanischen Familien an. Die Mehrzahl der Japaner, etwa 2000, wohnt in S. Francisco, wo sich ihrer besonders die nördlichen bischöflichen Methodisten und die Presbyterianer annehmen. Man zählt jetzt in Kalifornien 4 japanische Christengemeinden mit 316 Kirchengliedern. Der Zuwachs im vorigen Jahre betrug 34 Seelen. Die Missionsschulen wurden von 822 Japanern besucht. Für ihre kirchlichen Zwecke brachten die armen Japaner die große Summe von 14123 M. auf. Auch besteht unter den Japanern ein christlicher Jünglingsverein von 100 Mitgliedern, welcher 425 M. zur Einrichtung einer Nebenstation für seine Landsleute bei „Chinatown“ beisteuerte. Den Kursus im presbyterianischen Missionsseminar in S. Francisco haben schon 7 Japaner absolviert, von denen zwei jetzt das Evangelium in ihrer Heimat predigen. Ein dritter, der im Regierungsdienste steht, predigt wenigstens gelegentlich seinen Landsleuten in Hawaii. Vier frühere Studenten praktizieren jetzt als christliche Ärzte in Japan (Miss. Rev. 1895, 234. Ch. at Home and Abr. 1894, 22).

In Westindien wird Heidenmission im eigentlichen Sinne des Wortes nur an den eingewanderten indischen und chinesischen Plantagenarbeitern getrieben. Die meisten Erfolge sind bisher von den Kanadischen Presbyterianern unter den 75000 indischen Kulis der Insel Trinidad erzielt worden. Auf 5 Stationen arbeiten dort 5 weiße und 2 indische Missionare, 4 Lehrerinnen und 50 Katechisten und haben 596 Kirchenglieder gesammelt, welche an Missionsbeiträgen jährlich 3000 Dollars aufbringen. Im Jahre 1893 wurden 180 Erwachsene getauft. Auch die Schulthätigkeit der Presbyterianer ist eine bedeutende. In 82 Volksschulen werden 4380 Hindukinder unterrichtet und auf dem Colleg in San Fernando studieren 39 Hindu unter der Leitung von 4 Professoren Theologie. Auch auf andern Inseln wie Grenada, Barbadoes, St. Lucia und Jamaika wird Kulimission mit allerdings bescheideneren Erfolgen von der Schottischen Staats- und Freikirche, der Brüdergemeine, den Anglikanern, Wesleyanern und Baptisten getrieben (Miss. Rev. 1894, 219. West Indian Wesl. Watchman 1895, Nr. 13. 5. Annual Rep. Jamaica

Ch. E. H. and F. Miss. Soc. 1894, 26. Ann. R. Jamaica Baptist Union 1894, 24).

Unter den centralamerikanischen Republiken hat Nicaragua für die deutschen Missionsfreunde eine schmerzliche Bedeutung gewonnen, weil dasselbe am 9. Februar vorigen Jahres den lange befürchteten Schritt gethan und von der Moskitoreserve, dem gesegneten Missionsfelde der Brüdergemeine, gewaltsamen Besitz ergriffen hat. Der bisherige Freistaat ist nun als Departemant Zelaya Nicaragua eingegliedert worden; an Stelle des abgesetzten und verbannten Indianerchefs und seiner Räte ist ein williges Werkzeug der Nicaraguaner zum Oberhaupte der Indianer gewählt worden; man hat nämlich, um dem Auslande Sand in die Augen zu streuen, bei der Annexion den Indianern auf dem Papiere noch einen Rest von Selbstverwaltung gelassen. Der völlig ungesetzliche und nach keiner Seite hin gerechtfertigte Willkürakt Nicaraguas wäre nicht möglich gewesen, wenn den Vereinigten Staaten nicht daran gelegen hätte, die Nicaraguaner als Strohmänner gegen die Engländer zu verwenden, die aus der Nähe des zukünftigen Nicaragua-Kanales verdrängt werden sollten. England, eine der Garantiemächte des Moskito-Freistaates, hat in der ganzen Angelegenheit eine jämmerliche Rolle gespielt. Die einzige Genugthuung, welche das stolze Albion sich schließlich von Nicaragua noch erzwungen hat, die Zahlung von 300 000 M. Entschädigung wird den Nicaraguanern nur einen Anlaß mehr bieten, die Moskitoindianer, die preisgegebenen Schützlinge Englands, mit neuen Steuern zu belasten. Während der unruhigen Zeit, die auf die Annexion folgte, hat natürlich auch die Mission mancherlei Störung und Anfechtung erlitten; doch fangen jetzt, dank dem taktvollen Verhalten des Präses Berckenhagen von der Brüdermission, die hochgehenden Wogen wieder an, sich allmählich zu beruhigen. Freilich wird fortan die Moskitoküste mit in die wechselvollen Geschicke mittelamerikanischer Republiken verwickelt werden und, so oft eine klerikal-konservative Regierung in Nicaragua ans Ruder kommt, wird man der evangelischen Mission das Leben möglichst sauer machen. Es wäre dies umsomehr zu beklagen, als in der letzten Zeit gerade unter den Indianern auf ursprünglich nicaraguanischem Gebiete das Evangelium willige Aufnahme findet, so in Dakura, wo zu Pfingsten vorigen Jahres 36 Erwachsene getauft werden konnten, ferner im Wanksdistrikt, wo die Indianer Bauholz herbeischaffen, um eine neue größere Kirche zu bauen. Vor einiger Zeit kam ein katholischer Priester in diese Gegend und versuchte die Indianer zur Annahme der römischen Lehren zu zwingen. Aber sämtliche dortige Christen setzten alsbald eine Protesterklärung auf und sandten sie durch einen ihrer Ortsvorstände an den Kommandanten des nicaraguanischen Postens von Cap Gracias a Dios. Sie erklärten unter anderm, daß sie auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft seien und daß es für sie keinen andern Namen gebe, auf den sie nochmals getauft werden könnten. Als der katholische Priester diese Erklärung vom Kommandanten zugeschickt erhielt, zog er es später vor, die Evangelischen in Ruhe zu lassen (M.-Bl.

der Brüderg. 1894, 153. 160. 176. 223. 255. 261. 271. 288. 307. 320. 329. Jahresbericht 1893/94, 18 f.).

In Südamerika sind noch immer die wichtigsten evangelischen Missionsgebiete Britisch- und Niederländisch-Guyana. In ersterer Kolonie ist dem greisen Bischof Austin, der im November 1892 im 86. Lebensjahre heimging, ein jüngerer Mann, Bischof Swaby, als Leiter der anglikanischen Indianer- und Kulimission gefolgt. Leider fließen für diese so blühenden und vielversprechenden Missionen gerade jetzt die Mittel sehr spärlich, da Britisch-Guyana inmitten einer wirtschaftlichen Krisis steht, wie sie in diesem Umfange noch nicht dagewesen ist. Bei dem niedrigen Preise des bisherigen Stapelproduktes der Kolonie, des Zuckers, hat ein Plantagenbesitzer nach dem andern Bankerott gemacht. Nur allein in dem einen Jahre 1894 sind 6000 Acker Zuckerrohrfelder brach liegen gelassen worden, weil sich die Kultur nicht mehr verlohnt. Auch die Goldwäschereien haben momentan mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Infolge von diesem wirtschaftlichen Niedergange sind natürlich die Missionsbeiträge innerhalb der Kolonie sehr gesunken. Trotzdem giebt Bischof Swaby nicht die Hoffnung auf bessere Zeiten auf und sucht sich durch Rundreisen aus eigenem Augenschein über die Heidenmissionen seiner Diöcese genau zu informieren. Im August 1894 war er sogar zu einer weitausgedehnten Reise nach dem Savannengebiete an der brasilianischen Grenze aufgebrochen, von wo eine Indianerdeputation seinerzeit nach Georgetown mit der Bitte um einen Missionar gekommen war. Leider warf unterwegs das Fieber den Bischof aufs Krankenlager, so daß an seiner Statt die Missionare Dorset und Pringle die anstrengende Reise unternahmen. Sie drangen südwestwärts bis Upicari vor, welches auf der Stätte der alten Pirara-Mission liegt, auf der vor länger als 50 Jahren Missionar Youd wirkte, bis er von den Brasilianern vertrieben wurde. Eine Tagereise davon entfernt in Quimatta leben jene 520 Makusi-Indianer, die die Deputation zum Bischof gesandt und einstweilen Kirche und Missionshaus erbaut hatten. Selbst ein Pferd und eine Kuh hatten sie schon für ihren zukünftigen Missionar eingehandelt und sich zur unentgeltlichen Lieferung von Nahrungsmitteln verpflichtet. Da die Lage des Ortes aber einem weißen Missionar die Existenz zu einer unerträglichen machen würde, so haben sich die Makusi auf Bitten der Missionare entschlossen, ihren Wohnsitz nach Upicari zu verlegen. Vorläufig wird sich Missionar Pringle ihrer annehmen (Guiana Diocesan Chronicle 1894, 76. Rep. Prop. Soc. 1894, 171 f.). Die anglikanische Kulimission wird von 4 weißen, 1 Hindu-Geistlichen — der zugleich Direktor des Hindi-Missionsseminares ist —, 10 indischen und 4 chinesischen Katechisten getrieben (ebenda 173). Auch die Missionschristen der Brüdergemeine in Grahamshall haben ihr redlich Teil von der wirtschaftlichen Not zu tragen; manche frühere Plantagenarbeiter verdingen sich jetzt jährlich auf je 4 Monate in die Goldfelder im Nordwesten der Kolonie, um nur Verdienst zu haben (Jahresbericht der Brüdergemeinde 1893/94, 18. M.-Bl. der Brüdergemeine 1894, 160). Neuerdings

haben sich Wesleyaner ebenfalls kräftig der Kulimision angenommen (British Guiana Greetings 1895, 17).

In Niederländisch-Guyana (Surinam) breitet sich besonders nach dem Innern zu, im sogenannten Buschlande, die Arbeit der Sendboten der Brüdergemeine immer mehr aus. Leider entbehrten einzelne Posten im Innern, wie Maripastoon und Kwattahede an der oberen Saramakka, zeitweilig der geordneten Pflege und Aufsicht, was teilweise mit einem Wechsel der Oberhäuptlingschaft zusammenhing. In solchen Zeiten machen die heidnischen Elemente ihren Einfluß zum Schaden des Missionswerkes geltend. Von den Negerdörfern an der oberen Suriname kommt die willkommene Botschaft, daß die zahlreiche Bevölkerung sich dem Evangelium geneigt zeigt. Es ist sehr zu bedauern, daß das für einen Weißen tödliche Klima des Buschlandes den dauernden Aufenthalt eines europäischen Missionars daselbst unmöglich macht und selbst vorübergehende Besuchsreisen oft vereitelt. Der frühere Präses der Suriname-Mission, Missionar Kersten, hat seit Sommer vorigen Jahres den neuen Missionsposten Albina an der Marowyne, dem Grenzflusse zwischen Suriname und Cayenne, bezogen, wo er sich den dort ansässigen Negern und Chinesen, sowie den durchpassierenden Goldsuchern und den dort zeitweilig einkehrenden Djuka (Aukanern) widmen soll. Kersten hat bereits im September vorigen Jahres die erste Evangelisationsreise die Marowyne aufwärts angetreten. Sein interessanter Reisebericht ist in dem „Missionsblatt der Brüdergemeine 1895, 69 f." veröffentlicht. Später hofft er bis zu dem an der Tapanahoni gelegenen Dorfe des Djuka-Oberhäuptlings Ossesi vorzudringen (Jahresb. 1893/94, 21 f. M.-Bl. der Brüderg. 1894, 161. 212. 218. 321. 326. 353. 360).

Die in dem letzten Jahrzehnt von deutscher Seite — es sei nur an die Gebrüder von Steinen und Dr. Ehrenreich erinnert — unternommenen Forschungsreisen in das Gebiet der unabhängigen Indianerstämme im Innern Brasiliens mit ihren in ethnographischer Beziehung in hohem Grade interessanten Resultaten — man hat dort Stämme gefunden, die auf derselben Kulturstufe noch stehen, wie die Indianer Westindiens zu Kolumbus Zeit — rufen im Kreise der Missionsfreunde die Frage wach, ob denn nicht die evangelische Kirche berufen sei, hierher die Botschaft von Christo zu tragen, nachdem die katholische Kirche die ihr viel näherliegende Aufgabe bis jetzt vernachlässigt hat. Die deutschen Gemeinden in Südbrasilien haben vorderhand mit der Sicherung ihres eigenen Kirchenwesens noch genug zu schaffen, als daß sie sich der Indianer annehmen könnten; aber könnte nicht vielleicht die Existenz einer deutsch-russischen Herrnhuterkolonie in Südbrasilien der Brüdergemeine später einmal, wenn sie die Grönländer Mission dänischen Händen anvertrauen kann, zum Anlaß dienen, von dort aus als einem Stützpunkte den Indianerstämmen in Südbrasilien und im östlichen Teile von Paraguay mit dem Evangelium nachzugehen? Hat doch die Brüdergemeine ein besonderes Charisma, solche vernachlässigte Naturkinder dem Heiland zuzuführen.

Eine heroische Missionsarbeit thun die Sendboten der Südamerikanischen Missionsgesellschaft unter den Lengua-Indianern in dem zu Paraguay gehörenden Teile des Chaco-Gebietes. Letzteres bildet im Sommer eine sonnenverbrannte, des Trinkwassers entbehrende Ebene und im Winter einen ungeheuren Sumpf, aus dem nur wenige vereinzelte Hügel herausragen; das ganze Jahr hindurch aber entsendet die Insektenwelt furchtbare Plagegeister. Man braucht nur einmal den Bericht über eine Tour der Missionare von Caraya Vuelta, ihrer Hafenstation am Paraguay, nach der zwei Tagereisen südwestwärts gelegenen ersten Inlandstation Thlagnasinkinmith und nach der zweiten, noch drei Tagereisen weiter ins Innere vorgeschobenen Missionsstation Toldo Grande oder Kilmaysikklapoomap im „South American Miss. Magazine 1895, 65 f." zu lesen, so muß man den Heldenmut und die Ausdauer bewundern, mit welcher jene Männer allen Schwierigkeiten zum Trotz den Indianern in ihre Einöden mit dem Licht des göttlichen Wortes folgen. Ein Ehrenzeugnis stellt ihrer aufopfernden Wirksamkeit der englische Reisende W. L. Learmonth im „Buenos Ayres Standard" aus (engl. S. A. Miss. Mag. 1895, 35 f.) und ein alter Argentinischer Viehzüchter that dem die Chacomission visitierenden Archidiakon Shimield gegenüber die charakteristische Äußerung, der Einfluß der Missionare sei ein solcher, daß man jetzt im Chaco ohne Furcht vor den Indianern Viehstationen einrichten könne, was in früheren Jahren schlechterdings unmöglich gewesen wäre. In Toldo Grande leben die Missionare mitten unter den Lengua-Indianern, die gar wohl merken, daß die weißen Glaubensboten es gut mit ihnen meinen. Einer der Missionare, Pride, hat sich besonders auf das Sprachstudium gelegt und bereits 1800 Worte aus dem Lengua gesammelt, sowie den Grund zu einer kleinen Lengua-Missionsliteratur gelegt. Auch ist ein Anfang mit der Schulthätigkeit auf der genannten Station gemacht (ebenda 1894, 8. 60. 74. 138. 151; 1895, 6. 32. 51. 65. 79).

Im Feuerlande arbeiten die Sendboten der südamerikanischen Missionsgesellschaft in Segen unter dem Yaghan-Stamme auf den beiden Stationen Uschuwaja und Lagutoia (Tekenika) weiter. Bisher sind sie von einer katholischen Gegenmission noch nicht belästigt worden. Ob aber dieser friedliche Zustand noch lange andauern wird, erscheint sehr zweifelhaft. In dem „Buenos Ayres Standard" vom 22. Oktober vorigen Jahres ist eine Stelle aus dem Verwaltungsberichte des argentinischen Gouverneurs des Feuerlandes wiedergegeben, die folgendermaßen lautet: „Katholische Missionare sollten sofort hierher gesandt werden, da die Indianer immer mehr die englische Sprache annehmen und alle Protestanten werden. Man müßte hier alsbald eine katholische Kapelle und katholische Schulen errichten, um die Indianerkinder zu unterweisen, desgleichen Handarbeitsschulen, um sich an den Kindern Zimmerleute, Schmiede, Schuhmacher, Schneider usw. heranzuziehen." Was diesen Worten noch besonderen Nachdruck giebt, ist der Umstand, daß die sehr regsame Kongregation der Salesianer von ihrer Station Punta Arenas aus bereits unter dem Ona-Stamme die Missions-

posten St. Raphael (Dawson-Insel) und Candelara (Tierra del Fuego-J.) gegründet hat. Dem Missionspräfekten des Feuerlandes stehen für seine Touren ein kleiner Dampfer und die Goelette „Marie Auxiliatrice" zur Verfügung. Auch in den argentinischen Pampas, sowie in den Urwäldern Ekuadors und Colombias unterhalten die Salesianer nicht unbedeutende Indianermissionen; in nächster Zeit sollen von ihnen auch die Eingeborenenstämme Bolivias und Perus in Angriff genommen werden (ebenda 1894, 25. 43. 54. 57. 68. 101. 127. 164. 182; 1895, 14. 23. 59. 75. Bollettino Salesiano 1894, 159. 173. 207; 1895, 32. 70).

Seit dem Jubiläumsjahr der südamerikanischen Missions-Gesellschaft wird mit besonderem Nachdruck auf die Erneuerung der evangelischen Araukaner-Mission hingearbeitet, der von der südchilenischen Stadt Quino aus durch Missionar Tyerman bereits die Wege gebahnt sind. Es wird übrigens auch höchste Zeit, wenn die evangelische Mission sich nicht völlig von den Katholiken überholen lassen will, die von den auf 50 000 Seelen geschätzten Araukanern bereits 10 000 als katholische Christen in Anspruch nehmen (Missiones Catholicae 1892, 500). Auf katholischer Seite sind die Franziskaner, Kapuziner und die Mönche vom „heiligsten Namen Jesu von Castro" besonders im nördlichen und mittleren Teile Araukaniens thätig. Erstere haben ihre Stationen in Collipulli, Nacimiento, Mulchen, Victoria, Lantaro und Temuco. Während des Jahres 1892 wurden 816 Indianer (90 Erwachsene 726 Kinder) von ihnen getauft. Zwei Franziskaner besuchten die Araukaner von Santa Barbara und Lonquimai; der eine taufte in 4 Monaten 500 Eingeborene, der andere 99. Die Wohnhäuser und Kapellen dieser Patres sind auf Staatskosten meist erst in den Jahren 1892—1894 erbaut worden. Die Kapuziner haben 15 Missionsstationen zwischen dem Rio Cantix und dem Llanquihue-See. Die dritte Kongregation hat ihre Stationen in Cañete, Nuevo Imperial, Cholchol, Traiguen, Lumaco und Angol. Außerdem sind auch noch Ordensfrauen in dieser Mission beschäftigt. Der schwächste Punkt in der katholischen Mission unter den Araukanern scheint der Schulunterricht zu sein; wir hören in der ganzen Mission, welche doch 10 000 Seelen zählen soll, nur von ungefähr 250 Kindern, die in Missionsschulen gesammelt sind (Globus 1895, 272. S. A. Miss. Magazine 1894, 161. 177; 1895, 21. 26. 41. 54).

Literatur-Bericht.

1. **Gründler:** Frauenelend und Frauenmission in Indien: Berlin. Verlag des Frauenvereins für christl. Bildung des weiblichen Geschlechts in Indien, und Basel, Missionsbuchhandlung. Mk. 0,25. Dieses frisch und warm geschriebene Schriftchen füllt eine empfindliche Lücke aus in der deutschen volkstümlichen Missionsliteratur, die sich, einige vereinzelte Ansätze abgerechnet, noch wenig mit dem Dienst der Frauen in der heidnischen Frauenwelt beschäftigt hat. Die 79 Seiten desselben zerfallen naturgemäß in 2 Hauptabschnitte: I. das Elend der Frauen in Indien und II. die christl. Frauenmission in Indien, von denen jeder sich wieder in 6 Kapitel gliedert: der erste: die Wurzel des Elends; Kindheit der indischen Frau; im Ehestand; die Witwe; Trost der Religion; ein Blick in die indische Vergangenheit. Der zweite: die Missionsarbeit an der weiblichen Jugend; Senana-Mission; Dorfmission; Ärztliche Mission; und der Erfolg. Ein Schlußwort. Wir empfehlen die fleißige und anschauliche Arbeit besonders den deutschen Frauen mit dem Wunsche, daß es ihr gegeben werden möge, das Interesse an der weiblichen Missionsarbeit in kräftiger Weise zu erwecken. Für Frauenvereine bildet das Büchlein die geeignetste Lektüre zum Vorlesen.

2. „Das deutsche Reich und die Sklaverei in Afrika. Stenographischer Bericht der am 18. Januar 1895 in der Tonhalle zu Berlin auf Veranlassung des evang. Afrikavereins abgehaltenen Versammlung". Leipzig 1895, Akademische Buchhandlung. 40 Pf. — Das Schriftchen enthält zwei Vorträge, einen von Missionsinspektor Merensky über die afrikanische Sklaverei und einen von Pastor G. Müller über die Pflicht des deutschen Reichs gegenüber der Sklaverei in Afrika und ein die Resolution empfehlendes Schlußwort von Pastor Faber.

3. Folgende Missionstraktate, die im Verlage der Baseler Missions-Buchhandlung jüngst erschienen sind, bringen wir, da zur Besprechung leider der Raum fehlt, wenigstens durch empfehlende Anzeige zur Kenntnis der Missionsfreunde:

a) Vier Jahre gefangen in Asante. Nach den Tagebüchern der Missionare Ramseyer und Kühne kurz dargestellt von P. Steiner. Mit einer Karte der Goldküste und mehreren Bildern. Zweite vermehrte Auflage. 30 Pf.

b) Unter den Indianern und Eskimo. Bilder aus dem Leben und Wirken des Missionsbischofs Horden. Von demselben. 15 Pf.

c) Zwölf Bilder aus der Missionswelt mit kurzen Erläuterungen. Für die deutsche Jugend bearbeitet. Von Miss. Schmolck. Heft VII und VIII. à 10 Pf.

d) Bilder aus Bengalen. Aus den Erinnerungen eines alten indischen Missionars (W. Johnston). 10 Pf.

e) Indisches Frauenleben. Von einer deutschen Senanalehrerin. (Abdruck des Artikels im Beiblatt, der A. M.-Z. 1895. S. 33: Ein Stück Alltagsleben aus der Senana). 10 Pf.

f) Evangelischer Missions-Kalender 1896. 20 Pf.

g) Zwei Kindertraktate: Bilder aus dem indischen Kinderleben und Die Hindukinder und ihr Heiland. à 4 Pf.

4. **Kögel:** „Deine Rechte sind mein Lied. Geschichten und Aussprüche zu den Psalmen." Bremen 1895, Müller. 4,80 M. Angeregt durch einen Ausspruch Tholucks im Vorwort zu seinem Psalmen-Kommentar hat Kögel „aus der Kirchen- und Missionsgeschichte Beläge für die erbauende Kraft des Psalters" gesammelt und in dem genannten Buche zusammengestellt. Unkontrollierbare Anekdoten sind vermieden, nur zuverlässige Quellen und Gewährsmänner, die stets genau bezeichnet werden, benutzt. Kein Psalm ist übergangen, von vielen wird mehr als ein Erlebnis berichtet. Die Missionsgeschichte, sowohl die alte wie die neue, ist wiederholt herangezogen. Eine Reihe Urteile über den Wert des Psalters bildet den Schluß des erbaulichen Buchs, das sicher dazu beitragen wird, die alten Psalmen dem Geschlecht unsrer Tage von neuem lieb und wert zu machen.

Aus dem Leben einer Jubilarin.[1])

Von P. Carl Paul in Lorenzkirch.

Unter den Londoner Mai-Meetings dieses Jahres konnten keine so viel allgemeines Interesse beanspruchen, wie die Versammlungen der Londoner Mission. Galt es doch den hundertjährigen Geburtstag dieser Gesellschaft zu feiern. Solch ein Gedenktag ist bis jetzt noch eine große Seltenheit in den Missionskreisen der evangelischen Kirche gewesen. Jenseit des Kanals haben ihn nur die Baptisten vor einigen Jahren feiern dürfen, während allerdings unsere Brüdergemeine schon das 150jährige Jubiläum hinter sich hat. So war es selbstverständlich, daß die Jubilarin am Themsestrand das Jahr 1895 mit zahlreichen Festgottesdiensten und andern Versammlungen feierte, deren Mannigfaltigkeit man in dieser Weise eben nur in einem englischen Festprogramm findet;[2]) und ebenso selbstverständlich ist es, daß alle, die mit der Missionsgeschichte des letzten Jahrhunderts vertraut sind, diesem Jubiläum ihre freudige Teilnahme zuwenden. Haben wir es doch in der Londoner Mission nicht nur mit einer der ältesten, sondern auch mit einer der bedeutendsten evangelischen Gesellschaften zu thun. Ein Blick in den Jahresbericht von 1895 belehrt uns, daß sie gegenwärtig 196 europäische Missionare auf den verschiedenen Arbeitsfeldern stehen hat, eine Zahl, die von keiner deutschen Gesellschaft, selbst nicht von der Brüdergemeine erreicht wird. Noch viel imposanter ist die Reihe ihrer eingebornen Missionare, von denen nicht weniger als 1429 ordiniert sind. Nimmt man dazu die Zahl der Missionschristen die jetzt etwa eine halbe Million beträgt,[3]) und die jährliche Einnahme, welche im Jubiläumsjahr mit rund 3 Millionen Mark berechnet ist, so ergiebt sich ohne weiteres die hervorragende Stellung, welche diese Gesellschaft selbst unter ihren englischen Schwestern einnimmt, die ja mit größeren Zahlen zu rechnen gewöhnt sind, als wir in Deutschland.

---

[1]) Leider verspätet. Der Aufsatz war für die September-Nummer bestimmt. D. H.

[2]) Die Hauptfeier hat erst in der Woche vom 21. bis 27. September in einer großen Reihe von Festversammlungen stattgefunden. D. H.

[3]) Die sog. Anhänger (408147) und Kommunikanten (94295) zusammen gerechnet. Die letzteren bezeichnen die selbständigen Kirchenglieder, die ersteren die Getauften samt Katechumenen im engeren und weiteren Sinne.

Doch nicht wegen ihrer Größe allein nimmt die Hundertjährige unser Interesse in Anspruch. Die reiche Fülle ihrer Lebenserfahrungen zieht uns nicht minder an, wenn wir einen etwas tieferen Blick in ihre Annalen thun. Liest man ihre Entstehungsgeschichte, so meint man an einem sonnigen Frühlingstage durch die wiedererwachte Natur zu wandern. Die Kraft, mit der in jenen Tagen der Missionsgedanke in England hervorbrach und alle die damals schon zahlreichen Kirchengemeinschaften jenseit des Kanals in seine Kreise zog, macht die Entwicklungsgeschichte der Londoner Mission zu einer der erhebendsten Episoden in der Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte. Blickt man ferner auf die ergreifenden Geschicke der Sendboten auf manchen ihrer Missionsfelder und andrerseits auf die schnellen und großartigen Erfolge, die ihre Pioniere, allen andern Missionaren voraneilend, hier und dort davon getragen haben, so begreift man, daß die Lebenserinnerungen der Londoner Jubilarin wohl mannigfaltiger und erbaulicher sein müssen, als bei den allermeisten der andern Gesellschaften.

Durch Wesley und Whitfield, die beiden Herolde der neuen Zeit in der englischen Kirche, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jene große religiöse Bewegung hervorgerufen worden, die weit über die Grenzen ihrer neugegründeten Kirchengemeinschaft hinaus so viel kräftige Impulse zu kirchlicher Arbeit gab. Der Missionsgedanke ist zwar in ihren Erweckungspredigten nicht besonders hervorgetreten, aber, wie wir jetzt sehen, gab das neu erwachte religiöse Leben den günstigsten Nährboden für den plötzlich sich regenden Missionstrieb ab. Es läßt sich schwer feststellen, woher er eigentlich gekommen ist. Jedenfalls hat im Zusammenhange mit den Entdeckungen in der Südsee das eifrige Bibellesen jener Tage den Christen die Augen geöffnet, so daß sie mit Beschämung erkannten, wie lange der größte Teil der evangelischen Kirche an einem der Kerngedanken der heiligen Schrift und an einem der deutlichsten Befehle unsers Heilandes vorüber gegangen war. Der Missionsgedanke lag am Ende des vorigen Jahrhunderts in England sozusagen in der Luft. Das zeigte sich in auffälliger Weise bei der Gründung der Londner Missionsgesellschaft. Während bei der 1792 entstandenen baptistischen Mission der erste Impuls noch von einer einzelnen machtvollen Persönlichkeit ausgegangen war, sucht man bei der drei Jahre später ins Leben tretenden Gesellschaft vergebens nach einem einzelnen Gründer. Wenn man durchaus einen Namen nennen soll, so könnte man allenfalls den Rev. Haweis aus der Reihe der andern Männer hervorheben. Er war Prediger in Aldwinkle (Northhampton-

shire) und vorher Kaplan bei der ebenso energischen wie frommen Gräfin Huntingdon. Man kann ihn als die Seele der großen Londoner September-Versammlungen im Jahre 1795 bezeichnen, wo er die zündende Predigt über den „apostolischen Auftrag" hielt, die im Januarheft dieser Zeitschrift abgedruckt wurde. Aber wenn man ihn allein nennen wollte, würde man ungerecht gegen die andern Posaunenbläser jener Tage sein, so gegen den aus Afrika zurückgekehrten Melville Horne, der im Evangelical Magazine so überzeugend die Notwendigkeit der Heidenmission vertrat oder den warmherzigen Rev. John Love D.D., der seinen Namen unter den ersten öffentlichen Aufruf setzte. Kurz, die Londoner Mission verdankt ihre Entstehung nicht dem Vorgehen einer einzelnen hinreißenden Persönlichkeit, ihr Ursprung gleicht vielmehr dem Zusammenfließen vieler kleiner Bäche im Quellgebiet eines Stroms, wie sich das später bei der Gründung einiger deutscher Missionsgesellschaften wiederholt hat.

Der erste sichtbare Zusammenschluß gleichgestimmter Seelen fand am 4. November 1794 in Bakers Kaffeehaus dicht bei der Londoner Börse statt. Es waren dort 8 Männer aus dem geistlichen Stande zugegen, die zwar verschiedenen Denominationen angehörten und auch in ihren theologischen Anschauungen von einander abwichen, aber völlig eins waren in der Liebe zum Herrn und auf diesem gemeinsamen Grunde das neue Werk zu bauen entschlossen waren, das sie zusammenführte. Sie beratschlagten, wie am besten dem Missionsgedanken freie Bahn im Lande zu machen wäre. Der Erfolg dieser Versammlung war die Bildung eines Komitees von 34 Geistlichen und Laien, welches die einleitenden Schritte zu den großen Versammlungstagen im September 1795 that. Diese Septembertage, die den eigentlichen Anfang der Missionsgesellschaft bezeichnen, müssen einen unverlöschlichen Eindruck auf die kirchlichen Kreise Englands in damaliger Zeit gemacht haben. London war schon vor hundert Jahren eine mächtige Stadt und ein schwer beweglicher Koloß. Aber es war in jenen denkwürdigen Tagen, als hätte man an seinem Lebensnerv gerührt. Die Stadt ward bis in die Tiefen bewegt. So große Volksversammlungen, solch einen Zusammenschluß von Geistlichen aus allen Kirchengemeinschaften und Sekten hatte man noch nie gesehen! Die Keime, die sich in dem kleinen Bruderkreise in Bakers Kaffeehaus geregt hatten, zeigten sich jetzt bereits kräftig entwickelt; man merkte schon hier, daß die eben ins Leben tretende Missionsgesellschaft über nicht geringe Mittel und Kräfte zu verfügen haben würde. Konnte man

doch, um dies gleich hier zu erwähnen, im ersten Jahre nicht weniger als 30 Missionare aussenden; die erste Jahreseinnahme entsprach dieser stattlichen Zahl, sie belief sich auf 220 000 Mark.

Ein Charakteristicum der neuen Gesellschaft war das grundsätzliche Beiseiteschieben aller konfessionellen Schranken. Bei ihrer Gründung nannte sie sich schlechtweg „die Missionsgesellschaft“ ohne weiteren Zusatz; ihre Glieder setzten sich zusammen aus Angehörigen der angesehensten sonst scharf von einander gesonderten Kirchengemeinschaften, die alle trennenden Schranken für den vorliegenden Zweck geflissentlich bei Seite schoben. Was Haweis in seiner oben erwähnten Predigt mit den weitherzigen Worten aussprach: „Die kleinlichen Unterscheidungen unter uns von Namen und Formen, und die Verschiedenheiten der Kirchenverfassung sollen heute von dem größern, edleren und bedeutungsvolleren Christen-Namen verschlungen werden!“, das wiederholte einer der andern Gründer mit den noch deutlicheren Worten: „Es ist nicht unsere Arbeit, ein presbyterianisches oder independentisches oder episkopales Kirchenwesen oder irgend eine andere bestimmte Form der kirchlichen Ordnungen zu den Heiden zu tragen, sondern das herrliche Evangelium unsers Gottes; und es soll denen, welche Gott in die Nachfolge seines Sohnes berufen wird, überlassen bleiben, diejenige Form kirchlicher Ordnungen anzunehmen, die sie für dem Worte Gottes am besten entsprechend halten.“ Die letztere Wendung deutet schon darauf hin, daß die Missionsgesellschaft sich auf ihren Arbeitsfeldern besondere Mühe um die Selbständigkeit der neugegründeten Gemeinden giebt, worauf wir später noch zurückkommen werden. Hier haben wir es zunächst mit der breiten, interkonfessionellen Basis zu thun. Wie viel Wert man auf sie legte, geht auch aus der interessanten Thatsache hervor, daß bei der ersten Abordnung von Missionaren die 5 Redner, die ihnen ein Abschiedswort zu sagen hatten, aus fünf verschiedenen Kirchenabteilungen gewählt waren.

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten der ersten Zeit verdient noch eine namentlich erwähnt zu werden, der erste Schatzmeister, Joseph Hardcastle. Er war ein würdiger Kaufherr von altem Schlage, dessen Geschäftshaus zu den bedeutendsten Londoner Firmen gehörte. Es stand an der Schwanentreppe dicht bei der Londoner Brücke. Hier sind viele Jahre die Komiteesitzungen der Gesellschaft gehalten worden und nicht nur diese. J. Hardcastle war als frommer Kaufmann überall gern dabei, wo die köstliche Perle gehandelt wurde, die der Herr Christus im Gleichnis gepriesen hat. Ebendasselbe

Comptoir, in dem die Missionsleute zusammenkamen, war auch die Geburtsstätte der nachmals so berühmt gewordenen Britischen Bibelgesellschaft und der Traktatgesellschaft. Hier hat der treffliche Mann 20 Jahre lang die Missionsgelder verwaltet und mit seinem praktischen, kaufmännischen Blicke nicht wenig zum Gelingen der vielen überseeischen Expeditionen beigetragen.

Es hat im Lauf der hundert Jahre, die seit der Gründung der Gesellschaft verflossen sind, nicht an Stockungen und Schwierigkeiten gefehlt, so z. B. in den Jahren 1801—1804, wo nach dem ersten mutigen Anlauf die erwarteten schnellen Erfolge ausblieben und vom Missionsfelde in der Südsee sogar sehr traurige Nachrichten kamen, aber es waren doch nur kleine Wölkchen, die vorüber zogen. Binnen 25 Jahren konnten nicht weniger als fünf große Missionsfelder in Angriff genommen werden. Im Lauf des ganzen Jahrhunderts sind wenigstens tausend europäische Missionare ausgesandt worden und weit über 100 Millionen Mark sah die Gesellschaft durch die Hände ihrer Schatzmeister gehen.

Was ist aber der Erfolg in der Heidenwelt gewesen? Wenn man seine Blicke über die Arbeitsfelder der Missionsgesellschaft schweifen läßt, bekommt man ungesucht eine Vorstellung von der ökumenischen Art ihrer Thätigkeit. Sie hat in allen außereuropäischen Erdteilen ihre Niederlassungen. Nach Asien erstrecken sich zwei Hauptzweige, ein chinesischer und ein indischer, während Sibirien und die Mongolei nur als kleine nebensächliche Arbeitsfelder in den Berichten erscheinen. In Afrika hat sie ebenfalls zwei weitverzweigte Arbeitsgebiete; das eine erstreckt sich von der Kapkolonie durch das Land der Kaffern und Betschuanen bis tief ins Innere, an den mittleren Lauf des Sambesi; ja einige versprengte Missionare sind sogar bis zum Tanganyika-See vorgedrungen und sitzen an der Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat. Den fruchtbarsten Zweig der afrikanischen Mission aber, wie überhaupt das ergiebigste unter allen Missionsfeldern der Gesellschaft, finden wir in Madagaskar, wo die Provinzen Imerina und Betsileo geradezu mit ihren Stationen übersäet sind. Die Südsee, wohin vor hundert Jahren die ersten Sendboten gingen, weist einige Inselgruppen auf, die aus den Berichten allmählich verschwinden, weil sie ganz christianisiert und darum nicht mehr Objekt der Missionsthätigkeit sind. Immerhin steht noch ein breiter Streifen jener Inselwelt, der sich von der Küste Australiens ostwärts durch 40 Breitengrade hinzieht, unter der Pflege oder doch

wenigstens der Oberaufsicht der englischen Missionare. Ein anderes, sonderlich schweres Arbeitsfeld hat die Londoner Mission in den letzten Jahrzehnten an der südlichen Küste von Neu-Guinea in Angriff genommen. Auch in Amerika endlich finden wir die Niederlassungen der Gesellschaft in Britisch-Guiana und in Westindien, doch kann sie auch von hier ihre Leute allmählich zurückziehen.

So führen also rings um den Erdball die Straßen, auf denen hundert Jahre lang die Londoner Missionare den apostolischen Auftrag, über den Haweis bei der Gründung redete, zur Ausführung gebracht haben. Unter den erwähnten Missionsgebieten steht ganz vereinzelt das Beispiel Sibiriens da, das nach einem mißglückten Versuch wieder aufgegeben werden mußte. Auf allen andern Feldern ist der ausgestreute gute Same zu schöner Frucht gediehen. Während man an der einen Stelle des Jahresberichts von neuen Stationen liest, die unter den Papuas auf Neuguinea oder bei den Negern im Innern Afrikas angelegt worden, überrascht uns an einer andern Stelle der blühende Zustand der indischen Missionsschulen oder der Seminare für eingeborne Prediger, wie sie auf den Samoainseln oder an andern Punkten der Südsee sich finden. Bald zieht eine Handwerkerschule für die Afrikaner, bald ein literarisches Bureau unter den Chinesen, bald eine Druckerei für Hindutraktate die Blicke auf sich. Kurz, der Jahresbericht der Gesellschaft ist jedesmal eine Missionsencyklopädie im kleinen, auch wenn er nicht jedesmal so ausführlich gehalten ist, wie es der 100. Bericht war, der einen Band von 312 Seiten bildet.

Nun darf man sich natürlich nicht mit einem Überblick über die Gegenwart begnügen, wenn es die Feier eines Jubiläums gilt. Das Vorhandene ist erst dann recht zu verstehen, wenn man sein Werden und seine Entwicklung beobachten kann. Die Geschichte der Londoner Mission verdient es, auch bei uns etwas bekannter zu werden. Sie ist an ergreifenden und herrlichen Episoden reich. Und dazu kommt der Umstand, daß unter den berühmt gewordenen Missionaren unsers Jahrhunderts eine große Zahl zu den Londoner Sendboten gehört. Nur auf einige wollen wir hinweisen.

Voran schreitet als einer der bekanntesten John Williams mit der Märtyrerkrone. Er hat den Ehrennamen eines Apostels der Südsee erlangt. Nicht als ob er der Begründer der Südseemission gewesen wäre. Als er im Jahre 1817 dort ankam, wirkten schon seit 20 Jahren einige Missionare der Gesellschaft daselbst. Aber sei es, daß die Anfangsschwierigkeiten zu groß waren oder daß man bei der

Auswahl der rechten Männer gefehlt hatte, der Erfolg dieser Pioniere war bis dahin äußerst gering. Die ursprünglich besetzte Insel Tahiti mußte infolge kriegerischer Unruhen ganz verlassen werden und auch das kleine Eiland Eimeo, wo sie eine Zufluchtsstätte fanden, konnte noch keine Getauften, sondern nur ein kleines Kapellchen als sichtbaren Erfolg ihrer Arbeit aufweisen. Die politischen Interessen des eingebornen Königs Pomare, der sich in der Verbannung den Missionaren angeschlossen hatte und später thatsächlich als der erste Südseeinsulaner getauft wurde, erschwerten ihnen ihr Werk. Hier griff John Williams, dessen Begabung ihm bald die führende Stellung unter den Brüdern anwies, ein. Er war gerade der Mann dazu, sich unter den wilden, allezeit kriegsbereiten Insulanern zu behaupten und sie aus ihrem Stumpfsinn aufzuwecken. Er hat die geistliche Aufgabe seines Amtes nie verkannt oder vernachlässigt, aber er hat sie immer erst dann voll zur Geltung gebracht, wenn er auf andere Weise das Vertrauen der Heiden gewonnen hatte. Seine fleißige Handarbeit mußte ihm die Brücke dazu bauen. Auf Rajatea, wo er sich zuerst dauernd niederließ, entstand unter seinen Händen ein Wohnhaus, das als ein Wunderwerk von den Eingebornen angestaunt und mit der Zeit nachgeahmt wurde. Beim dortigen Kirchenbau hat er ebenfalls Zimmermanns- und Tischlerarbeit verrichtet und noch lange seine Freude daran gehabt, daß der Kronleuchter und die Kanzel ganz von ihm gefertigt waren. Selbst mit dem Schiffsbau versuchte er sich, als ein regerer Verkehr mit den Nachbarinseln das erheischte, und auch die Zuckermühlen und die Herstellung der Maschinen zur Bereitung des Kokosnußöls waren sein Werk, als er später die Eingebornen zu selbständiger Arbeit und reichlicherem Erwerb ermuntern wollte. Eben so viel Geschicklichkeit bewies er im Verkehr mit den Häuptlingen, wenn er sie zum Erlasse guter Gesetze auf ihren Inseln bewog. Er wußte ihnen die gesetzliche Ordnung in seiner englischen Heimat so anziehend zu schildern, daß sie noch als halbe Heiden doch viele gute Ordnungen annahmen, die man sonst nur in christlichen Ländern zu finden gewöhnt ist. Wenn doch die oberflächlichen Tadler der evangelischen Missionare einmal das Lebensbild dieses Mannes lesen wollten, sie würden sogleich aufhören, ihre albernen Karikaturen zu zeichnen von den unpraktischen und schwärmerischen Missionaren, die unter den Heiden nur fromme Lieder zu singen oder die Bibel vorzulesen wüßten. Freilich blieb Williams sich stets dessen bewußt, daß mit den äußeren Werken nur Vorhofsarbeit gethan sei. Seine beste Kraft sparte er vom ersten Tage an

für die Sprachstudien auf, die er abends in seinem Hause trieb und die ihn befähigten, schon vor Ablauf eines Jahres ohne Dolmetscher mit den Eingebornen zu sprechen und über geistliche Dinge zu reden. Wenn er Kirchen baute und ausstattete, so geschah es doch nur, um seinen braunen Freunden dort den Weg zu zeigen zu dem Haus, von Gott erbaut, das ewig ist im Himmel. Und wenn er sich im Schiffsbau versuchte, so diente auch das nicht zu Kurzweil und Experimenten; das selbsterbaute Fahrzeug mußte ihn auf seinen Missionsreisen tragen.

William hatte einen Zug ins Große. Als er erst die Situation auf seinem Arbeitsfelde recht erkannt hatte, überließ er die kleine Einzelarbeit am liebsten seinen Genossen; er selbst suchte neue offene Thüren für das Evangelium. So schrieb er einmal geradezu in einem Bericht nach der Heimat: „Ich kann mich in den engen Grenzen einer einzigen Insel nicht zufrieden geben." Weil die Missionsleitung seine Bedeutung bald erkannt hatte, ließ sie ihn ruhig gewähren, und so hat er thatsächlich auf vielen Inseln der Mission die Bahn gebrochen. Sein Wohnsitz gestaltete sich jedesmal zu einem Centralpunkt für neue Stationsgründungen. In Rajatea blieb er 10 Jahre, dann siedelte er nach Rarotonga über, später ist noch Upolu in der Samoagruppe eine Zeit lang sein Standquartier gewesen. Es war geradezu wunderbar, wie ihm die Herzen der Eingebornen zuflogen. Wenn man z. B. die Beschreibung von dem großartigen Empfang liest, den er bei Malietoa auf Savaii fand, so begreift man kaum, wie es möglich gewesen ist, daß dem ersten weißen Missionar, der die Insel betrat, so viel Aufmerksamkeit und Verehrung zu teil wurde. Noch köstlicher sind die Berichte von den Abschiedsfeiern, welche die jungen Christen für ihn veranstalteten, wenn er einmal zu vorübergehendem Besuch auf ihrer Insel geweilt hatte. So ist der Abschied von Rarotonga, wo etliche Tausende den geliebten Lehrer nach der Hafenbucht begleiteten und als das Boot vom Lande abstieß, ein wehmütiges Lied sangen, eine der lieblichsten Episoden aus der Südseemission.

Je länger Williams auf seinem Arbeitsfelde lebte, um so mehr gewann er ohne jede äußere Auszeichnung von Seiten der Missionsleitung die Stellung eines Bischofs, der überall neue Wege öffnet, das Gewonnene aber zu erhalten und zu stärken weiß. In diesem Bestreben hat er mit bewundernswertem Geschick und gutem Erfolge eine Einrichtung ins Leben gerufen, die bis zum heutigen Tage für die Südsee und noch darüber hinaus von großem Segen ist. Er ließ sich schon

zeitig die Heranbildung von tüchtigen Gehilfen aus den Eingebornen angelegen sein. In Rarotonga gründete er zu diesem Zweck ein Seminar und verfolgte nun den Grundsatz, auf den Inseln, wo man ihm freundlich entgegen kam, braune Lehrer zu stationieren, welche die Vorarbeit für die eigentliche Stationsgründung und den Einzug eines weißen Missionars thun sollten. Ein solches Seminar steht heute noch in voller Blüte auf einer der Samoainseln. Als dasselbe im vorigen Jahre sein 50jähriges Jubiläum feierte, konnte nachgewiesen werden daß etwa 120 dort ausgebildete Eingeborne als Missionare nach verschiedenen Inselgruppen und Neuguinea gegangen sind.

So hat Williams mit seinen sich zusehends mehrenden Gehülfen das Missionsnetz von Jahr zu Jahr immer weiter ausgeworfen, bis er 1839 auf seinen Berufswegen den Märtyrertod starb. Er war eben dabei, auch auf den Neu-Hebriden eingeborne Lehrer zu landen Man hatte ihn vor Eromanga mit seinen besonders wilden Bewohnern gewarnt, er aber wollte sich nicht abhalten lassen, auch diesen trotzigen Heiden die Botschaft vom Friedefürsten zu bringen. Gleich bei der Landung ward er erschlagen, nachdem er eben eine Anzahl brauner Kinder um sich versammelt und ein paar freundliche Worte zu ihnen geredet hatte.

Hinter dem großen Missionar der Südsee erscheint die schmächtige, aber überaus sympathische Gestalt eines indischen Missionspioniers; es ist Ringeltaube, der Mann im englischen Rock, aber mit dem unverkennbar deutschen Theologengesicht. Er war in Schlesien geboren und ging durch Vermittlung des Vater Jänicke in Berlin in englische Dienste, wie das im Anfang unsers Jahrhunderts so vielfach geschah. Im Jahre 1804 trat er bei der Londoner Mission ein und ward mit fünf Genossen nach Südindien geschickt. Die Reisegesellschaft trennte sich aber, sobald sie den indischen Boden betrat. Die einen gingen nach Norden, um in der Nähe der Godavery-Mündung eine Niederlassung zu gründen, die andern erwählten Ceylon zu ihrem Sitz. Ringeltaube blieb allein in Trankebar, das damals noch als Brennpunkt der südindischen Missionsbestrebungen anzusehen war. Er suchte dort die tamulische Sprache zu lernen und fand willkommene Anknüpfungspunkte bei seinen Landsleuten, den dänisch-hallischen Missionaren. Bald aber regte sich in ihm der Drang, eigene Wege zu gehen. Man sagt, er hätte eine ähnliche Berufung empfangen, wie Paulus nach Macedonien. Er hörte nämlich von einem Eingebornen aus dem äußersten Süden am Kap Comorin, der in Tanjore von der

christlichen Predigt gepackt worden und darauf wieder in seine Heimat gezogen war. Die Geschichte dieses Maha Rasan, so hieß der Mann, hatte es ihm angethan. Ringeltaube reiste ihm nach und war auch so glücklich, ihn in seiner Heimat zu finden, wo er mitten unter den Heiden ein kleines Häuschen „für den Dienst des wahren Gottes" errichtet hatte. Obgleich die Verhältnisse, unter denen die armen Parias dort lebten, die denkbar elendesten waren, ließ sich der Missionar doch in ihrer Mitte nieder, lebte wie ihresgleichen und suchte ihr geistlicher Vater zu werden. Maha Rasan, der dem Herrn bisher nur verworren gedient hatte, war der erste Eingeborne, den er taufen konnte. Bald aber kamen ihrer mehr. Im Jahre 1810 hatte er schon 200 Heidentaufen und 1811 gar 400 auf den sechs Stationen, die er inzwischen im Süden von Travankore gegründet hatte. Der edle Mann widmete sich mit großer Selbstverleugnung und wahrhaft apostolischer Hingebung den jungen Gemeinden. Leider brach schon 1815 seine Gesundheit zusammen. Er ging nach Madras und mußte sich dort zur Heimreise entschließen. Nach Europa ist er aber nicht wieder gekommen, am Kap der guten Hoffnung verschwand er. Die einen sagen, er wäre dort ans Land gegangen und aus dem Innern von Afrika nicht zurückgekehrt. Die andern wollen wissen, er wäre in der See ertrunken. Unter den Eingebornen von Travankore aber ging die Rede, er sei, wie Henoch, plötzlich gen Himmel gerückt worden; gewiß ein schönes Zeichen für die Liebe und Verehrung, die er bei ihnen genoß. Auch in den Annalen der Londoner Mission wird Ringeltaubes Name unvergessen bleiben. Wenn auch die Zeit seines Wirkens nur kurz war, so hat er in diesen wenigen Jahren doch um so tiefer gegraben. Die von ihm begründete Travankore-Mission ist jetzt eine der fruchtbarsten unter den Arbeitsfeldern der Gesellschaft. Den 11 englischen Missionaren, die dort wirken, stehen 22 ordinierte und 208 nicht ordinierte eingeborne Prediger zur Seite, die Zahl der Christen aber beläuft sich auf 54 000. Wie tüchtig der von ihm gelegte Grund gewesen sein muß, geht aus der Beobachtung hervor, daß als erst zwei Jahre nach seinem Weggange wieder ein europäischer Missionar an seine Stelle trat, dennoch die Stationen durch die eingebornen Katecheten in gutem Zustande erhalten worden waren.

Viel bekannter als Ringeltaube sind die afrikanischen Heroen Moffat und Livingstone, bahnbrechende Männer voll Entschlossenheit und zäher Ausdauer. Das Antlitz des älteren unter ihnen, Robert Moffats, das von mächtigem Haupt- und Barthaar eingerahmt

ist, kann mit seiner wunderbaren Mischung von Energie und Freundlichkeit geradezu als das Urbild eines afrikanischen Missionars gelten. Er ist auch der Zeit nach als Vorläufer und Vorkämpfer der inner-afrikanischen Pioniere zu bezeichnen. Die Erstlinge der Londoner Missionare in Südafrika, unter denen van der Kemp der bedeutendste war, hatten ihre Kraft fast ausschließlich auf die Kapkolonie verwandt, wo sich damals zwischen den Eingebornen und den eingewanderten Buren jener Kampf ums Dasein abspielte, der heutigestags noch nicht ganz abgeschlossen ist, aber seinen Schauplatz mit der Zeit immer weiter nach Norden verlegt hat. Als Moffat 1817 den afrikanischen Boden betrat, ließ er keinen Zweifel, daß sein Herz und seine Arbeit den Eingebornen gehören sollten. Die Europäer, mit denen er zusammenkam, schilderten diese Wilden zwar in den schwärzesten Farben und stellten ihm das gräßlichste Geschick in Aussicht, wenn er es wagen wollte, ganz unter ihnen zu leben. Er ging dennoch und suchte sogar den Kraal Afrikaners, eines allgemein gefürchteten eingebornen Häuptlings auf. Von den schrecklichen Prophezeiungen ging keine in Erfüllung, Moffat brachte es sogar fertig, daß Afrikaner ihn nach einiger Zeit in die Kapstadt begleitete, um den dortigen Gouverneur zu begrüßen, und daß der einstige Widersacher des christlichen Regiments, als er nach einigen Jahren starb, sein Volk zusammenrief und sie ermahnte, sie sollten nun christliche und friedliche Leute werden. Moffat hatte inzwischen mit seiner jungen Frau den Orangefluß überschritten und einen geeigneten Platz zur Niederlassung unter den Betschuanen gesucht, die bisher so gut wie gar keine Berührung mit dem Christentum gehabt hatten. Er gründete dort die nachher zu großer Blüte gekommene Station Kuruman. Welchen Schwierigkeiten das begegnete, ist nicht zu beschreiben. Die Thür zum Herzen Afrikas war tausendfach verrammelt und verschlossen. Die Einfälle räuberischer Stämme störten unzählige Male das Werk der friedlichen Ankömmlinge. Und wenn nur die ansässige Bevölkerung wenigstens etwas liebenswürdiger gewesen wäre! Auch diese zeigten sich als Diebe und Räuber, oft wurden die Missionsleute der notwendigsten Nahrungsmittel beraubt, und wo man nur konnte, machte man ihnen das Leben sauer. Wenn sie versuchten, einen Gottesdienst zu halten, mußten sie auf die abscheulichsten Störungen gefaßt sein. Die Eingebornen sagten selbst: das Moffatsche Ehepaar müßte in seiner Heimat doch etwas Arges verbrochen haben, daß sie sich so sehr fürchteten, nach England zurückzukehren, sonst hielten sie ein solches Leben nicht länger aus. Charakteristisch ist die Antwort, die Moffat

ihnen einmal bei solcher Gelegenheit gab. Er sagte unter Hinweis auf die vielen Gewaltthätigkeiten und Roheiten, denen sie bisher ausgesetzt waren: „Wenn ihr uns wirklich los sein wollt, so müßt ihr noch viel stärkere Mittel gebrauchen, denn wir haben noch immer Liebe zu euch im Herzen.“ Ein solcher Mann mußte endlich Erfolg haben. Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, daß ihm auch seine wackere Frau hierbei eine treffliche Gehilfin war. Wäre sie nicht fast ebenso unerschrocken, wie er, allen Gefahren und Mißhelligkeiten entgegengetreten, sie hätten sich wohl kaum in Kuruman behaupten können. So aber hielten sie aus und hatten die Freude, nach zehnjährigem Warten das Eis brechen zu sehen. Im Jahre 1829 fingen die Eingebornen an, zahlreicher zu den Gottesdiensten zu kommen, eine geräumige Kirche ward gebaut und sechs Erstlinge der Betschuanen konnten getauft werden. Seit dieser Zeit fing Moffat an, seine Blicke noch tiefer in den dunkeln Erdteil hineinschweifen zu lassen. Unter den Reisen, die er gemacht hat, verdient die zu Mosilikatse, dem König der Matebele, besonders hervorgehoben zu werden, weniger wegen der Gefahren, die ihm unterwegs von Löwen, Leoparden und Schlangen bereitet wurden, als weil sie der Mission den Weg weit in den unbekannten Norden hinein bis an den Sambesistrom bahnte. Doch in diesem Punkte ward er von seinem großen Schwiegersohn noch übertroffen. Aber ein ander Stück seiner Lebensarbeit muß noch Erwähnung finden, weil es charakteristisch ist für seine Art, Mission zu treiben. Die Sprache der Betschuanen hatte ihm lange Zeit ungeheure Schwierigkeiten verursacht. Da entschloß er sich zu einem Radikalmittel. Er ließ seine Familie im Missionshause zurück und wohnte ganz unter den Eingebornen, indem er ihre Hütten, ihre Arbeiten und ihre Freuden mit ihnen zu teilen suchte. Dabei ward er mit den Anschauungen und Sitten der Leute, ganz besonders aber auch mit ihrer Sprache völlig vertraut. Die schönste Frucht dieser Bemühungen war seine Übersetzung des Neuen Testaments, die er 1838 vollendete. Weil der Druck desselben in der Kapstadt nicht durchführbar war, ging er auf zwei Jahre nach England und brachte dann den Bibeldruck als seine schönste Gabe fürs Betschuanenland mit zurück. Zugleich kamen mit ihm zwei junge Missionare. Einer von ihnen war David Livingstone, der später Moffats Tochter in Kuruman heiratete.

Als Moffat in England weilte, kam der junge Livingstone, der eben in Glasgow Medizin studiert hatte, mit der Frage zu ihm, ob er etwa als Missionsarzt in Afrika gebraucht werden könnte. „Ja,“

war Moffats Antwort, „wenn du tief ins Innere gehen willst, wo ich eines schönen Morgens den Rauch von tausend Dörfern gesehen habe, in denen noch nie ein Missionar gewesen ist.“ Das zündete bei dem jungen Doktor und ward zum Wegweiser für sein afrikanisches Wanderleben. Kuruman ward der Ausgangspunkt dafür. Livingstone steht aber auch noch in anderer Hinsicht auf den Schultern des alten Moffat. Die Methode, welche dieser angewandt hatte, um die Betschuanensprache zu bemeistern, wurde auch von ihm angenommen, und die Reisewege, auf denen der Schwiegervater weiter ins Innere vorgedrungen war, wurden vom Schwiegersohn ebenfalls wieder begangen, nur daß er später in dieser Hinsicht weit über Moffats Spuren hinausging. Man sollte Livingstone weniger als einen Missionar, als vielmehr als den Wegbahner für die innerafrikanische Mission bezeichnen. Er hat ja freilich auch Zeiten gehabt, wo er sich in aller Stille der Pflanzung kleiner Christengemeinden widmete, so in Mabotsa bei den Bakhatlas oder in Kolobeng. Aber das Schwergewicht seiner afrikanischen Wirksamkeit liegt nicht dort. Sein eigentlicher Beruf war das unermüdliche Wandern durch Afrika, wobei er unaufhörlich darnach spähte, wie dem verschlossenen Koloß des dunkeln Erdteils beizukommen und an welcher Stelle bei diesem oder jenem wilden Völkerstamm einzusetzen wäre, um den Missionaren eine Thür aufzuthun. Livingstone hatte gerade für diesen Pfadfinderdienst eine besondere Begabung. Ein scharfer Verstand und eiserne Energie waren bei ihm mit einem wunderbar weichen Herzen verschmolzen. Während die meisten andern Afrikareisenden durch ihr Auftreten leider bewirkten, daß sich die Afrikaner gegen das Christentum noch mehr verschlossen, hat die Menschenfreundlichkeit dieses Pioniers thatsächlich überall den christlichen Missionaren einen Empfehlungsbrief ausgestellt. Das konnte noch jüngst ein Besucher Innerafrikas, der bekannte englische Naturforscher Drummond, beobachten, welcher schreibt: „Ich bin in Afrika gewesen und habe im Herzen des dunkeln Weltteils schwarze Menschen gefunden, die sich des einzigen weißen Mannes erinnerten, den sie je gesehen — David Livingstones. Er ist tot, aber noch heute redet er in Afrika: die Augen der armen Schwarzen leuchten, wenn sie einem von dem freundlichen Doktor erzählen, der vor Jahren bei ihnen war. Sie verstanden kein Wort von seinem Englisch, er aber verstand sich auf die Weltsprache des Christentums, und sie empfanden, daß Liebe sein Herz erfüllte.“ Man nehme dazu jenen ergreifenden Anblick, den die Engländer auf Sansibar im Jahre 1874 hatten, als Livingstones Leiche von seinen beiden schwarzen Dienern Susi und

Chuma dorthin gebracht wurde. Sie hatten unter unsäglichen Mühen und Gefahren die irdischen Überreste ihres geliebten Herrn neun Monate lang von Ilala aus bis zur Küste getragen. Es muß eine wunderbare Veränderung in einem heidnischen Afrikaner vorgegangen sein, ehe er einer solchen Leistung fähig ist. Livingstones Lehre und Wandel hatten sie bewirkt. Dies zur Kennzeichnung seiner Bedeutung als Wegbahner der Mission auf afrikanischem Boden. Andererseits ist zu bedenken, was dieser große Mann bei seinen wiederholten Besuchen in England gewirkt hat. Es lag ihm weniger an den wissenschaftlichen Vorträgen, die er dort in geographischen Gesellschaften zu halten hatte, wichtiger und lieber waren ihm die Gelegenheiten, wenn er vor den Studentenversammlungen von Oxford und Cambridge seine zündenden Aufrufe für die Christianisierung Afrikas ergehen lassen konnte, oder wenn er in Missionsversammlungen die vielen Gelegenheiten darlegte, die sich im dunkeln Erdteil jetzt zu kraftvollem Einsetzen hier oder da böten. Dieser Thätigkeit Livingstones verdankt England nicht zum wenigsten das Erstarken seines Missionseifers in den letzten Jahrzehnten. Eine neue Gesellschaft, die Universitäten-Mission, ist geradezu auf diese seine Initiative zurückzuführen. Was Livingstone sonst noch für Afrika gethan, die wichtigen Entdeckungen, die man ihm verdankt, seine sachkundigen Ratschläge zur Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels und was sonst in seinen Reden und Schriften zur Erschließung des dunkeln Erdteils dienen konnte, das hat in geographischen Zeitschriften seine Anerkennung gefunden und findet sie heute noch. Wir begnügen uns damit seine Bedeutung für die Mission darzulegen, und sie ist groß genug, um ihn den bedeutendsten Missionsmännern an die Seite zu stellen, mochte auch seit 1856 das offizielle Band mit der Londoner Mission gelöst sein. Der Christ und Menschenfreund ist bei ihm nie hinter den wissenschaftlichen Afrikareisenden zurückgetreten, wie das in seiner bekannten Grabschrift in Westminster so treffend zum Ausdruck kommt.

Weiter tritt Robert Morrison hervor, der Zeit nach ein Genosse Moffats, aber auf seinen Missionswegen durch den halben Erdball von ihm getrennt. Ihm ist es beschieden gewesen, von 1807 an als der erste evangelische Missionar eine Bresche in die chinesische Mauer zu legen. Es ist überaus interessant, all die Mittel und Wege zu beobachten, die dieser zähe Schotte anwandte, um für die frohe Botschaft des Evangeliums einen Eingang im verschlossenen China zu erzwingen. Sein Wirken fällt in die Zeit, wo die Chinesen nur wider-

willig einige Vertragshäfen an ihrer Küste geöffnet hatten. Ihr Mißtrauen gegen die Ausländer, besonders gegen England, kannte keine Grenzen. Die Londoner Mission schickte darum ihren Sendboten über Nordamerika. Trotz dieser Vorsicht mußte Morrison darauf gefaßt sein, unmittelbar nach seiner Landung auf chinesischem Boden von den dortigen Behörden des Landes verwiesen zu werden, denn ihre Verträge mit den auswärtigen Mächten bestimmten ausdrücklich, daß nur Händler sich in den geöffneten Hafenstädten niederlassen dürften. Da war es eine große Hilfe für ihn, daß ihm eine amerikanische Faktorei in Makao, der Hafenstadt Kantons, alle mögliche Gastfreundschaft und Deckung gewährte. Unter diesen Umständen fing er seine Sprachstudien an, um die es der Missionsgesellschaft zunächst ausschließlich zu thun war. Nach zwei Jahren wurde seine Stellung im Lande etwas sicherer. Die ostindische Compagnie stellte ihn als chinesischen Übersetzer an, so daß er von nun an wenigstens keine Furcht vor Ausweisung mehr zu haben brauchte. Bei seinen Sprachstudien erhoben sich aber neue Schwierigkeiten. Es war den Chinesen bei Todesstrafe verboten, ihre Sprache einen Fremden zu lehren. So mußte sich Morrison mit dem allerdürftigsten Unterricht begnügen; der Mann, welcher sozusagen als Sprachlehrer bei ihm verkehrte, trug immer Gift bei sich, um vorkommendenfalls den Grausamkeiten seiner Landsleute zu entgehen. Unter diesen Umständen war es schon ein namhafter Erfolg, daß der Dolmetscher-Missionar im Jahre 1812 eine Grammatik und ein Wörterbuch fertig hatte. Nun konnte er seiner eigentlichen Aufgabe näher treten. Machte ihm auch der Argwohn des Volkes die mündliche Verkündigung unmöglich, in der einsamen Studierstube hinderte ihn niemand. Und so ging denn bald der erste chinesische Traktat, dann ein Katechismus, endlich die Apostelgeschichte, das Evangelium Lucä und andere Teile des Neuen Testamets aus seinen fleißigen Händen hervor. Die Übersetzungen waren alle im gewöhnlichen Volksdialekt gehalten, weil er bei seiner Dolmetscherarbeit nur diesen kennen lernte. Einer späteren Zeit, in der man die Früchte von Morrisons harter Anfangsarbeit ernten konnte, ist es vorbehalten gewesen, auch die gelehrte Mandarinensprache dem Evangelium dienstbar zu machen.

Als der Pfadfinder diese Erfolge nach der Heimat melden konnte, schickte man ihm den ersten Genossen, Namens Milne. Morrison siedelte mit ihm nach Kanton über. Hier geschah die erste missionarische Arbeit im eigentlichen Sinne. Während Milne eine Reise durch die südlichen Hafenstädte machte, suchte Morrison mit der Ver-

kündigung des göttlichen Wortes an das Volk zu kommen. Er hatte dabei wirklich die Freude, einen Chinesen zu taufen; sein Name, Tsae A-Ko, ist in den Blättern der Londoner Mission aufgezeichnet geblieben, weil er der erste evangelische Christ aus seinem Volke gewesen ist. Im übrigen blieben aber die Taufen in dieser ersten Zeit noch eine rechte Seltenheit. Morrison verwandte fortgesetzt seine beste Kraft auf die litterarische Arbeit. Er fand dabei Unterstützung von verschiedenen Seiten. Die Ostindia-Compagnie ließ sein Wörterbuch drucken und auch das chinesische Neue Testament erschien bald mit Hilfe der britischen Bibelgesellschaft zum ersten Male im Druck. Für seinen Genossen Milne aber eröffnete sich ein neues Feld der Thätigkeit. Die beiden Missionare errichteten in Malakka ein anglo-chinesisches Institut, mit dem man sozusagen eine Brücke zwischen dem christlichen Abendlande und dem heidnischen China baute. Hier haben die ausziehenden Missionare in den folgenden Zeiten die chinesische Sprache gelernt und andererseits haben hier Chinesen, die sich mit den Dingen des Abendlandes bekannt machen wollten, ohne irgendwelchen Glaubenszwang Aufnahme gefunden. Milne ward der erste Leiter des Instituts, das lange Zeit in Malakka verblieb, bis es später nach Hongkong verlegt werden konnte. Morrison erlebte es noch, daß das Missionswerk in Kanton sichtbar gedieh: er bekam chinesische Schüler und Studenten in Unterricht, seine Schriften wurden fleißig gelesen, ja es konnte sogar öffentlicher Gottesdienst gehalten werden. So war sein Tagewerk zu einem schönen Abschluß gekommen, als er 1834 heimging. Außer den Europäern, die in Kanton wohnten, ging hinter seinem Sarge auch die kleine Gemeinde der chinesischen Christen, für die er all seine Begabung und seine Liebesarbeit eingesetzt hatte. Sie stellten die Erstlinge der Ernte dar, die inzwischen auf dem harten Boden Chinas eingebracht worden ist, und von denen jetzt über 8000 in der Pflege der Londoner Missionare stehen.

Auch in der langen Reihe der Missionare in Madagaskar zieht einer unsere Blicke auf sich; es ist Ellis, der nach der Thränensaat der madagassischen Verfolgungszeit die Freudenernte beim Wiederaufblühen der dortigen Mission beginnen durfte. Die Londoner Sendboten hatten schon von 1818 an auf dieser größten der afrikanischen Inseln Eingang gefunden und eine ziemliche Anzahl von Getauften aus dem herrschenden Stamm der Hovas gewonnen. Aber in Ranawalona I. kam 1828 eine bigotte Heidin auf den Königsthron. Unter ihrem leider nur allzulange währenden Regiment brach eine 25jährige Ver-

folgung gegen das Christentum aus. Die Londoner Mission unterließ nichts, um ihre hoffnungsvollen Missionsanfänge auf der Insel zu erhalten. Sie sandte ihren Sekretär Ellis aus, um die Königin milder zu stimmen, aber vergebens. Er ward, wie die andern Missionare vor ihm, mit höflichen Redensarten aus dem Lande verwiesen; die Eingebornen aber, die sich als Christen bekannten, wurden gespießt und verbrannt, andere starben am giftigen Tangenatrank, eine Anzahl Adeliger wurden von einem steilen Felsen hinabgestürzt. So wütete die madagassische Athalia bis zu ihrem Tode im Jahre 1861. Unter ihrem Sohne Radama II., der schon als Kronprinz den Christen geneigt war, hörte der Bann auf. Ellis kam wieder, um womöglich auf den Ruinen der ersten Missionskirche ein neues Werk zu bauen. Wie groß war sein Staunen und seine Freude, als er, abgesehen von den geopferten Märtyrern, die alten Gemeinden unversehrt, ja in ihrer Zahl gewachsen fand! Als die letzten Missionare beim Beginn der Verfolgungszeit aus dem Lande getrieben worden waren, berichteten sie von 1000—2000 Christen, die sie hinter sich zurückgelassen hätten, jetzt aber fand Ellis nicht weniger als 7000. Die Erklärung dafür liegt in dem Umstand, daß schon vor der Zeit Ranawalonas die Bibelübersetzung fertig war. Diesen Missionar hatten die Verfolger übersehen und so konnten sich die gehetzten madagassischen Christen in ihren geheimen Versammlungen und im stillen Kämmerlein nicht nur erhalten, sie haben sich sogar vermehrt. Bei der Ankunft des greisen Ellis traten wie mit einem Zauberschlage die über alles Erwarten zahlreichen Gläubigen hervor. Seine Reise nach Antananarivo glich einem Triumphzuge. Aber mehr als die fast königlichen Ehren, die ihm beim Eintritt in die Hauptstadt zuteil wurden, erfreute ihn der Umschwung der Dinge bei den Gottesdiensten, die er auf dem Wege mit den Eingebornen feierte. An den Orten, wo er bei seinem ersten Aufenthalt im Lande nur im verborgenen und mit verhaltener Stimme zu den Christen hatte sprechen können, gab es jetzt großartige christliche Versammlungen bei hellem Tageslicht, und der Raum in den Häusern wollte nicht zureichen, die Zuhörer zu fassen. Es war ihm in der Folgezeit verstattet, eine neue Blütezeit der Londoner Mission auf Madagaskar herbeizuführen. Es wurden Kirchen gebaut, unter anderen die schöne Märtyrerkirche auf dem Platze einer großen Hinrichtung dicht bei der Hauptstadt; die Zahl der Schulen wuchs in überraschender Weise und auch die Taufbewerber mehrten sich so stark, daß die Zahl der ankommenden Missionare für den Taufunterricht bald unzureichend

war. Ellis erlebte es noch, daß die Königin Ranawalona II. bald nach ihrer Thronbesteigung sich taufen ließ. Er starb 1872. Die madagassische Kirche aber ist in ihrer selbständigen Entwicklung sämtlichen andern Gebieten der Londoner Mission vorausgeeilt. Es sind schon 1048 eingeborne Prediger vorhanden, die Zahl der Schulen beläuft sich auf 1290, die der eingebornen (zur Londoner M.-G. gehörenden) Christen aber auf 350 000.

Als die letzten im Zug der Londoner Missionare ziehen die Glaubensboten für Neu-Guinea (britischen Anteils) an uns vorüber. Sie werden von den beiden mutigen Pionieren Murray und Macfarlane geführt. Ihr Werk ist noch ziemlich jungen Datums. Im April 1871 fuhren sie von Lifu, einer der Loyalitäts-Inseln ab; acht eingeborne Lehrer, die in ihrer Jugend noch Kannibalen gewesen, jetzt aber wohl unterrichtet und im Glauben bewährt waren, begleiteten sie. Es galt den heiligen Krieg gegen die größte Insel der Welt, das damals noch gänzlich unbekannte Neuguinea und das schreckliche Heidentum der Papua. Als Stützpunkt für die gewagte Mission wählte man Kap York, die nördlichste Spitze des australischen Festlands. Von hier aus suchte Macfarlane erst auf den Inseln der Torresstraße, dann im Papuagolf im Mündungsgebiet des Flyflusses, endlich auf dem Festland von Neuguinea selbst festen Fuß zu fassen, indem er hier und da einige der eingebornen Lehrer einsetzte und zu ihrer Visitation beständig wiederkehrte. Dasselbe that Murray für den östlichen Teil der Insel. Da sich das Klima für Europäer als zu gefährlich erwies, blieben sie beide bei dem Grundsatz, das Missionswerk in der Hauptsache durch erprobte Südseeinsulaner treiben zu lassen, sodaß die weißen Missionare, unter denen sich später namentlich Chalmers und Lawes hervorthaten, nur die Oberleitung in den Händen behielten.

Man könnte ja noch viele Namen nennen, deren Träger ihre Arbeitskraft und ihr Leben im Dienst der Londoner Mission verzehrt haben, die auch im Munde der Eingebornen noch lange fortleben werden. Aber was liegt am Nennen und Preisen der Namen? Es müßten doch die einen hinter die andern zurücktreten und das soll im Werke des Herrn, der seine Diener nicht nach der Begabung, sondern nach der Treue beurteilt, nicht geschehen. Die namenlosen Glaubensboten sind sicher ebenso nötig gewesen, wie die hochberühmten. Mögen diese den weithin sichtbaren Brückenbogen gleichen, die aus dem christlichen England nach den Ländern der Heidenwelt hinübergeschlagen worden sind, so sind die uns unbekannt gebliebenen Männer den Quadersteinen

zu vergleichen, die unter dem Wasserspiegel oder in das Innere der Pfeiler zu liegen kamen. Für die Ausführung und Benutzung des Baues sind die einen so unentbehrlich wie die andern.

Alles in allem, die Londoner Mission ist eine Jubilarin, die etwas zu erzählen weiß. Mag es auch hier und da eine Stelle in ihrer Geschichte geben, die uns fremdartig anmutet, auch ihre Leitung und Methode zu mancher gegründeten Kritik Veranlassung geben, im großen und ganzen sind ihre Lebenserinnerungen wahrhaft erhebend und erbaulich und man sollte auch in den deutschen Missionskreisen das Jubeljahr nicht vorübergehen lassen, ohne sich mit ihren Arbeiten einmal gründlicher bekannt zu machen und sich mit ihnen zu freuen, daß der Herr durch sie unter den Heiden so große Dinge aufgerichtet hat.[1])

Korea.[2])

Von P. Gareis in Buch.

I.

Während der chinesisch-japanische Krieg in hellen Flammen stand, stellte ein Witzblatt das Verhältnis der beiden Kämpfenden treffend also dar: China, ein riesenhafter Zauberkünstler, läßt aus seinen weiten Ärmeln eine Ente nach der andern hervorflattern, aber Japan, ein zwerghafter Kunstschütze, knallt eine nach der andern nieder, bis der Riese keine mehr zu versenden hat.

Und der Zankapfel, um dessentwillen der Krieg entbrannte? In der That wie ein Zankapfel mitten zwischen China und Japan hineingeworfen liegt Korea, das Land „Chaosien", d. i. heiterer Morgen, wie es die Eingeborenen nennen. Aber der friedliche Name stimmt nicht zu seiner vielbewegten Vergangenheit.

Wir haben eigentlich nur eine Quelle, welche uns über die älteste Geschichte der Halbinsel Aufschluß giebt; es ist dies das Werk des englischen Missionars John Ross: the history of Corea,

---

[1]) Zu eingehenden Studien kann namentlich die jüngst erschienene Festschrift empfohlen werden: The Story of the L. M. S. 1795—1895 by C. Silvester Horne. London, John Snow & Comp. 2. Joy Lane, Paternoster Row E. C. Preis 5 M.

[2]) Quellen: 1. John Ross, the history of Corea. 2. Ch. Dallet, histoire de l'église de Corée (2 Bde.). 3. Allgem. Miss.-Ztschr. 4. Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 5. The Missionary Review. 6. Sievers, Asien. 7. Basler Miss.-Magazin.

der, wie er berichtet, dazu hunderte von chinesischen Werken gewälzt und viele koreanische, in China geschriebene Bücher gelesen hat.

Daß Korea schon lange, bevor die Chinesen eine Nation wurden, bewohnt war, ist zweifellos, obgleich aus der alten chinesischen Geschichtsschreibung hervorgeht, daß die Chinesen Jahrhunderte hindurch in Unkenntnis gewesen sind über das Vorhandensein von Nachbarvölkern im Norden und Nordosten, von ihnen getrennt durch unkultivierte Landstriche und wilde Gebirge. Vieles in der chinesischen Geschichtsschreibung läßt zweifeln, ob man Wahrheit oder Dichtung vor sich hat, aber die Nachrichten über das Land „Mandschuria" tragen den Stempel der Geschichte. Über 23 Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung war hiernach dies Land von den Sischun-Schu oder Sooschu bewohnt, deren Abkömmlinge gegenwärtig die Geschicke von Halb-Asien beherrschen. Sie bewohnten die Gegenden um und nördlich von Schingking, der Rest des Reiches „Liaotung", d. i. Korea, war des Bergwildes und des Tigers Reich. Als in China 1122 vor Christi Geburt die Tschu-Dynastie gegründet wurde, wanderte ein gewisser Kis-tse aus Nord-China nach Korea und wurde der Gründer des eigentlichen koreanischen Reichs, das jedoch damals nur den äußersten Nordwesten der Halbinsel umfaßte und Chaosien „friedlicher Morgen" genannt wurde. Das Volk von Chaosien war zweifellos das Sischun-Geschlecht, welches angewachsen und nach Südosten ausgeschwärmt war. Zur selben Zeit gab es südöstlich von Chaosien, also auf der eigentlichen Halbinsel, hunderte von „Königreichen", worunter wir unabhängige Stämme der wilden Sischun zu verstehen haben, welche weder den Ackerbau noch den Gebrauch des Feuers (?) kannten, welche im Sommer auf der Sonnenseite der Berge lebten und im Winter sich Höhlen gruben, deren Kleidung im Sommer aus einem Stück Kattun und im Winter aus einem Fettüberzug über die bloße Haut bestand, wenn sie in ihren Höhlen saßen und sich von rohem Fleisch nährten. Zu diesen Wilden flohen viele Chinesen, um Bestrafung und Bedrückung in der Heimat zu entgehen, aber sie konnten den Soschun keine Kultur und Sitte beibringen. Auch die Sprache der Ureinwohner, dem Chinesischen ganz unähnlich, blieb durch diese Einwanderung unberührt.

Bald nach ihrem Emporkommen in China, 206 v. Chr., schickte die Han-Dynastie, die machtvollste, die China gehabt, nach welcher sich die Chinesen mit Stolz jahrhundertelang Han-Leute genannt haben, eine tüchtige Armee nach Chaosien und löste das Königreich trotz *tapferster* Gegenwehr auf. Damit beginnt die Zeit fortwährender

Kämpfe: irgend ein Großer in Korea gründet ein unabhängiges Reich — und die eifersüchtige chinesische Dynastie schlägts wieder in Stücke.

Beim Beginn der christlichen Zeitrechnung sah es auf der Halbinsel etwa so aus: drei unabhängige von einander scharf abgegrenzte Reiche breiteten sich über Korea aus. Im Norden und Nordosten: Königreich Gaoli (aus welchem Namen die heutige Bezeichnung für die ganze Halbinsel entstanden ist, Gaoli = Gaori = Korea), im Osten: Königreich Petsi, im Süden: Königreich Sinla. Letzteres gewann nach Kriegen von einem Jahrtausend schließlich die Oberhand. Fortwährend waren die koreanischen Reiche unterdes von China bedroht und in Atem gehalten. Dies beweist unter anderem der Vertrag, den sie 613 mit Japan schlossen, zum Schutz und Trutz gegen China. 200 n. Chr. hatten sie Japans Kriegstüchtigkeit am eigenen Leibe erfahren. Aber wenn sie sich auch unter Japans Beistand Chinas erwehrten, der chinesische Einfluß auf Korea während der ganzen Zeit war ein großer. Die chinesischen Schriftzeichen, der Seidenbau, der Buddhismus, die Keramik, der Kompaß, zahlreiche Künste drangen von China her ein und gingen nach Japan weiter.

Um das Jahr 1000 wurden die eben erwähnten drei Königreiche zu einem vereinigt unter der Wang-Dynastie, mit der Hauptstadt Sangdong. Der König erkannte die Oberherrschaft des chinesischen Kaisers an. Während dieser Dynastie, welche bis 1392 bestand, blühte das Land auf. Der Buddhismus wird zur Staatsreligion erhoben. Der Sturz der mongolischen Dynastie in China, Ende des 14. Jahrhunderts, zog die koreanische Vasallen-Dynastie mit, und eine neue, die von der chinesischen Ming-Dynastie begünstigte[1]) Ri-Dynastie kommt in Korea auf. Seit ihrem Regierungsantritt wird in Korea nach chinesischer Chronologie gerechnet. Tai-tso, der Herrscher einer, verlegt die Landeshauptstadt nach Han-i-ang-Söul, d. i. „Hauptstadt". Das Land wird in die heutigen acht Provinzen eingeteilt. Einer der Nachfolger Tai-tso's ist der mächtige Siong. Siong, welcher einen Krieg mit Japan führte, weil einzelne japanische Provinzen, die Korea tributpflichtig waren, den Tribut verweigerten. Aber Taiko-sama, ein japanischer Fürst, schlug die Koreaner aufs Haupt und brachte sie 1592 an den Rand des Verderbens. Vergebens sandte China seinem Vasallenstaat Hilfstruppen, es sollen 200 000 japanische Soldaten im Lande gewesen sein. Drei Viertel von ganz Korea wurde unterjocht, und wäre Taiko-sama nicht 1598 gestorben, so wäre Japan Herr der ganzen Halbinsel geworden. Sein Tod zog 1615 den Sturz seiner Familie in Japan nach sich, und es wurde mit Korea Frieden geschlossen. Die Friedensbedingungen waren für Korea sehr erniedrigend, z. B. war eine jährliche Abgabe von 30 Menschenhäuten dabei. Der Hafen Fusan auf Korea fällt an Japan. 1636 wird die Ming-Dynastie in China gestürzt. Die Koreaner nehmen für dieselbe Partei, aber die Mandschu-Dynastie, die Siegerin in China, schickt eine Armee nach Korea und diktiert den Rebellen den Frieden: der koreanische König muß die direkte Autorität des chinesischen

[1]) Dallet schreibt: Tsi-tsien-Dyn.

Kaisers über seine Person anerkennen und wird mit der Krone nur belehnt. Korea ist China tributpflichtig. Jedes Jahr muß der König eine Gesandtschaft nach Peking schicken, um den Tribut zu überbringen und den Kalender zu empfangen. 1000 Unzen Gold, 1000 Unzen Silber, 10 000 Sack Reis, 2000 Stück Seide, 300 Stück Leinwand, 1000 Rollen Papier, 1000 Ochsenhörner, 200 Stück Färbeholz, 100 Tigerfelle, 100 Hirschfelle, 400 Biberfelle ꝛc. sind alljährlich abzuliefern. Jeder neue König hat durch besondere Gesandtschaft um seine Investitur zu bitten. Wenn eine chinesische Gesandtschaft nach Korea kommt, hat sie der König außerhalb der Hauptstadt unter tiefen Verbeugungen zu empfangen. Eine königliche Krone darf er nicht tragen. Persönlich muß er in Peking gratulieren und kondolieren. Die Ming hatten die Koreaner mehr als ihre Verbündeten behandelt und stehen daher noch heute bei ihnen in gutem Andenken.

Seit 1636 hat Korea weder mit China noch mit Japan Krieg gehabt. Es hat sich immer schwach und klein gestellt und das System völliger Abschließung gegen jeden Fremden ist 250 Jahre lang auf das peinlichste durchgeführt worden! Ein neutraler unbewohnter Grenzstrich zwischen China und Korea ist künstlich geschaffen worden, welcher hauptsächlich das Thal des Hungkiang umfaßt und bis an den chinesischen Palissadenwall reicht. Nur in Kaulimöun „dem Thor Koreas“ wurden jährlich drei Märkte abgehalten. Erst in den Jahren 1882, 83, 84, 86 machten die Handelsverträge mit Amerika, Deutschland, Groß-Britannien, Italien Rußland und Frankreich der hermetischen Abgeschlossenheit ein Ende. Drei Häfen wurden den Kulturvölkern eröffnet: Chemulpo an der Westküste, Gensan an der Ostküste (ein Hafen, auf den Rußland besonders ein Auge hatte, weil er im Winter eisfrei bleibt) und Fusan im Süden.

Land.

Der Name Korea ist abgeleitet von dem Wort „Gaoli“, von den Koreanern Kori gesprochen, woraus die Europäer Korea gemacht haben. Die Koreaner nennen sich selbst das Kori-Volk, ihr Land aber nennen sie Chaosien oder Chosen. Vor dem 16. Jahrhundert war das Land den Europäern gänzlich unbekannt. Auf den holländischen Landkarten war Korea als Insel gezeichnet. Der König von Korea hatte eine Karte seines Landes anfertigen lassen, aber er gab sie nicht heraus, selbst dem chinesischen Kaiser, seinem Lehnsherrn, nicht. Die Küsten der Halbinsel sind nackte Felsen; unbewohnte Felseninseln davor brechen die Brandung. Auch das Innere ist lauter Gebirgsland. Man sieht nirgends etwas anderes als Felsen, schreiben die Missionare, mit Ausnahme der Ebene von Nai-po am östlichen Meer. Aber auch dies ist keine Ebene im absoluten Sinn. Die Berge sind hier nur niedriger und flacher. Nai-po ist die Kornkammer der Hauptstadt. Hervorragende Gipfel giebt es in Korea nicht. Seinen Fusijama, der als Hintergrund alle japanischen Landschaftsbilder schmückt, hat es

nicht. Der einzige etwas hervorragende Berg ist der Paikunsan (2470 m) im nördlichen Grenz-Gebiet. Paikunsan „weißer Berg", Mont Blanc, Libanon, Maunakea ꝛc.[1]) Die Gebirgsthäler, durch welche sich nur schmale Fußpfade hinziehen, lassen eben genug Raum, um etwas Reis zu bauen. Vom Fort Fusan führt eine direkte Straße nach der Hauptstadt, zwischen steilen Felsen. Ein einzelner tapferer Mann könnte sie stellenweise sperren und hunderte am Passieren hindern. Oft haben sich hier Japaner und Chinesen gegenübergestanden, ohne sich besiegen zu können. Auch die Flüsse sind keine Kommunikationswege. Neun Flüsse sind überhaupt nur schiffbar, und das auch nur meist 20—30 km aufwärts. Am weitesten führt der Nakfong-gang[2]) ins Land hinein (230 km). Die Flüsse sind 4—5 Monate im Jahr mit Eis bedeckt. Die Hauptstadt Söul ist schön gelegen im Herzen der acht Provinzen, von Bergketten rings umgeben, unterhalb der Vereinigung der beiden Quellflüsse des Hangkang. Sie hat 250000 Einwohner. Die Architektur der Gebäude ist chinesisch. Die zweitgrößte Stadt ist Fyöng-giang. Im ganzen giebt es acht größere Städte. Der Osten Koreas enthält keine von ihnen. Die südlichste und westlichste Provinz sind am dichtesten bevölkert. Die Gesamteinwohnerzahl Koreas schätzt man auf 10—13 Millionen. Der Flächen-Inhalt ist etwa dreimal so groß, als der von Bayern. Das Klima ist dem Japans sehr ähnlich: heiße Sommer und kühle Winter. Herbst und Frühling sind die schönsten Jahreszeiten. Auf den Höhen wächst die Fichte, Birke und Lärche, in den Thälern der Ahorn, die Esche, Linde, Pappel und Eiche. Der Bambus ist selten.

Der Ackerbau ist, obwohl Korea ein Gebirgsland ist, die Grundlage der Kultur des Landes. Reisbau herrscht vor. Daneben wird gebaut: Hirse, Weizen, Buchweizen, Mais, Bohnen, Wasser-Melonen, Pfeffer, Hanf, Baumwolle, Nesseln, Ricinus. Sehr selten ist die Kartoffel. Der Thee fehlt ganz. Überall dagegen ist Seiden- und Tabaksbau. Bohnen werden am meisten exportiert: 1890 für eine Million Dollars. Die Viehzucht steht an zweiter Stelle. Die Koreaner haben eine ganz vorzügliche, große und starke Rinder-Rasse. Ihre Pferde sind klein. Das Reiten ist etwas Unbekanntes, so unbekannt und Gelächter erregend, als „wenn einer bei uns mit Hunden pflügen wollte" (J. Roß). Die Schafe, welche sie für ihre Opfer nötig haben, werden importiert. Sie essen Hundefleisch mit Vorliebe. Eine kleine Tiger-Art ist noch ziemlich häufig in den Bergen. Im Sommer sind die Insekten eine wahre Landplage.

In der Industrie leisten die Koreaner besonders in der Papier-

[1]) Fast jedes Gebirge der Erde mit ewigem Schnee hat seinen „weißen Berg".
[2]) Roß schreibt Datong-gang, auch Tatong-gang.

fabrikation Vorzügliches. Ihre Regendächer (Schirme, Hüte rc.) von Ölpapier suchen ihresgleichen. Auch gute Seide verstehen sie zu verfertigen. Die Berge enthalten viel Mineralien, jedoch nicht so viel, wie man früher annahm. Kupfer ist selten. Außer guter Anthracit-Kohle giebt es wenig an sonstiger Kohle. Eisen ist genügend vorhanden, und viele Goldwäschereien sind in Betrieb. Im allgemeinen ist zu sagen, daß die Industrie seit Eröffnung der drei Häfen und dem Eindringen europäischer Waren zurückgeht. Die billigen Kleiderstoffe des Auslandes verdrängen die selbstgewebten, ebenso die aus Japan importierten Metallwaren die einheimischen. Das aus der Ricinusbohne bereitete Lampenöl weicht dem Petroleum, und die leere Petroleumkanne tritt an die Stelle des im Lande gearbeiteten Thongefäßes. Der Reis steigt im Preise, seit die Exporthäfen da sind, und das niedere Volk verarmt immer mehr. Dagegen begehren die Reichen immer mehr europäische Luxusgegenstände und werden immer üppiger. 1890 wurden aus Chemulpo für 4 Millionen 300000 Dollars Waren exportiert und solche für 4 Millionen 700000 Dollars importiert. Im Innern des Landes besorgen den Handel meistens Hausierer. Die drei Exporthäfen stehen unter sich und mit dem Auslande per Kabel in Verbindung. Eine Telegraphenlinie geht von Fusan über Land nach Söul-Mukden-Tientsin. 1890 waren in Korea nur 92 Europäer wohnhaft, darunter 32 Deutsche.

Leute.

Die Jahrhunderte der Kriege haben die zahlreichen Stämme der Einwohner Koreas und ihrer Nachbarn bunt durcheinandergeworfen, aber die Sprache der Koreaner verrät, daß sie den Mandschu näher stehen, als den Chinesen. Ihr Aussehen ist ähnlicher den West- als den Nord-Chinesen, am unähnlichsten den Süd-Chinesen. Viele erinnern auch an die Japaner. Aber die koreanischen Männer sind größer, kräftiger und schöner als die Japaner. Das Kinn tritt mehr hervor, und die Augenlider stehen mehr in grader Linie. Im allgemeinen sind sie schwarzhaarig, aber doch kommen Männer mit gelb-braunen Bärten vor und dunkelbraunem Haar. Vollbärte sieht man selten. Im Alter sind sie grauhaarig. In europäischer Kleidung würden viele als anmutige Erscheinungen gelten. Auch die Koreaner haben sich vor dem geistigen Übergewicht der Chinesen in früheren Zeiten gebeugt und von diesen viel von Sprache, Kleidung und Schrift angenommen. Im allgemeinen eignet den Koreanern mehr Ernst als den Chinesen. Sie zeigen nicht die unverschämte Neugier Fremden gegenüber, wie die Söhne des himmlischen Reichs. Sie haben auch mehr Interesse für das Ideale, und ihr Gemütsleben ist ausgebildeter, als es bei den materiellen, nüchternen Chinesen der Fall ist. Daß die Koreaner keinen Thee trinken, ist eine in Ost-Asien unerhörte Ausnahme. Korea

in seiner ganzen Kultur mutet einen an, wie eine veraltete Ausgabe von China, die Tracht, es ist die der Chinesen zur Zeit der Ming-Dynastie, erinnert fortwährend daran. Die Koreaner hatten ursprünglich eine von ihren Nachbarn verschiedene Sprache, aber allmählich ist sie von so vielen chinesischen Ausdrücken durchsetzt, wie etwa die englische Sprache von lateinischen. Vor 300 Jahren schrieb man noch offiziell koreanisch. Die Schrift hat ein so einfaches, logisch fortschreitendes Alphabet, daß sie in einer halben Stunde zu erlernen ist. Die Grammatik der alt-koreanischen Sprache wird von allen Kennern hoch gerühmt. Ganz unähnlich dem starren Silben-Aneinanderreihen des Japanischen und dem schwerfälligen Chinesisch, ist die Sprache wunderbar biegsam und prägnant. Die Ungebildeten in Korea schreiben und sprechen immer noch alt-koreanisch, obgleich sie aus Mißtrauen gegen jeden Fremden sagen: sie verständen nur Chinesisch, dies ist längst die offizielle Schrift geworden. Thatsache ist, daß viele koreanische Beamte nicht mehr koreanisch lesen können. Sprechen kann das „ön mun", d. i. Altkoreanische noch ein jeder.

Das Land ist Gebirgsland, daher sind viele Häuser von Stein, sonst sind sie von Tannenholz, mit Flechtwerk überzogen und mit Lehm und Kalk wasserdicht gemacht. In der Bauart haben sie Ähnlichkeit mit den chinesischen Häusern. Im allgemeinen haben sie die Form eines Hufeisens, dessen geschlossenes Ende nach der Straße zeigt. Mehrere Häuser zusammen pflegen von einer gemeinsamen Umfassungsmauer umgeben zu sein. Durch dieselbe führt ein überdeckter Thorweg in den ersten Hof, von diesem aus führt ein zweiter Thorweg in einen zweiten Hof. Manchmal giebt es sogar noch einen dritten Hof. In den Höfen stehen die Häuser. Ein und dieselbe Familie bewohnt sie, aber nach Generationen getrennt, jede Familie durch ein besonderes Thor eingehend. Die verheirateten Söhne wohnen beim Vater. Jede verheiratete Frau hat ihren Raum, wo nur ihr Mann sie sieht. Nie darf z. B. der Schwiegervater zur Schwiegertochter ins Zimmer, umgekehrt aber sie zu ihm, wenn er krank ist und sie ihn pflegt. Eine hölzerne Plattform ragt weit unter dem Dach hervor. Auf ihr wohnt, ißt und schläft man im Sommer. Die Bettstätten sind bemerkenswert. Kang ist der Name dafür. Man findet in den Häusern zwei Fuß hohe gemauerte Pritschen, welche inwendig durch Mauern, die alle im Kamin endigen, in Züge eingeteilt sind wie etwa unsre Kochherde. Ein Lehmüberzug macht das Ganze luftdicht. Wird in dem Kamin, der sich außerhalb befindet, gefeuert, so geht die ganze Hitze in den „Kang", dessen Oberfläche wie ein geheizter Ofen ist. Eine Matte von Stroh oder Baumwolle, ein Pelz, stellen die erwünschte Weichheit her, und das Bett oder Sopha ist fertig, auf dem sie am Tage viel mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Im übrigen fehlen Möbel fast ganz. Beim Essen hat jede Person vor sich einen runden Tisch, einen Fuß breit

und einen Fuß hoch. Darauf steht ein Napf von Silber, Messing oder Zinn, Reis für zwei Personen fassend. Sie essen denselben mit einem silbernen oder zinnernen Löffel, unsern Löffeln ähnlich. Der Reis wird gedämpft, nie gekocht. Er ist daher ganz trocken. Ein Gefäß mit heißem Wasser steht auf dem Tisch, um nach Belieben den Reis einzutauchen. Sie essen dazu das Fleisch von ihren enorm großen, kurzhörnigen Rindern. Auch Schweine haben sie, Hammel dagegen nicht. Die Flüsse liefern Fische in Menge. Wildschweine, Fasanen, Schneehühner, Enten und Gänse kommen ebenfalls auf ihren Tisch, dazu Bohnen, Rüben, Spinat, Zwiebeln, Kohl und Gebäck von Weizen und Gerste. Die Bevölkerung der nördlichsten Gegenden nährt sich meist von Buchweizen. Die Kleidung ist die altchinesische. Das Obergewand ist weit und faltig, steif gestärkt. Bläulichweiß ist die gewöhnliche Farbe. Die Farbe der Trauer ist ganz weiß. Ein langer blauer Streifen an jeder Seite herunter ist bei einem Mann das Abzeichen eines Gelehrten. Ganz Blau trägt der Mandarin. Gelbe Seide darf bloß der Kaiser tragen. Die Vornehmen tragen Seide, die Ärmeren Kattun. Unter dem schlafrockartigen Obergewand tragen sie sackartige, um den Knöchel mit weißem Band zusammengebundene Hosen, stets von weißer Farbe. Die Frauen tragen außerdem einen krinolinenartigen gestärkten Unterrock. Der Unterrock der Vornehmen muß den Boden berühren. Die Kinder tragen nur ein bis zu den Knien reichendes Jaquet. Die Frauen verhüllen sich, wenn sie überhaupt auf der Straße erscheinen, so daß bloß eine Augenöffnung bleibt. Sehr auffallend sind noch die mächtigen, breitkrämpigen, glockenförmigen Hüte, die zumal im Trauer-Kostüm so groß getragen werden, daß sie das Gesicht völlig verbergen. Manch ein Fremder hat sich lediglich durch Anlegung koreanischen Trauer-Kostüms Freiheit und Leben erhalten.

Das neugeborene Kind wird auf Reisstroh gebettet und bekommt die ersten drei Tage nur Reis-Wasser, während die Mutter von Honigwasser und Bärenleber lebt. Die Geburtsstunde wird genau notiert. Man macht von derselben aus Schlüsse auf das Ergehen des Kindes. Vor dem siebenten Tag tritt niemand ein bei Mutter und Kind, dann aber pflegen die Besucher sogleich Geschenke mitzubringen, und ein Freudenfest wird gefeiert. Das Jahr, in welchem das Kind geboren ist, gilt als sein erstes Lebensjahr. Ist einer z. B. im Dezember 1858 geboren, so ist er 1858 ein Jahr alt, 1859 zwei Jahr alt rc. Wenn das Kind an zu sprechen fängt, bekommt es seinen ersten Namen, bei dem es bis zu seiner Verheiratung gerufen wird. Dann erhält es einen zweiten, für sein Leben. Ist es ein Mann, so erhält derselbe noch einen dritten Namen, bei dem ihn seine Freunde nennen. Die Sterblichkeit unter den Kindern ist groß. Stirbt die Mutter, solange das Kind noch klein ist, so ist es gleichfalls dem Tode verfallen.

Oft kommen die Kinder schon als fünfjährige zur Schule. Die Fibel, die sie bekommen, heißt „100 Würden-Thor“ „Chiendsu-mun“. Sie ist eine Art Vokabularium, aber sehr praktisch eingerichtet. Jede Seite ist in drei Kolonnen geteilt, und zwar enthält Kolonne 1: das

chinesische Schriftzeichen des betreffenden koreanischen Worts, Kol. 2: die koreanische Bedeutung, Kol. 3: das mit koreanischen Schriftzeichen geschriebene chinesische Wort. Zum Beispiel

I.	II.	III.
天	hanul	tien[1])
chinesisches Schriftzeichen für „Himmel".	heißt auch koreanisch „Himmel".	(aber mit korean. Schriftzeichen) heißt auf Chinesisch „Himmel".

Die anderen Schulbücher sind die in den chinesischen Schulen gebräuchlichen. Schon mit 15 Jahren kann man den Grad als Tsoshi oder Siwtsai erlangen. In den ca. 300 Städten Koreas giebt es ca. 1000 Tsoshis. Jedes dritte Jahr müssen alle nach Söul, um das Examen zum Jinsa zu machen; 200 Examinanden können bloß bestehen. Die 800 Durchfallenden gehen damit zugleich der Tsoshi-Würde verlustig, die sie sich dann erst wieder durch ein neues Examen erwerben müssen. Mancher macht das Tsoshi-Examen ein Dutzendmal, ohne Jinsa werden zu können. Aber ohne Jinsa-Würde keine Staats-Anstellung. Der höchste Grad ist die Wunjü-Würde, d. i. Gelehrten- oder, als Soldat, Offiziers-Würde. Freilich herrscht in der Vergebung von Stellen ein grenzenloser Nepotismus. Die höchsten Stellen sind erblich. Man schrieb in Korea zuerst auf Bambus, der mit Lack überzogen war, in den man hineinritzte. 200 v. Chr. erfand General Mung (der den ersten großen Wall gegen China begann) das Schreiben mit Pinseln aus Hasenhaar und Tinte aus Kien-Ruß auf dem Innern von Maulbeerbaum-Rinde. Als freie Künste gelten in Korea: die Religionsgebräuche, die Musik, das Bogenschießen, der Wagenbau, das Rechnen und die Schriftstellerei. Die Gesellschaftsklassen sind diese drei: die Staatsbeamten, die Besitzer und Handelsleute, die Handarbeiter. Als unterste Klasse werden die Ochsenschlächter angesehen. Fast ebenso verachtet sind die Schweineschlächter und die Prostituierten. Die niedrigere Klasse darf sich nicht in Gegenwart der höheren setzen, der Sohn nicht in Gegenwart des Vaters. Kann er endlich nicht länger stehen, dann muß er auf dem Kang so sitzen, daß die Fußsohlen den Kang so berühren, als ob er stehe. Entsprechend darf nicht in Gegenwart des Höheren geraucht, oder die Pfeife auch nur gezeigt werden. Die Klassen heiraten nicht durcheinander.

In den größten Städten verloben die Eltern ihr Kind von 7—8 Jahren. Bei den Mandarinen ist dies die Regel. Das Alter, in dem

[1]) J. Roß schreibt: tiun.

der Mann heiratet, ist gewöhnlich das 14. Lebensjahr. Oft ist die Braut 3—8 Jahr älter. Witwen haben ein Vorurteil gegen sich und bekommen bei ihrer Wiederverheiratung nur einen Mann niedrigerer Gesellschaftsklasse. Vater und Mutter haben unbeschränkte Gewalt über ihr Kind und suchen ihm den Gatten aus. Die Mutter inspiziert dann die zukünftige Schwiegertochter, der Vater den Schwiegersohn. Fällt die Visite günstig aus, dann läßt der Vater durch einen Mittelsmann einen langen, förmlichen Brief überbringen, in dessen letztem Teil, wie zufällig nebenbei des eigentlichen Begehrs Erwähnung gethan wird. Das Papier muß rot sein. Erfolgt eine entsprechende Antwort, dann gilt das Verlöbnis als geschlossen. Stirbt der Bräutigam vor der Hochzeit, so gilt die Braut als Witwe. Ist der Hochzeitstag horologisch bestimmt, dann sendet der Bräutigam der Braut Frauenkleider und Stoff zu Männerkleidern, die sie ihm nähen muß. Ist dies geschehen, dann bindet der Bräutigam zum erstenmale seinen Zopf in einem Knoten auf dem Kopf fest, trägt fortan einen schwarzen Hut und redet seine bisherigen Spielkameraden mit „Er“ an, während sie zu ihm „Sie“ sagen müssen. Ein Unverheirateter wird niemals „Mann“ genannt, sondern „yatow“, d. i. „eine nicht heiratsfähige Dirne“, und ein Mann von 14 Jahren hat mehr Rechte, als ein yatow von 40 Jahren. In der Nacht vor der Hochzeit übersendet die Braut die von ihr genähten Männerkleider. Alle, Vater, Bräutigam und Dienerschaft machen sich auf nach dem Hause der Braut und treten ein. Plötzlich ergreifen junge Burschen den Bräutigam und schleppen ihn fort. Der Brautvater muß ihn einlösen. Dann werden alle bewirtet, der Bräutigam opfert vor der Ahnentafel der Braut und beide ziehen sich zurück. Am andern Morgen teilt die junge Frau ihr Haar in zwei Zöpfe, die zu beiden Seiten, nach vorn gezogen, getragen werden. Im Haus des Mannes angelangt, opfern beide vor der Ahnentafel des Mannes. So viel Frauen wie einer ernähren kann, darf er auch heiraten. Die Kleider der ganzen Familie nähen die Frauen allein. „Um 220 n. Chr. lebte ein gewisser Liang-Hoong, der ein Weib heiratete, Namens Mung-Gwong, die kam in prächtigen Kleidern und mit schön geflochtenem Haar in sein Haus. Er sagte: ich will diese Frau nicht zu meinem Weibe. Nach und nach erschien sie in Kattun und ohne Putz, mit Wirtschaftsgegenständen in der Hand Hoong aber sagte: das ist mein Weib!“

Ist ein Koreaner gestorben, so wird er, wenn er ein Kind oder eine unverheiratete Person ist, in seinen Nachtkleidern einfach verbrannt. Verheiratete dagegen werden im Sarg mit vielen Ceremonien begraben. Der Sohn drückt dem Vater die Augen zu, daher das koreanische Sprichwort: nun gam gimda upda „er hat keinen, der ihm die Augen zu drückt“, d. i. er hat keinen Sohn. Alle lösen ihr Haar auf, verhüllen damit das Gesicht und beklagen die Leiche, die auf einem Brett auf dem Fußboden liegt. Ein schmaler Tisch steht vor ihr, in drei Näpfen darauf Reis, Erbsen und Reisbranntwein; ferner drei Paar Strohschuh, drei Kattunkleider, drei Papierjaquets. Drei Tage wird der Name des Verstorbenen gerufen. Dann wird das auf dem Tisch Stehende für den abgeschiedenen Geist verbrannt. Bis zu drei Monaten steht manche Leiche

aufgebahrt; für das Begräbnis wird ein Glückstag abgewartet. Dann wird der Sarg mit rotem, blauen oder schwarzen Satin überdeckt, und die Sargträger (aus einer der niedrigsten Klassen) tragen den Sarg durch die Thore. Vorauf geht eine Prozession gemieteter Leute, welche klagen und Papier auf den Weg streuen, hinterher gehen die Leidtragenden, oder werden in Sänften getragen. Unterwegs „beehrt irgend ein graduierter Freund des Verstorbenen den Zug mit Gebeten, die er für den Verstorbenen spricht“. Die Grabstelle ist vom Geomanten mittelst Kompaß bestimmt. Der Hügel ist klein, ein Steinmann wird vor demselben errichtet. Die Kleidung des Verstorbenen, die zum Grabe mitgenommen war, wird wieder ins Haus gebracht, wo sie drei Jahre lang ausgestellt und an ihr getrauert wird. Sie schlagen sich dabei an die Brust und rufen den Namen des Verstorbenen vom höchsten Punkt der Wohnung aus, beim höchsten Titel, den er bei Lebzeiten hatte, und zwar rufen sie nach Norden zu, wohin der Geist des Verstorbenen entflohen ist. Der älteste Sohn ist dabei der „Trauermeister“.[1]) Sie raufen sich das Haar, fasten und gehen barfuß. Ist der Sohn fern, wenn der Vater stirbt, so muß er sofort nach Hause kommen, 100 Li[2]) muß er täglich wandern (?). Zu Haus angekommen, muß er die Hinterbliebenen bei den Händen fassen und klagen. „aï-ko, aï-ko“ schreien sie ohne Unterlaß (bei entfernten Verwandten: „oï-oï!“). Je länger und lauter das Rufen, um so größer ist die Ehre für den Verstorbenen. Schon im Leben hat der Sohn den Vater aus Ehrerbietung nie anders genannt, als mit dem Zusatz: em-trim oder em-pu-him, d. i. „erhaben, gewaltig“, die Mutter mit dem Zusatz: tsa-tsim, d. i. „gütig“.

Der ursprüngliche Name der Koreaner für „Gott“ ist hanonim von hanul = Himmel und ein von den Chinesen entlehnter Name shangde. Die Idee bei „hanonim“ ist dieselbe, wie beim chinesischen „tien“; es ist der populäre Ausdruck für den Allgegenwärtigen, aber Unsichtbaren. Der **Buddhismus** ist in Korea sehr verbreitet. Fast ein Viertel aller Männer (?) sind entweder Buddhistenpriester oder Mönche.[3]) Dabei ist es nichts Ungewöhnliches, daß solch ein Priester oder Mönch ein hohes Staatsamt bekleidet, Staatsminister oder Provinzial-Gouverneur ist. Ja in hohen Offiziersstellen finden wir Geistliche. Samiungdang, der Priester, war Feldmarschall bei der Invasion der Japaner vor 300 Jahren. General Tsongdo, der 1877 von sich reden machte, war ein Priester. Die Priester gehen stets schwarz oder grau gekleidet. In Äußerlichkeiten hat der Buddhismus so viel Ähnlichkeit mit denen des Katholizismus, daß die Patres

[1]) Wills Gott, tritt der „Freudenmeister“ Jesus bald auch zu ihnen herein.

[2]) 1 Li = 400 Meter.

[3]) Das größte Kloster, zugleich eins der ältesten Gebäude Koreas, ist Tongdosa, in welchem noch jetzt ca. 400 Mönche leben.

klagen: der Teufel habe ihnen die Riten gestohlen und sie den Buddhisten verraten. Wenn ein Mönch oder Priester in Korea sein Keuschheits- oder Vegetarier-Gelübde bricht, verfällt er der Verachtung und dem Haß des Volks. Mehr aber als an Buddha glaubt das Gros des koreanischen Volks an die Berg-Götter, denen sie Tempel auf den höchsten Bergen erbaut haben. Einmal im Jahre ist feierliche Anbetung. Sieben Tage vorher und nachher wird gefastet. Diese Art ist ebenso alt wie die Religion der alten Griechen. Abergläubische Gebräuche gehen bei den Koreanern so im Schwange wie bei den Chinesen. Das Drachensteigenlassen ist sehr beliebt; läßt man ihn zum letztenmal im Jahre steigen, so schneidet man die Schnur ab und der Drache nimmt das Unglück, das der Betreffende je haben könnte, mit hinweg nach einem unbekannten Ort. Am 15. des ersten Monats ruft man einander auf der Straße an. Man muß sich aber ja hüten, zu antworten, denn der Antwortende nimmt das Unglück des Anredenden auf sich. Der Konfucianismus, der von China her eingedrungen ist, gilt als Staatsreligion. Zweimal im Jahr opfert der Magistrat jeder Stadt dem Konfucius Schafe, die dazu aus China importiert werden. Jeder, vom König bis zum Ärmsten befolgt pünktlich die Vorschriften des Konfucianismus. Die Hauptzeit für das Opfern vor den Ahnentafeln ist das koreanische Neujahr: der 17. Februar. Abends zuvor wird das Opfer bereitet: Obst, Fleisch, Reis, Weihrauch, Kerzen. Man zieht sich reine Kleider an und wacht die Nacht hindurch. Mit dem ersten Hahnenschrei tritt man vor die Ahnentafeln und stellt die Opfer auf. Darauf zieht man sich zurück, bis die Geister sich an den Opfern delektiert haben. Unter vielen Gebeten und Verbeugungen werden dann die Opfer wieder weggenommen. Das Verehren der Ahnen ist für die Koreaner die Tugend aller Tugenden. Außerdem giebt es in Korea noch verschiedene Sekten. So: die Anhänger der „reinen Vernunft", deren Lehren sich in die Worte „rein und leer", d. i. wunschlos sei das Herz, zusammenfassen lassen. So die „Tinten-Sekte": „durch Vermittlung der Tinte kommen dem Menschen die Kenntnisse, darum ist die Tinte verehrenswert." Der Stifter nannte sich „Tintensohn" und wohnte in einer Berghöhle. Seine Lehre ist: „du sollst lieben, aber nicht alle, sondern nur die, welche deine Liebe verdienen. Wenn unter 100 Menschen ein Dieb ist, und ich weiß nicht, welcher es ist, wie kann ich dann die 99 Gerechte als Gerechte behandeln?"

Der König von Korea ist Chinas Vasall. Allein der jährliche Tribut ist nur noch dem Namen nach eine Abgabe, denn die Gesandtschaft, die ihn überbringt, bringt stets mehr aus China mit, als sie hinbringt, und zwar durch die Handelsleute, die sie begleiten. Die koreanischen Produkte sind in China sehr gesucht. Hinein nach Korea durfte ja niemand. So ist der koreanische König in Wirklichkeit der absoluteste Monarch, den man sich denken kann. Er empfängt bei seiner Installierung vom chinesischen Kaiser seinen Namen, aber bei Todesstrafe darf ihn niemand bei demselben nennen. Keiner darf den König berühren. Das Bildnis des Königs befindet sich auf keiner Münze, es würde ja durch öffentliche Schaustellung entweiht werden. Geht der König zum Tempel, so finden sich immer einige Bittsteller, welche sich durch Trommeln und Feueranzünden bemerklich machen. Zu ihnen schickt dann der König, um sich nach ihrem Begehr zu erkundigen. Seine Residenz und sein Palast sind freilich nicht mit dem bescheidensten in Europa zu vergleichen. Söul hat überhaupt nur drei Straßen, von denen zwei noch durch Läden und Buden verbaut sind. Das Übrige sind schmutzige Gassen, so eng, daß eben zwei Menschen sich begegnen können. Die Stadt ist in fünf Stadtviertel eingeteilt, jedes Viertel wieder in 49 Häuserkomplexe. Eine 500 Jahr alte Mauer umgiebt die Stadt, 9975 Schritt lang, 30 Fuß hoch, 3 Fuß dick. Sie enthält vier große und vier kleine Thore und ist mit Befestigungswerken versehen. In Söul befindet sich auch die einzige gemauerte Brücke des Landes, „das Wunder Koreas." Der Palast des Königs ist so, daß, wie Dallet sagt, „ein französischer Rentier dafür danken würde, darin zu wohnen." Der König überträgt, wenn er stirbt oder abdankt, einem beliebigen Verwandten den Thron. 1879 war der Thronerbe ein siebenjähriger Knabe. Der Premier-Minister ist der Reichskanzler, „der bewundernswerte Kanzler" genannt. Der zweite Minister ist „der Kanzler zur Linken". Der dritte der „Kanzler zur Rechten". Drei Königinnen giebt es: die Hauptkönigin,[1]) die Königin zur Linken, die Königin zur Rechten. Der Reichskanzler hat als Gesandter in Peking die Neuwahl des Königs anzuzeigen. Entsprechend den acht Provinzen giebt es acht Minister des Innern, außerdem einen Finanz-Minister, Kultus-, Kriegs-, Justiz-Minister und Minister der öffentlichen Arbeiten. Aus den Ministern setzt sich der Staatsrat zusammen, dem 1892 ein Amerikaner präsidierte, während vorher lange Zeit ein Deutscher, v. Möllendorf, diese Stellung inne hatte. Korea hat angeblich über eine Million Soldaten. Gold- oder Silber-Geld ist unbekannt. Die einzige Münze, die in Kurs ist, ist die Sapeke, d. i. ein kleines Kupferstück mit Blei- oder Zinkzusatz, 10 Centimes an Wert, mit einem Loch in der Mitte zum Aufreihen. Die Prügelstrafe ist in Korea üblich. Auch das Todesurteil bedeutet häufig die Verurteilung, zu Tode geprügelt zu werden. Wie in China hat der koreanische König im ganzen Lande seine Mandarinen verschiedenen Ranges. Eine originelle Einrichtung ist die „Usa", d. i. eine Revisions-

[1]) Die jetzige Hauptkönigin ist nach den letzten Zeitungsnachrichten ermordet worden.

Kommission, welche alle Beamten, aber auch Privatpersonen zu visitieren das Recht hat. Plötzlich erschallt in einer Stadt oder einem Dorf der Ruf „umiunga“! Die Kommission ist eingetroffen und darf jeden, den sie bestrafenswert findet, ohne weiteres nach Söul mitschleppen und hinrichten lassen. Aber auch in Korea ist die Bestechlichkeit groß. Sie haben das Sprichwort: „Der große Fisch frißt den kleinen, der kleine Fisch frißt den Taschenkrebs, der Taschenkrebs die niederen Tiere.“ Man kann sagen: die Korruption unter den Beamten ist allgemein. Ein Beispiel: 1861 hat der Minister Kim Piong Kuk-i sein Amt an seinen Vetter verloren. Letzterer hatte schon längst danach gestrebt, aber er hatte nicht Geld genug, die Palast-Eunuchen, welche allmächtig sind, zu bestechen. Eines Tages redet ihn ein Mensch an, er wolle ihm das nötige Geld verschaffen, unter der Bedingung, daß ihm das Einziehen der Steuern in der Mittel-Provinz übertragen werde. Dies geschieht. Der Mensch schmuggelt sich mit dem Reis, in welchem die Steuer besteht, nach China durch, verkauft den Reis in China viermal teurer, als er in Korea gilt, kauft dann von neuem Reis in Korea auf, liefert die Steuer in natura richtig ab und giebt die Differenz, nachdem er für seine eigene Entschädigung bestens gesorgt, dem nach dem Ministerposten lüsternen Beamten, der damit die Eunuchen besticht und zum Ziel gelangt. Ein anderes Stückchen, welches von der Schlauheit der Mandarinen zeugt. Einem Vater war der Sohn durch einen Hieb in den Leib getötet. Der Mandarin läßt Vater und Mörder vor Gericht kommen. Hier giebt er dem Vater den Säbel des Mörders in die Hand mit den Worten: „Zeig uns an dem Mörder, wie hat ers gemacht mit deinem Sohn?“ Seine Absicht ist, den Mörder an Ort und Stelle durch den Vater richten zu lassen. Aber der Vater ist zu zaghaft. Die Umstehenden fangen an, ihn als Feigling zu verspotten, und der Mandarin kann den Mörder frei lassen, was er ohnehin aus Furcht vor dessen Anhang gern gethan; nun fällt auf ihn, den Richter, auch von der Partei des Vaters kein Vorwurf mehr, da er die Bestrafung dem Vater frei gestellt hatte.

Die Abgeschlossenheit Koreas gegen die Nachbarvölker ist mit einer Energie durchgeführt worden, daß man sich wundern muß, wie dennoch Fremden der Eintritt möglich gewesen ist. Selbst die Gesandten von China mußten ihr Gefolge an der Grenze zurücklassen und durften in Söul ihr Hotel nicht verlassen. Chinesische Schiffe durften weder landen noch auf hoher See angelaufen oder herangelassen werden. Schiffbrüchige wurden mit Bedeckung in ihre Heimat zurückbefördert. Die Grenzen waren mit Militär-Posten besetzt, die wichtigsten Punkte mit Grenzbeamten, denen dressierte Hunde zur Seite standen. Möglich war der Eintritt nur auf zwei Wegen: von China über Pi-men und Pi-tsion und von der Tartarei über Hung-tschung und King-uen, und auch hier nur an Markttagen. Jeder Versuch sonst war aussichtslos. Man mußte also entweder mit einer Karawane über Hung-tschung oder mit einer aus China heimkehrenden Karawane ein-

zudringen suchen. Eine große Schwierigkeit bildete die Haartracht. Die Koreaner behalten alles Haar, die Chinesen nur den Zopf. Mit koreanischer Haartracht kam man in China nicht bis an die Grenze und mit chinesischer wurde man in Korea arretiert. Außerdem wurde jeder, der die Grenze überschritt, in Korea aufs genaueste visitiert. Kam also ein Fremder mit einer aus China zurückkehrenden Gesandtschaft, deren Mitgliederzahl von den Grenzbeamten beim Ausmarsch gezählt worden war, so konnte er bloß eins versuchen: nämlich bei Nacht den zugefrorenen Grenzfluß (die Gesandtschaften kehrten stets im Winter heim) zu überschreiten. Aber auf dem Eis sogar pflegten auch noch Posten zu stehen. Auf diese Weise sind wirklich die ersten römischen Missionare eingedrungen. Oder aber, wenn man den Seeweg wählte, konnte man nur versuchen, bei Nacht ein koreanisches Fischerboot zu gewinnen, um in ihm vor Tagesanbruch zu landen. Bis 1806 hat man es mehrfach auf diese Weise mit Erfolg gemacht. 1869 versuchten es die römischen Missionare Riedel und Blanc vergeblich und entgingen nur wie durch ein Wunder dem Tode. Seit der Expedition des Admiral Rose (vgl. unten) wurde die Absperrung Koreas noch strenger überwacht. 1867 wurden die Grenzmärkte aufgehoben, 1869 wurden über 70 chinesische Dschunken verbrannt und die Schiffsinsassen getötet. Zwei amerikanischen Schiffen thaten sie gleich also. Die Rache-Expedition der Vereinigten Staaten 1871 fiel fruchtlos aus, wie früher die französische. Dennoch ist zu sagen, daß die Bevölkerung Koreas gar nicht so unzugänglich ist, die Regierung nur hielt die Isolierung zur eignen Sicherheit für notwendig. 1871 bei der großen Hungersnot ließ sie lieber die Hälfte des Volkes sterben, als Handel mit dem Auslande zu gestatten. Die Not wurde so groß, daß koreanische Eltern ihre Tochter an chinesische Schmuggler für eine Schüssel Reis verkauften! (Schluß folgt.)

Missions-Rundschau.[1])

Von G. Kurze.

Australien und Ozeanien.

Festland Australien. Unter den verschiedenen christlichen Kirchen Australiens nahm bisher die an Seelenzahl stärkste, die anglikanische, was Opferwilligkeit für die Heidenmission anlangt, einen verhältnismäßig niederen Rang ein. Es scheint dies neuerdings besser werden zu wollen, seitdem im Januar 1894 auf dem in der Hauptstadt Tasmaniens abge-

[1]) Abgeschlossen am 7. August 1895.

haltenen anglikanischen Kirchenkongreß der dortige Bischof Montgomery seinen Glaubensgenossen die Pflicht, die Mission unter den Heiden auf dem Festland Australien und in Melanesien kräftiger zu fördern, energisch ans Herz gelegt hatte. Dank dieser zeitgemäßen Anregung fand Anfang 1895 in den verschiedenen anglikanischen Diöcesen von Queensland, Neusüdwales, Viktoria und Tasmanien eine „Enthaltsamkeitswoche" statt, welche der Mission die Summe von 68400 M. Extragaben einbrachte. Hoffentlich erkaltet der einmal angefachte Eifer nicht so bald wieder (Rep. Prop. S. 1894, 129; Auckland Church Gaz. 1895, 30).

Über die Gesamtzahl der auf dem Festlande Australien so sehr zusammengeschmolzenen Papua liegen aus neuster Zeit wieder verläßliche Angaben vor. Der angesehene Regierungsstatistiker der Kolonie Viktoria, H. Hayter, schätzt in seinem Victorian Year-Book for 1894 die Gesamtzahl der Schwarzen auf 59464 Seelen, von denen auf Viktoria 565, auf Neusüdwales 8280, auf Queensland 20585, auf Südaustralien 23789 und auf Westaustralien 6245 entfallen. Außerdem zählt er noch 139 Mischlinge in Tasmanien. Etwas abweichende Zahlen bietet die amtliche Statistik der Kolonie Neusüdwales für das Jahr 1894, welche 7021 Papua, nämlich 3756 Reinblütige und 3265 Mischlinge verzeichnet (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statist. 1895, 276, 421).

Noch immer läßt die Lage der Papua der Kolonie Westaustralien, wohin in den letzten Jahren infolge der neuentdeckten Goldminen nicht gerade die besten Elemente zugeströmt sind, am meisten zu wünschen übrig. An die Stelle des heimgegangenen evangelischen Missionars Gribble scheint dort als getreuer Freund der Schwarzen der katholische Bischof Gibney von Perth getreten zu sein, welcher in der dort erscheinenden „Western Mail" haarsträubende Mitteilungen über die grausame Behandlung der Eingebornen seitens der viehzuchttreibenden Squatter im Nordwesten der Kolonie macht. Man muß nach dieser Schilderung annehmen, daß Westaustralien, welches bis zum Jahre 1868 eine Verbrecherkolonie war, noch immer nicht die bösen Folgen einer Ansiedlung mit den schlimmsten Verbrechern aus den Gefängnissen Englands überwunden hat (ebenda 484). Wie sehr die Papua Westaustraliens der rettenden Hand der christlichen Mission bedürfen, beweist allein die traurige Thatsache, daß unter ihnen der Kannibalismus noch in vollem Schwange ist. Ende 1894 wurden in Murchison einige Schwarze eingeliefert, die einem eingebornen Knaben einen zugespitzten Stock durch den Hals gestoßen und ihn dann gebraten und gegessen haben (Austral. Christenbote 1895, 6).

In Südaustralien hat die Papuastation Poonindie nach 45-jährigem Bestehen zu existieren aufgehört, weil die Regierung das Reserveland eingezogen hat (Austr. Chr. World 1895, N. 478, 7). Am Rande des Unterganges stand auch die bekannte lutherische Missionsstation Hermannsburg in dem Centrum des Australkontinentes. Dieselbe war seinerzeit von der Hermannsburger Mission gegründet worden, während die sogenannte „Australische Synode" für die Kosten aufkam. Infolge der Wiederannäherung von Hermannsburg an die hannoversche Landeskirche hat aber die immer mehr zur Missourischen Richtung sich hinneigende

genannte Synode Hermannsburg für „uniert" erklärt und die Kirchengemeinschaft mit dieser Missionsgesellschaft aufgehoben. Natürlich fiel damit auch die pekuniäre Unterstützung weg. Die Hermannsburger Mission konnte die Station aus Mangel an Mitteln nicht allein weiterführen und so war sie nach dem Abzug der Hermannsburger Missionare dem Verfall preisgegeben. Da noch dazu die Gefahr bestand, daß die Katholiken sich dort einnisteten, so entschloß sich die südaustralische Immanuelsynode zu dem nicht leichten Schritte, die schon verwahrloste Station in Pflege zu nehmen; hat sie doch schon an ihren beiden anderen Stationen Bethesda und Bloomfield zwei beschwerliche Arbeitsfelder. Sehr zu bedauern war es, daß jene Wirren von der einen Partei auch in der politischen Presse, wie z. B. in der „Australischen Zeitung", vor ein wenig kompetentes Publikum gebracht wurden. Im letzten Jahre ist übrigens die transkontinentale Eisenbahn von Süden her Hermannsburg wieder ein Stück näher gerückt; von der Endstation Oodnadatta bedarf es nur noch einer siebentägigen Postfahrt, um das Missionsland am Finke-Fluß zu erreichen (Hermannsb. Missionsbl. 1894, 114; 1895, 108. Austr. Christenbote 1894, 135. Nürnberger Missionsbl. 1894, 111; 1895, 50, 111. Neuendett. Kirchl. Mitteil. 1895, 9).

Über die bekannte Missionsstation Ramahyuk in **Viktoria** haben wir aus der jüngsten Zeit einen eingehenden Bericht im „Australischen Christenboten" (1895, 87 f.) aus der Feder des um die kirchliche Versorgung der deutschen Lutheraner Viktorias treuverdienten Superintendenten Herlitz, welcher sich im Mai d. J. dort aufhielt und die Station unter des Missionsveteranen Hagenauer Leitung in gedeihlicher Entwicklung und Blüte fand. Das gottesdienstliche Leben der ca. 80 Stationsschwarzen ist ein sehr reges; daneben wird die Arbeit auf dem 2300 Acker umfassenden Stationslande nicht vernachlässigt. Unter diesen Umständen ist es um so unerklärlicher, daß die Presbyterianerkirche Viktorias, die bisher die Mission unterhielt, den Beschluß gefaßt hat, dieselbe aufzugeben. Zu diesem bedauernswerten Schritte der Presbyterianer hat neben anderen Gründen, die nach unserm Gewährsmann für die Betreffenden nicht sehr ehrenhaft sind, auch der Umstand viel mit beigetragen, daß einige Glieder dieser Kirche ein lüsternes Auge auf einen Teil des Missionslandes geworfen hatten, um daselbst eine Dorfniederlassung zu gründen. Missionar Hagenauer, der darin eine Gefahr für die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Eingebornen sah, widersetzte sich diesem Plane aufs entschiedenste und vereitelte denselben. Nun scheint es, daß man sich der Hoffnung hingab, wenn der Mission die pekuniäre Hilfe entzogen würde, so würde sie von selbst aufhören. Die Schwarzen würden dann auf andere Stationen verteilt, und das Land auf diese Weise doch für den gewünschten Zweck frei werden. Darin hat man sich aber glücklicherweise getäuscht. Missionar Hagenauer und seine Frau, welche ihm seit über 30 Jahren eine treue und tüchtige Gehilfin an diesem Werke gewesen ist, erklärten, sie würden dasselbe fortführen, wenn sie es auch ohne Unterstützung thun müßten. Und die Missionsdirektion der Brüdergemeine hat diese Erklärung gutgeheißen und die Fortführung der dortigen Missionsarbeit beschlossen.

Noch nachträglich erwähnen wir hier einer Trauung zweier schwarzen Paare, die Superintendent Herlitz am 3. Oktober 1893 auf der Missionsstation Coranderk vollziehen durfte. Das eine Paar war John Phillips, Sohn des Königs des Ballarat-Stammes, und Mary, die Tochter eines Häuptlings des Woolloomoloo-Stammes bei Sydney. Das andere Paar war Otto Login von Ramahyuk und Alice, das einzige noch lebende Glied des St. Arnauld-Stammes. Nach der Trauung, zu welcher sich alle Schwarzen der Station in ihren Festkleidern eingefunden hatten, gaben die Missionsgeschwister Shaw Allen in dem mit Blumen und Guirlanden schön geschmückten Versammlungssaale ein Festessen, bei welchem der „König von Melbourne", ein ehrwürdiger und intelligenter Papuagreis, eine englische Rede hielt. Er konnte sich noch gar wohl an die Ankunft der ersten Weißen in Viktoria erinnern und war einer der ersten Schüler in der Schule gewesen, welche der nachmalige Bürgermeister von Melbourne gegründet hatte (Austr. Christenb. 1893, 150).

Einige Fortschritte macht die Presbyterianermission unter den Chinesen Viktorias; so konnten z. B. in Beechworth im Januar v. J. 3 Chinesen getauft werden. Dem in Golden Point bei Ballarat stationierten Missionar Ah Chue gelang es, während einer Besuchsreise in seiner Heimat drei aus Kanton stammende chinesische Missionsgehilfinnen für Viktoria zu gewinnen (Austr. Christ. World 1893, 393, 6; 1894, 411, 6).

Der bekannte Neuhebridenmissionar Dr. F. G. Paton ist im v. J. von seiner sich über Nordamerika und England erstreckenden Vortrags- und Kollektenreise wieder nach Melbourne zurückgekehrt, aber nicht um zu rasten, sondern um eine neue Vortragstour nach Tasmania zu unternehmen und im Frühjahr 1895 in Aneityum an der Neuhebriden-Missionskonferenz teilzunehmen. Ein Sohn von ihm, Frank Paton, ist auf Tanna in die Arbeit eingetreten. Der Ertrag von Patons jüngster Kollektenreise beziffert sich auf 200000 M., welche er der Viktorianer Presbyterianerkirche zum Bau eines Missionsdampfers „Dayspring" übergeben hat. Kurz vor seiner Abreise nach den Neuhebriden hat Paton übrigens noch von einer schottischen Missionsfreundin eine Gabe von 20000 M. erhalten, die bestimmungsgemäß für Tanna Verwendung finden soll (ebenda 1894, 455, 6; 1895, 479, 4).

In Neusüdwales giebt es jetzt für die Papuabevölkerung im ganzen 8 „Heime", wo die Jugend in Regierungsschulen unterrichtet wird, und außerdem noch eine Anzahl Reserven, auf denen sich die Schwarzen zeitweilig aufhalten, um die üblichen Rationen und Geschenke seitens der Regierung entgegenzunehmen. Von jenen 8 homes sind 5 gleichzeitig Missionsstationen, nämlich Cumeroogunga, Warangesda, Brewarinna und La Perouse unter der Leitung der „N. S. W. Aborigines Protection Association" und Maloga, wo der Freimissionar Matthews arbeitet. Die jüngste Station ist das in der Nähe von Sydney gelegene La Perouse, wo verschiedene Denominationen sich in gemeinsamer Arbeit der dortigen sehr verwahrlosten Schwarzen angenommen und etwa 60 derselben um ein im November vorigen Jahres erbautes Missionskirchlein gesammelt haben. Auf allen 5 Stationen muntern die Erfolge der Mission unter den

Papua sowohl in geistlicher, als socialer Beziehung zu eifriger Fortarbeit auf. Was die Statistik anlangt, so zählte man am 31. Dezember 1894 in Cumeroogunga 176 Papua (44 Vollblütige, 132 Mischlinge), in Warangesda 130 (45 V., 85 M.) und in Brewarinna 69 (47 V., 22 M.) Eingeborene. Die Zahl der heidnischen Papua dürfte in Neusüdwales sich immer noch auf über 6000 beziffern (A. Report N. S. W. Abor. Pr. Ass. 1894; Austr. Ch. World 1894, 412, 7; 452, 9).

Einen edlen Wetteifer in der Bekehrung der in Neusüdwales zerstreut wohnenden Chinesen entwickeln die Presbyterianer, Anglikaner und Methodisten der Kolonie. Die Chinesenkirche der Erstgenannten in Sydney war an den Sonntagabenden regelmäßig überfüllt. Von seiten der hauptstädtischen Presbyterianergemeinden sind 20 freiwillige Lehrkräfte thätig, um die Chinesen durch das Medium der englischen Sprache in der Christenlehre zu unterweisen. Auch die Methodisten, die im Sommer 1894 eine Chinesenmission in Sydney begannen, sahen sich des Andranges wegen bereits zu Anfang 1895 genötigt, ein größeres Predigtlokal zu mieten; in Paramatta ist ebenfalls von seiten der Methodisten eine Station für die Chinesen ins Leben gerufen worden. Als die Anglikaner am 16. August 1893 eine Missionsversammlung für die Chinesen in Sydney angekündigt hatten, fanden sich nicht weniger als 400 Chinesen dazu ein. Ihr Katechist Quong Tart predigt unter seinen Landsleuten mit großem Eifer gegen das Opiumlaster, dem leider fast die Hälfte der australischen Chinesen, und daneben auch eine Anzahl Weiße, frönen sollen (Austr. Ch. W. 1893, 382, 6; 387, 6; 1894, 412, 6; 420, 1; 1895, 465, 4; 478, 6). Auch die in Neusüdwales nur ganz vereinzelt vorkommenden Kanaka sind Gegenstand christlicher Fürsorge geworden; der anglikanische Primas von Australien konnte in Ashfield 11 Melanesier taufen (ebenda 1893, 384, 6).

Unscheinbar und gering sind die Fortschritte auf den Papua-Missionsstationen Queenslands. Kolonialsekretär Tozer ging damit um, die Aufhebung der Station Myora (Big Hill), auf der Missionar A. Tyson einen heilsamen Einfluß auf die Papuajugend ausübt, zu beantragen, weil erwachsene Eingeborne sich nur zeitweilig dort aufhalten (Austr. Ch. W. 1894, 452, 3). In Yarraburra führt Missionar E. Gribble jun. zusammen mit einem Laiengehilfen die von seinem heimgegangenen Vater begonnene Mission unter den Schwarzen des Bellenden-Ker-Gebirges weiter (ebenda 1893, 380, 6). Die Queensländer „Aborigines Protection Society“ hatte neuerdings auf der Missionsstation Deebing Creek 50 Papua in geistlicher und leiblicher Pflege (ebenda 1894, 409, 6). Auf den 3 lutherischen Missionsstationen Mari Jamba, Bloomfield und Hope Valley, das an Stelle von Elim zur Hauptstation gewählt worden ist, steht die Missionsarbeit noch im schwierigen Anfangsstadium. In Elim hat das einzige getaufte Mädchen noch keine Nachfolgerinnen gefunden; freilich sind die Missionare absichtlich zurückhaltend mit der Taufe (Nürnberger Missionsbl. 1894, 111. Neuendettels. Kirchl. Mitt. 1894, 59; 1895, 20). Schwere Wetter haben sich über der von den australischen

Presbyterianern geleiteten und mit Brüdermissionaren besetzten Papuastation Mapoon (Cullen Point) am Carpentaria-Golf entladen. Nicht genug, daß das ungesunde Tropenklima, die tierische Versunkenheit der Eingebornen, sowie die Ausschweifungen der jene Küste besuchenden Perlfischer die Missionsarbeit unter den Eingebornen erschweren, so wurden auch die treuen Glaubensboten durch verleumderische Artikel, welche durch die Perlfischer, die sich durch die Gegenwart der Missionare in ihrem schamlosen Verkehr mit den Papua geniert fühlten, in die auf Thursday Island erscheinende Zeitung „Torres Straits Pilot" lanciert worden waren, verdächtigt, als ob sie einzelne des Mordes beschuldigte Papua der Strafgewalt der Obrigkeit entzögen. Ja man ging so weit, die Entfernung der Missionare zu fordern. Zum Glück stand die Obrigkeit in der Person des missionsfreundlichen Gouverneurs Douglas auf seiten der ungerecht Beschuldigten. Die beste Rechtfertigung ward ihnen aber zu teil, als die schiffbrüchige Mannschaft des Dampfers „Kanahooka" Anfang 1894 durch von der Mission beeinflußte Eingeborne Rettung vor sicherem Tode und in Mapoon freundliche Aufnahme fand. Der schwerste Schlag für die dortige Mission war indes der am 3. Januar 1895 erfolgte Tod des jungen Missionars Ward, welcher auf seinen beschwerlichen Bootreisen längs der Küste und landeinwärts auf dem Batavia-Flusse sich den Keim zu seiner Todeskrankheit geholt hatte. Die geplante Anlage einer zweiten, mehr landeinwärts gelegenen Station ist dadurch natürlich weiter hinausgeschoben. Schöne Erfolge weist bisher die Schulthätigkeit unter den Papua von Mapoon auf (Jahresbericht 1894, 30. Miss.-Bl. der Brüderg. 1894, 227, 336; 1895, 114, 134).

Reicher an schnellen Erfolgen ist die von verschiedenen Denominationen Queenslands betriebene Mission unter den aus Melanesien und China, neuerdings sogar aus Japan importierten Plantagenarbeitern. Im Jahre 1894 zählte man auf den Queensländer Zuckerplantagen 7489 Kanaka; die Zahl der Chinesen in der Kolonie betrug 8574, von denen 2153 auf den Goldfeldern thätig waren. Am nachdrücklichsten betreiben zur Zeit die Baptisten die Kanakamission und zwar im Bezirke Bundaberg, wo nicht weniger als 2800 Südseeinsulaner in der Zuckerindustrie beschäftigt sind. In den ersten 7 Jahren ihres Bestehens (1886—1893) hat diese Mission 849 Kanaka getauft. Leider verführen singhalesische und chinesische Händler die Arbeiter oft zum Trunke (Austr. Ch. W. 1893, 396, 7, 11. Deutsche Rundschau f. G. u. St. 1895, 272). Auch unter den Kanaka und Japanern am Burdakin-Flusse arbeitet ein baptistischer Missionar. Nicht unbedeutend ist die Missionsthätigkeit, welche im Bezirke von Sandiford von presbyterianischer Seite ausgeübt wird; so konnte in letzterer Stadt im Dezember v. J. gleichzeitig mit einem Tauffeste die von den Kanaka der Umgegend auf eigene Kosten (1400 M.) erbaute Missionshalle eingeweiht werden (Austr. Ch. W. 1894, 410, 6; 455, 7). Die anglikanische Kanaka-Mission konzentriert sich hauptsächlich auf Bundaberg, Mackay, Maryborough und Brisbane. Die Marion-Missionsschule, welche von einer Frau Robinson in aufopferungsvoller Weise unterhalten und geleitet wurde, hat leider infolge des Verkaufes der betreffenden Plantage

auf unbestimmte Zeit abgebrochen werden müssen. Die dort erzielten Resultate fanden bei den anglikanischen Bischöfen und dem Gouverneur Queenslands die verdiente Anerkennung. Wie sehr die Kanaka an ihrer Lehrerin hängen, zeigt die Thatsache, daß ein nach Ablauf seiner Kontraktzeit auf der Heimreise begriffener Melanesier unterwegs aus Sehnsucht nach der Missionsschule wieder umkehrte, und, um die christliche Unterweisung weiter zu genießen, sich in der Umgebung von Marion aufs neue als Plantagenarbeiter anwerben ließ. Ein anderer heimkehrender Kanaka kaufte sich von seinem Lohne drei große Kisten voll Neue Testamente, Gebet- und Gesangbücher, um auf seiner Heimatinsel Epi eine Schule zu gründen (Austr. Ch. W. 1894, 430, 7; 432, 6; 1895, 458, 9. Net 1894, 7, 110, 127, 158, 185; 1895, 43, 68, 79). Der auf der Norfolk-Insel stationierte melanesische Missionar Brittain konnte gelegentlich eines Besuches in Bundaberg zu Anfang d. J. aus der dortigen anglikanischen Mission, die auf 11 Plantagen an 522 Kanakas arbeitet, einen eingebornen Christen von Guadalkanar zur weiteren Ausbildung ins Missionsinstitut nach Norfolk mitnehmen; zwei andere Jünglinge von derselben Insel, die ebenfalls jetzt noch im Bereich der Bundaberger Mission leben, sollen im Laufe des Jahres nachfolgen. Man hofft von ihnen, daß sie später auf ihrer den Missionaren bis jetzt verschlossenen Heimatinsel die Bahnbrecher des Evangeliums werden (Mission Field 1895, 252). Bereits im Frühjahr 1894 zogen übrigens aus dem Plantagenbezirke Kalkie drei bekehrte Melanesier nach Malanta aus, um unter ihren dortigen Landsleuten zu missionieren (Bundaberg Mail 1894, 17, 4. Austr. Chr. W. 1894, 422, 3). Von wesleyanischer Seite wurde den melanesischen Plantagenarbeitern am Herbert-Flusse das Wort Gottes gepredigt und eine Erstlingsernte von 150 Seelen eingesammelt (Northern Miner 1894, 32, 3. Austr. Chr. W. 1894, 415, 6).

Seit vor wenig Jahren die Einfuhr von Kanakas in die Zuckerplantagen Queenslands auf den vorläufigen Zeitraum von 10 Jahren wieder gestattet worden ist, hat sich in Australien nicht etwa nur in Laienkreisen, sondern auch unter der Geistlichkeit eine lebhafte Fehde in Wort und Schrift darüber entsponnen, ob mit der zeitweiligen Verpflanzung jener Südseeinsulaner nicht nur den Interessen der Zuckerbarone, sondern gleichzeitig auch dem wahren Wohl der Eingebornen gedient sei. Die eine Partei, zu welcher die meisten Geistlichen in Queensland und natürlich die Zuckerinteressenten und Regierungsbeamten in corpore gehören, weist mit Befriedigung auf die gesegnete Thätigkeit hin, welche die verschiedenen christlichen Kirchen in Queensland unter den importierten Kanakas ausüben, und auf die schärfere staatliche Kontrolle, durch welche die früheren Mißbräuche bei der Anwerbung und Rücksendung der Arbeiter nahezu beseitigt wären. Die Gegenpartei, welche die anglikanischen und presbyterianischen Südseemissionare umfaßt — als die Hauptrufer im Streite nennen wir nur Bischof Wilson, John Paton und seinen Kollegen Gray von Tanna — sucht das Volksgewissen aufzurütteln, indem sie die Queensländer an die furchtbare Sterblichkeit der Kanaka auf den Plantagen — nach Dr. Lambs Aussage steigt die Sterbeziffer in manchen Bezirken auf 52% — an die

Verödung der Inseln, aus denen die Arbeiter, meist junge kräftige Männer, hinweggeführt werden, und an die Thatsache erinnern, daß ein großer Teil der Kanaka anstatt der Segnungen des Christentums die von dem Abschaum der weißen Kolonialbevölkerung erlernten Laster bei der Rückkehr in die Heimat verbreiten. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß die Missionare das Recht und die Erfahrung in jenem Streite auf ihrer Seite haben; es ist tief zu beklagen, daß so viele Kolonialgeistliche aus Unkenntnis oder schwächlicher Rücksichtnahme auf die zu ihren Gemeinden gehörenden Arbeitgeber, sich zu Verteidigern des ungesunden Kanakaimportes aufwerfen. Dem Premierminister Nelson, welcher in einem an den Gouverneur gerichteten Schreiben Patons Charakteristik des Kanakahandels zu entkräften sucht, ist es natürlich lieb, derartige Bundesgenossen zu haben (Bundaberg Guardian 1895, 17, 4. Austr. Ch. W. 1894, 427, 3; 1895, 465, 2). Zum Glück macht sich, nach den letzten uns zugegangenen Nachrichten, jetzt auch in Queensländer Kolonistenkreisen eine Reaktion gegen die Kanakaeinfuhr geltend, insofern sich nämlich in jüngster Zeit allerlei Übelstände im Gefolge der Beschäftigung von Melanesiern herausgestellt haben. Unser Gewährsmann schreibt (d. d. Brisbane, 10. März 1895): „Die nach Ablauf ihrer Kontraktzeit entlassenen Kanaka machen sich in der Nachbarschaft von Bundaberg und Mackay sehr unangenehm bemerkbar. Mit dem ausgezahlten Lohne in der Tasche haben sie nicht übermäßiges Verlangen, sich aufs neue in die Zuckerplantagen zu verdingen, sondern stolzieren in ihrem besten Anzuge durch die Straßen, bereit zu jeder Ausschreitung, wie sie der Teufel für Müßiggänger bereit hält. Manchmal leben sie im chinesischen Viertel unserer Städte, wo sie mit schwarzen und weißen Dirnen zusammen hausen, oder sie schlagen im freien Felde ein Lager auf und bilden für die umliegenden Städte eine Belästigung und Bedrohung. Entschließen sie sich aber doch, wieder zu arbeiten, so verlangen sie genau so viel Lohn, wie ein weißer Arbeiter; einige Kanaka von der besseren und strebsameren Klasse haben kleine Farmen übernommen und beschäftigen sogar weiße Tagelöhner. Daß der Import der Südseeinsulaner auf die Zuckerplantagen derartige Folgen nach sich ziehen werde, hat niemand gedacht. Selbst wenn die Kanaka auf unsern Plantagen christianisiert und civilisiert werden könnten, ist es nicht wünschenswert, daß wir hier ein starkes Bevölkerungselement von Schwarzen haben, welche mit den Weißen auf dem Arbeitsmarkte und in der Bodenkultur konkurrieren."

Auch die Arbeit unter den Chinesen Queenslands trägt ihre, wenngleich bescheidenen Früchte; so konnten die Anglikaner in der Umgebung von Maryborough im v. J. 10 Chinesen taufen. Unter den Japanern auf Thursday Island faßt das Evangelium ebenfalls Wurzel (Townsville Bulletin 1. VI, 1895. Austr. Ch. W. 1894, 429, 3; 1895, 458, 9). (Schluß folgt.)

Geographische Rundschau.

Von E. Wallroth, Propst in Altona.

Allgemeines. Der Kannibalismus ist selbst von Gelehrten hier und dort als sehr gering hingestellt worden. Da giebt nun P. Bergemanns Buch: Verbreitung der Anthropophagie über die Erde anschaulichen Gegenbeweis. Im Mittelalter ist im ganzen malayischen Archipel bis zu den Andamanen hin die Menschenfresserei üblich gewesen, Marco Polo erzählt solches von den Völkern zwischen dem Aral-See und Chinesischem Meer. In der Gegenwart werden in Asien die Tungusen, Jakuten, Tschuktschen, einige Volksstämme Cochinchinas, auf Malakka, die Moï in Hinterindien dieser Grausamkeit angeklagt. Ebenso solls bei den Alfuren, in Timor Laut, bei den Batta, Dajakken, auf Celebes üblich sein. — In Amerika ist diese Grausamkeit fast ausgestorben; viele Indianer waren Kannibalen, ebenso die Mexikaner, Maya, Karaiben; viele Indianerhorden Südamerikas. — Australien und die Südsee ist der Hauptherd gewesen und treibt noch diese Schande, so in Australien die Völkerschaften auf Neu-Guinea und den umliegenden Inseln. Doch hat die Mission viele Inselgruppen von dieser Gemeinheit gereinigt. — Wenn auch in Afrika der Sudan dies Übel nicht mehr kennt, sind in Centralafrika fast alle Völker und am Kongo und an seinen vielen Nebenflüssen sehr viele Negerstämme echte Kannibalen. Auch im Kamerungebiete, am Beninbusen, bei den Fan, in Dahomeh, u. s. w. ist diese Schandthat festgestellt. Wenn bei vielen Völkern der Hunger der Hauptgrund hierzu ist, so sinds bei andern Volksschaften Rachsucht, allerlei Wahnvorstellungen, auch der Aberglaube, sich mit dem Genuß des Menschenfleisches die guten und tapferen Eigenschaften des aufgegessenen Feindes zu verschaffen, Ausland 1893, 495. Selbst bei den alten Ägyptern ist die Anthropophagie zweifellos jetzt nachgewiesen (Glob. 64, 167) und bei den Tschimsian-Indianern am Naßfluß in Britisch-Kolumbien wird Menschenfleisch nach einer abgestuften Preisangabe berechnet; so erzählt der Church Missionar J. B. Mc. Cullagh (daselbst S. 31). —

Die **deutschen Besitzungen** betragen folgende Zahlen: Togo: mindestens 60 000 □km., Kamerun: 495 000, Südwestafrika: 831 000 (bis 835 100), Ostafrika: 941 100 (bis 995 000), Kaiser-Wilhelms-Land: 181 650, Bismarckarchipel: 47 100 (bis 52 200), Salomon-Inseln: 22 250, Marschall-Inseln und Nauru 420 □km.

Asien. E. v. Toll besuchte 1893 die Neusibirischen Inseln und die Eismeerküste, er schildert uns die Bewohner des Hochnordens als treuherzig und gütig, aber dem Schamanismus sowie dem damit verbundenen Glücksdienst leichtsinnig ergeben. Des Klimas Rauheit zwingt sie zur Geselligkeit und auch die Natur scheint ihre strenge Sittlichkeit zu begünstigen. Als Todsünden gelten Ehebruch, Verleumdung und Diebstahl. Totschlag wird als kaum möglich betrachtet. Vom Christentum haben sie „weniger als oberflächliche Begriffe, obgleich sie getaufte Rechtgläubige sind.“ P. g. M. 1894, 159. Zu den aussterbenden Volksstämmen gehören leider auch die Ostjaken und Samojeden, Sibiriens ursprüngliche Bewohner; neben Nahrungsmangel und Branntweingenuß ist russische Habgier die

Hauptursache; für einige blanke Knöpfe einer alten Uniform geben diese Naturmenschen wertvolle wärmende Pelzwaren hin. Die Ostjaken haben folgende eigenartige Religionsanschauungen. Torum, der Welterschaffer wohnt im Himmel, der Bär ist Gottes Sohn, anbetungswürdig, bei dessen Tatze geschworen wird. Vor dem Körper des getöteten Bären werden Gelage abgehalten. Es giebt viele unsichtbare, allgegenwärtige Geister, gute und böse, letztere müssen durch Opfer besänftigt werden, z. B. durch Hühner, Pferde, Kälber. Die hölzernen Götzenbilder werden vor den Augen der russischen Missionare sorgfältig verborgen. Als wichtige Opfer- und Anbetungssitte gilt Bjilogorge am Ob. Auf einem südwestlich vom Ob und ostwärts vom Fluß Schasch-Woschtschar gelegenen Vorgebirge wurde einst das Bild des großen Götzen Ostek verehrt. — Großartig sind die Eisenbahnen Sibiriens: Am 30. Aug. 1894 wurde die Teilstrecke Tscheljäbinsk bis zum linken Ufer des Irtysch, der Stadt Omsk gegenüber, dem Verkehr übergeben, am 1. Okt. 1894 konnte im fernen Osten die Strecke von Wladiwostok bis Ussuri, 327 Werst lang eröffnet werden. Sehr schwierig war auf der ersten Bahn der hinter Bogoruslaw beginnende Teil von Samara-Dlatvust, besonders zwischen Balaschowo und Tscheljäbinsk (oder Tschelabinsk) mit dem hochgelegenen Bahnhof Urschunka; bei Balaschowa machte ein 90 km. langer Sumpf mit seinen Milliarden von Mücken und Stechfliegen große Mühe. —

Während die Giljaken nebst Orotschonen und Tungusen nicht eine besondere nordische Rasse bilden, sondern zur mongolischen Völkerfamilie gehören, sind die Aino (vgl. hier 1890, 172. 1893, 324) nicht, wie einige Völkerforscher meinen, ein Zweig des nordmongolischen Stammbaums sondern eine besondere Völkerfamilie. Ihre beinahe dunkelfarbige Haut, der mehr längliche Schädel, eine sehr starke den Mongolen nicht eigentümliche Behaarung spricht dafür; auch ihre Sprache hat mit der der mongolisch-sibirischen Völker nichts gemein. Außerdem sind sie nicht Anhänger des Schamanentums, wie die Tungusen u. a., sondern verehren eine Anzahl von Fischgöttern. Sehr wahrscheinlich bilden die Aino die Urbevölkerung der japanischen Inseln, von den Japanen nordwärts gedrängt. Im 9. und 10. Jahrhundert soll ein wildes dunkelfarbiges Volk von Norden her die Inseln Mitteljapans mit Krieg beunruhigt haben. Heute leben die Reste der Aino ziemlich zahlreich auf Jesso, gering auf Sachalin und den Kurileninseln bis nach Kamtschatka hinauf. Trotz ihres abschreckenden Äußern sollen sie harmlos sein; sie sind kühne Seefahrer und wagen sich als Fischer und Seehundsjäger weit ins Weltmeer hinein. So urteilt E. Immanuel in P. g. M. 1894, 56. Auch G. Schlegel hält es auf Grund seiner sprachlich-historischen Forschungen für erwiesen, daß die Aino ursprünglich weder mit den Mongolen, noch mit den Papua verwandt sind, sondern einen Zweig der weißen Rasse bilden, der von seinem ursprünglichen Sitz auf dem asiatischen Festland über Korea nach Nipon und dann weiter nordwärts gedrängt wurde.

Über **Chinas** Sprachen giebt P. G. v. Möllendorff folgende historische Aufschlüsse. Vor etwa 5000 Jahren kam ein Volk über Turkestan zuerst nach Hotung, der Ebene östlich vom Hoangho, gedrängt von türkischen Horden, den Hsiungu. Allmählich breitete es sich ostwärts und südlich aus,

bis es alles Land im Norden bis zur Gobi und einen Teil der heutigen Provinz Tschili bis über den Jangtse hinaus inne hatte. Dieses Volk gründete später das chinesische Reich. Die vorgefundenen nomadisierenden Tungusen, Türken und Mongolen wurden teils verdrängt teils aufgesogen. Der ganze Süden Chinas ist wahrscheinlich von indochinesischen Völkern bewohnt gewesen. Fukien, Kwang-tung, Kwang-si, Kweit-schau und Jün-nan wurden erst im 3. Jahrhundert v. Chr. von den Chinesen erobert und allmählich kolonisiert, in den letzten drei Provinzen gab es vorher bedeutende siamesische und barmanische Reiche. Auch die Miaotse müssen einen großen Teil ihrer Bevölkerung gebildet haben. Die Ureinwohner lernten nach und nach die Sprache ihrer Besieger. Nach Kwang-tung brachten die chinesischen Hakka im 14. Jahrhundert von Norden kommend die nordchinesische Sprache. Auf Formosa faßten Einwanderer der Philippinen festen Fuß, zuletzt etwa vor 4—300 Jahren. Ihre Sprache ist uns in einer von holländischen Missionaren vor etwa 200 Jahren (genau 1661 vgl. A. M.-Z. 1891, 449) verfaßten Übersetzung des Matthäus-Evangeliums als ein altertümliches Tagalisch erhalten. Heute werden in China diese Sprachen geredet: 1. Türkisch in Turkestan und Kan-su, 2. Mongolisch in der öden Gobi und nach der Mandschurei hin, 3. Tungusisch am Amur und Ussuri, 4. Miaotse südlich am Jangtsekiang und besonders in Kwei-tschau und Kwang-si. 5. Malayisch auf Formosa, 6. Indo-chinesisch im westlichen Sz-tschuen, westlichen Ho-nan, Jünnan, Kwei-tschau und Kwang-si von barmanischen (Lolo und Sifan) und von siamesischen (Schan, Thai, Lao) Stämmen; ebenso die Li auf der Insel Hainan, 7. das Tibetanische in Tibet. Das Chinesische selbst weist folgende Zusammenstellung auf:

I. Altchinesisch, die Sprache der Klassiker.	
II. Die Kuang-tung-Mundarten:	
1. Kanton	15 Mill.
Abarten: Hsin-huein; Hsin-ning; Tun-kuan und Hsin-an.	
2. Hakka	5 „
III. Die Min-Mundarten:	
3. Tsiang-tsin	10 „
4. T'ieh-tsiu	5 „
5. Futschau	5 „
IV. Die Wu-Mundarten:	
6. Wentschau	1 „
7. Ningpo	25 „
Abarten: T'ai-tschau; Schau-hsing.	
8. Sutschau und Shanghai	18 „
V. Hochchinesisch:	
9. Nördliche, mittlere und westliche Mundarten	300 „
	384 Mill.

Im Jahr 1889 besuchte der Russe Pokotilow den heiligen Berg des Buddhismus in Nordchina, welcher 3000 Meter hoch sich erhebt. Von Peking gings durch die sorgsam angebaute dicht bevölkerte Ebene Petchilis, vom Lung-tsjuan-kuan hinauf ins heilige Gebirge. Fünf abgestumpfte Kegel,

den ausgestreckten Fingern einer Hand vergleichbar, galten seit alter Zeit schon vor dem Buddhismus als Ort der Götter. Im ersten Jahrhundert n. Chr. erschienen indische Buddhisten am Hofe des Kaisers Minli in Peking und schon damals bildeten die auf diesem Berg Utai entstandenen vielen Klöster den Sitz buddhistischer Gelehrsamkeit: hier wurden die heiligen Bücher ins Chinesische übersetzt und hier erhob sich mehr und mehr die Hochburg der gegen den Taoismus ankämpfenden neuen Religion. Heute giebts auf dem Utai hundert Klöster, prachtvolle Tempel, Pagoden, in welchen zahlreiche weltentrückte Mönche leben. Dieser heilige Berg ist der besuchteste Wallfahrtsort der Erde, von Millionen alljährlich bestiegen.

Doch verlassen wir das jetzt so oft genannte China[1]) und gehen wir zu den Philippinen, wo der Dominikanermissionar Fr. C. Malumbres folgendes berichtet. Die Bungianen (oder Bungananen, Punganen) im mittleren Luzon und zwar in der Provinz Nueva Viscaya mußten in 18 Dörfern acht verschiedenen Cabezillas oder Häuptlingen gehorchen. Ihre Kleidung ist sehr dürftig, ihre Waffen sind Schild, Lanze, Waldmesser, oder Bolo und das eigentümliche Rasiermesser. Die Bungianen sind fleißige Ackerleute, Korbflechter, nicht ungeschickte Metallarbeiter, aber leider leidenschaftliche Kopfjäger. Sie brauen den Reisrauschtrank Bubuk, tanzen zum Gonginstrument Gansa und halten bei Festen Schweine- und Hühnerschmausereien. Anläßlich einer Leichenfeier wird alles Hab und Gut des Verstorbenen von den Trauergästen aufgezehrt, während der Tote auf einem großen Thongefäß Tinaja sitzt und dann erst nach dem Schmause beerdigt wird. Über die Religion ist nichts mitgeteilt. Ähnliches berichtet über die Ilongoten auf Luzon der Missionar F. Buenar-Campa (Globus 64, 165). Auf Mindanao hat ein Feldzug der Spanier gegen die mohammedanischen Malayen stattgefunden, hauptsächlich bei der Lanao-Lagune, doch liegt dies außerhalb unseres Gesichtskreises.

Auf der Insel Banguey im Nordosten von Borneo wohnen die gutgearteten ehrlichen Dusun. Ihre karge Bekleidung machen sie sich aus Baumrinde; das Haar wird hinten mit einer Nadel lang zusammengefaßt, vorn kurz geschoren. Es giebt im Verhältnis zu den Männern wenig Frauen, weshalb junge Leute häufig nach der Borneoinsel auswandern. Heiraten werden im Walde geschlossen und der dabei notwendige Vermittlungsgebrauch ist, den jungen Brautpaaren mit einem hölzernen Messer einige Blutstropfen aus der Wade zu holen. Das Ehepaar geht sodann in die Familie der Frau und wird ein Anhängsel derselben. Man glaubt an Geister, deren Oberhaupt Si Jamin die Insel beherrscht; eine Priesterin verbindet durch Klugheit und Erfahrung die Inselbewohner mit diesen Geistern und ernennt selbst ihre Nachfolgerin, welche aber eine Witwe sein muß. Im mittleren Celebes hat als erster Europäer der holländische Missionar Alb. C. Kruijt 1893 den Posso-See erreicht und befahren; zur Hinreise benutzte er das rechte Ufer des Posso-Flusses. Peterm. geogr. Mitt. 1894, 246. Anläßlich des holländischen Feldzuges ist von der

[1]) Über die in der A. M.-Z. 1890, 173. 1892, 432 besprochenen Lolo bringen die Katholischen Missionen 1895, 12 allerlei.

Insel Lombok in den Zeitungen oft und zur Genüge die Rede gewesen. Erinnert sei geographisch, daß Ampenan auf der Westküste den Hafen bildet; etwa eine Viertelmeile östlich davon die Hauptstadt Mataram; die westliche Insel wird von den Hindu-entstammenden Balinesen, der übrige Teil von den ursprünglichen nun mohammedanischen Sassak bewohnt.

Bei den Semang auf der Halbinsel Malakka ist eine Art Bilderschrift erforscht, welche teils auf Kämmen für die Frauen, teils auf den Bambu-Köchern (Gor) für die Männer allerlei Zauberformeln und Zeichnungen enthält. Nach der Vorstellung dieses Volkes werden Krankheiten durch den Wind verbreitet und vom Donnergott, Keii als Strafe gesandt. Ihm entgegen gab der Gott Plé obige Bilder-Zaubermittel den Semang zum Schutz.

Zur Völkerkunde Kambodschas erteilt Dr. E. Mausch fesselnde Aufschlüsse. Die Khmer (richtiger Chmer) bilden das wichtigste Volk; als letzte Ausläufer der Arier aus Hindostan gekommen eroberten sie Kambodscha, wurden aber bald durch die benachbarten gelben Volksstämme beeinflußt und zu einem Mongol-ähnlichen Volk umgeartet. Die schwarzen Ureinwohner flohen ins Gebirge und leben noch heute dort als die Penong, Kui, Psong, Nong Nodai. Ein zweites eroberndes Volk, die Thiam, wurde mit Hilfe der Anamiten ebenfalls besiegt und fast ganz vernichtet. Die Khmer sind die Erbauer jener staunenerregenden Denkmäler, welche brahmanische Inschriften und Bilder zeigen; auch ihre Sprache weist viele Sanskritwörter auf. — J. G. Scott erforschte die Wa-Stämme in Barma, welche im Schan-land östlich vom Salwin wohnen, der Kopfjägerei, Trunkenheit, Unsauberkeit sehr ergeben, im übrigen gute Ackerbauer und umgänglich sind. In jedem Dorf ist eine Reisschnapsbrennerei und jeder Dorfzugang wird durch eine Pfahlreihe, auf welcher Menschenschädel prangen, verziert; die frischen Köpfe hängen in Körben an Bäumen, um zu bleichen.

Professor Emil Schmidt, Leipzig, schreibt in seiner Reise nach Südindien (Leipzig, Engelmann 1894. 314, seine Aufsätze im Globus 60 f. 61, 17 f.) auf dem Wege nach dem Comorin-Kap: In der Heidenstadt Agastiswaram, dem Sitze der schlimmsten Dämonenverehrung, arbeitet die Londoner Mission mit vielem Erfolg. Herr Allan erwartete mich zugleich mit Rev. Sakman, dem ostindischen Tamil-Pfarrer des Ortes und dem gleichfalls dunkelbraunen Doktor. Die Kirche ist ein einfach gehaltener Saal mit einem Nebenzimmer für den Geistlichen und einem zweiten Nebenraum, der sich durch ein Gestell mit Flaschen und Krücken, durch einige Bücher medizinischen Inhalts als Dispensary (Poliklinik) erwies . . . . Es fiel mir auf, daß schon Kinder von kaum mehr als 4 Jahren anfingen zu lesen. Die allermeisten Wohnungen in Agastiswaram sind elende Hütten armer Palmyra-Palmbauern (Schanar); nur wenige saubere Häuser mit Oberstock heben sich wie Paläste dagegen ab. Sie gehören zum Teil Christen, die es durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit zu einem mäßigen Wohlstande gebracht haben. — Auf der Lagunenfahrt nach Kotschin berichtet er: „Kottäain ist der Hauptsitz der Church-Mission Society, deren Gemeinde über das nördliche Travankor und Kotschin zerstreut sind. Mehrere ihrer Geistlichen (Baker, Richards, Painter) haben

interessante Mitteilungen über die niederen Kasten und die Hügelstämme Nord-Trawankors veröffentlicht. . . . . Rev. Painter, der lange Zeit unter den Milä-Arräans gewirkt hatte, war mir in liebenswürdiger Weise behilflich, einen dreitägigen Ausflug nach dem tief in den Vorbergen versteckten Kudikel, das ganz von christlichen Angehörigen jenes Stammes bewohnt ist, vorzubereiten. . . . . (S. 161 f.) Von 11 bis 1 Uhr war Gottesdienst in Kudikel. . . . . Es wurde im Anfang gebetet und von der Gemeinde gesungen, gut im Takt, aber schrecklich in Melodie und Harmonie. . . . . Die Stimmung der Gemeinde war entschieden weihevoll (S. 168). In den westlichen Nilgiri: . . Obgleich ich keine Empfehlung vorzuzeigen hatte, fand ich doch in der Familie des Herrn Pastor Lütze, des Geistlichen von Keti, die allerherzlichste Aufnahme. Ich war zum ersten Male nachdem ich Colombo verlassen hatte, wieder Gast in einer deutschen Familie[1]).

Westlich von Kaschmir ist das Land englisch geworden, nachdem nordwärts nach längerem Kampfe Nagar und Hunza unterworfen ist: Das Gebiet der Dardu-Stämme, oder das Tschilasland am Indus, ferner Jassin mit den Buri und Inschkun, sowie weiter westlich Tschitral mit den Stämmen der Wairigali, Siaposch und Safidposch. So berührt die brittische Welthand den Hindukusch. — Während die Bevölkerung von Kaschmir für feige gilt, hat das felsige Ladak, jenes ostwärts gelegene Wüstengebiet mit nackten Felsen und vielem Granitstaub und mit vereinzelten üppigen Oasen, eine abgehärtete ausdauernde Menschenrasse. In der Hauptstadt Leh und im übrigen Lande ist der Buddhismus Staatsreligion; meilenweit sind die Straßen mit Steinen eingefaßt, welche heilige Inschriften tragen. Zahlreiche Klöster (gaupis) mit reichen Ländereien liegen in den besten und fruchtbarsten Gegenden. Weiber sind verhältnismäßig selten, weshalb Vielmännerei herrscht. Die Hauptstadt Leh ist im kurzen Sommer der große Bazar Indiens und Mittelasiens. Berühmt ist die große Messe beim Kloster Himis (Hemis) westlich von Leh am Indus. Noch abgeschiedener als Ladak liegt nordwestlich Baltistan, dessen wilde kriegerische Stämme, ehrlich, thätig, einfach, fröhlich dahinlebend den Engländern nun ebenfalls unterworfen sind. (Vgl. die Karte in Peterm. geogr. Mitteilungen 1893 Tafel 13). (Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

1. **Warneck**: „Missionsstunden I: Die Mission im Lichte der Bibel." Vierte vermehrte Auflage. Gütersloh, 1895. Um 3 Beiträge vermehrt und in den statistischen Angaben wie den missions-

---

[1]) „Viel freundliches Entgegenkommen hatte ich inzwischen auch in englischen Häusern erfahren, aber hier war es das deutsche Wesen, die waltende Hand der deutschen Frau, der Segen, den drei herzige kleine Mädchen dem Hause geben, was mich an Keti wie an ein Stück Heimat zurückdenken läßt. Indien bietet dem Auge, dem Verstand, auch dem ästhetischen Gefühl unendlich Vieles; aber ich fand doch nichts, was das Herz so erwärmte, wie das einfache fromme Gemüt des deutschen Pfarrhauses in Keti." Obgleich dies nicht zur geographischen Rundschau gehört, ist es ein Beweis für den veredelnden Einfluß des evangelischen Missionshauses im Heidenland. Vgl. G. Warneck: Römische Angriffe auf die evangl. Heidenmission. 1885. S. 282 f.

geschichtlichen Illustrationen nach dem Fortschritt des Missionswerkes verändert erscheinen diese Missionsstunden zum vierten Male. Sie haben viel freundliche Aufnahme und Beurteilung gefunden auf ihren drei ersten Gängen und mancher Gedanke, dem sie Ausdruck gegeben, ist Gemeingut weiter Kreise geworden, ein Segen, der den alternden Verfasser zu besonders großer dankbarer Freude stimmte. Möchte der warme Herzschlag der Missionsliebe, der in ihnen pulsiert, und die jugendliche Frische, in der sie geschrieben sind, ihnen immer neue Freunde werben. Das Missionsleben bedarf unter uns noch sehr der Pflege und das Missionsverständnis der Vertiefung; und als eine Handreichung zu beidem segne Gott das Buch auch auf seinem vierten Gange.

2. **Stosch:** a) Die Mission und die sociale Frage. Mit besonderer Berücksichtigung der indischen Verhältnisse. Vortrag auf der Brandenburger Prov.-Missionskonferenz. Berlin, Buchhandlung der Berliner Missions-Gesellschaft, 1895. 20 Pf., und b) Aufgabe der Mission in Indien nach ihrer innern Gestalt. Vortrag auf der westpreußischen Prov.-Missionskonferenz 1895 und im Verlage derselben, 20 Pf. In Partien billiger. Zu beziehen durch P. Fuhst in Danzig. Wenn Stosch über die Mission, namentlich über die indische redet, so hat er immer etwas Lehrreiches zu sagen, das in die Nähe der Missionsprobleme führt und über die Schwierigkeiten des Missionsbetriebs Licht verbreitet. Das bewahrheiten auch diese beiden Vorträge, die bei aller Kürze sehr inhaltsvoll sind und als wertvolle Beiträge zum Verständnis der der Missiou gestellten großen Aufgaben bezeichnet werden dürfen. Möchten sie viele nachdenksame Leser finden.

3. 1845—1895. Goßners Mission unter den Kols in britisch Ostindien. Eine Festschrift. Berlin, Buchh. der Goßnerschen Mission. 50 Pf. Diese zur Feier des 50jährigen Jubiläums der Kols-Mission (doch wohl von Insp. Plath) verfaßte Orientierungsschrift über die Gesamtgeschichte dieser Mission bietet zwar den Kennern derselben nichts Neues und man hätte gewünscht, daß sie manchmal die alten Akten hätte etwas weniger allgemein und dunkel reden lassen, aber sie ist wohl geeignet zur Verbreitung in solchen Kreisen, namentlich gebildeter Missionsfreunde, welchen ein Einblick in den Zusammenhang der vielgesegneten und vielgeprüften Goßnerschen Kolsmission fehlt. Wie wir hören, ist auch eine neue Auflage der schönen „Fünfzig Bilder aus der Goßnerschen Kolsmission" mit erläuterndem Text und Karte in Vorbereitung, und wir benutzen diese Gelegenheit auf dieselben als auf ein anziehendes Pendant in Illustrationen zu der genannten Festschrift besonders aufmerksam zu machen.

Erklärung.[1])

Im Septemberheft der Allgemeinen Missionszeitschrift findet sich auf Seite 417 in der von Herrn Miss.-Inspektor Zahn verfaßten Missionsrundschau folgender Satz: „Nun belehrt uns Merensky in seinem Vortrag: „Soll die christliche Missionsthätigkeit einen nationalen oder internationalen

[1]) Die Red. behält sich eine zusammenhängende principielle Besprechung der Frage über Nationalität und Internationalität in der Mission vor. Warneck.

Charakter tragen," daß der Missionar erst dann voll seinen Beruf ausübe, wenn sich mit der Liebe zum Heiland, der den Missionsbefehl gegeben, nationales Empfinden verbindet, so daß die eigentliche deutsche Missionsperiode erst mit 1884 beginnt." Diese Auslassung veranlaßt mich zu folgender Erklärung: Es könnte scheinen, als ob die im Vorstehenden ausgesprochene Folgerung, „so daß die eigentliche deutsche Missionsthätigkeit erst mit 1884 beginnt" von mir selbst gezogen worden sei, das aber ist nicht der Fall. Auch der sonstige Inhalt des oben wiedergegebenen Satzes mißversteht meinen Sinn, wie mein Leben als Missionar und alles, was ich geschrieben habe, genugsam bezeugen. Ich bedauere, daß jene von Herrn Inspektor Zahn angeführte Broschüre Anlaß zu solchem Mißverständnis geben konnte. Ich habe in diesem Schriftchen zeigen wollen, wie alles Missionsleben, gleichwie auch sonst alles kirchliche Leben, thatsächlich eine nationale Färbung trägt, und wie ein deutscher Missionar in seinem Amtsleben mit Fug und Recht auch deutsches Wesen z. B. durch die Gründlichkeit des Unterrichts, den er erteilt, wie auch das Bekenntnis seiner Kirche zur Geltung kommen lassen solle. Wenn ich die Frage, ob es im Interesse der deutschen Missionen liege, in deutschen Kolonien zu arbeiten, mit ja beantwortet habe, so verwahre ich mich ausdrücklich gegen die Annahme, ich hege die Meinung, als ob ein deutscher Missionar sein Werk nur in einer deutschen Kolonie, oder der Missionar eines andern Volks in einer Kolonie seines Volks, voll betreiben könne. Ich habe im Gegenteil stets die Meinung vertreten, daß die Mission unter freien Völkern nicht nur berechtigt ist, sondern daß die ideale Seite ihres Wesens als einer Arbeit, die nicht von dieser Welt ist und nicht für diese Welt geschieht, gerade hier am herrlichsten zur Geltung kommt. Ich bin so wenig ein Bewunderer der kolonialen Bestrebungen, daß ich sie nur zu oft beklage, nämlich immer da, wo durch das Einwandern einer europäischen Kolonialbevölkerung die Eingebornen enterbt und gewaltsam aus ihrer normalen Entwickelung gerissen werden. Ich vertrete allerdings die Meinung, daß nun, da Deutschland Kolonien hat, es Pflicht des deutschen Volkes, und damit auch Pflicht der deutschen Missionsgesellschaften ist, den Eingebornen dieser Gebiete das Evangelium zu bringen und glaube auch, daß deutsche Gesellschaften und deutsche Missionare dies am erfolgreichsten und am besten thun können. Wenn ich in jenem Schriftchen von einem Vorbehalt sprach, unter welchem ich die Frage bejahte, ob es im Interesse der deutschen Mission liege, die Arbeit in den deutschen Kolonien aufzunehmen, so bedaure ich, daß ich nicht ausgeführt habe, was ich unter diesem Vorbehalt verstehe und nenne als solchen die Bedingung, daß den Missionaren für ihre Arbeit in Kirche und Schule und den Eingebornen für Ausgestaltung ihres Gemeindelebens völlige Freiheit der Bewegung gelassen werde. Ich glaube auch, daß es den deutschen Missionaren in deutschen Gebieten ein lieber Gedanke sein wird, durch ihre Arbeit mit dazu zu helfen, daß die deutsche Herrschaft für die Eingebornen nicht ein Fluch, sondern ein Segen werde, und bin der Meinung, daß „nationales Empfinden" dieser Art auch in Gottes Augen nicht verwerflich ist und dem Werke zur Förderung gereichen kann.

Merensky.

Korea.

Von P. Gareis in Buch.

(Schluß.)

II.

Missions-Anfänge.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die römische Kirche in Japan angeblich Millionen zählte, und als China, das zuerst im 6., dann im 13. und 14. Jahrhundert Botschaft von Christo gehört, sich zum zweitenmal dem Evangelium öffnete, hatte das Königreich Korea noch nicht das Geringste von Christo vernommen.

Da schlug auch Koreas Stunde. Taïko-sama, Alleinherrscher von Japan, wollte China erobern und kam, um sich den Weg zu bahnen, 1592 mit einer Armee von angeblich 200 000 Mann nach Korea. Er schlug die Koreaner und die ihnen zu Hilfe eilenden Chinesen aufs Haupt und eroberte die Hauptstadt. Viele japanischen Soldaten waren Christen. Aber Taïko-sama selbst war dem Christentum feindlich. Er hatte deswegen alle christlichen Prinzen und Edelleute mit in den Krieg genommen. Wurde er besiegt, so wollte er sie im Stiche lassen, um sie so ohne das odium einer Christenverfolgung los zu werden; blieb er Sieger, so wollte er ihnen Provinzen des eroberten Landes zum Lohn geben — fern von der Heimat. Aber in dem Maß, als Taïko-sama das Christentum haßte, suchte es der Admiral der japanischen Flotte Augustinus Arimandono zu fördern, und als der Krieg sich in die Länge zog, ließ er sich vom Vice-Provinzial der Jesuiten zwei Priester schicken (Pater Gregorio Cespedes und einen Japaner Fuian-eion). Beide mußten auf der Insel Tsutsima überwintern, wo sie viele tauften. 1594 kamen sie nach Korea selbst und meldeten sich bei Augustinus, welcher in der Festung Komangaï residierte. Da starb 1598 Taïko-sama. Die Armee kehrte nach Japan zurück. Die Samenkörner des Christentums waren umsonst gesät. In der japanischen Christenverfolgung 1614 waren auch mehrere koreanische Märtyrer, auch kamen mehrere christliche Bücher in chinesischer Sprache nach Korea, aber in Korea selbst war das Christentum verschwunden. Da kam das Jahr 1784.

In einer hochstehenden koreanischen Familie war ein Sohn Namens Ni-tek-tso. Sein Vater hatte ihn für den soldatischen Beruf bestimmt,

aber er war von einem glühenden Wissensdurst erfüllt und dabei von gewaltiger Energie, die seiner körperlichen „Bärenkraft“ entsprach, so daß man ihm den Beinamen Piek-i, d. i. der Eisenkopf, gab. 1783 ging er als dritter Gesandter mit nach Peking, wo er durch den Erzbischof Alexander Tong getauft wurde. Sein Sohn Seng-hun-i, der in der Taufe den Namen Peter erhielt, gilt den römischen Katholiken als der „Stein“ der römisch-koreanischen Kirche. Sein Leben bestand in dem Studium wissenschaftlicher Werke und im „Missionieren“ unter seinen Landsleuten. Eine öffentliche Disputation zwischen ihm und dem berühmtesten heidnischen Religionsgelehrten Koreas Ni-ka-Loan-i hatte das Resultat, daß der Heide nichts mehr zu sagen wußte als dies: die christliche Lehre ist großartig, sie ist wahr, aber sie wird ihren Anhängern Unannehmlichkeiten bereiten. Que faire? Die Lehre verbreitete sich bald „durch alle Provinzen“. Die koreanische Gewohnheit, sich untereinander viel zu besuchen und Neuigkeiten auszutauschen, leistete der Verbreitung des Christentums Vorschub. Da brachte schon das Jahr 1785 ein Edikt gegen die christliche Religion. Die Christen wählen François Xaver Kuen zum Bischof, und der entsendet den Christen Paulus Jun als Händler verkleidet 1789 mit einer Gesandtschaft nach Peking zum Erzbischof Mgr. Govea mit einem Brief. Der schreibt den bedrängten Christen auf einem Stück Seide einen Hirtenbrief zurück: „Er freue sich, in Korea Christen zu wissen; aber die Bitte, daß ihr Bischof alle Sakramente spenden dürfe, könne er nicht gewähren, da er nicht die Weihen empfangen habe.“ Er verspricht, Priester zu senden, verbietet aber den Christen auf das strengste den Ahnendienst, an dem sie bisher harmlos festgehalten hatten. Die Befolgung dieses Gebots führte zur Christenverfolgung. Paulus Jun beklagt seine Mutter, als sie stirbt, nur als ein christlicher Sohn, wird denunciert; der Minister erstattet dem König Bericht, und am 8. Dez. 1791 wird er nach wochenlangem Verhör hingerichtet. Er war aus vornehmer Familie und dem König wars fast leid.

Die Hinrichtung wurde in allen Städten und Dörfern bekannt gemacht, und viele Christen verleugneten aus Furcht ihren Glauben. 1791 sandte der chinesische Erzbischof den Pater Jean dos Remedios nach Korea, damit er die koreanischen Geistlichen ordiniere. Kurz nach ihm kam noch der Chinese P. Jacques Tsiu. „Scharenweise“ heißt es nun, begehrten die Christen die Sakramente. Aber wieder kam der Rückschlag. Die drei Koreaner, welche die beiden Priester hereingebracht, wurden verraten und zu Tode geprügelt. 1800 stirbt der

König, der noch verhältnismäßig milde gesinnt gewesen war. Der Nachfolger erläßt sofort ein Dekret zu öffentlicher Verfolgung der Christen, und Jacques Tsiu ist eins der ersten Opfer (1801). „Viele“ Prinzen und Prinzessinnen starben den Märtyrertod. 1801 berichtet der König über das Ganze an den chinesischen Kaiser. Er nennt die Christen Räuber und Rebellen und bezeichnet Tsiu als Hauptanstifter. Die Antwort des Kaisers ist bezeichnend. „Daß die Christen getötet worden sind, ist in der Ordnung, daß aber die christlichen Lehren durch einen Chinesen verbreitet sind (Tsiu!), ist eine Verleumdung, die wir uns verbitten.“ 1802 erfolgt in Korea seitens der Regierung die „Instruktion gegen die verderbliche Religion“. Proskriptionslisten werden von allen Mandarinen in Umlauf gesetzt. In vielen vornehmen Familien blieben die Kinder verwaist zurück, da Vater und Mutter gefangen waren; viele wanderten aus in die wüsten Gegenden des Landes. 1811 schlich sich ein koreanischer Christ nach Peking durch, um einen neuen Priester zu holen. Jean Ni, so hieß er, hatte einen Brief der koreanischen Christen bei sich, in welchem diese die Verfolgung als mit ihren Sünden wohl verdient bezeichnen, aber flehentlich um einen Priester bitten. Ihr Wunsch kann nicht erfüllt werden, der Erzbischof hat keinen zur Hand. 1813 unternahm Jean Ni zum zweitenmal die Reise, aber wieder umsonst. 1815 wütet die Christenverfolgung besonders in den beiden Provinzen Kang-uen und Kieng-tsiang. In der von 1801 spielten Intriguen von Adelsfamilien mit, daher besonders viel vornehme Märtyrer, 1815 war der allgemeine Christenhaß die alleinige Triebfeder. 1827 kam die Provinz Tsien-la an die Reihe. Dallet unterscheidet bis hieher drei Perioden in der koreanisch-römischen Kirche: 1. 1784—1801 die Zeit der Entfaltung, 2. 1801 allgemeine Verfolgung, 3. 1801—1827 die Verfolgung, wie ein Ungeheuer ab und zu Opfer verschlingend, dazwischen unheimliche Stille. Ein antiprotestantischer Zug in Dallets Werk verdient aus dieser Periode erwähnt zu werden. Er macht seine Leser folgende Geschichte glauben: 1827 näherte sich ein englisches Schiff der koreanischen Küste, welches in seiner Flagge mit chinesischen Buchstaben die Inschrift trug: „Religion Jesu Christi.“ Als koreanische Christen an Bord kamen, begrüßten die Engländer sie mit den Worten „der Erdgeist segne euch“. Ganz bestürzt seien die Christen geflohen.

1827 traf ein Brief der koreanischen Christen beim Papst ein. Dieser führte einen Beschluß herbei, eine besondere koreanische Mission an die société des missions étrangères anzuschließen. Letztere war

gegründet zu Paris, Mitte des 17. Jahrhunderts, als Papst Alexander VII. apostolische Vikare nach China, Kochinchina, Tongking und Kanada schickte. 27. Okt. 1663 wurde unter Kardinal Chigi das Missionsseminar eröffnet. In der Revolution 1792 wurde alles als Staatseigentum verkauft, aber 1805 durch Napoleon wieder hergestellt. 1829 ließ sich der Missionar Bruguière zu Bangkok in Siam bereit finden, als Sendbote nach Korea zu gehen. Er empfing auf Befehl Gregor des XVI. die Bischofsweihe und errichtete 1831 in Korea ein apostolisches Vikariat. Drei Jahre hatte seine mühevolle und gefährliche Reise von Bangkok nach Söul gedauert, und 24 Tage nach seiner Ankunft stirbt er schon. Sein Nachfolger Maubaut, aber nicht im Bischofsamt, hat mit einem chinesischen Priester Yu in Korea seine Not, der sein Priesteramt nur als Gelderwerbsquelle ansah. Er belegte ihn mit dem Interdikt. An seine Stelle traten 1836 Chastan und Piö-men, welche sich in Trauerkostüm unter glockenförmigen, riesigen Hüten verborgen, durch die Grenzwachen schlichen. Die Bischofswürde aber erhielt 1838 Mgr. Imbert.

Da kam das Jahr 1839. Der König war krank, und der Premier-Minister Ni-Tsi-en-i, ein enragierter Christenfeind, hatte alle Gewalt in den Händen. Unter ihm fingen die Denunziationen gegen die Christen wieder an. Der Bischof und die Missionare verstecken sich, werden aber entdeckt und gefangen gesetzt. Nach furchtbarer Folterung werden sie: Bischof Imbert und die Patres Maubaut und Chastan am 21. Sept. 1839 enthauptet. Kim-ye-saing-i hieß der Hauptverräter. Ein neues Edikt gegen die Christen folgte, strotzend von Verleumdungen, an die Verleumdungen in den Christenverfolgungen der ersten christlichen Jahrhunderte erinnernd.

Der dritte Bischof in Korea war Mgr. Ferréol, der zuerst in Frankreich Priester gewesen war. Er hat zwei Jahre lang nördlich von Mukden zubringen müssen, ohne nach Korea hineinkommen zu können. 1842 während des Opiumkrieges lagen zwei französische Kriegsschiffe vor Macao. Das eine, welches eine Expedition den blauen Fluß hinauf vorhatte, nahm einen jungen Koreaner, der im Missionsseminar zu Macao war, als Dolmetscher mit. Ein französischer Missionar Maistre schloß sich dem jungen Andreas Kim an. Beide verließen später das Schiff und stießen zu Ferréol, nördlich von Mukden. Von dort aus machte Kim drei Reisen nach Korea, auf der dritten hatte er Ferréol mit, aber es war ihnen unmöglich, wegen der *Grenzposten* hineinzukommen. Alle drei gingen nach Macao zurück.

Jetzt versuchten sie es mit dem Seeweg und kamen 1845 in Verkleidung glücklich in Söul an. Aber schon 1846 starb Andreas Kim den Märtyrertod. Er ist einer der getreusten aus der ganzen koreanischen Märtyrergeschichte. 1847 erlitten zwei französische Schiffe an Koreas Küste Schiffbruch. Der Oberkommandant forderte bei seiner Anwesenheit im Lande, im Namen der französischen Regierung vom koreanischen König Genugthuung für die Ermordung der französischen Christen in früheren Jahren. Er erhielt nur eine schnöde Antwort. Die Drohung, im nächsten Jahr mit Kriegsschiffen wiederzukommen, durchkreuzt das Jahr 1848. Bischof Ferréol stirbt 1853.

Der vierte Bischof ist Mgr. Berneux. Während seiner Zeit kamen drei neue französische Missionare nach Korea: Riedel, Calais und Mamaitre. 1864 stirbt der König. Eine Palastrevolution folgt. Die Missionare schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Die Hoffnung lächelt, als 1866 ein russisches Schiff vor Uen-san (Gensan) anlangt, welches die Forderung der Handels- und Wohnungsfreiheit für die russischen Unterthanen überreicht. Schon schien die Religionsfreiheit gleichfalls in Aussicht zu sein, da bringt die koreanische Gesandtschaft, die sogleich mit der russischen Forderung nach Peking entsandt war, den Bescheid des Kaisers in lakonischer Kürze: „Alle Fremden sind zu töten.“ Statt der Religionsfreiheit brach eine furchtbare Verfolgung aus. Bischof Berneux und mit ihm neun Priester starben den Märtyrertod. Missionar Riedel entkam nach Tientsin, wo er dem Admiral Rose, der dort mit einigen französischen Kriegsschiffen lag, von dem Geschehenen Mitteilung machte. Schon am 25. Sept. 1866 ist dieser mit seiner Flotte vor der Insel, welche stark befestigt, Söul von der See her schützt. Er nimmt Kang-hoa ohne Schwertstreich — die Schiffs-Kanonen hatten alles auf der Insel in wilder Flucht davongejagt. Die ganzen staatlichen Magazine auf der Insel fielen in die Hände der Franzosen: unzählige Bogen und Pfeile, Säbel von feinstem Stahl, Helme, Luntenflinten, Fächer, 100 000 Franks in Silberbarren, eine ganze Bibliothek; Bücher mit chinesischem Druck und goldnem Stempel, grünem oder rotem Leder-Einband: Die alte Geschichte Koreas in 60 Bänden, ein Buch, dessen Blätter aus Marmortafeln bestanden, wie eine spanische Wand in Charnieren von vergoldetem Kupfer sich bewegend, die moralischen Gesetze des Landes enthaltend. Als aber nun die Matrosen weiter auf Söul vordringen wollen, erhalten sie aus einer Pagode so furchtbares Feuer, und außerdem kommt ihnen eine so ungeheure Armee entgegen (die Koreaner hatten Tag und Nacht

buchstäblich Pflugscharen zu Schwertern umgeschmiedet, und alle, welche Waffen tragen konnten, bewaffnet), daß die Franzosen bei Nacht und Nebel schleunigst wieder abdampfen müssen. Nicht besser ergings 1871 den Amerikanern, welche Genugthuung für ihre ermordeten Schiffbrüchigen fordern wollten. Und die Christen? Sie hatten alles auszubaden. Proskriptionen in Masse waren wieder an der Tagesordnung. Die nicht ihren Glauben abschwören wollten, wurden zunächst ihres Eigentums beraubt, dann getötet. Ja, teuflisch genug, wer abschwört, erhält Schonung zugesagt, aber ihn tötet man im Gefängnis geheim, die nicht abschwören, öffentlich. Der König schwur: er werde das Christentum spurlos vertilgen. Im September 1868 fielen allein über 10000 Opfer (berichtet Dallet), in Söul allein 500. Korea hatte bis dahin fünf Bischöfe gehabt, davon sind 3 Märtyrer, 16 Missionare, davon 9 Märtyrer, 2 koreanische Priester, einer davon ein Märtyrer.

Von diesem Schlag hat sich die römische Kirche in Korea bis jetzt noch nicht wieder völlig erholt. Dallet schätzt (in den 70er Jahren) die Zahl der römischen Christen Koreas auf 50—60000, eine Zahl, die viel zu hoch gegriffen ist. Die Missiones Cathol. pro 1895 rechnen nur 22440.[1]) Viele römische Missionare sind jetzt wieder in Korea, alle von der société des missions étrangères. Das große Verdienst der römischen Missionare ist die Zusammenstellung eines koreanischen Lexikons und einer koreanischen Grammatik.

Evangelische Mission.

Die wichtigste Pionierarbeit für die evangelische Mission in Korea hat der tapfere schottische Missionar John Roß gethan (dem die theologische Fakultät seiner Heimats-Universität für sein Werk „the history of Corea" die theologische Doktorwürde verliehen hat). In die Mandschurei, die chinesische Provinz nordwestlich von Korea, war die evangelische Mission zuerst 1867 gekommen, als sich der schottische Missionar Burns in Niutsch-wang, der Hafenstadt am Liao-Fluß, niederließ. Von dort aus drang nach ihm John Roß in das Innere, bis zur Hauptstadt Mukden vor. 1873 reiste er nach dem koreanischen Grenzort, wo damals allein die Koreaner mit den Fremden ihre Waren austauschen durften, um mit den Koreanern anzuknüpfen. Aber der Versuch mißlang. Auf einer zweiten Reise dorthin fand er mit

[1]) Dem entsprechend werden wohl auch die sonstigen Zahlen Dallets zu reproduzieren sein. D. H.

Hilfe eines ausgewanderten Koreaners, den er in seinen Dienst genommen, einen koreanischen Kaufmann, der aus seiner Heimat wegen Bankerotts zu fliehen im Begriff stand. Dieser ging mit Roß nach Niutschwang und wurde dort sein Sprachlehrer. Später traten andere an seine Stelle, und 1882 war Roß so weit gekommen, daß er das Evangelium Lucä ganz und das Evangelium Johannis zur Hälfte ins Koreanische übersetzt und gedruckt hatte. Diese Teile der Bibel und viele christliche Traktate verbreiteten schottische Bibelboten in Korea. Sie reisten dabei von Ort zu Ort: bald verbreitet sich das Gerücht, „ein fremder Bücherhändler ist da," und die Käufer strömen herbei. Jetzt ist das Neue Testament längst vollständig übersetzt und ist wohl schon in 100 000 Exemplaren in Korea verbreitet. Besonders wird von den koreanischen Frauen gerühmt, daß sie großes Verlangen nach der Wahrheit des Evangeliums zeigen und die eifrigsten Käufer sind. Eines Bibelboten, Swi mit Namen, verdient besonders Erwähnung gethan zu werden, eines Koreaners, der mit vielen seiner Landsleute in die Einöde ausgewandert war, welche die koreanische Regierung vor 300 Jahren künstlich zwischen China und Korea geschaffen. In dieser Einöde, „den Thälern von Korea," an dem Südwestabhang der „langen weißen Berge", welche die Chinesen zum Teil wieder urbar und bewohnbar gemacht haben, wohnen auch viele Koreaner, und einer von ihnen war von J. Roß als Setzer beim Druck seiner Bücher angestellt. Ihn schickte Roß nachher als Bibelboten in die Thäler, und die von ihm verkauften Evangelien und Traktate wirkten wie der Sauerteig des Gleichnisses unter diesen weltabgeschiedenen Leuten. Eine große Bewegung entstand unter ihnen, und sie schickten eine dringende Einladung an Roß, er möchte kommen und sie taufen. 1884 hat er sich auch, mit noch zwei Missionaren aufgemacht. Nach langer, mühevoller Reise erreichten sie die Thäler und fanden zu ihrem Erstaunen ganze Dörfer, deren Einwohner mit den Elementen der christlichen Lehre völlig vertraut waren. Natürlich prüften sie die einzelnen Taufbewohner auf das eingehendste, aber 75 Personen konnten nach kürzester Zeit das Taufsakrament empfangen. Die Zahl der Taufbewerber wuchs von Jahr zu Jahr. Reisende erzählen von tausenden koreanischer Familien, in denen täglich Hausandacht gehalten und Gottes Wort gelesen wird. 1892 kam Roß mit einem Begleiter auf einer Rundreise zum zweitenmal in die Thäler, und wieder waren Taufbewerber in Scharen vorhanden. Aber Roß konnte nicht bleiben, er mußte in die Mandschurei zurück, wo für die Mission eine solche Hochflut ge-

kommen, daß kein Mann entbehrlich war. Ein besonderer europäischer Missionar für die zerstreute Herde in den „koreanischen Thälern“ wäre sehr erwünscht.

Aber noch von einer anderen Seite drang das Evangelium in Korea ein. 1884 machte der Missionar Wolfe von Futschan in der chinesischen Provinz Fukien aus einen Besuch in Korea. Sein mündlicher Bericht nachher, in der Konferenz der eingeborenen Christen der Provinz, machte einen solchen Eindruck, daß man die Kosten der Aussendung von Missionaren nach Korea selber zu tragen beschloß und auch 1885 zwei tüchtige Männer nach Korea schickte. Die beiden chinesischen Glaubensboten wählten Fusan an der Südostecke Koreas zu ihrer Wirkungsstätte. Herzlich wurden sie in Fusan und Umgebung aufgenommen und erfuhren lange Zeit von niemandem die geringste Belästigung. Koreanische Gelehrte sogar sammelten sich um sie und ließen sich in Disputationen mit ihnen ein, die einen Teil von ihnen von der Wahrheit des Evangeliums überzeugten. 1891 kamen ein paar Missionare der amerikanischen Presbyterianer ebenfalls nach Fusan, welche 1892 eine neue Station zu Gensan auf der Nordostküste anlegen konnten. In demselben Jahr noch versuchten sie in Pyeng-Yang im Innern des nördlichen Gebiets einen festen Stationspunkt zu gewinnen, aber dieser Versuch scheiterte an der Feindseligkeit des Gouverneurs, der auf Grund des Gesetzes Fremden die Erwerbung von Eigentum untersagte. Auch in Gensan kam der Fremdenhaß zum wilden Ausbruch. Eine Proklamation wurde an das Haus des Missionars angeschlagen, die von Schmähungen gegen das Christentum strotzte und die Austreibung der Glaubensboten forderte. Aber die Regierung schenkt solchen Forderungen kein Gehör mehr, und trotz des Plakats an der Missionarswohnung nehmen in derselben die Versammlungen der „kleinen Herde“, die sich bereits in Gensan zusammengefunden hat, ihren ruhigen Fortgang. Als in einer Bibelstunde dieser kleinen Gemeinde 1. Petri 4, 13 besprochen wird, erklärt ein alter, vielgeprüfter Mann: „Ja, das ist das Wunderbare an diesem Buch, es paßt alles so!“ Ein andrer wurde gefragt, wie lange er nun den Heiland kenne. „Seit drei Monaten“ lautet die Antwort. Und als ihm eingewendet wird, das müsse doch schon viel länger her sein, sagte er: „Ja von ihm habe ich schon gewußt seit zwei Jahren, aber ihn selbst kenne ich erst seit drei Monaten.“

Aber die Hauptmacht des Angriffs gegen das heidnische Korea kam von einer dritten Seite, nämlich von Japan, d. h. den dortigen

amerikanischen Missionaren; auch die eben erwähnten zu Gensan und Pyeng-Yang kamen aus Japan, von denen sich eine Anzahl gleichen Bekenntnisses, wenn auch verschiedenen Missionsgesellschaften entstammend, zu einem „Presbyterium" zusammengeschlossen haben. Ein gutes Zeichen für das Gedeihen einer jungen Mission, wenn junge Christengemeinden, so wie hier, nach erst zehnjährigem Bestehen schon das Herz haben, ihrerseits weiter zu missionieren.

Die Handelsverträge zwischen Korea und den Kulturstaaten waren eine Neuerung, die dem Gros des koreanischen Volkes höchst zuwider, die Gemüter doppelt mißtrauisch und verschlossen machte gegen alles Fremde. Dennoch hatte der Einfluß des amerikanischen Konsuls Foose soviel vermocht, daß Rev. Dr. Maclay auf seiner Reise von Japan nach Korea 1883 keine ungünstige Stimmung gegen die evangelischen Fremden vorfand. Dies war zugleich die Frucht der Bemühungen dreier edler Koreaner, welche auf einer Gesandtschaftsreise in Japan dort die evangelischen Christen kennen und lieben gelernt hatten, und von dem edlen Japaner Tsude etwas bereits in das Christentum eingeführt waren. Sie kehrten zurück und konnten es nicht lassen, von dem Gesehenen und Gehörten zu zeugen. Einem thaten sie es besonders mit ihrem Zeugnis an: Rijutei, einem Freunde des Königs, welcher 1882 bei einem Aufstand in Söul der Königin das Leben gerettet und sich den König damit besonders verpflichtet hatte. Er erbat sich die Gunst, in Japan die Lehren des Evangeliums studieren zu dürfen. Der König gewährte ihm die Bitte und Rijutei trat mit Tsude in Verbindung. Er ging nun völlig auf in dem Studium der Bibel. Tag und Nacht beschäftigte ihn diese ganz neue Welt, die ihm aufgegangen war. Einmal träumte er: zwei Männer erscheinen ihm mit einem Korb voller Bücher. Auf seine Frage, was das für Bücher seien, erhält er die Antwort: „die für Korea nützlichsten: Bibeln." Er selbst bezeugte auf die Frage, was ihm die Bibel sei: „Alles!" Einer fragt ihn: „Wie kommts, daß du immer so fröhlich bist?" Rijutei antwortet: „Es ist ein unbeschreiblicher Friede in mir, wie ihn nur die kennen, die glauben." Bald wurde er getauft. Zwei Professoren der koreanischen Sprache Kitauma und dessen Nachfolger Sonbunku kommen durch Rijutei zum Glauben, geben ihre Professur auf und treten in den Missionsdienst ein. Rijutei ist es gewesen, der den evangelischen Missionaren in Japan keine Ruhe ließ: „kommt herüber nach Korea und helft uns!" Und so sind es denn besonders die bischöflichen Methodisten und die Presbyterianer Amerikas in Japan gewesen, die diesem Rufe folgten.

1884 kamen ihre ersten Sendboten Dr. med. Allen und Rev. Underwood in Söul an und wurden freundlich aufgenommen. Bald hatten sie Gelegenheit, das Vertrauen des Königs und des Volks zu gewinnen. Am 4. Dezember 1884 brach gegen den König und seine Minister ein Aufstand aus, seitens der japanfreundlichen Partei, die neidisch auf die chinesenfreundliche sah, weil diese sieben hohe Regierungsämter innehatte. Bei dem darauf folgenden Kampf der in Söul stationierten japanischen und chinesischen Truppen flohen alle Fremden aus der Stadt. Nur Dr. Allen blieb mit Frau und Kind und nahm sich der Verwundeten an. Einen Vetter des Königs rettete er von dem Tode des Verblutens durch schnelles ärztliches Eingreifen. Zum Dank dafür ließ der König später auf eigene Kosten ein Krankenhaus einrichten, über dessen Eingangspforte er die Überschrift: „Zur civilisierten Tugend“ anbringen ließ, womit zugleich die staatliche Anerkennung der Anstalt ausgesprochen war. In dem Maß, als die eingeborenen Ärzte Patienten verloren, steigerte sich der Zulauf bei Dr. Allen. Über 10 000 Patienten gingen jährlich durch das Hospital. Bald kam ein zweiter Missionsarzt, Dr. Heron, zu Hilfe, und um auch vornehme Frauen, in deren Wohnung kein Mann eintreten darf, die Wohlthat ärztlicher Hilfe zu teil werden zu lassen, berief man die Missionsärztin Frl. Ellers nach Söul. Diese hatte bald Gelegenheit, die erkrankte Königin mit Erfolg zu behandeln. Die europäische Heilkunst kam so in Ansehen, daß Dr. Allen den Auftrag erhielt, junge Koreaner zu Ärzten und koreanische Mädchen zu Krankenpflegerinnen heranzubilden.

Die bischöflichen Methodisten haben ebenfalls Anfang der achtziger Jahre die ersten Sendboten nach Korea geschickt: Dr. med. Scranton und Rev. Appenzeller. Der Arzt begründete sogleich ein Privat-Krankenhaus, das in einer Cholera-Epidemie solche Dienste that, daß der König ihm die staatliche Genehmigung erteilte. Die Nicht-Mediziner unter den Missionaren gründeten unterdessen Erziehungsanstalten. Rev. Underwood rief 1886 ein Waisenhaus ins Leben, ferner eine Schule für die vornehmere koreanische Jugend zur Erlernung des Englischen und der europäischen Bildung. Letztere erhielt die Genehmigung des Königs und den Namen: Pai-Chai, d. i. „zur Erziehung nützlicher Menschen.“

Im Herbst 1886 konnte Rev. Underwood die erste Taufe vollziehen. Taufbewerber waren und sind reichlich vorhanden. 1887 kamen zwei Missionarinnen zur Hilfe, Frl. Howard und Frl. Rotweiler.

Erstere gründete mit Dr. Scranton ein Frauen-Hospital, letztere mit Frau Dr. Scranton eine Mädchenschule. 1887 trifft Rev. Ohlinger mit seiner Familie ein und richtete bald eine Druckerei „Dreisprachen-Druck" ein (englisch, chinesisch, koreanisch). 1888 verheiratet sich Frl. Ellers mit einem Lehrer an dem „königlichen Gymnasium", welches der König hatte einrichten lassen, und an welchem zwei Geistliche und ein Lehrer aus Amerika unterrichten. In die Stelle von Frl. Ellers trat Frl. Horton. Desgleichen trat 1888 Dr. Power in Dr. Allens Stelle, welcher als auswärtiger Sekretär mit der koreanischen Gesandtschaft nach Washington ging. 1889 verheirateten sich Rev. Underwood und Frl. Horton. 1889 trifft Rev. Davies ein, ausgesandt von den Presbyterianern Australiens. Im Jahre 1889 hatte die Schule der amerikanischen Methodisten 80 Schüler, die Mädchenschule 25 Schülerinnen, das Hospital 8000 Krankheitsfälle. Das presbyterianische Waisenhaus hatte 40 Waisen, die Mädchenschule 8 Schülerinnen, das Hospital 11 000 Krankheitsfälle. Bei den Methodisten waren 1889: 50 Getaufte, bei den Presbyterianern 107 Getaufte.

1893 hat sich Dr. Hall von den Methodisten in Pyeng-Yang,[1]) dem Moskau Koreas (wenn man Söul mit Petersburg vergleicht) niedergelassen und konnte 1894 seine Frau, eine Missionsärztin nachholen. Doch hat er Schweres durchzumachen gehabt. In den Kriegsunruhen der jüngsten Zeit wandte sich die Stimmung der Einwohner. Dr. Halls Diener wurden geschlagen, ins Gefängnis geworfen und gefoltert, auch viele aus der eingebornen kleinen Christengemeinde mißhandelt. Sodann wurde den Einwohnern verboten, die Familie Dr. Halls mit Wasser zu versorgen. Man bombardierte des Nachts sein Haus mit Steinen. Der Gouverneur verweigerte jeden Schutz, und als der britische Konsul telegraphierte, erklärte er, das Telegramm nicht zu verstehen. Doch erfolgte später, da sich die drohenden Telegramme mehrten, die Freilassung der Gefangenen und die Zusicherung staatlichen Schutzes. Seitdem geht es mit dem Evangelium in Pyeng-Yang vorwärts.

Auch die Katholiken und ihre Patres sind öfters Feindseligkeiten in neuster Zeit ausgesetzt gewesen. 1891 wurde der Missionar Abbé Robert auf einer Missionsreise im Innern des Landes von den Heiden angegriffen, seine Begleiter wurden mißhandelt. Seine Beschwerde bei dem französischen Gesandten hatte den Erfolg, daß er mit einer Ehrenwache an seinen Wohnort zurückgeleitet wurde.

[1]) Sievers: Fyöng-giang.

Am 29. Juli 1894 ist der Pater Jozeau, französischer Missionar, in der Nähe von Tjyen-Tjyu, am Kong-Tjyu-Fluß, im Alter von 28 Jahren durch chinesische Soldaten, welche auf der Flucht vor den Japanern waren, während er selbst in den Kriegsunruhen nach Söul fliehen wollte, zusammen mit seinem Diener ermordet worden. Das gleiche Schicksal hätte beinahe Pater Paul Villemot gehabt, doch gelang es ihm unter unsäglichen Mühen und Gefahren, Söul zu erreichen.

Inzwischen ist nun der Krieg zu Gunsten der japanischen Waffen entschieden. Korea hat am 7. Januar 1895 seine Unabhängigkeit erklärt. Ernstliche Verfolgung hat der Krieg der evangelischen Mission nicht gebracht, aber leider ist mit der Unabhängigkeitserklärung noch nichts an dem Zustand geändert, daß die Missionare und die Christen-Gemeindlein, die sie sammeln, höchstens geduldet sind. Die Verträge mit Europa und Amerika enthalten ihrem Wortlaut nach eher eine Bestätigung als eine Aufhebung der früheren Verbote, öffentlich zu predigen. So liegt die Hauptarbeit der Missionare immer noch darin, im Privatverkehr den Koreanern den christlichen Glauben nahe zu bringen. Vielleicht aber, daß mit dem japanischen Sieg doch allmählich der japanische Sinn über Korea kommt, d. h. das Einsehen, daß das Hereinströmenlassen christlichen Einflusses für Korea von Nutzen sein muß. Allsonntäglich hält in Söul eine Christengemeinde von 100 Personen ihren Gottesdienst, aber wenn ihnen auch bis jetzt kein Leides geschehen ist und die Missionare auf jeden Fall den Schutz ihres Konsulats genießen, die eingebornen Christen können, bis jetzt wenigstens noch, jeden Tag ihren Glauben mit dem Leben bezahlen müssen.

Chaosien, „friedlicher Morgen," so nennen die Koreaner ihr Land. Bis jetzt ist Koreas Geschichte seinem uralten Namen wenig entsprechend gewesen. Wills Gott, bricht aber nun der friedliche Morgen eines neuen Tages an. Allabendlich flammen in Korea durchs ganze Land Feuerzeichen auf den Bergen auf, welche dem König melden, daß alles ruhig ist. Aber auch das Feuer wird bald flammen von Berg zu Berg, von dem unser Meister gesagt, daß er gekommen sei, es anzuzünden, „und was wollte ich lieber, es brennete schon!"

Die Sprache des Heiligtums und die Umgangssprache in der Mission.

Von P. Wurm.

Der Artikel von Dr. Zahn auf S. 337—360 d. Z.: „Die Muttersprache in der Mission", hat in mir einige Gedanken erweckt, welche ich nicht als Entgegnung, sondern als Ergänzung der dortigen Ausführung mitzuteilen mir erlaube.

Es muß in der Muttersprache missioniert werden, — das ist überzeugend dargelegt worden. Aber nun erheben sich in Sprachen, die nie geschrieben wurden, neue Schwierigkeiten für die Missionare. Die Sprache besteht aus verschiedenen, mehr oder weniger voneinander abweichenden Mundarten, und wo noch keine Schriftsprache existiert, da wird für die Leute die fremde Mundart häufig zur fremden Sprache. Wir können das bei unserm Landvolk beobachten. Ein schwäbischer Bauer z. B., der das Hochdeutsche nur mit allen Mängeln seiner Mundart hört und liest, ist außerordentlich schwerfällig, selbst einen im Dialekt redenden Schweizer oder einen Bayern zu verstehen, oder einen Norddeutschen, der rein hochdeutsch mit norddeutschem Accent spricht. Diese Schwierigkeiten werden bei unkultivierten Völkern jedenfalls nicht geringer sein. Aber soll nun allenthalben in der Mundart des Volkes gepredigt und dieselbe durch die Bibelübersetzung zur Schriftsprache erhoben werden? Dagegen möchten wir doch einige Bedenken geltend machen. Stellen wir uns vor, in Deutschland wäre dieses Verfahren beobachtet und jeder Dialekt mit dem Lepsiusschen Standard Alphabet gleichsam abphotographiert worden, wie viele Bibelübersetzungen brauchten wir dann? — Es giebt in Europa eine Sprache, in welcher die Vereinigungen der Dialekte zu einer Schriftsprache nicht gelungen ist: das Graubündner Romanische, das von höchstens 50000 Menschen gesprochen wird, worunter etwa die Hälfte Katholiken. Aus der nachreformatorischen Zeit sind zwei Bibelübersetzungen vorhanden, die eine im Oberländer (vorderrheinischen), die andere im Unter-Engadiner Dialekt. Allein schon der Dialekt des Ober-Engadins weicht von dem des Unter-Engadins so sehr ab, daß die Pfarrer um die Mitte unsres Jahrhunderts eine eigene Übersetzung des Neuen Testaments in der Ober-Engadiner Sprache veranstaltet haben. Als Deutsche bedauern wir es nicht, wenn das Quellgebiet des Rheins und des bedeutendsten Donauzuflusses allmählich von der deutschen Sprache erobert wird,

aber dieses Beispiel zeigt uns, wie eine Zersplitterung in Schriftsprachen mit kleinem Umfang keine lebensfähige Litteratur schaffen kann. Darum ist es gewiß Pflicht der Missionare, wenn einmal in einem Dialekt mit größerem Umfang eine Bibelübersetzung hergestellt ist, *nicht für jeden etwas abweichenden wieder eine neue zu veranstalten.* Dagegen werden sie, wenn sie den Leuten wirklich nahe kommen wollen, so viel als möglich sich bemühen müssen, *mit jedem in seinem Dialekt zu reden auch über religiöse Dinge.* Wie das Hochdeutsche durch Luthers Bibelübersetzung einen größeren Umfang gewonnen hat, so könnte es doch auch auf dem Missionsgebiet mit der Zeit gelingen, daß die Sprache der bestehenden Bibelübersetzung auch bei abweichenden Mundarten vom christlichen Volk verstanden wird.

Noch ein anderer Gesichtspunkt kommt hierbei in betracht. Daß *die Sprache des Heiligtums von der vulgären Umgangssprache abweicht,* werden wir bis auf einen gewissen Grad berechtigt finden. Wie könnten wir es sonst erklären, daß das römisch-katholische Volk die ihm unverständliche lateinische Sprache im Gottesdienst jahrhundertelang erträgt, das russische die altslavonische, das buddhistische im Norden das Sanskrit, im Süden das Pali? — Eine dem Volk unverständliche Sprache wird unsre evangelische Kirche niemals zulassen, aber daß die Sprache des Heiligtums von der gewöhnlichen Umgangssprache abweicht, das finden wir doch ganz in der Ordnung.

Die Baseler Missionare in Ostindien haben eine dravidische Sprache, welche vorher nicht oder nur in wenigen, der Masse des Volkes unbekannt gebliebenen Bruchstücken geschrieben worden war, für die Schrift bearbeitet: *das Tulu.* Unter den Missionaren hat nun einer, der anerkanntermaßen die Volkssprache am besten versteht und spricht, *Hartmann,* gefunden, daß die Bibelübersetzung zu viele kanaresische und Sanskrit-Wörter, und -Wendungen enthalte, welche dem Tulu-Volk unverständlich seien, und eine andere Übersetzung mit echten Tulu-Wörtern bearbeitet. Allein andere Missionare haben ihm vorgeworfen, diese Übersetzung enthalte zu sehr die gemeine Bauernsprache. Wir können natürlich nicht urteilen, inwieweit dieser Vorwurf berechtigt ist, aber die Möglichkeit, daß man in diesem Stück zu viel thun kann, werden wir nicht abweisen können. Nehmen wir ein Beispiel aus der deutschen Sprache! Bekanntlich hat gleichzeitig mit Luther der Mitarbeiter Zwinglis, Leo Judä, die *Züricher Bibel-*

Übersetzung hergestellt in einem Deutsch, daß den Schweizern verständlicher war als das Luthers. Aber wenn dort z. B. der Herr in Gethsemane bittet: „Nimm dieses Trinkgeschirr von mir", so haben doch auch die Schweizer das Gefühl gehabt, daß die Übersetzung Luthers des Heiligtums würdiger sei als diese Züricher Übersetzung. Die Lutherbibel hat in den meisten Schweizerkantonen Eingang gefunden, und die Züricher ist so umgearbeitet worden, daß man die alte nicht mehr darin erkennt.

So wird es auch in den von Missionaren neu zu bearbeitenden Sprachen eines feinen Taktes oder, wir wollen sagen, einer Weisheit von oben bedürfen, um die dem Heiligtum angemessene Sprache herzustellen und es werden dabei Fremdwörter nicht ganz vermieden werden können, wie ja auch unsre deutschen gottesdienstlichen Ausdrücke meistens aus dem Lateinischen stammen, aber vollkommen eingebürgert sind. Dabei soll aber, wie gesagt, der Missionar so viel als möglich in der gewöhnlichen Umgangssprache auch über religiöse Dinge mit den Leuten reden. Es dienen ja z. B. die plattdeutschen Ansprachen in Hermannsburg, die schweizerdeutschen im Kanton Bern, die schwäbischen in den württembergischen Gemeinschaftsstunden gar sehr zur Beförderung des christlichen Lebens im Volk. Aber dabei haben wir doch namentlich für den liturgischen Gebrauch das Verlangen nach einer heiligen, von der gewöhnlichen Umgangssprache sich unterscheidenden Sprache, die allerdings nicht so verschieden sein sollte, daß das Volk sie nicht versteht.

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Australien und Ozeanien.

(Schluß.)

In Neuseeland hat die Rundtour des Missionsdampfers „Südliches Kreuz", welcher den jungen Bischof Wilson — Selwyns Nachfolger — von Melanesien und 32 Melanesier an Bord hatte, in den ersten Monaten d. J. viel dazu beigetragen, das Missionsinteresse in den anglikanischen Gemeinden neu zu beleben. Ein Neuseeländer St.-Barnabas-Verein zur Unterstützung der melanesischen Mission ist ins Leben getreten; eine besondere Sammlung hat den Betrag von 17361 M. ergeben und 5 Männer und eine Frau haben sich als Laienmissionare dem Bischof für Melanesien zur Verfügung gestellt (Auckland Church Gazette 1895, 28, 69, 80, 83). Die Maori im sogenannten „King Country", dem Centrum

der Nordinsel, haben nunmehr die britische Oberhoheit über sich unumwunden anerkannt. Ihr „König" Tawhiao starb im September 1894. Bei der mit allem Prunk vollzogenen Beisetzung zu Taupiri konnte der anglikanische Bischof von Auckland und sein Archidiakon Clark vor ungefähr 2500 Maoris, von denen 4/5 Hauhaus waren, das Evangelium predigen. Noch nie sind die Aussichten auf eine Rückkehr der Hauhaus in den Schoß der evangelischen Kirche so günstig gewesen, wie jetzt. Einer der einflußreichsten Maorihäuptlinge erklärte seinen Entschluß, den christlichen Glauben wieder annehmen zu wollen, mit den Worten: „Höre, o Volk, ich kehre zurück! Ich kehre zurück!" Inzwischen sind zwei tüchtige Maorigeistliche Hapimana und Tautau von ihrem Hauptquartier Whatiwhatihoe aus thätig, die günstige Gelegenheit zur Gewinnung der Verirrten auszunutzen. Auf der im Januar d. J. abgehaltenen Synode der Auckländer Diöcese nahmen zum ersten Male auch vier Maori-Delegierte von „King Country", darunter ein Onkel Tawhiaos, teil. Im März und April 1895 wurde in Rotorua das „Maori-Parlament" abgehalten; die große Mehrzahl der Delegierten gehörte der evangelischen Kirche an. Geistige Getränke waren bei seiner Zusammenkunft streng verpönt; ja 30 Häuptlinge und 60 andere Vertreter vereinigten sich zu einer Petition an die englische Regierung, daß fortan der Verkauf oder die Abgabe von Spirituosen an Maori völlig untersagt und die Schankstätten im Umkreise des „King Country" aufgehoben werden sollen (ebenda 1895, 24. Report Ch. M. S. 1894/95, 295. Austr. Ch. W. 1895, 482, 1. D. Rundschau f. G. u. St. 1894, 478; 1895, 484). Ein eigentümliches Zusammentreffen ist es, daß im v. J. auch noch ein zweiter Sektenführer, Te Kooti, durch den Tod hinweggerafft worden ist; es ist nun nur noch einer von jenen Volksverführern, Te Witi, am Leben. Daß übrigens die Maorifrauen sehr fortschrittlich gesinnt sind, zeigt der folgende komische Vorfall. Im Dezember 1894 erschien eine Deputation von Maorifrauen aus Hinemoa beim Neuseeländer Premierminister Seddon und beantragte ein Gesetz, wonach einer Maorifrau als Vertreterin ihres Geschlechts ein Sitz im Repräsentantenhause eingeräumt werden solle. Der Minister konnte in seiner höflichen Antwort darauf hinweisen, daß auch die weißen Frauen in Neuseeland ein solches Privilegium noch nicht besäßen, die Petenten sich also noch etwas gedulden müßten (Austr. Ch. W. 1895, 459, 7).

Einen neuen Aufschwung hat die Mission unter den Chinesen Neuseelands dadurch gewonnen, daß die Neuseeländer „Christian Endeavor Union" die Arbeiten der verschiedenen evangelischen Denominationen in ihre einheitliche Leitung übernommen hat. Auf ihre Anregung hin ist der chinesische Katechist Chang Luke von Melbourne nach Wellington übergesiedelt, wo die Chinesen selbst reichlich die Mission mit ihren Gaben unterstützen. Unabhängig von der Union gehen die Presbyterianer in der Otago-Provinz ebenfalls den Chinesen mit der Predigt des Evangeliums nach (ebenda 1894, 457, 15; 1895, 476, 4. Dunedin Outlook 1895, 167).

Neuguinea. Über die Mission der Utrechter Gesellschaft im *niederländischen* Teil der Insel können wir diesmal kurz hinweggehen,

da ihrer schon in der diesjährigen Rundschau über Niederländisch-Indien (A. M.-Z. 1895, 329) gedacht ist; nur möchten wir nochmals auf die beklagenswerte Unthätigkeit der niederländischen Kolonialregierung hinweisen, die den Raub- und Mordzügen der Papua an der Geelvinkbai freien Lauf läßt; das jährlich wiederkehrende Erscheinen eines Kriegsschiffes und eine einmalige strenge Bestrafung der Schuldigen würde nach dem Dafürhalten der Missionare genügen, der unglücklichen Bevölkerung zu Ruhe und Frieden zu verhelfen. Die jüngste uns zu Gesicht gekommene Nummer der Utrechter „Berichten" (August 1895) ist wieder voll von Greuelthaten der Eingebornen im Bereiche der Missionsstationen. Hoffentlich kommt es bald zur Anlage einer Missionsstation an der Humboldtbai, wo nach Missionar Binks Rekognoszierungsreisen die Verhältnisse günstiger als im Westen zu liegen scheinen.

Für die Rheinische Mission in Deutsch-Neuguinea war das vergangene Jahr das erste, in welchem unter den Missionaren keine schmerzlichen Verluste durch Todesfälle zu beklagen waren;[1]) dafür machte aber die Malaria den Arbeitern noch genug zu schaffen. Erfreulich ist auch, daß auf allen drei Stationen (Bogadjim, Siar und Karkar) in dem Studium der drei verschiedenen Sprachen und damit auch in der Schulthätigkeit tüchtige Fortschritte gemacht werden konnten. Leider hat die letzigenannte Station auf der Dampier-Insel den Nachteil, daß wegen des fehlenden Hafens Personen und Güter nur mit großer Gefahr gelandet werden können; infolgedessen ist die regelmäßige Verbindung mit den andern Stationen nur mit bedeutenden Geldopfern möglich (Jahresbericht Rh. M. 1894, 91). In dem offiziellen Organ der Neuguinea-Kompagnie (Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land 2c. 1894, 36) findet sich folgende Auslassung: „Da die Stationen der Rheinischen Mission in unmittelbarer Nähe der Unternehmungen der Neuguinea- und Astrolabe-Kompagnie liegen, hat sich oft Gelegenheit zu einem ersprießlichen Zusammenwirken bezüglich der Eingebornenverhältnisse zwischen ihnen und den Verwaltungen ergeben. Die erheblichsten Dienste hat die Mission und namentlich der Arzt derselben den Eingebornen während der Pockenepidemie geleistet." Die Anlage einer besonderen Gesundheitsstation ist vorläufig aufgegeben, dafür aber von den Rheinischen Missionaren der Vorschlag gemacht worden, sich an der Bergstation Sattelberg ihrer Neuendettelsauer Mitarbeiter zu beteiligen. Letztere haben im v. J. den ersten Todesfall in ihrer Mission gehabt, indem der junge Missionar Ruppert, der erst zwei Wochen im Lande weilte, am Unterleibstyphus starb. Die Arbeit ist auch auf diesen drei Stationen (Simbang, Tami-Inseln und Sattelberg) noch in den Anfängen; am meisten Hoffnungen knüpfen sich an letztgenannte Station, nicht nur wegen ihrer gesunden Lage, sondern auch weil sie die Eingangspforte zu den Inlandstämmen bildet (Nachrichten über K. W.-Land 1894, 36, 39. Neuend. K. Mitt. 1895, 51).

Eine sehr unparteiische Charakteristik der Missionsthätigkeit in Britisch-

[1]) In diesem Jahre ist leider wieder durch einen Unfall mit einem Gewehre ein junger Missionar ums Leben gekommen.

Neuguinea enthalten die offiziellen Jahresberichte des dortigen Gouverneurs W. Macgregor. Am meisten Lob erteilt er der mit ungewöhnlicher Energie betriebenen Missionsthätigkeit der Wesleyaner, die am Ostende Neuguineas, auf den Louisiaden, D'Entrecasteaux-Inseln und seit vorigem Jahre sogar auf dem verschrieenen Kiriwina (Trobriand-Gruppe) Stationen unterhalten. Auf Dobu, der Centralstation, konnten im Sommer v. J. die drei Erstlinge getauft werden. Besonders segensreich erweist sich die Thätigkeit der drei Missionsdiakonissen. Bereits liegen in der Dobusprache Markusevangelium, Katechismus, Liederbuch und in der Panaikti-Sprache ebenfalls das Markusevangelium und ein Katechismus gedruckt vor. Die Missionsdirektion in Sydney hat 20 Laienmissionare für dieses Missionsfeld zur Verfügung, aber keine Mittel, um sie auszusenden. Zur Unterhaltung einer geregelten Verbindung zwischen Neuguinea und den andern wesleyanischen Missionsgebieten in der Südsee ist im vorigen Jahre ein Missionssegelschiff „Meda" in Dienst gestellt worden (Colonial Reports, British New Guinea 1892/94, 49, 88. Sydney Methodist 1895, 14, 37, 89. Report Austr. W. M. M. 1894. 49. Austr. Ch. W. 1895, 482, 4).

Betreffs der Londoner Mission, der auf 91 Predigtstationen Anfang 1895 außer den vier europäischen Missionaren 49 polynesische und 34 Papua-Missionsgehilfen zur Verfügung standen, erwähnt der Gouverneur mit anerkennenden Worten die Arbeit des Missionar Abel in der Umgebung seiner Station Kwato, ferner die Erfolge Pearses in Kerepunu, dessen im April 1894 eingeweihte Kirche — zumeist ein Werk der eingebornen Christen — die stattlichste auf der ganzen Insel ist, und die Gründung eines neuen Missionsseminars in Kapakapa, dessen Leitung Missionar Lawes von Port Moresby übernommen hat; derselbe konnte in Kapakapa im Herbst 1894 68 Papua taufen. Den westlichen Teil des Londoner Missionsfeldes, den sogenannten Papuagolf und das Flyflußgebiet, hält der Gouverneur für zu ausgedehnt, als daß auf die Dauer ein einzelner Mann, und wäre es selbst eine solche Kraft wie Chalmers, es genügend bearbeiten könne, wird doch die Arbeit außerdem durch ganz besonders ungünstige klimatische Einflüsse und durch die nomadischen Gewohnheiten der Bevölkerung erschwert. Dem Missionar Chalmers selbst, welcher gegenwärtig zur Erholung in England weilt, stellt Macgregor das Ehrenzeugnis aus: „Seine Arbeiten unter diesen Stämmen haben dem Kriegführen Einhalt gethan, die Zahl der Mordthaten vermindert und den friedlichen Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen in hohem Grade gefördert. Er hat das ganze Feld allein bearbeitet und ist in Wahrheit der Apostel des Papuagolfes." Übrigens hält der Gouverneur nun die Zeit für gekommen, daß die Londoner Missionare ihr Augenmerk auf die Inlandstämme richten und unter ihnen ein paar mit Europäern besetzte Stationen anlegen. Leider sind die Missionare in ihrer Bewegungsfreiheit längs der Küste durch den Untergang des einst von den Murray-Insulanern erbauten Missionsschuners „Mary" etwas gehemmt worden (Chronicle 1894, 150, 174, 224; 1895, 21, 80. Australasian Independent 1895, 38, 43. Austr. Ch. W. 398, 3). Um so größere Freude

erregte dafür das Erscheinen des neuen stattlichen Missionsdampfers „John Williams" in den Gewässern Neuguineas.

Am weitesten zurück ist noch die anglikanische Mission auf der Nordostküste von Britisch-Neuguinea. Die Schuld liegt nicht an dem Leiter, dem Missionar King in Dogura, dessen Eifer der Gouverneur rühmend hervorhebt, sondern daran, daß die Missionsdirektion in Sydney bisher nicht für die Aussendung genügender Hilfskräfte gesorgt hatte. Erst ganz neuerdings scheint man den Fehler wieder gut machen zu wollen, indem man auf dem Missionsschiff „Maclaren" den Missionar Elwyn und vier christliche Kanaka, die sich dazu angeboten hatten, aus Queensland dem vereinsamten King zusandte (Austr. Ch. W. 1894, 440, 6; 462, 4; 1895, 466, 4).

Im Bismarck-Archipel hat auch in der letzten Zeit die Wesleyanische Mission, trotzdem sie nur durch drei weiße Missionare vertreten ist, gute Fortschritte gemacht. Allerdings stehen den Missionaren tüchtige Hilfskräfte in 20 Witi-, 7 Samoa- und 22 Bismarck-Lehrern zur Seite. Es sind jetzt 51 Stationen im Archipel besetzt, 33 in Neupommern, 8 in Neulauenburg und 10 in Neumecklenburg; außerdem wird in Neupommern auf 28 und in Neumecklenburg auf 8 Plätzen allsonntäglich gepredigt, ohne daß daselbst Lehrer ständig wohnen. In Neulauenburg, wo das zu Port Hunter begründete Missionsseminar von 26 Eingebornen besucht wird, und in Neumecklenburg ist nach der Aussage der Missionare das Feld „weiß zur Ernte". Auf letzterer Insel, deren Stationen unter Leitung des tüchtigen Witilehrers Domolailai stehen, haben die Eingebornen zwei neue Kirchen und drei Missionarswohnungen auf eigene Kosten erbaut. Auch die Missionsbeiträge der Eingebornengemeinden sind im letzten Berichtjahre (1894) wieder um 25%, auf 6521 M. gestiegen. Mit Genugthuung konstatieren wir ferner das erfreuliche Einvernehmen, welches zwischen dem deutschen Regierungspersonal und den Wesleyanischen Missionaren herrscht, welche letztere bei einem Aufstande der Eingebornen sehr viel zur Wiederherstellung der Ruhe beitrugen. Der offizielle Bericht der Neuguinea-Kompagnie besagt: „Besondere Aufmerksamkeit wendet die (wesleyanische) Mission der Spracherforschung und den Übersetzungen in die Eingebornendialekte zu. Daher konnten die Missionsmitglieder als Dolmetscher und Vermittler die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden seit Jahren auf das schätzbarste unterstützen" (Nachrichten ü. K. W.-L. u. d. Bismarck-Archipel 1894, 38. Report A. W. M. M. 1894, 44).

Daß die Erfolge der Wesleyaner die katholische Gegenmission unter ihrem rührigen Bischof Couppé zu erneuten Anstrengungen anstacheln würden, war vorauszusehen. Aus einem interessanten Memorandum, welches der Bischof unterm 24. April 1894 dem kaiserlichen Stationsvorsteher in Herbertshöhe übermittelt hat und worin er eine Übersicht über die dortige katholische Missionsthätigkeit und zugleich eine Reihe von Beschwerden und Wünschen zum Besten giebt, entnehmen wir, daß die Regierung der Mission den ferneren Ankauf von Kindern und die Missionierung außerhalb bestimmter Bezirke auf der Gazellenhalbinsel (Neupommern) untersagt hat. Erfteres Verbot war sicherlich gerechtfertigt, da

die Sucht der Katholiken, Kinder für ihre Anstalten aufzukaufen, mit der Zeit einen förmlichen Sklavenhandel unter den Eingebornen begünstigt hätte. Dagegen geben wir dem Bischof völlig recht, wenn er gegen die Beschränkung seiner Missionare auf bestimmte Gebiete protestiert. Wohl wissen wir, daß es der katholischen Mission nur darum zu thun ist, nach Aufhebung jenes Verbotes in den wesleyanischen Missionsgemeinden mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln Propaganda zu treiben, anstatt die noch im Überfluß vorhandenen heidnischen Gebiete des Archipels zu missionieren; aber die gute Absicht der Kolonialbehörde, durch solche Abgrenzung der Arbeitsgebiete die wesleyanische Mission vor Belästigung und Übergriffen zu schützen, darf doch nicht so weit führen, daß das Princip der Freiheit der verschiedenen christlichen Konfessionen zum Betriebe der Heidenmission in unsern Schutzgebieten aufgehoben wird. Unseres Erachtens hat erst dann die Regierung ein Recht, einer Mission das Arbeiten in einem bestimmten Gebiete neben einer andern zu untersagen, wenn durch die rivalisierenden Kräfte der öffentliche Friede der Bevölkerung dauernd gestört wird. Je mehr wir also principiell das Verlangen der katholischen Mission nach Freigebung des ganzen Missionsgebietes als berechtigt anerkennen müssen, um so energischer protestieren wir gegen das anmaßende Verlangen des Bischofs Couppé, daß die deutsche Kolonialbehörde die wesleyanischen Missionsarbeiter aus ihrem bisherigen Missionsgebiete zwangsweise vertreiben solle, wohl gemerkt aus einem Gebiete, das von den Wesleyanern acht Jahre *zuvor*, ehe der erste katholische Missionar im Bismarck-Archipel auftauchte, in Angriff genommen und unter unsäglichen Mühsalen und mit Aufopferung von Märtyrerblut der Barbarei entrissen wurde. Der Schlußpassus in jenem Memorandum des Bischofs Couppé verdient zur Charakterisierung der Missionspraxis unserer „Schwesterkirche" im folgenden etwas niedriger gehängt zu werden: „Warum soll die katholische Mission, die vor Errichtung der Schutzherrschaft in der Halbinsel dieselben Rechte auf Thätigkeit wie die wesleyanische Mission hatte, gezwungen werden, ihre Rechte zu Gunsten der wesleyanischen Mission zu opfern? Wenn die Regierung nicht auf die Frage der Distrikte verzichtet, aus welcher die wesleyanische Mission allein Nutzen zu unserm Schaden gezogen hat, *sehe ich nur eine mögliche Lösung dieses Konfliktes, daß die wesleyanische Mission gezwungen werde, die Gazellenhalbinsel zu verlassen, weil sie den Vorteil hat, sich nach Neumecklenburg zurückziehen zu können, wo sie bereits sich niedergelassen hat, während die katholische Mission keine Niederlassung außerhalb der Halbinsel besitzt. Welches auch die hohen Orts getroffene Entscheidung sein möge, so hegen wir das Vertrauen, daß man unsere Rechte, unsere geleisteten Dienste und Dienste, welche wir dieser Kolonie leisten wollen und können, in Betracht ziehen wird.*" Noch nach einer andern Seite hin gewährt jenes Memorandum einen instruktiven Einblick. Sonst klagen die katholischen Missionare immer über die ärmlichen Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, während der protestantischen Mission die Millionen nur so

zuflössen; hier nun plaudert Bischof Couppé aus der Schule, indem er ungescheut von den großen Geldsummen berichtet, die — wie die kundigen Missionsfreunde unter den Evangelischen freilich längst wußten — die römische Propaganda ihren Leuten besonders da zur Verfügung stellt, wo es gilt, in ein evangelisches Missionsgebiet einzubrechen. Es heißt dort: „Um einen Begriff von den von unserer Mission in diesen beiden letzten Jahren ausgegebenen Summen zu geben, füge ich nachfolgende Aufstellung bei. Außerordentliche Ausgaben, wie oben erwähnt, 100000 M. Reisen von 26 Missionaren zu 1500 M. 39000 M. Unterhalt unserer Zöglinge während zweier Jahre, im Durchschnitt 125 M. pro Kopf gerechnet, bei 100 Kindern 25000 M. Unterhalt während zweier Jahre von durchschnittlich 20 Missionaren, 1000 M. berechnet pro Kopf und Jahr, 40000 M. Zusammen 204000 M. Eine Mission, die sich so große Opfer für das Wohl der Kolonie auferlegt, ist doch wohl berechtigt, die religiöse Freiheit zu verlangen" (Monatshefte U. L. Frau v. h. Herzen Jesu 1895, 134. Gott will es 1895, 180).

Der jugendfrische neue Leiter der melanesischen Mission, Bischof C. Wilson, hat im Sommer 1894 auf dem im Jahre vorher neu eingestellten Missionsdampfer „Südliches Kreuz" zum ersten Male seine weit ausgedehnte Diöcese durchkreuzt und den Eindruck erhalten, daß das Evangelium unter den Insulanern Melanesiens von Jahr zu Jahr mehr einwurzelt. Seine sorgfältig angestellten Zählungen ergaben für sein Missionsgebiet (ausschließlich der Norfolk-Insel) für Anfang 1895 8929 Christen, 12183 Katechumenen, 122 Schulen und 381 eingeborne Lehrer. Einzelne Inseln, beziehentlich Gruppen, können als nahezu völlig christianisiert gelten, wie die Florida-Inseln, Mota, Motalava und Rowa. Auf der deutschen Salomonsinsel Ysabel hat das Südende, wo 1200 Christen auf 9 Stationen wohnen, ebenfalls einen ganz christlichen Charakter angenommen; weitere 1500 Eingeborne stehen im Vorbereitungsunterrichte. Ein aus Anlaß des Besuches eines deutschen Arbeiteranwerbeschiffes in Süd-Ysabel entstandener Konflikt zwischen dem Landeshauptmann von Kaiser Wilhelms-Land und den eingebornen Ysabelaner Christen fand durch ein aufklärendes Schreiben des Dr. Welchman, des Chefs der Ysabel-Mission, eine friedliche Lösung. Die sich auf diese Angelegenheit beziehenden Mitteilungen des Missionsarztes haben folgenden Wortlaut: „In Pirihadi wartete meiner ein Schreiben des Gouverneurs von Deutsch-Neuguinea, welches in höflichen Ausdrücken abgefaßt war und Wohlwollen für die Mission ausdrückte, aber Klagen über Einmischung der Lehrer enthielt, die gegen die Rekrutierung von Arbeitern opponiert hätten. Es war eine Angelegenheit von einiger Bedeutung mit drohenden Verwicklungen und gespannten Beziehungen im Gefolge; so untersuchte ich denn die Sache gründlich und setzte mich mit Sr. Excellenz in briefliche Verbindung, indem ich mich verpflichtet fühlte, ihn wegen einzelner unhöflicher Handlungen um Entschuldigung zu bitten, die sich wenigstens einer der Lehrer ihm gegenüber hatte zu schulden kommen lassen. Die Scheu vor Fremden, welche der Bugotu-Bevölkerung eigen ist, hatte sie auch veranlaßt, den Namen der Mission in einer unpassenden Weise zu gebrauchen, und der Umstand, daß

Personen, die wahrscheinlich der Sprache ungenügend mächtig waren, Dolmetscherdienste verrichteten, führte zu einer Reihe von Mißgriffen und Mißverständnissen, die schwierig zu entwirren waren. Ich darf hier sagen, daß das Resultat der Korrespondenz ein höchst befriedigendes war. Se. Excellenz war gütig genug, meine Entschuldigung und Aufklärung anzunehmen und sich in freundlichen, gewichtigen Worten über seine Wertschätzung der Ysabel-Mission auszusprechen, und so endete unter Gottes Segen glücklich eine Angelegenheit, die ernste Folgen hätte haben können." Wir können diesen Mitteilungen nur die dringende Bitte beifügen, daß die Kolonialregierung in Zukunft den Arbeiterschiffen das Rekrutieren in dem christlichen Teile Ysabels untersagen möge, da die Folgen der Arbeiterausfuhr für die Südseemissionsgebiete bisher nur traurige gewesen sind.

Zum Schlusse können wir uns nicht versagen, folgende von Bischof Wilson bezeugte Tragikomödie aus dem melanesischen Missionsgebiete mitzuteilen, die einen Beweis dafür liefert, daß etwas Missionskenntnis zu Zeiten auch für Marineoffiziere von Nutzen ist. Im Jahre 1894 verlor das englische Kriegsschiff „Ringarooma" während einer Fahrt durch den Banks-Archipel zwei Seeleute durch den Tod. Der Kapitän wünschte sie an einer ruhigen Stätte begraben zu lassen, fürchtete aber, daß Kannibalen den Leichenkondukt erspähen könnten. So dampfte er zunächst nach Mota (800 Einwohner, 770 Christen!), aber die Insel machte auf ihn einen unheimlichen Eindruck. Dann probierte er es mit einer Fahrt nach Wanua Lawa (1100 E., 351 Chr.!) und Santa Maria (2800 E., 644 Chr.!), aber auch hier traute er dem Landfrieden nicht. Nun dampfte er direkt in den Kraterhafen von Ureparapara (400 E., 153 Chr.!) hinein, in der Hoffnung, hier vielleicht einige Christen zu finden; aber wieder fürchtete er, seine beiden Matrosen möchten Kannibalen zur Mahlzeit dienen, und so ließ er die Leichen endlich ins Meer versenken (Auckland Ch. Gaz. 1895, 82. Rep. Melan. M. 1894. Island Voyage 1894, 23, 35, 44).

Der Presbyterianermission in den Neuhebriden wird von Ende d. J. ab wieder ein eigenes Missionsschiff, diesmal ein Dampfer „Dayspring", zur Verfügung stehen. Die Presbyterianerkirche von Viktoria läßt ihn zur Zeit aus den Mitteln der Patonschen Kollekte in Schottland bauen. Allgemeine Billigung findet dieser Schritt bei den Presbyterianern der anderen australischen Kolonien, besonders in Neusüdwales, und bei einer Minorität der Missionare nicht, die die Unterhaltungskosten eines Dampfers für zu hoch erachten und lieber die Weiterbenutzung des Frachtdampfers der australischen Neuhebriden-Kompagnie wünschen. Die Anlage eines Missionshospitals, zu welchem Dr. Lamb in Neuseeland 20000 M. gesammelt hatte, auf Ambrym ist vorläufig hinfällig geworden, da ein furchtbarer Vulkanausbruch zu Anfang d. J. den von der Mission besetzten Teil der Insel verheerte (Rep. Dayspring 1894 pass. Sydney Presbyterian 9. III 1895, 5. Dunedin Outlook 1895, 139, 168. Melbourne Spectator 1895, 245).

Betreffs Witi verweisen wir auf den ausführlichen Artikel „*Eine Krisis im Witi-Archipel*" (A. M.-Z. 1895, 145) und erwähnen nur

noch nachtragsweise, daß im Januar d. J. ein furchtbarer Orkan über die Inseln dahingebraust ist und im Missionseigentum sehr empfindliche Verheerungen angerichtet hat. Missionar Langham, der Senior der Wesleyanermission, hat sich nach 35jähriger Arbeit von seinem bisherigen gesegneten Wirkungskreise am 5. April 1895 verabschiedet (Austr. Ch. W. 1895, 476, 6. Melb. Spectator 1895, 245. Melb. Presb. Monthly 1895, 138).

Das unglückliche Samoa hat noch immer keine Ruhe vor Bürgerkriegen. Es wird höchste Zeit, daß anstelle der zum Gespötte dienenden Tripelherrschaft Deutschlands, Englands und Amerikas eine andere Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Inselgruppe tritt, die dem Lande unter festem Regimente einen dauerhaften Frieden und ungestörte Entwicklung seiner reichen Hilfsquellen gewährt. Daß sowohl die Londoner, als die Wesleyanische Mission unter den Wirren mit leiden, ist selbstverständlich. Trotzdem hat man es sich nicht nehmen lassen, am 26. und 27. September v. J. das 50jährige Jubiläum des Malua-Institutes zu feiern; die Beteiligung der Londoner Missionsgemeinden war eine große; als Festgabe wurden 2823 Dollars zur Erbauung einer Jubiläumshalle gesammelt. Zur Erheiterung unserer Leser teilen wir folgende, von dem Weltreisenden O. Ehlers — derselbe, von dem die seinerzeit in der „Deutschen Kolonialzeitung" veröffentlichte Verunglimpfung der evangelischen Mission in Hawaii herrührte — verbrochene Kritik der evangelischen Samoamission mit: „Auf dem Rückwege zur Landestelle statteten wir einer großen englischen Missionsstation (es ist die wesleyanische Station Lufilufi gemeint) einen flüchtigen Besuch ab und überraschten in einem der Gebäude einige zwanzig den Worten ihres eingebornen Lehrers lauschende samoanische Missionsstudenten beim Unterricht. Die jungen zwischen 16 und 20 Jahren zählenden Herren saßen an europäischen Schreibpulten und machten von unten betrachtet mit ihren bloßen Beinen und Lawa-Lawas einen befriedigend stilgerechten Eindruck. Auf der oberen Körperhälfte trugen sie jedoch als Merkmal ihrer Erhabenheit über den gewöhnlichen Feld-, Wald-, Wiesen- und Wassersamoanern den Panzer des civilisierten Menschen, das in Samoa den Gentleman machende gestärkte Oberhemd. Ist so etwas zu glauben? — Nein! Aber Thatsache ist es trotzdem. Ich gerate jedesmal in eine gelinde Wut, wenn ich solche Früchte missioneller Erziehung sehe. Was hat zum Teufel das gestärkte Oberhemd, was hat der italienische Strohhut und jedes sonstige europäische Kleidungsstück mit dem Christentum zu thun? . . . . Möglich, daß die Missionare in Samoa manches Gute gethan haben — die französischen katholischen Missionare sind auch hier über Lob und Tadel erhaben (siehe Dr. Zintgraff!). — Niemand wird mir widersprechen können, wenn ich behaupte, daß man die samoanischen Missionszöglinge nur an ihren gestärkten Hemden, Strohhüten und ihrer Unverschämtheit erkennt." Um irrigen Mutmaßungen unserer Leser von vornherein zu begegnen, bemerken wir, daß das Citat nicht irgend einem Witzblatte, sondern der „Täglichen Rundschau" (16. III. 1895, S. 254) entnommen ist, welche Reisebriefe des großen Missionskritikers veröffentlicht.

Die junge Republik Hawaii behauptet sich trotz aller Anfechtungen

der royalistischen Partei. Ein im Januar v. J. ausgebrochener Aufstand wurde glücklich niedergeschlagen. Die Königin, die der Mitschuld überführt war, entsagte nun selbst aller Rechte auf den Thron. Bei dem nächsten Regierungswechsel in den Vereinigten Staaten dürfte die Eingliederung des Inselreiches als Territorium in die Union perfekt werden. Trotz der unsicheren politischen Lage hat die evangelische Mission ihre Arbeit an den Hawaiiern und den eingewanderten Chinesen und Japanern unbehelligt fortsetzen können; das innere Leben der hawaiischen Volkskirche hat freilich gelitten (Honolulu Friend 1894, 195 pass. Daily Bulletin 1895, 17. I. Miss. Herald 1895, 234).

Für die sog. Außenstationen der Londoner Samoa-Mission auf den Tokelau, Ellice und südlichen Gilbert-Inseln ist die Einstellung des Missionsdampfers „John Williams“ von besonderer Bedeutung, da sie bisher zu stiefmütterlich behandelt wurden. Nachdem im Jahre 1893 wegen der damals auf Samoa grassierenden Masernepidemie die Inselstationen gar keinen Besuch eines weißen Missionars empfangen hatten, trat im Sommer 1894 Missionar Newell von Apia aus mit dem alten Segelschiff „John Williams“ noch einmal eine Rundreise durch den Ellice- und Gilbert-Archipel an. Sehnsüchtig war das Missionsschiff besonders auf den drei Ellice-Inseln Funafuti, Nanumanga und Nukufetau erwartet worden, wo die aus Samoa stammenden eingebornen Pastoren inzwischen gestorben waren. Auf den beiden erstgenannten Inseln hatten sich die Witwen, ein paar vortreffliche Samoanerinnen aus Tutuila, der verwaisten Gemeinden angenommen und dafür Sorge getragen, daß durch eingeborne Diakonen die Kirchen- und Schularbeit fortgesetzt wurde. Am erschütterndsten waren die Verhältnisse auf Nukufetau, wo das Missionsschiff am 5. Juli 1894 anlief. Hier war der Pastor Lolani am 2. Juni vorher gestorben und seine Frau war ihm am 22. Juni in den Tod nachgefolgt, unter Zurücklassung von acht Waisen. In rührender Weise hatte der Verstorbene vor seinem Ende noch alle Anordnungen getroffen, um den Fortgang der Missionsarbeit sicher zu stellen. Auf Niutao mußte leider der eingeborne Pastor wegen grober Versündigung von seinem Posten entfernt werden. Umsomehr Freude hatte der Missionar an den Fortschritten, welchen die Mission auf Vaitupu, Nui und Nanumea gemacht hatte. Mehrere Jünglinge und Jungfrauen konnte der Missionar mit nach Samoa nehmen, um sie in den Missionsinstituten in Malua und Papauta unterzubringen (Chronicle 1895, 6 ff.).

Die südlichen Gilbert-Inseln sind, wie der ganze Archipel, von einer lang andauernden Dürre heimgesucht worden, die viel Not und Elend im Gefolge hatte. Die Samoaner Geistlichen im Faasaleleanga-Bezirke hatten in opferwilliger Weise Yams und Brotfrucht gesammelt, um sie ihren darbenden Kollegen im Sommer vorigen Jahres durch den „John Williams“ zukommen zu lassen. Zum Glück sind in diesem Jahre reichliche Regen gefallen, so daß eine gute Kokos- und Pandanusernte in Aussicht steht. Von den fünf durch die Londoner Mission versorgten Gilbert-Inseln nimmt in Bezug auf blühenden Stand des kirchlichen Lebens Arorae die erste Stelle ein; dort arbeiten zwei tüchtige Männer, der

Ellice-Insulaner Tipane und der Samoaner Samuelu, welch letzterer auf Missionar Newells Bitte willig das Opfer brachte, seine blühende Station mit einem Posten auf dem etwas verwahrlosten Peru zu vertauschen. Auch in Nukunau und Tamana erlebte der Visitator viel Freude; dagegen war Onoatoa etwas zurückgeblieben, offenbar weil die Missionsgehilfen die Sprache der Eingebornen noch nicht recht bemeistert hatten (Ebenda 1895, 8).

Auf den nördlichen Gilbert-Inseln, die von der Bostoner Mission bearbeitet werden, ist für die letzten zwei Jahre ein auffälliger Rückgang in der Zahl der Kirchenglieder zu verzeichnen. Während dieselben im Jahre 1893 schon 2750 ausmachten, führt Missionar Walkup, welcher vermittelst seines Motorbootes „Hiram Bingham" die Missionsarbeit im Archipel beaufsichtigt, für Anfang dieses Jahres nur noch 1701 Members auf. Diese starke Abnahme dürfte ihren Grund teils in der mit allen, auch unlauteren Mitteln betriebenen römischen Propaganda, teils in der gesteigerten Sterblichkeit der Insulaner und — last not least — in der unbegreiflichen Vernachlässigung der mikronesischen Missionsgebiete durch den Bostoner Board haben. Man sollte doch nunmehr in Boston eingesehen haben, daß es gegenüber der rührigen katholischen Gegenmission und bei der zerstreuten Lage der Inseln für einen einzelnen Mann, und wenn er auch so erfahren und thatkräftig wie Walkup ist, schlechterdings unmöglich ist, die Missionsarbeit im Archipel genügend im Gange zu erhalten und gleichzeitig neues Terrain unter dem nicht unbedeutenden heidnischen Rest der Gilbert-Insulaner zu gewinnen. Nach Walkup gab es Anfang 1895 auf den zur Bostoner Mission gehörenden 11 Gilbert-Inseln von eingebornen Hilfskräften 6 Pastoren, 13 Katechisten und 30 Lehrer, welche in 44 Schulen 1665 Schüler (1893 waren es 3209) unterrichteten. Die Zahl der Eingebornen, welche sich zur Mission halten (Adherents), schätzt Walkup auf 10 000. Eine große Verbreitung findet in den Christengemeinden des Archipels die von dem Missionsveteranen Bingham übersetzte Bibel. Das englische Protektorat hat im allgemeinen wohlthätige Folgen gehabt. Der Kommissar, welcher auf Butaritari residiert, hat den Schulbesuch der Jugend obligatorisch gemacht und bereitet auch eine Art Ehegesetzgebung vor. Die von ihm in Unkenntnis der Verhältnisse den Eingebornen erteilte Erlaubnis, an ein paar Tagen des Jahres Tanzfeste feiern zu dürfen, ist auf vielen Inseln derartig gemißbraucht worden, daß die nächtlichen Tänze mit ihrem Gefolge von Völlerei und Unzucht unaufhörlich aufeinander folgten; damit hing dann auch eine Verödung der Schulen zusammen, da die Eingebornen nach ihren nächtlichen Orgien die Tagesstunden zum Schlafen benutzten. Gegenwärtig ist glücklicherweise von oben her diesem Unwesen ein Riegel vorgeschoben worden. Auf Butaritari führt der energische eingeborne König ein wohlthätiges Regiment, das sich besonders in dem streng durchgeführten Verbot berauschender Getränke und in der Gesetzgebung gegen den Ehebruch äußert; der König selbst ist seinen Unterthanen mit gutem Beispiel vorangegangen, indem er seine sämtlichen Konkubinen entlassen hat. Auch äußerlich gewinnt die Insel durch die Anlage eines aus Korallenblöcken erbauten ausgedehnten Hafendammes und einer sechs Stunden langen Fahr-

straße. Unter den 1800 Inselbewohnern zählt Walkup 800 Kirchenglieder und unter diesen 200 „ernste" Christen (Herald 1894, 249). In Makin und Apaiang, wo früher nur Rückschritte zu verzeichnen waren, macht sich neuerdings ein besserer Geist geltend, dank dem treuen Wirken zweier tüchtiger eingeborner Geistlicher; auf der letztgenannten Insel wurden die 6 Schulen von 547 Kindern besucht (Ebenda 1894, 249, 489; 1895, 238). Auch auf Tarawa ist die Missionsarbeit in guten Händen; die Schülerzahl beträgt hier 350 in 7 Schulen (Ebenda 1894, 249, 489). Die Bevölkerung von Maiana war im Jahre 1893 infolge von Überschwemmung mit heidnischen Besuchern von benachbarten Inseln sehr verarmt; infolgedessen war auch die Schülerzahl von 200 in 4 Schulen, auf 30 Kinder in 2 Schulen gesunken; glücklicherweise lauten die Nachrichten aus dem Jahre 1894 wieder günstiger (Ebenda 1894, 249, 489). In Apemama hat das Wiederaufleben der heidnischen Spiele die Missionsarbeit sehr gehemmt. Auf Nonouti ist trotz der hier stark vertretenen katholischen Gegenmission die Arbeit der eingebornen Katechisten eine gesegnete; im vorigen Jahre zählte man einen Zuwachs von 44 Kirchengliedern (Ebenda 1894, 249; 1895, 238). Auf Tapiteuea, wo in den letzten Jahren nicht weniger als 810 Eingeborne zu den Katholiken übergegangen sind, fand Ende Dezember 1894 die Generalkonferenz der amerikanischen Gilbert-Mission statt, an welcher außer Walkup 7 hawaiische und 1 Gilbert-Geistlicher, 7 Katechisten und 8 Laienvertreter teilnahmen. In diesem Jahre hat Walkup von Honolulu 2 Laien, einen Deutschen und einen Schweden, mit in den Archipel genommen, um den katholischen Fratres das Feld nicht allein zu überlassen (Ebenda 1895, 410).

Es dürfte nicht überflüssig sein, auch einmal die katholische Mission, welche die Ordensleute vom heiligen Herzen Jesu von Issoudun im Gilbert-Archipele treiben, etwas näher zu beleuchten. Sie war durch einen auf den Inseln wohnenden bretonischen Händler, der u. a. auch mit Rosenkränzen, Medaillen und Kreuzen hausierte, vorbereitet und datiert vom 10. Mai 1888, an welchem Tage der Superior Bontemps mit 2 Genossen auf Nonouti landete; seiner Angabe nach fand er 50 getaufte Katholiken vor und binnen Jahresfrist hatte er „1600 Neubekehrte in den Schoß der Kirche aufgenommen." Im Herbst 1888 ließ sich Bontemps durch das französische Kriegsschiff „Fabert" nach Nukunau überführen und durch den französischen Kommandanten in einer Versammlung von fast allen Insulanern „mit lauter Stimme den Protestanten und ihren anwesenden Katecheten erklären, daß sie den Katholiken in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten alle Freiheit zu lassen hätten." Nach dieser offiziellen Einführung blieb Bontemps ein halbes Jahr auf Nonouti und taufte 208 Eingeborne. Das erste Halbjahr 1891 verlebte der Superior auf Tapiteuea, wo es ihm gelang, 800 Insulaner zu taufen; am unfruchtbarsten erwies sich der Boden von Butaritari und Makin für die römische Propaganda, wenigstens konnte Bontemps hier bis 1893 nur 155 Taufen registrieren. Die Gesamtzahl der katholischen Gilbert-Insulaner betrug im Jahre 1893 nach Bontemps eigenen Angaben, der im Sommer jenes Jahres mit 2 Gilbert-Jünglingen dem Papst seine Aufwartung machte,

2952, welche Zahl sich inzwischen beträchtlich vermehrt haben dürfte; wenigstens schreibt Pater Leray unterm 9. Oktober 1894: „In diesem Jahre, dem erfolgreichsten bis jetzt, glaube ich etwa 1000 Taufen gespendet zu haben." Man sieht, es geht flott! Wie gründlich genannter Pater seine Missionsthätigkeit übt, mögen folgende Citate aus seinen Briefen vom vorigen Jahre zeigen: „Diese 3 oder 4 Tage verbringe ich nicht an ein und demselben Orte: gewöhnlich schlafe ich nie 2 Nächte nacheinander im gleichen Dorfe. Buchstäblich durchlaufe ich die Insel im Galopp, denn die Handelsschiffe, welche ich benutzen muß, gestatten mir keinen längeren Aufenthalt. Und überall möchte man Missionare haben! In Tarawa z. B. taufte ich etwa 30 Kinder, nämlich je 15 in 2 verschiedenen Dörfern. Diesen Erfolg verdanke ich zum Teil den Traders (Handelsleuten), welche uns zur Taufe ihrer Frauen [soll heißen: Konkubinen] und Kinder rufen; bei dieser Gelegenheit drängen sich alle Leute aus der Nachbarschaft um den Missionar und halten ihm ihre kleinen Kinder hin, damit er sie taufe." . . . . . . „Auf meinen Reisen trage ich ein kleines Jesuskindlein aus Wachs mit mir, in ein zierliches Käftlein eingeschlossen. Es ist dieses ein Geschenk einer guten Ordensfrau. Alle Eingebornen staunen vor Verwunderung bei Betrachtung desselben. Mit diesem Kleinod stehen mir die Thüren der Wohnungen und oft die des Herzens offen. Es dient mir zugleich als Anhaltspunkt für die Auslegung der Geheimnisse unserer heiligen Religion" (Monatshefte z. E. U. L. F. vom h. Herzen Jesu 1894, 84, 117, 180; 1895, 84).

Sehr charakteristisch ist auch die Art und Weise, wie Bontemps über seine Audienz beim Papste berichtet. Er schreibt wörtlich an „seine Mitbrüder von Mikronesien": „In der Gegenwart Gottes wirft man sich auf die Kniee; desgleichen vor Bildern, welche ihn darstellen. Nun, der Papst ist das lebendige Bild Jesu Christi; deshalb knieen die Gläubigen vor ihm nieder. Wir liegen also zu den Füßen Sr. Heiligkeit . . . . Alsdann beginnt das milde Verhör Sr. Heiligkeit: „Und woher kommen diese teuren Söhne?" — „Aus Mikronesien, heiliger Vater; sie gehören beide dem Gilbert-Archipel an." — „Sie bringen dieselben hierher, um den Papst zu sehen?" — „Ja, heiliger Vater, damit sie von Ew. Heiligkeit gesegnet werden und bei der Rückkehr auf ihre Inseln die erhaltenen Eindrücke erzählen können. Dies wird höchst heilsame Wirkungen auf unsere Insulaner hervorbringen, welche tagtäglich die Lügen und Verleumdungen seitens der protestantischen Häresie gegen die katholische Kirche vernehmen." — „Die Protestanten!" sagte der heilige Vater mit scharfer Betonung: „Ach, die Protestanten! Und sie hemmen die Ausübung Ihres Amtes?" — „Heiliger Vater, wir stehen mit denselben in fortwährendem, in täglichem Kampfe. Beständig üben sie gegen uns List und Gewalt aus." — „List und Gewalt!" wiederholte Leo XIII. langsam und mit Entrüstung; und er seufzte schmerzlich bewegt (Ebenda 1894, 22).

Seit 1893 besitzt die katholische Mission für den Gilbert-Archipel ein eigenes Missionssegelschiff, die „Maris Stella"; auch sind im vorigen Jahre auf Nonouti 7 französische Priester als Verstärkung gelandet. Es stehen also den evangelischen Missionsgemeinden heiße Tage bevor.

Mit derselben Rücksichtslosigkeit, wie auf den Gilbert-Inseln, hat sich die genannte Kongregation auch auf dem evangelischen Missionsgebiete des Marschall-Archipels eingedrängt. Bontemps schreibt (Ebenda 1874, 118): „Wir haben die Bekehrung dieser Inseln im Jahre 1891 begonnen, als ich dieselben besuchte. Ich konnte gleich damals einiges Land käuflich oder pachtweise, sowie auch ein Haus erstehen von einem Fremden, welcher das Land verließ; sogleich richtete ich eine Kapelle und eine Schule ein." Bei der offen zur Schau getragenen Abneigung, welche in den Kreisen der deutschen Angestellten der „Jaluit-Gesellschaft" gegenüber der von den Amerikanern betriebenen evangelischen Mission herrscht, dürfte sich die katholische Gegenmission leider der eifrigen Unterstützung unserer Landsleute zu erfreuen haben.

Im übrigen konstatieren wir mit Befriedigung, daß gegenwärtig die Beziehungen zwischen dem deutschen Landeshauptmann, einem Dr. Irmer, der seine Familie mit auf den einsamen Posten hinausgenommen hat, und zwischen dem Chef und den eingebornen Missionsgehilfen der Bostoner Marschall-Mission einen friedlichen und freundschaftlichen Charakter angenommen haben. Dr. Irmer hat z. B. für den Missionsdampfer „Morning Star" die drückende Verordnung, beim Besuche des Archipels immer zuerst Jaluit, als Einklarierungshafen anzulaufen, teilweise außer Kraft gesetzt, und dem neuen Leiter der Marschall-Mission, einem Missionsarzt Dr. Rife und dessen Frau, sowie zwei amerikanischen Missionslehrerinnen, die an Bord des Missionsdampfers im Herbst 1894 eine 1½monatliche Rundreise durch den Archipel machten, bei Gelegenheit ihres Besuchs in Jaluit eine liebenswürdige Aufnahme zu teil werden lassen. Der gegenwärtige Landeshauptmann läßt es sich auch angelegen sein, in nähere Beziehungen zu den eingebornen Christen zu treten, wie folgender Auszug aus einem seiner offiziellen Berichte (Deutsches Kolonialblatt 1895, 226) beweist: „Auf Einladung sämtlicher Häuptlinge des Atolls von Jaluit begab ich mich am 25. Dezember vorigen Jahres mit dem Schoner „Benak" des Häuptlings Kabua nach der Missionsinsel Imroj, um den von den Eingebornen unter Leitung des farbigen Obermissionars Jeremia veranstalteten Weihnachtsaufführungen beizuwohnen. Da ich weiß, wie hoch sowohl er, wie die Häuptlinge meine Anwesenheit bei ihren Festen schätzen, so glaubte ich auch diesmal, trotzdem es der erste Weihnachtsfeiertag war, die Einladung nicht ablehnen zu dürfen. Gegen 9 Uhr am Morgen des 25. Dezember landete die „Benak auf Imroj, dessen Strand mit unzähligen Kanus und Boten, sowie einer großen Menschenmenge — es mögen weit über 1000 Seelen an dem Tage auf der kleinen, aber sehr sorgfältig gepflegten Insel gewesen sein — bedeckt war. Bald nach meiner Ankunft begannen die Aufführungen. Die Vorwürfe zu ihnen waren größtenteils der alttestamentlichen Geschichte entnommen. So führten unter anderm die Häuptlinge Kabua und Nelu den Kampf Simsons und der Juden mit den Philistern auf. Die Waffentänze wurden mit großem Geschick und Sicherheit aufgeführt . . . . . . Die Frauen, die namentlich ihr prächtiges schwarzes Haar sehr geschmackvoll mit Kränzen und Blumen

geschmückt hatten, beteiligten sich bei den Spielen durch Absingung von Kirchenliedern nach deutschen volkstümlichen Melodien, wie „Alles neu macht der Mai", durch Anfeuerung der Kämpfenden und durch Samariterdienste für die scheinbar Verwundeten und Gefallenen. Die Waffen waren eigens für die Spiele gefertigt und zuweilen mit sehr geschmackvollem Flechtwerk verziert. Nach Schluß der Aufführungen legten die Häuptlinge Geschenke, bestehend in Kokosnüssen, Brotfrüchten, Hühnern und Eiern nieder, die ich später unter die anwesenden Weißen verteilen ließ. Ich habe den Obermissionar, sowie die Häuptlinge andern Tages zu Abend unter den Weihnachtsbaum geladen und ihnen dabei die üblichen Gegengeschenke gemacht."

Der obengenannte Jeremia, sowie der leider fast invalide Hiram von Ebon sind die besten eingebornen Geistlichen in der Marschall-Mission. Die Christengemeinden auf den Inseln Jaluit, Mille, Mejuro, Malwonlap, Mejij und Kwajolin sind in verhältnismäßig blühendem Zustande; auf andern Inseln bereitet die Unbeständigkeit der eingebornen Missionsgehilfen dem Visitator mancherlei Sorgen. Die Verhältnisse werden sich nicht eher bessern, als bis der Bostoner Board zwei weiße Missionare für den Marschall-Archipel beruft, von denen der eine in Jaluit, der andere in Kusaie, wo das Marschall-Institut sich befindet, zu wohnen hätte.[1]) Der Jaluiter Missionar hätte dann alle zwei oder drei Jahre, da das Klima der Marschall-Inseln trotz ihrer Malariafreiheit der Gesundheit nicht zuträglich ist, mit seinem Kollegen auf dem gesünderen und fruchtbareren Kusaie den Wohnsitz zu tauschen. Wie jetzt die Verhältnisse liegen, kann die Kontrolle der Missionsgehilfen von Kusaie aus nur eine ungenügende sein; auch braucht ein Neuling, wie Dr. Rife — sein Vorgänger Dr. Pease hat sich zurückgezogen — mindestens zwei Jahre, um sich in die Arbeit und in die fremde Sprache etwas einzuleben. Mit der so notwendigen Einsetzung eines weißen Missionars in Jaluit würde sich dann auch die Beschaffung eines eigenen Missionsschuners für den Archipel nötig machen. Schon die katholische Gegenmission müßte dazu antreiben. Einen traurigen Eindruck machen die Berichte der Regierungsärzte Dr. Steinbach und Schwabe in Jaluit über den Gesundheitszustand der Marschall-Insulaner; ihnen zufolge ist die Hälfte der Bevölkerung von der Syphilis durchseucht; trotzdem scheint die Seelenzahl nicht wesentlich abzunehmen. (Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1895, 157. Herald 1894, 110; 1895, 196, 237, 239. Annual Rep. 1894, 88. Honolulu Friend 1895, 17.)

In den Karolinen hat die spanische Kolonialregierung und ihr Gefolge von Kapuzinerpatres das Wachstum der evangelischen Missionsgemeinden nicht hindern können. Auf Ponape, wo der Missionsdampfer nur am Regierungssitze, der sog. Kolonia ankern darf, hat der spanische Gouverneur bisher in widergesetzlicher Weise jeden Verkehr der amerikanischen Missionare mit den eingebornen Christen untersagt, dafür läßt er aber

[1]) Leider sind alle dahin gehenden Vorstellungen, die meinerseits brieflich gemacht worden sind, bis jetzt wenig erfolgreich gewesen. D. H.

dem eingebornen Missionsgehilfen Nanapei, einem Sprößling des angesehensten Fürstengeschlechtes auf Ponape, völlige Freiheit, die Christengemeinden der Insel in kirchlicher Beziehung zu versorgen. Besonders blühen die drei Christengemeinden des Metalanim-Stammes. Die Christen vom Japalap-Stamme hatten Ende 1893 eine große Kirche erbaut und eingeweiht. Dankenswert ist es, daß der Gouverneur dem Vertrieb von Spirituosen auf Ponape zu steuern sucht (Herald 1894, 250, 298. Honolulu Friend 1894, 112; 1895, 54).

Vor Kusaie erschien im Juli 1893 zum ersten Male ein spanisches Kriegsschiff, dessen Kapitän die Missionsschule eingehend inspizierte und sich sehr befriedigend über die Thätigkeit der Bostoner Mission aussprach (Herald 1894, 74).

Auf der Karolinen-Insel Pingelap war der „Morning Star" drei Jahre nicht gewesen; trotzdem war die Missionsarbeit nicht erloschen; man zählte noch 200 Kirchenglieder und 120 Schulkinder. Auf die Dauer aber kann eine solche Vernachlässigung nur traurige Folgen haben (Eb. 1894, 73, 249).

Für die Mission in der Ruk- und Mortlock-Gruppe war es ein schwerer Schlag, daß Anfang 1893 der Missionsschuner „Robert W. Logan" auf der Rückfahrt von Japan nach den Karolinen unterging. Ein Ersatzschiff gleichen Namens wird Ende dieses Jahres von S. Francisco in den Archipel entsandt. Bei Gelegenheit eines Besuches, welchen der Missionsdampfer zu Anfang dieses Jahres den Mortlock-Inseln abstattete, erlebte der visitierende Missionar Price besonders an den Christengemeinden auf Lukunor, Oncop und Mor viele Freude; auf Ta und Kutu galt es dagegen einen schweren Kampf gegen heidnische unsittliche Tänze (Eb. 1895, 278, 388).

Geographische Rundschau.

Von E. Wallroth, Propst in Altona.

(Schluß.)

Afrika. Über den Negerfreistaat Liberia berichtet E. Horn auf Grund des Werkes des J. H. T. Mcpherson also: „Die einzige Unterstützung, welche die Republik von auswärts noch genießt, kommt von den Religionsgesellschaften, insbesondere den amerikanischen Methodisten. Auch sie haben eingesehen, daß das Missionswerk erfolgreich nur von Männern afrikanischen Blutes, für welche das Klima keine Schrecken hat, getrieben werden kann. Die Methodisten als große Praktiker gehen bei ihrer Heidenmission darauf aus, sich selbst erhaltende Gemeinden zu begründen. Daher legt der Bischof großes Gewicht auf die Gründung von Industrieschulen und Farmen, wo die jungen Afrikaner zu geschickten Handwerkern und Ackerbauern erzogen werden sollen, damit sie imstande sind, die reichen Mittel, welche die Natur Liberias ihnen bietet, zu entwickeln und zu gebrauchen. (Ausland 1893, 356.)

Im Togoland wächst die Zolleinnahme der deutschen Verwaltung;

die Station Bismarcksburg ist als unzweckmäßig aufgegeben worden; dafür soll in Kete-Kratji, einem Verkehrsmittelpunkt des westlichen Togolandes am Wolta, eine Europäerstation errichtet werden; Handel und Verkehr hebt sich sichtlich und eine Verbesserung der Wege wird angebahnt.

Hauptmann Kling bereicherte die Kunde übers Togoland, wo er von Lome aus im April 1891 reiste. Zunächst gings nach dem bekannten Salaga, nach Bismarckburg, Paratau, zur Hauptstadt Wangara im Sugu-land; aber in Yalo, nördlich vom 10° n. Br. mußte man umkehren. Dr. Wolfs Tod 1889 zu Dabari oder Ndali, östlich von Yalo, machte den Herrscher stutzig und hatte allerlei Unruhen verursacht. So wurde über Aledjo durch wohlhabende, dicht bevölkerte Gebiete Salaga wiederum am 19. Jan. 1892 erreicht, nachdem der 15000 Hütten große, mächtige Ort Basilo im deutschen Togogebiet gelegen angetroffen war. Krank nach Europa zurückgekommen starb Kling am 15. Sept. 1892 zu Berlin. — Am 26. Mai 1894 marschierte Premierlieutenant von Doering von Bismarckburg nach Fasugu, dann gerade nordwärts nach Aggelo, dem Kamassifluß, dem Dorfe Kwakwamuri in dem Lande Bossu. Die Bewohner von Yendi eingewandert stehen unter der Herrschaft des mächtigen Häuptlings von Todji (zwischen Suruku und Fasugu) und besitzen viel Vieh und Hühner. Am 2. Juni 1894 wurde das etwa 10000 Hütten zählende Bassari (Basari) erreicht, wo viel Eisen gewonnen und das Waffenschmiedehandwerk eifrigst betrieben wird. Der Oberhäuptling Tagba nahm die deutsche Fahne an, welche unterwegs auch in Kwakwamuri gehißt wurde. In wie weit von Doering und Dr. Gruner mit dem Sultan Omaru von Gando Schutzverträge abgeschlossen haben, was der Draht am 11. Juni 1895 meldete, muß abgewartet werden. Hierüber herrscht aus begreiflichen Nebenbuhler-Ursachen wissentliches Schweigen (vgl. auch: Deutsche Kolon.-Ztg. 1895 S. 69 und 61).

Während im Vorderlande unseres Togogebietes der Ewhestamm wohnt, hat sich der Adeli-Neger etwa um den 8° n. Br. und am 1° ö. L. von Greenw. nahe bei Bismarckburg angesiedelt. Die Landschaft ist von verschiedenen Gebirgszügen durchschnitten, zwischen denen sich dann wieder breite Grassteppen dahinziehen. Der Adeli-Neger ist stattlich mit selbst angenehmer Gesichtsbildung, von Farbe, wie die des mittelstark gebrannten Kaffees. Im Orte Perëu wohnt die Nunu, „Großmutter“, die mächtigste Priesterin, ein abscheulich häßliches, Palmwein trinkendes, oft schon morgens betrunkenes Weib. Vor dieser Fetischpriesterin wird die eigenartige Freundschaft zweier Adeli geschlossen; bei ihr hat ein Mörder wie in einer Freistätte Sühneschutz. Grausen wirkt hier das Gottesurteil des Gifttrankes, welchem auch Akba, der älteste Sohn des Königs Contu in Yege, fast zum Opfer wurde. Die Keuschheit der Ehefrau ist locker, wird aber am Ehebrecher, nicht an der Frau bestraft. Zwillinge werden nicht getötet; die Geburt eines Knaben gilt für viel wichtiger, als die eines Mädchens; alte Leute genießen große Achtung. (Nach L. Conradt in d. deutschen Kol. Ztg. 1895.)

Nun nach Kamerun und seinem Hinterland Adamaua. Hier ist bald Gebirgsland, bald Savannen (Kampinen) mit großem Herdenreichtum und üppigem Graswuchs, zahlreichen Elefanten, Delebpalmen. Der kühne

fanatische Adama gründete nach Unterwerfung der heidnischen Negerfürsten das mohammedanische Reich Fumbina oder Adamaua. Mit ihm kamen um 1825 die klugen, gewandten, islamitischen Fellata oder Fulbe als Bedrücker des Landes; sie verbreiteten Schrecken, aber auch Bildung. Im Adamaua, „dem Eldorado des Sudan", sagt der Franzose Mizon, treffen die Karawanen aus Sokoto, Kanu, Kuka zusammen; hier ist die Wasserscheide zwischen den Flüssen, welche zum Tsadsee und die zum Weltmeer eilen. Der Sannagafluß ist der größte des deutschen Adamaua; in seinem Auslauf ist die Völkerscheide zwischen dem Sudan- und dem Bantu-Neger, zwischen den Grasländern und dem südlicher gelegenen vorwiegenden Waldland, den vorwiegend als Hirten lebenden Bewohnern und den Ackerbauern, welche bis zum Kamerun hin ihr Land bestellen. Während die Dattelpalme noch am Tsadsee gedeiht, können die feuchtheißen Gegenden Kameruns nur echte, feuchte Tropenpflanzen nähren. Die Völkerstämme werden hier bunt durcheinander geschoben. Im Norden des deutschen Machtgebietes wohnen südlich vom Tsadsee die Logoner, Musgu, Kuang, Busso, weiterhin die Mbum, Domme, Tikar Baja: die kriegerischen Wute, wo der Jüngling mit dem 12. Jahr Soldat wird und erst sterbend den Waffendienst aufgiebt; die großgewachsenen, bronzebraunen, harmlosen, gastfreien Yaunde, die schön gebauten Bali, welche große Schmerzen lautlos ertragen, alle jetzt noch heidnische Völker, aber dem mohammedanischen Fella oder Fulbe mehr oder minder unterworfen. Viel hat die Natur hier dem Menschen gegeben: nach Barths Wort wachsen die Schüsseln, Löffel, Flaschen an den Bäumen, der Reis im Walde, der Boden liefert Rohr und Hausbau-Material, die Dörfer sind leicht aufgebaut, der Mensch bedarf nicht vieler Mühe sich zu ernähren. Aber derselbe Boden macht auch den Menschen träge und bringt manche Plage und Krankheit. Jetzt haben Araber als Händler, die nordwärts wohnenden Kanuri und die Haussa großen Einfluß; jetzt liegen viele Mächte und Kräfte unbenutzt in der Erde. Das Land könnte viel viel mehr Menschen ernähren. Der Islam mit seinem Schrecken verwüstet das Land, wenn er auch hier und dort größere Bildung gezeitigt hat. Dies nun deutsche Adamaualand wird nie Heimat, sondern immer nur Handelsgebiet und Anbaufeld des Europäers werden. Möge Kultur und Mission von der Küste Kameruns bis zum Tsadsee hinaufdringen.[1])

Im Kongoland fesselt uns nicht der entlarvte Affenprofessor Garner, wohl aber anderes. Frankreich hat viel gewonnen, denn Belgiens König ist vom 8° bis zum 4° und am obern Nil vom 10° bis 5° südwärts zurückgedrängt; der Kongostaat behält den Zugang zum Nil und das Land zwischen dem Mbomu und dem 4. Parallelgrad, muß aber auf die Gebiete im Norden des Mbomu und auf Bahr-el-Ghazel verzichten. Auch hat der Kongostaat der Katanga-Gesellschaft an beiden Ufern des Lomaniflusses 3. Mill. Hektar Landes abgetreten, wogegen diese Gesellschaft ihm das ihr bisher gehörige an den Tanganyika anstoßende im Norden des fünften

[1]) Nachtigals Beschreibung des nun deutschen Teiles von Adamaua und des Tsadseelandes giebt Globus 39, 212 f. 41, 140 mit vielen Bildern; P. g. Mitt *1874, 14, 326, 329.*

Breitengrades gelegene Gebiet abtritt. Die Kongoeisenbahn ist im Juni 1895 bis zu 80 Kilometer weitergeführt, hat aber schon 30 Mill. Franks gekostet — was werden die noch fehlenden 320 Kilometer betragen?

Über Cecil Rhodes' Erfolge in Südafrika vgl. A. M.-Z. 1894, 374. 1895, 281; über das nun englisch gewordene Swasiland 1895, 285. Unterdes haben die Engländer die letzten unabhängigen Länder zwischen der portugiesischen Interessensphäre und dem Sululand liebend an sich genommen. Die südafrikanische Karte muß oft mit Englands roter Farbe nachgemalt werden. Transvaal ist rings von europäischen Mächten, nämlich England, Portugal und Oranje Republik eingeschlossen; auch Tongaland ist englisch und die Lebomboberge zwischen Swasi und Tongaland bilden das Gebiet des Zambaan, der Herrscherin Mdhalaleni und des Häuptlings Umbegesa, alle unter der englischen Flagge. Jetzt ist auch die Eisenbahn von der Delagoa-Bucht bis Pretoria vollendet.

Für das Nyaßaland sei auf das vortreffliche Buch Merensky's verwiesen: Deutsches Gebiet am Nyaßa (Berlin 1894, besonders S. 96 bis 155) und auf die Berliner Missionsberichte 1892—1895. Das Livingstone Gebirge hat der deutsche Dr. Bumiller mit Verlust eines Auges 1893 erforscht. Der kaum von Weißen berührte Stamm der Wakinga steht auf einer tiefen Kulturstufe. Scheu, feige arm, von den Sulustämmen gebirgaufwärts gedrängt, wohnen sie bis zu 2000 Meter Höhe hinauf nicht in Dörfern, sondern in zerstreut liegenden, zuckerhutförmigen Hütten, ohne Verbindung mit den am See lebenden Waketi. Das Gebirge ist gewaltig, steigt nordwärts gleichmäßig auf; wild zerrissen, vielfach zerklüftet, von vielen Querthälern durchbrochen. Aus schwindelnder Höhe fallen steile Felswände senkrecht hinab, „ein wildromantisches Naturbild." So ist der westliche Abfall zum Nyaßa-See, aber anders das Hochland des Hochgebirges, welches wellig, sanft, fast baumlos mit Gras und Heide bewachsen durchschnittlich 2500 bis 3000 Meter Höhe hat. Die höchste Kuppe ist der Dumwe, höher als der den Missionsfreunden gut bekannte Rungwe; er bildet die Wasserscheide zwischen dem Nyaßa und dem indischen Weltmeer. Außer Affen und Feldhühnern sind andere Jagdtiere nicht bemerkt worden. Auf dem Nyaßa sind bei Gewitterluft Wasserhosen nicht selten, und Wolken von dicht aneinander gedrängten Milliarden von Fliegen ziehen von der Ostküste über diesen See dahin.

Nun hinein nach Central-Afrika: Emin Paschas Tod (A. M.-Z. 1893, 332) bestätigte sich. Emin bat den Sultan von Kirundu, den Kibongé, um freien Durchzug durch sein Gebiet; der Negerfürst erteilte die Erlaubnis und gab dem Unterhäuptling Said brieflich den Befehl, den Pascha zu töten. So geschah es: vier entschlossene arabische Sklaven drangen in Emins Zelt, fanden ihn sitzend und kündeten ihm sein Todesurteil an. Umsonst warnte Emin vor der Rache der Weißen; wehrlos wurde er gepackt und erstochen. Seine in den umliegenden Feldern zerstreute Karawane bemerkte nicht die Ermordung ihres Hauptes. Als Nyangwe den Arabern entrissen wurde, fand man Emins Tagebücher u. s. w.; jene vier Mörder sind verhört und gehenkt worden. Der Mord geschah im Oktober 1892 im Dorf Kinena, 150 Meilen = 240 Kilometer nordöstlich von Kibongé's,

Emins abgeschnittenes Haupt wurde von Kinene in einer Kiste dem Kibongé, als Beweis der Ausführung jenes Blutbefehls zugesandt.

Uganda[1]) ist nunmehr förmlich unter brittischen Schutz gestellt[2]) und zwar ist ein Teil Unyoros mithinzugenommen. Im deutschen Teil des Viktoria Nyanza sind die Volksstämme nach Osk. Baumann folgendermaßen verteilt: der nordöstlichen Grenze entlang von Kilima-Ndscharo bis zum 35° wohnen Massai, am Ostufer des Sees die Waschaschi, am Südostgestade die Wassukuma, am Südwestrand die Warindja, zwischen letzteren und dem Nordteil des Tanganyika folgen die Warundi, südlich davon die Waha; das Land zwischen dem Ostrand des Tanganyika und dem 34° nehmen die Wanyamwesi ein, denen sich östlich die Wanege als westliche Nachbarn der Massai anschließen; von ihnen südlich die Wagogo u. s. w. Nach Urteil desselben Reisenden denke man sich folgenden Profildurchschnitt vom nördlichen Deutschostafrika: Auf den indischen Ozean folgt das Vorland, sodann das ostafrikanische Schiefergebirge; der Kilima-Ndscharo-Graben,[3]) darauf die Massai-Steppe, der große ostafrikanische Graben, das Massai-Hochland, der Wembere-Graben, das Granitplateau von Unyamwesi, das Centralafrikanische Schiefergebirge, der Centralafrikanische Graben mit der Tanganyika-See-Senkung. — Aus dem eben erschienenen Werke des Dr. Karl Peters „das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet, im amtlichen Auftrage u. s. w." 1895. (467 S.) sei folgendes angeführt: A. Merenskys Arbeit am Nyaßa-See wird S. 221, 357 (!) 350 f. 354. 361. 366 sehr gelobt. Bei Besprechung der schon oben erwähnten, im nördlichen Teile des Livingstone-Gebirges wohnenden Wakinga meint S. 353 Peters: So hausen sie in ihren Schluchten und nebelreichen Bergen, ein kümmerliches Geschlecht, das, wie so manche niedergehetzte Stämme Ostafrikas erst aufatmen wird, wenn die Kaiserliche Flagge gleiches Recht und gleichen Schutz für alle gebracht haben wird. Wohl sollte man denken, daß gerade die Religion des Kreuzes, welche das erbarmende Wort über diesen Planeten hinausgerufen hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Macht über die Herzen dieser Armseligen gewinnen wird. S. 366: Überall bringt die Arbeit des Missionars ihn in unmittelbare menschliche Berührung mit der Bevölkerung eines Landes und gerade deshalb verdanken wir den Missionaren so viele Kenntnis über die Eigentümlichkeiten und Sitten derselben. S. 371. Über den Wert solcher Missionsarbeit im allgemeinen für die Eingebornen Afrikas selbst sind die Meinungen hin und wieder geteilt gewesen. . . . Erwidern läßt sich . . . dennoch hat das Christentum seinen Siegeszug auch über die sämtlichen Länder weißer Rasse gehalten. Vor dem feierlichen Geheimnis des Glaubensinhaltes muß diese Darstellung sich bescheiden und wir müssen auch dem Missionar recht geben, wenn er, unbekümmert um

---

[1]) Die Nachrichten des vortrefflichen Missionars R. H. Walker über Uganda sind im Ausland 1893, 312 erwähnt.

[2]) Am 1. Juli 1895 ist nach neuster Nachricht zu Mombas das Gebiet der brittischen ostafrikanischen Gesellschaft feierlichst an das englische Reich übergeben.

[3]) Diese Bezeichnung „Graben" wurde mir in einem mündlichen Gespräch *mit dem neuen* Gouverneur v. Wißmann als eine sehr treffende bestätigt.

Fragen, wie die aufgeworfenen, einfach dem göttlichen Gebote nachzukommen sucht: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie u. s. w. Denn das ist der Grund, auf welchem er steht. Unfraglich ist des Missionars Eingreifen der wirksamste Schutz der eingebornen Rassen gegen willkürliche Ausbeutung und Vernichtung. S. 373. Auch die im Konde-Land arbeitenden evangelischen Missionare, sowohl die altbewährte Brüdergemeinde, sowie die von Merensky dorthin geführten Berliner bieten die Gewähr solcher allseitigen Erfassung ihrer Aufgaben und deshalb ist es auch von rein kolonial-politischem Standpunkt aus freudig zu begrüßen, daß beide dort von vornherein mit so großem Nachdruck vorgegangen sind. — H. v. Wißmann berichtet in seinem 1890 erschienenen Buche „Meine zweite Durchquerung Äquator-Afrikas“ von der freundlichen Aufnahme in der englischen Mission auf der Kawala-Insel im Tanganyika-See bei Missionar Horm am 7. April 1886 (S. 194 f.) und von der schottischen Missionsstation Mweni Wanda 1887 26. Mai (S. 214) des Bain, welcher den kühnen Reisenden in seinem Rheumatismusleiden pflegte; auch zu Bandawe bei Dr. Laws fand er auf der schottischen Station freundliche Aufnahme (S. 325). Er lobt besonders S. 226 Blantyre und Mandala. „Es sind die beiden soeben erwähnten Niederlassungen die besten, höchst entwickelten, die ich im Innern Afrikas je sah . . . . für diesen Teil der Tropen hervorragende Versuchsstationen. . . . . Die breiten Wege mit ihren Räderspuren, Alleen von schönen hohen Bäumen mit Eukalyptus, die zahlreichen auf europäische Manier aus Ziegelsteinen sauber aufgebauten Häuser mit Glasfenstern, von hübschen Gärten umgeben, Felder mit europäischem Getreide und vieles andere den aus der Wildnis kommenden Überraschende riefen in mir das behagliche Gefühl hervor, als wenn ich in Europa sei.“

Zu Osk. Baumanns in der A. M.-Z. 1894, 376 kurz geschilderten wichtigen Reise durchs Massailand zur Nilquelle sei noch aufs Daheim 1894 Nr. 51 S. 829 hingewiesen.[1]) Noch ein Wort sei über die von Osk. Baumann geschilderten Warundi gesagt. Am obern Kagerafluß wohnend sind sie echte Bantu, mittelgroß, stark gebaut, üben nicht die Beschneidung, tragen Rindenbekleidung, treiben etwas Ackerbau, essen Erde und weilen in meist gewölbten Grashütten. Ihre Religion ist Schamanentum; Hühner werden nicht gegessen, dienen aber zum Weissagen aus Eingeweiden. Interessant ist, daß Baumann der Bevölkerung als ihr verschollener Herrscher Mwesi d. h. Mond begrüßt wurde. Vor hundert Jahren etwa sei dieser Makisavo oder Bleichgesicht in einem Kriege verschwunden, würde aber wiederkommen. —

Am 16. Okt. 1894 wurde die erste Strecke der Usambara-Eisenbahn von Tanga bis Muhesa eröffnet, aber für die Weiterführung bis Korogwe ist kein Geld mehr vorhanden. Ganz gewaltig ist Graf Götzens

---

[1]) F. Hahn, Recensent dieses Buches in P. g. M. 1894 Litb. 174, 694 bemerkt mit Recht: Ob. Baumanns Ansicht, im Kageraquell die Nilquelle entdeckt zu haben, allgemeineren Anklang bei Geographen und Kartographen findet, können wir in Ruhe abwarten, einstweilen aber dem tüchtigen Reisenden seinen Triumph wohl gönnen. —

Durchquerung Afrikas. Am 21. Dez. 1893 brach er von Pangani in Ostafrika auf, an Kaisers Geburtstag war Kondoa erreicht, darauf wurde der 2900 Meter hohe Gurni-Berg erklommen; unterwegs ereignete sich ein Erdbeben, während dessen die afrikanischen Begleiter schrieen: Die Ochsen Gottes schütteln die Hörner (vgl. dazu Ps. 29, 6). Über Msalala und Uschirambo gings ins Usumbira- und Usuwi-Land; interessant war das Plateau zwischen dem Westufer des Nyanza und dem Oberlauf des Kagura-Flusses. Diese Hochebene von Ruhanda ist völlig baumlos und galt für ein Land der Riesen und Zwerge; es hat herrliches Klima, ist vollkommen gesund; der auf deutschem Gebiet liegende Teil ist der wertvollere, da der zum Kongo-Staat gehörige meist unwirtschaftliches Hochgebirg ist. Das deutsche Ruhanda erscheint selbst für europäische Ansiedlungen geeignet; die Einwohner sind ernst zurückhaltend; sie wohnen meistens in Einzelgehöften nicht in Dörfern; die von Norden eingewanderten Walussi sind die Herrscher, haben aber die Sprache der Besiegten angenommen; der König Luabugiri (Kigere) besitzt ein geordnetes Polizeiwesen, ist gefürchtet, mächtig, gut 7 Fuß hoch mit schönen Wahumazügen. Inmitten einer wildromantischen Naturumgebung, eingehüllt in einen fein gegerbten, mit schöner Perlenstickerei verzierten Ziegenfellmantel, gekrönt mit einem grünen Blätterkranz sah er einem römischen Imperator nicht unähnlich. Nach dreitägiger Rast stieg Götzen den Ostrand des centralafrikanischen Grabens hinab und gelangte in die Virunga-Berggruppe, welche aus diesem Graben emporragt. Die Virunga-tscha-gongo d. h. Opferplatz ist der westlichste von den fünf Vulkankegeln, dann ostwärts der Narunge, Karisimbi, Vihunga und Usambiro. Graf Götzen, Herr von Prittwitz und 20 Begleiter bestiegen diesen Berg; aus dem nördlichen Schacht, dessen Durchmesser 100—150 Meter beträgt, kommt rötlicher Dampf in unregelmäßigem Zeitraume unter Donnergetöse; ein unbetretener Urwald umgiebt diesen Berg mit seinem dunklen geheimnisvollen Schatten. — Eine neue Überraschung war späterhin der mächtige Kivu-See, dessen Umgegend an einen oberitalienischen See erinnert, schöne, felsige Ufer; trotz klaren Wetters war vom Nordufer aus das Süd- und Westufer nicht zu sehen; dieser See ist wohl nicht viel kleiner als der Albert-Eduard. Ein Angriff der Eingebornen mit vergifteten Pfeilen, zugleich mächtiger Feuerschein im Norden des Sees von den Vulkanen her gab diesem See einen eigenartigen Charakter. So zog man zum jenseitigen Hochland von Butembo, wo der Name des Flusses Lowa die Reisenden kongowärts leitete. Am 21. Sept. wurde die belgische Station Knundno am rechten Kongoufer nach großen Anstrengungen erreicht; bald war die Kongomündung auf bekannterem Wege errungen und von hier ging Graf Götzen nebst Dr. v. Prittwitz nach Lissabon, während Dr. Kersting die Soldaten und Träger ums Kap nach Pangani zurückgeleitete.

Italiens Afrikabesitz Erythraea reicht nun vom Kap Guardafui bis zur Jubamündung, dann diesem Fluße folgend bis zum 35°, an diesem Breitengrad entlang nordwärts bis zum Nebenfluß Rahat, von hier abspringend bis zum Vorgebirge Kasar im Roten Meer. Nur am Golf v. Aden liegt das französische Gebiet Obok nebst Hinterland und das englische

von Zeila bis etwa nach Bender Gasem nebst dem Hinterland, umschlossen vom italienischen Besitz. Letzterer wurde durch Kassalas Einnahme und Baratieris Sieg über die Mahdisten am 16. Juli 1894 sehr befestigt. (Näheres im Daheim 1894 Nr. 46 S. 751 f. nebst Karte.)

Amerika. Nennenswert sind in Alaska die Ackerbauversuche auf der katholischen Mission in Nulato am Juka, zu Kozyrewsky am Norduser dieses Flusses und zu Kap Vancouver am Beringsmeer. Nach mancherlei Mühe gedeihen Kohl, Rüben, Kartoffeln, Flachs, Cichorien, Radies. Sehr fesselnd ist der Bericht des Missionsbischofs Reeve, welcher nach 25 Jahren zum zweiten Mal nach Fort Simpsen am Mackenzie gekommen ist. Damals war die Eisenbahn noch 4000 Kilometer von uns entfernt, jetzt nur noch 1600 Kilometer. Das nächste Dampfboot ging damals auf den Winnipegsee, nun fährt eins bei unserer Thür vorbei und im Sommer haben wir fast auf dem ganzen Weg Dampfschiffahrt; noch vor 5 Jahren wars nötig, Kleider und Vorräte auf 2 Jahre im voraus zu bestellen, jetzt empfangen wir sie in neun Monaten, u. s. w. — Nach Angabe des katholischen Missionars E. Petitot kamen aus dem Nordwesten die Indianer an den großen Bärensee und rotteten hier die arglosen Seemenschen — (Trou-né) — vielleicht Eskimo aus. Diese Indianer gehören zu den Déné, (Daniten oder Hasenfellindianern) hatten vier kleine Stämme, zählten 1866 nur 250 Köpfe und jagten bis zum Mackenziefluß hinauf. Sie haben die Beschneidung, Leviratsehe (!) eine jährliche Totenfeier, bei welcher sie an den geöffneten Särgen der im letzten Jahre Bestatteten ein Mahl einnehmen, halten nach Erjagung eines Bären den Sühnetanz, eine sehr eigenartige Feierlichkeit bei Mondfinsternis. Hier und da kommt noch Menschenfresserei vor; ein Achtzigjähriger hatte im Verlauf seines Lebens elf Familienangehörige verzehrt. Mundkuß gilt als unschuldig. Die nicht zahlreichen Hunderippenindianer üben nicht die Beschneidung und sind nur zur Hälfte Déné. Eines Tages traf Petitot am Bärensee eine Schar von etwa 60 Dané Sécanais vom westlichen Felsengebirge; diese Indianer hatten weiße Hautfarbe, große mandelförmige aber nicht schräg gestellte Augen; ihre anmutigen Frauen und Kinder sahen den indischen Tamulen ähnlich, tragen sogar auch Nasenringe.

Wunderbar sind die Pyramiden Arizonas, welche gleich denen in Ägypten halb im Wüstensand vergrabenen Zeugnis einer alten, vergangenen, großartigen Kultur liefern; ihre Erbauer gehören dem Moquis-Indianerstamm an, welcher vielleicht, ähnlich den Pueblo, den Mexikanern stammverwandt war. Sonnenanbetung spielt noch unter den Trümmern dieses Volkes eine große Rolle. Doch näheres kann hier nicht erwähnt werden.

Eigenartig soll sich der alte Typus des Karibenvolks noch jetzt in der Bevölkerung der niederländischen Insel Aruba (oder Oruba) an Venezuelas Küste erhalten haben; man findet wohlgebaute Männer von kupferbrauner Farbe und Frauen mit breiten Schultern, runden Gesichtern und straffen schwarzen Haaren. Ihr angeborner Stolz und ihre Ruhe sind ebenfalls deutliche Beweise. — Lumholtz berichtet aus eigener Anschauung über die klugen, zurückhaltenden Tepehuanes im mexikanischen Staate Durango; jetzt fast ganz mexikanisiert haben sie noch besondere Religionsgebräuche;

nächtliche Sitzungen, Personifikation der vier Elemente, ein eigenartiger jährlich wiederkehrender Fußwettlauf, bei dem sie ungemeine Ausdauer zeigen, sind Überreste alter, sonderbare Anschauungen. Von den angeblich ausgestorbenen Tubares fand unser Reisender noch zwanzig Familien vor. Die Moskito-Reserve ist nun nach Vertreibung des letzten Oberhäuptlings Rob. Henry Clarence, welcher indianischen Blutes ist, als Departement Zelaya, so genannt zu Ehren des gegenwärtigen Präsidenten, dem Staate Nikaragua einverleibt.

Das nordwestliche Argentinien wird immer mehr entvölkert; die Landbevölkerung geht ostwärts: einstige fruchtbare Maisfelder sind jetzt durch Riesenkakteen verdrängt, Bergwerke sind zerfallen, die Calohaquis und Quilmes-Indianer durch Spanier vernichtet, aufgerieben; nur eine spärliche, gänzlich verarmte, unwissende Indianerbevölkerung ist übrig geblieben, die Ketschuasprache ist der spanischen gewichen. Bohls-Göttingen bereiste das Gebiet der Lengua-Indianer im schwer zugänglichen Gran Chaco (Paraguay); diese Leute wohnen teils an den Flußufern teils im Innern, erstere sind verkommen, durch Pocken und Alkohol zerrüttet; letztere hingegen stattlicher, zahlreicher. Die Landschaft bietet wenig Anziehendes; kümmerlicher Wald wechselt mit baumlosen Grasfluren ab; in den ausgedehnten Sümpfen wird der eigenartige Lungenfisch Lepidosirus gefangen. — Das große Gebiet südlich vom Rio Quinto bis zum Rio Negro ist durch argentinische Truppen unter Führung des Generals J. A. Roca 1879—1880 von allen unabhängigen Indianern grausam gesäubert worden. Viele wurden erschlagen, retteten sich über die Anden nach Chile, wurden gefangen; wenige gingen mit Greisen, Weibern und Kindern in die unfruchtbaren Gebiete des Rio Negro, von wo sie innerhalb der letzten zehn Jahre noch weiter südwärts gedrängt wurden; so verschwanden die tapferen Ranqueles zwischen dem obern Lauf des Colorado und Rio Quinto, die Puelsche oder Pampas-Indianer fast vollständig. In diesem ganzen großen Gebiete der Pampas vom Rio Quinto und den mittleren Teilen der Provinz Buenos Ayres an und im Bereich Patagoniens giebt es heute höchstens 10 000 bis zu einem gewissen Grade unabhängige Indianer, meist Tehuelches, im Süden des Chubut, und sehr wahrscheinlich ist diese Zahl noch viel zu hoch berechnet. Die Pampas-Indianer gehen auch ihrem Untergang entgegen. (Nach H. Polakowsky Pet. g. Mitt. 1894 Litt. 218, 50). Über die Religion der Pampas-Indianer berichten die Kathol. Missionen 1894, 139.

Nach der Ansicht des Züricher Dozenten R. Martin ist das Volk der Feuerländer wahrscheinlich aus Europa „primär" eingewandert (Ausld. 1893, 528). Von den eigentlichen Feuerländern, den Jahgan od. Tekenika, Alakalu sind die Ona (Takana Kunny) im Osten als nähere Verwandte der Patagonier abzutrennen. Die Feuerländer von kleiner Statur, kurzem Hals, breitem Rumpf, rötlichbrauner Farbe, straff schwarzem Haar, mit kleinen schmalgeschlitzten Augen, breiter Nase, langem Munde sind echte Glieder der varietas americana. —

Ozeanien. Die Erforschung des Sir Thomas Elder 1891—1892 in Westaustralien löste den ersten Teil der gestellten Aufgabe: Die Durchquerung der großen Viktoria-Wüste in ostwestlicher Richtung ließ aber

den zweiten Teil, eine Durchquerung des unbekannten Innern in der Nordhälfte der westaustralischen Kolonie in westöstlicher Richtung ungeschehen. Wichtige Entdeckungen sind gemacht. Vgl. Karte in Pet. g. Mitt. 1893 Tafel 18. Henkenius-Heidelberg spendet im Ausland 1893, 268 der Heidenmission folgendes Lob: „Auf den Inseln des Stillen Oceans hat durch den Einfluß der Mission die Kleidung der Eingebornen eine große Revolution erlitten, so daß auf den meisten Inseln infolge der Christianisierung der Eingebornen diese wenigstens Hosen oder Hemd oder beides tragen; und durch den ganzen Stillen Ozean ist für die Frauen ein langes, oben faltenreiches, vom Hals zu den Knöcheln reichendes, hemdartiges Gewand ohne Gürtel um die Taille eingeführt." H. Greffrath-Dessau sagt bei dem Englisch Neuguinea (daselbst S. 595): Das Missionswesen verschiedener christlicher Bekenntnisse hat sich um die Civilisation der Papua sehr verdient gemacht u. s. w., Missionare A. W. Murray, S. Mc. Farlane, W. G. Lawes, Jam. Chalmers, Männer, welche unsere Bewunderung und Hochachtung beanspruchen." —

Nahe der Humboldt-Bai im Niederländisch-Neu-Guinea hat Missionar Bink im August 1893 den großen Binnensee Santani entdeckt und in drei Stunden befahren; er hat trinkbares, fischreiches Wasser und drei bewohnte Inseln. — Neu-Mecklenburg, schreibt Graf Joachim Pfeil in Pet. g. Mitt. 1894, 173, wird von drei verschiedenen Volkstypen bewohnt. Von der Gazellenhalbinsel fand eine Auswanderung über Neulauenburg nach Neu-Mecklenburg statt. Hier angekommen schoben sie sich keilartig zwischen die Inselbewohner hinein, welche nach Südwest und nordostwärts auseinandergedrängt wurden. Die Eindringlinge nahmen bald einen großen Landstrich im Mittel der Insel ein und trennten so die beiden auseinandergesprengten Volksteile, welche auch sprachlich sich unterscheiden. Nur an der Grenze machen sich Sprachübergänge geltend. Zwischen diesem Volk im mittleren Neu-Mecklenburg und dem auf der Gazellenhalbinsel finden große Ähnlichkeiten statt; die Sprache ist fast dieselbe, auch teilt sich das Volk in zwei Kasten, die Maramara und Pikalaba. Doch ist der physische Unterschied zwischen den Ureinwohnern Neu-Mecklenburgs und Neu-Pommerns sehr auffallend; besonders in dem Geruche, welcher jeder Rasse eigentümlich ist. Die Bewohner der beiden Inselenden Neu-Mecklenburgs sind von Natur besser ausgestattet als ihre Brüder im Mittelland oder die Neu-Pommerns. Ihr Körper ist weniger massig, geschmeidiger, zierlicher; die Kopfform zeigt die freiere, breitere Stirn, die Augen sind einander näher gerückt, die Nase weniger breit, also hübscher; die Lippen dünner. Der Charakter erscheint offener; auch haßt der Neu-Mecklenburger alles Fremde weniger, als dies der Neu-Pommer thut und giebt dem Fremdling Nahrungsmittel ab, ehe er ihn selbst als solches verwendet, was er allerdings irgend nur möglich thut. Er faßt rascher auf, arbeitet rascher, ist mutiger als der Neu-Pommer. Auch ihre Häuser sind reiner als die auf Neu-Pommern; man schläft nicht wie in Neu-Pommern auf der Erde sondern auf einer Art Bettstelle von Palmblattrippen; das Weib trägt hier einen Schurz, in Neu-Pommern gar nichts. Hinsichtlich der Sittlichkeit ist die Unterhaltung mit unbekannteren Personen sehr anständig, unter

Vertrauten aber sehr zügellos. Untreue in der Ehe wird mit dem Tode bestraft, vor der Ehe hat das Mädchen volle Freiheit, die Männer legen sich durchaus keinen Zwang auf und frönen Lastern, welche nicht weiter erwähnt werden sollen. Der Mann trägt gar keine Kleidung, durchbohrt den Nasenknorpel und steckt ein Bambustück von der Größe eines Bleifederstifts hindurch. Die Tridacna-Muschel liefert alle erforderlichen Schmuckgegenstände, die Tritonmuschel die Armringe. Der Schädel wird an den Seiten kahl rasiert, die stehengebliebenen Haare werden vorwärts und aufwärts, etwa wie die früheren bayrischen Helmraupen gekämmt, Speer und Streitbeil bilden die hauptsächlichste Waffe; der Schild ist sonderbarerweise unbekannt, das dichte Unterholz der Wälder mag wohl dessen Stelle ersetzen, Trommeln sind groß und klein im Gebrauch. Interessant sind die Holzschnitzereien, besonders auf dem nordwestlichen Teile und den Fischerinseln: große Pfähle mit allen möglichen Verzierungen, Bildern, packenden Zeichnungen werden vor den Tambu-Häusern (tapu) aufgestellt; Kokosschalen werden zu Trinkgefäßen geschmackvoll geschnitzt; Töpferei aber ist in Neu-Mecklenburg gänzlich unbekannt. Als Haustier lebt nur das hochbeinige, dünne, schwarze Schwein; die Taro und Yamsgärten sind schön angelegt, wobei das Weib die schwerste Arbeit leisten muß. Neben einem neuen eigenartigen Knollengewächs, welches gefrorenen Kartoffeln ähnlich schmeckt, bildet der Sac-Sac oder Sago ein wichtiges Nahrungsmittel. Seine Palme wächst in der Nähe der Küste auf sumpfigem Boden und liefert leicht erreichbare und reichliche Frucht, auch giebt dieselbe Palme in einem ihrer Stamm-Wedel eine Art von Trog zur Sago-Bereitung her. — Die Heiratsgebräuche sind im Nordteil der Insel einfach, im mittleren den Gewohnheiten der Gazellenhalbinsel ähnlich und im Südteil für uns so gut wie unbekannt.

Die Leichen werden in einigen Gegenden verbrannt, unheilvolle Kranke werden mit ihrer Zustimmung manchmal dem Feuertode übergeben; die Pracht des Scheiterhaufens richtet sich nach Rang und Geld. Anderwärts werden die Leichen ins Meer versenkt und zwar in aufrechter Stellung. Der Neu-Mecklenburger glaubt an eine Dauer nach dem Tode und verehrt die Gottheit Tamenit, das erste lebende Wesen, dessen Weib Bea die Urmutter des ganzen Menschengeschlechts wurde; beide sind unsichtbar, beeinflussen aber wunderbar alle Geschicke der Völker. Nur die Kak, die Priester, können sich mit jenen Gottheiten in Verbindung setzen, deren Willen dem Volke verkünden und gewisse Strafen verhängen. Die abgeschiedenen Seelen kommen nach Mett, einer kleinen Insel an der Küste Neu-Mecklenburgs, von wo sie ihren Verwandten unheimliche Besuche machen und allerlei Übel zufügen. — Die Neu-Mecklenburger sind eifrige Handelsleute, fahren mit großer Umsicht nach entfernten Inseln, wobei, falls Streit ausbricht, der Kunde oder Kaufmann verspeist wird. Der Handelsgeist schuf auch hier Schiffsbau und Schiffahrt. Auf der Westseite der Insel gelten die Einbäume mit Auslagen, im Süden und Osten werden schöne Kanus aus einzelnen Planken und mit dünnen Rotangstreifen zusammengenäht gebaut; sie haben keine Auslagen, dienen zu ausgedehnten Fahrten und heißen Mon. Muschelgeld vermittelt den Verkehr, ledara oder auch mill-mill genannt. — Gräßlich ist hier der Kannibalismus (A. M.-Z. 1888, 385 f.) Bau oder

Menschenfleisch wird durch List, Gewalt, Kampf erjagt, mit dieser grauenhaften Sitte ist unerhörte Grausamkeit verbunden. Sind zu viele Gefangene vorhanden, als daß sie alle auf einmal verzehrt werden können, müssen sie an Bäume gebunden, die Zerschmetterung des Schienbeines erleiden. Erst der Jäger gilt als Held, welcher viel Menschenfleisch erjagt hat. Graf J. Pfeil machte selbst die Erbeutung des Bau oder Menschenfleisches mit, wäre fast selbst ein Opferbraten geworden, als er 1888 im Mai von der wesleyanischen Missionsstation Matakama oder Matakaua Neu-Mecklenburg durchquerte und wiederum vom Norden zum Süden die Rossel-Berge bis zur andern Missionsstation Kaleil durchwanderte. Pfeils beide Begleiter, Ramsay und Martin, „endeten ihr Dasein, wenn auch nicht im Kochtopf, so doch in Bananenblättern" denn die Männer aßen den Inhalt derselben, das geliebte Bau oder Menschenfleisch, während die Frauen, welche das Bau kochen müssen, nur die Blätter ablecken dürfen. So lebt das Heidentum! —

Über die Salomoinsel[1]) Malaita teilt uns H. Seidel im Globus 63 41 f. allerlei Interessantes mit, doch der Raum zwingt hier zu schließen.

Literatur-Bericht.

1. **Meinhold**: „Sechs Proben für Missionskindergottesdienste mit einer Einleitung." Berlin, Buchh. der Berliner Missionsgesellschaft 1895. 30 Pf. Eine gute und willkommene Gabe für alle, welche je und je mit Kindern Missionsgottesdienste halten. In der Einleitung spricht sich der Verfasser über die Methode dieser Gottesdienste aus und befürwortet die katechetische Form derselben. Gewiß mit Recht; nur scheint uns, daß in seinen Proben das katechetische Element etwas zu viel zur Geltung kommt und die missionsgeschichtliche Erzählung nicht reichlich genug vertreten, manchmal auch nicht anschaulich genug gehalten ist. Die Befürchtung, daß Kinder „tot erzählt werden" können, teilen wir nicht, wenn gut erzählt wird. Also etwas weniger Katechese und etwas mehr Erzählung hätten wir wohl gewünscht; aber im Prinzip ist die Methode richtig und was noch mehr wert ist: die dargebotenen Proben sind geschickt und werden gewiß vielen Lust zur Nachahmung machen.

2. **Grundemann**: „Neuer Missions-Atlas mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen." Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1896. 8 Mk. Geb. 9,50 Mk. Wir begnügen uns heute damit, dieses lange erwartete, wichtige Hilfsmittel für das Missionsstudium einfach anzuzeigen, eine eingehende Besprechung uns vorbehaltend für eine der ersten Nummern des folgenden Jahrgangs. Der Atlas, der die Mitte hält zwischen dem von 1867 an erschienenen großen „Allg. Miss.-Atlas", der durch den Fortschritt der Missionsgeschichte jetzt ziemlich veraltet ist, und dem 1886 in zweiter Auflage heraus-

[1]) Über die Totem, das Kastenwesen, auf diesen Inseln vgl. Globus 60, 160 f.

gegebenen „Kleinen Miss.-Atlas“, der sich für ein eingehenderes Missionsstudium nicht ausreichend genug erwies, umfaßt 35 Kartenblätter mit vielen Nebenkarten über besonders wichtige Teile des großen Missionsgebietes in schöner kartographischer Ausstattung. Daß die deutschen Missionen besondere Berücksichtigung gefunden haben, dafür gebührt dem fleißigen Verfasser besonderer Dank.

3. **Grundemann**: „Missionsbilder mit Versen für Kinder.“ Heft 7 u. 8: Westindien und die Kols. Berliner Missionsbuchhandlung. 1 Ex. 5 Pf. 100 Ex. 4 Mk. Was für den billigen Preis und das kleine Format zu leisten möglich ist, das bieten diese bunten Bilder, und die Verse treffen immer mehr den kindlichen Ton, in dem sich eine Erklärung der Bilder kurz und behaltlich geben läßt. Wir zweifeln nicht, daß die Kinder, für welche Bilder und Verse ja lediglich berechnet sind, gerade an dieser Serie ihre Freude haben werden.

Warneck.

4. Album der Basler Mission. Die Goldküste. Neuchatel, Gebr. Attinger. 1895. 4,50 Fr. Es ist erfreulich, daß sich die Mittel mehren, durch welche es den Missionsfreunden der Heimat möglich wird, sich eine anschauliche Vorstellung zu machen von den Feldern, Arbeiten und Erfolgen der Mission. Dem S. 96 besprochenen Album der Kolsmission hat sich bald das vorliegende angeschlossen. Es enthält 80 Bilder, aber in kleinerem Format (Bildfläche: $10 \times 7\frac{1}{2}$—15×10 cm), auch in Zinkdruck, nach dem Netzverfahren hergestellt. Die Photographien hat der bekannte Missionar Ramseyer geliefert. Wir erkennen es gern an, daß viele dieser Bilder ihren Zweck sehr wohl erfüllen. Es ist etwas wert, die Missionshäuser verschiedener Stationen und die dort arbeitenden Missionare gesehen zu haben, auch wenn die Gesichtszüge meist nicht so deutlich wiedergegeben sind wie auf Nr. 39. Auch zur Veranschaulichung der Sitten und Gebräuche sind Bilder wie in Nr. 23 (Mädchen mit Haarputz), 8 (Mutter mit ihren Kindern), 36 (Topffabrikation), 64 (Weber) u. a. höchst dankenswerte Hilfsmittel. Aber wir können es nur um so mehr bedauern, daß die Ausführung mancher Bilder doch recht mangelhaft ist. Einige sind so undeutlich, daß man sie überhaupt erst durch die Unterschrift und die erläuternde Notiz erkennen lernt, z. B. Nr. 33. 34. 41. 56 u. a. Auch gestatten die Gruppenbilder meist kaum ein Erkennen der Physiognomien. Auf Nr. 26 z. B. vermag man fast nur der Frau Zürcher ins Gesicht zu sehen; ihre Schülerinnen sind durchweg verschwommen. Viel besser ist Nr. 37, wo man trotz des Schleiers, der über dem Ganzen liegt, von dem Gesichtstypus und Ausdruck der Kleinen etwas zu sehen bekommt. Auch manche Stationsbilder (Nr. 47. 75) sind klar und deutlich. Vielleicht hatten die Originalphotographien nicht die genügende Schärfe oder aber das Netzverfahren ist nicht mit der Sorgfalt, wie wir sie z. B. aus dem Kolsalbum kennen, ausgeführt worden. Eigentümlicherweise ist hier auf manchen Bildern das Netz für die Luft weggenommen, wodurch dann z. B. Teile vom Laub der Bäume (vergl. Nr. 10) völlig unvermittelt in der Luft schweben.

Das Album hat als Text nur eine allgemeine Einleitung und unter

jedem Bilde ganz kurze Notizen. Wir würden für eine weitere Erläuterung der Bilder, in der sich manches Undeutliche in der Zeichnung hätte aufklären lassen, sehr dankbar gewesen sein. Auch würde das Werk recht gewonnen haben, wenn die Bilder etwas systematischer geordnet wären.

Trotz aller dieser Ausstellungen aber kann ich nur betonen, daß wir es hier mit einem Anschauungsmittel zu thun haben, das jeder, der die Mission auf der Goldküste näher kennen lernen will, nicht unbenutzt lassen darf.

Bei dieser Gelegenheit kann ich mir eine Bemerkung bezüglich der typographischen Missionsillustration nicht versagen. Das Netzverfahren ist bequem und billig und giebt, nach scharfen Photographien sorgfältig ausgeführt, sehr gute Bilder. Aber wir sollten die Photographie nicht überschätzen, die nur einen einzelnen Moment zu fixieren vermag. Nur der Künstler kann die geistige Arbeit leisten, durch welche ein wesentliches Bild entsteht, in dem eine Fülle charakteristischer Momente zu einer Einheit verschmolzen sind. Danach bliebe das Ziel, die Missionsillustration der Zukunft, eine auf Grund reichen photographischen Materials von einem sachverständigen Künstler gefertigte Zeichnung (in Strichmanier), die ohne Netz, in voller Schärfe photographisch übertragen, ebenso scharfe Abdrücke in unbeschränkter Zahl liefern würde. Freilich, wir wollen uns durch das Bessere die Freude am Guten nicht verderben lassen. Aber jede Arbeit, dem Ziele näher zu kommen, wird unsrer Sache nur förderlich sein können.

R. Grundemann.

Berichtigung.

In dem Artikel: „Aus den Anfängen der Südseemission“ (Beiblatt Nr. 6.) ist aus Versehen eine Redaktionsbemerkung weggeblieben. Es ist dort nämlich gesagt: der Duff sei das erste Missionsschiff gewesen, welches je das Meer befahren, dem ist nicht so. Schon seit 1741 hat die mit der Brüdergemeine verbundene Society for the Furtherance of the Tocpel (S. F. T.) regelmäßig ein eigenes Schiff von London aus nach Labrador gehen lassen, welches Missionare und Missionsgüter dorthin überführte. Über die erbauliche und interessante Geschichte dieses Labradorschiffes siehe M.-Bl. aus der Br.-Gem. 1892, 161 ff. D. H.

Druckfehler-Berichtigung.

S. 527 Z. 13 v. o. muß es heißen: Tiefe statt Nähe.

Inhalt.

I. Geschichtliches, Statistisches und Ethnologisches.

II. Theoretisches, Apologetisches und Polemisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Literarisches.

Beiblatt:

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1895.

Der apostolische Auftrag.

Erste gelegentlich der Gründung der Londoner Missions-Gesellschaft in der Spafields-Kapelle am 22. Sept. 1795 gehaltene Predigt[1])

von T. Haweis, L. L. B. u. M. D.
einem Prediger der bischöflichen Kirche, Pfarrer zu Allerheiligen in Altwinkle in der Grafschaft Northampton, und ehedem Kaplan der Gräfin Huntingdon.

Marc. 16, 15. 16. Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur; wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Mit Dankbarkeit und Vergnügen blicke ich auf diese zahlreiche Gemeine umher, die sich zu den edelsten Zwecken versammelt hat, welche die besten Empfindungen des menschlichen Herzens zum Teilnehmen erwecken können. Keine Anschläge zu weltlichem Vorteil, keine Entwürfe des eitlen Ehrgeizes, keine selbstsüchtigen Zwecke beflecken unser Vorhaben. Auch wird durch das verwirrte Getöse des Krieges, oder Kleider in Blut gerollt, unser Fortgang nicht bezeichnet werden. Wir kommen zusammen unter Anführung des Friedensfürsten, und indem wir die Fahne seines Kreuzes entfalten, wünschen wir die frohe Botschaft seines Heils entfernten Ländern zu bringen, die in heidnische Finsternis tief versunken, und mit dem Schatten des Todes bedecket sind.

Die kleinlichen Unterscheidungen unter uns, von Namen und Formen, und die Verschiedenheiten der Kirchenverfassung sollen heute von dem größern, edlern und bedeutungsvollen Christen-Namen verschlungen werden; und unser einiges Bestreben wird sein, nicht die Absichten irgend einer besondern Abteilung zu befördern, sintemal Christus nicht geteilt ist; sondern mit vereinigten Bemühungen die Herrlichkeit seiner Person, die Vollkommenheit seines Werkes, die Wunder seiner Gnade, und die überschwenglichen Güter seiner Erlösung in der Ferne bekannt zu machen; da wo sein anbetungswürdiger Name noch nie gehört worden ist, sondern der Gott dieser Welt, als der anerkannte Tyrann über Leib und Seele der Menschen, seine Herrschaft noch behauptet.

Zwar verlacht uns der Ungläubige, die Sorglosen sehen zu mit Gleichgültigkeit, und der kaltherzige Namenchrist von jeder Benennung ist zu sehr mit selbstsüchtigen Anschlägen beschäftiget, um an unsterbliche Seelen zu denken, an Heiden, an Geschöpfe von einer andern Farbe, — es wäre denn etwa, daß der Eifer anderer seine Scheelsucht er-

[1]) Das Eingangsgebet zur Predigt mußte leider aus Raummangel gestrichen werden.

weckte; und in diesem Falle würde er wohl, wie Saneballat und Tobia, das Werk Gottes stören wollen, Schwierigkeiten in den Weg legen, oder unserm Unternehmen Hohn sprechen, wie es dort heißt: „Wenn nur Füchse hinaufzögen, die zerrissen wohl ihre steinerne Mauern; höre, unser Gott, wie verachtet sind wir; kehre ihre Schmach auf ihren Kopf." Nehem. 4, 4.

Wir gestehen, daß unsere Kräfte schwach, und unsere Fähigkeiten gering sind; aber große Begebenheiten entstehen oft von Ursachen, die dem Anscheine nach eben so unbedeutend sind. Zur Zeit der Dürre und Hungersnot in Israel war eine Wolke, nicht größer, als eines Mannes Hand, das Vorspiel zu einer Menge Regen. 1. Kön. 18, 44. Wenn Gott wirken will, kann es niemand abwenden. Ein wenig Schnee, von der Spitze der höchsten Alpen abgesondert, schwillt im Herunterfallen bis zu einer mächtigen Lawine, und fegt, indem sie an des Berges Seite herabdonnert, jede Hinderung vor sich weg. Hat nicht unser anbetungswürdiges Kirchenhaupt den Geist zu verteilen? Kann er nicht wiederum aus den geringsten der Menschen Werkzeuge bereiten, um eben so große Veränderungen zu bewirken, als damals, da er zwölf arme Fischerleute aussandte, um triumphierenden Aberglauben und Götzendienst zu zerstören, so sehr sie durch die ganze Macht der Herrscherkunst, und die Weisheit der Philosophie unterstützt waren? Ist seine Hand verkürzet, daß sie nicht retten kann? Es verzage daher niemand; ob wir gleich schwach sind, so ist doch unser Erlöser mächtig.

Aber giebt es nicht andere, die angesehener als wir, weiser, wohlhabender und mächtiger zu einer solchen Unternehmung sind? Ganz gewiß. Aber müssen wir ewig, wie der Einfaltspinsel in der Fabel, um über den Fluß zu kommen, warten, bis alles Wasser abgeflossen ist?

Ungern decke ich die Blöße unsers Landes auf. Du, Herr, siehest sie, und jeder verständige Christ ist davon überzeugt. Umsonst würde man sie zu verbergen suchen. Gott weiß, daß ich gern sine odio, sine ira, sine invidia, (ohne Haß, Zorn und Neid,) reden möchte. Aber ich muß sagen, die Mitglieder der etablierten Kirche sind zu sehr beschäftigt, irdischen Würden und Reichtümern nachzugehen, als daß sie dieselben gegen ein so unfruchtbares Feld, als das ist, welches wir bebauen möchten, verlassen könnten. Auch kann nichts wahrhaft Großes, Edles und Evangelisches von solchen erwartet werden, die Gewinst erwarten, jeder von seinem Orte. Und noch weniger kann von denen gehofft werden, die, von der etablierten Kirche abgesondert, nicht nur den Gebräuchen derselben, sondern auch dem Gott, den wir anbeten, entsagt haben. Ja, wie viele sind nicht unter denen, welche den Lehrsätzen einer unfruchtbaren Orthodoxie anzuhangen vorgeben, die ihren Eifer von der Kraft der Religion abgewendet haben, um der Politik dieser Welt zu frönen? wie viele kommen nicht ernsthaft zusammen, bloß um die wichtigen Mittel zu untersuchen, wie das Interesse der dissentierenden Partei befördert werden könne?

Non tali auxilio, non defensoribus istis
Opus eget.

(Solche Hilfe, solche Verteidiger braucht das Werk nicht.) Man kann zwar sagen, daß es schon eingerichtete Societäten giebt, um das Evangelium auszubreiten, und religiöse Erkenntnis zu befördern, und sie haben Fonds, Tausende und Hunderttausende, die zu diesem Zwecke bestimmt sind. Nimmt man aber die durch sie verteilten Bücher aus, von denen viele vortrefflich sind, was ist bis jetzt wirklich durch sie geschehen? Betrachtet man sie als Missions-Societät: wo sind denn ihre Apostel? Der Dänischen Mission haben sie eine Beihilfe an Geld bewilligt; aber in welchem Lande wird die Stimme, werden die Leiden ihrer Missionarien gehört? Wo sind die Neubekehrten, die als die Frucht ihrer Arbeit erscheinen? Wo ist das Kreuz des Herrn Jesu Christi durch ihre Besoldete aufgerichtet, gepredigt und verherrlicht worden? Leset ihre Berichte. In diesem Stücke sind ihre Bemühungen mehr als verächtlich.

In der That, wie sollte das wahre Evangelium unsers großen Gottes und Heilandes je von solchen Leuten ausgebreitet werden können, welche die Gnade Gottes niemals in Wahrheit erfahren haben, die einen göttlichen Ruf zu diesem Werke als schwärmerisch behandeln, und einen Missionsgeist (ich rede, was ich zu wiederholten Malen selbst erfahren habe) als das unübersteiglichste Hindernis, in jenem gesegneten Werke angestellt zu werden, betrachten würden?

Doch, ich wende mich heute zu euch, meine Brüder! wie sehr ihr auch von stolzen Priestern oder frostigen Sektierern verachtet sein möget. Wenn Gott mit uns ist, so wollen wir nicht fürchten, wer gegen uns sein mag; wenn er unsern Bemühungen Beifall zulächelt, so verachten wir die Mißbilligung des angemaßten Ansehens, und das Hohnlächeln des Eigendünkels. Daß wir geringer sein mögen, in Absicht auf irdische Vorzüge, Beförderung, Macht, Reichtum und Kenntnisse in der Mathematik oder Metaphysik, geben wir gern zu; aber wir haben geschmeckt, wie freundlich der Herr ist. Wir haben bei dem Hinzunahen zu einem gekreuzigten Jesu gefühlt, was es ihn kostete, unsere Seelen vom Tode zu erretten, und die Menge unserer Sünden zu bedecken. Wir sind von Gott gelehrt worden, den Wert unserer *eigenen* Seelen zu kennen, und dieses hat uns mit zärtlicher Bekümmernis für die Seelen unserer Mitsünder erfüllt. Wir finden nichts wichtig, als was Bezug auf das Unsichtbare und Ewige hat; und halten eine unsterbliche Seele, die für Christum gewonnen wird, für einen größeren Gewinn, als alle Goldminen von Golkonda. Belebt von einem solchen Gefühl der göttlichen Wahrheit, (und was ist die Religion ohne Gefühl?) belebt, sage ich, von einer solchen brünstigen Begierde nach Menschenseelen, die eben so teuer als wir erkauft sind, sehnen wir uns darnach, ihnen dasselbe Evangelium mitzuteilen, das wir selbst angenommen haben. Sollte es uns mißlingen, so wäre der bloße Versuch edel; herrlich aber, wenn es gelänge.

Und warum nicht gelingen? da *das Feldgeschrei eines Königs unter uns ist, eines Königs, der ewig, unsterblich, unsichtbar ist, der allein weise Gott, unser Heiland?* Hat er nicht verheißen, *mit uns zu sein allezeit, bis an*

der Welt Ende? „Nun so wache auf, wache auf, Arm des Herrn, zeug deine Stärke an; wohlauf! wie vorzeiten, von alters her.“

Erheitert, kühn gemacht durch solche Aussichten, haben wir die Stimme des Gebets zum Geiste Gottes und der Herrlichkeit erhoben, daß er auf uns und unserer Unternehmung ruhe, uns erfülle mit göttlicher Weisheit, uns belebe mit brünstigem Eifer, und in unsern Herzen jene Liebe zu unsern heidnischen Brüdern entzünde, welche weder viele Wasser der Versuchung auslöschen, noch die Fluten der Schwierigkeiten überwältigen sollen. Saget den Kindern Israel, zwischen dem Thal Hiroth und Baalzephon, dem pfadelosen Meere zum Trotz: Gehet vorwärts!

Höret dann die Stimme des großen Anführers und Befehlshabers, der noch vom Himmel redet: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur; wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“

Diese Worte enthalten folgende Ideen, welche unserm gegenwärtigen Zwecke angemessen sind:

1. Wohin sollen wir gehen?
2. Wer soll gesandt werden?
3. Was sollen sie predigen?
4. Was wird der Erfolg ihrer Sendung sein?

1. Wohin sollen wir gehen? In alle Welt. Wir wissen, daß vor dem Ende der Zeit das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt gepredigt werden soll zu einem Zeugnis über alle Völker. (Matth. 24, 14.) Aber es sind verhältnismäßig noch wenige, die sein Licht genossen, oder seinen Einfluß gefühlt haben. Noch bedeckt Finsternis die Erde, und Dunkel die Völker. Wer die Länder der Weltkugel durchgeht, wird, wenn er ein Christ ist, mit Schmerz und Herzensangst eine Menge von Völkern sehen, welche Gott nicht kennen, und seinem Evangelio nicht gehorsam sind; auf welche noch kein Strahl von der Sonne der Gerechtigkeit geschienen hat mit Heil unter seinen Flügeln; sondern die bis auf diesen Tag an der Mauer wie Blinde tappen, in der Finsternis wandeln, und alle Gründe der Erde sind erschüttert.

Ich könnte zwar bei uns selbst anfangen, und die nur allzuwahre Bemerkung machen, wie wenig wirkliches lebendiges Christentum unter denen zu finden ist, die es angenommen zu haben vorgeben. Nicht nur hat päpstlicher Aberglaube und Götzendienst die größten Reiche von Europa verblendet und gefesselt, sondern selbst in dem Teil davon, der sich des protestantischen Namens rühmt, ist der Stern, genannt Wermut, (Offenb. 8, 11.) auf die Wasserströme gefallen, und hat sie bitter gemacht mit den Irrtümern des Pelagius, Arius und Socinus; und so sind die Schleußen geöffnet worden für jene Sündflut von Unglauben, welche sogar die Gründe des christlichen Glaubens aufzureißen drohet; und, wenn es möglich wäre, (Marc. 19, 22.) zu machen, daß des anbetungswürdigen Namens Gottes unsers Heilandes

nicht mehr gedacht werde. Auch in unserm Lande, wer ist, der dem Herrn angehört, und diese Verwüstung nicht beseufzen, vor deren Folgen nicht zittern sollte? Der Ton des Tages ist zwar, menschenfreundlich, freigebig, mildthätig zu sein; jeder Mangel findet Hilfe, jede Krankheit einen Zufluchtsort; aber um die Seelen der Menschen, wer kümmert sich darum? Die bloße Idee wird im ganzen als schwärmerisch behandelt, und der Unglaube erfrecht sich zu behaupten, daß das Menschengeschlecht eben so gut ohne Christentum bestehen könne.

Glücklicherweise findet sich noch ein Geschlecht von Menschen, welche über diese Greuel seufzen; welche fühlen, daß die Religion Jesu wesentlich ist, wo Leben und Hoffnung vorhanden sein sollen; welche das Jammern der göttlichen Liebe fühlen, und unaufgehalten durch die Schwierigkeiten der Unternehmung, die Schafe Christi aufzusuchen verlangen, die in dieser argen Welt umher zerstreuet sind.

Wendet demnach, liebe Brüder, eure Augen zu den brennenden Sandgefilden von Afrika, wo kaum ein Funke von Licht die Finsternis erhellt, von den Säulen des Herkules an, bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Dort bieten die verfinsterten Seelen der Menschen, die noch dunkler sind als ihre Gesichtsfarbe, eine Scene dar, die eben so schrecklich als bedauernswürdig ist. Dort wird der erfreuliche Schall der evangelischen Gnade nie gehört, und Millionen über Millionen, die durch einen eben so grausamen als verächtlichen Aberglauben unter die Würde der Menschen herabgesunken sind, werden vom Teufel nach seinem Willen gefangen geführt, gleich unwissend in dem, was zu ihrem Verderben, und in dem, was zu ihrer Hilfe dient.

Gehet hinüber auf das feste Land von Asien, das ungleich volkreicher als Europa ist. Unter der Regierung von China allein sollen sich dreihundert Millionen Seelen befinden, unter denen vielleicht nicht eine einzige ist, die den wahren Gott kennt, und Jesum Christum, den er gesandt hat.

An den anmutigen Ufern des Ganges, wo wir zu Reichtum und Macht emporgestiegen sind, wie schändlich ist daselbst unsere Trägheit und Gleichgültigkeit, in Absicht auf irgend eine Mitteilung der evangelischen Wahrheit gegen die armen Hindus gewesen? Unter zehn Millionen Unterthanen, welche der ostindischen Kompagnie gehören, habe ich noch nie von einem einzigen Missionario gehört, den sie ihnen gesandt hätte. Handlung treibende Christen scheinen keinen andern Gott anzubeten, als das Gold.

Die weiten Gegenden diesseits und jenseits des Ganges, das unbegrenzte Gebiet der Tatarei, die Reiche Siam, Pegu, Japan, und die vielen Inseln, welche das indische Meer ausfüllen, stellen eine fürchterliche Leere dar. Chaotische Finsternis, noch brütend über dem Abgrund, breitet ihre Flügel aus, und nicht ein Strahl der Wahrheit störet ihre Herrschaft von einem Ende dieser Länder zum andern, sondern eben so grausenvolle als schändliche Götzenbilder füllen jede Pagode und Greuel, welche nur zu nennen die Scham verbietet.

Seit kurzem ist unserm Blick eine neue Welt geöffnet worden, — nennt sie Insel oder festes Land, — welche Europa an Größe übertrifft, Neuholland, jetzt der Aufbehaltungsort unserer Auswürflinge. — Neuseeland, und die zahllosen Inseln der Südsee, auf beiden Seiten der Linie, von der Endeavour-Straße bis an die Küsten von Amerika; viele von ihnen voll Einwohner, welche Länder besitzen, die die fabelhaften Gärten der Hesperiden in der Wahrheit darzustellen scheinen, — wo duftende Haine sie vor den schwülen Strahlen des Tages schützen, und ihnen Nahrung und Kleidung gewähren, da indes die See fortdauernden Überfluß aus ihrem unerschöpflichen Vorrat darbietet; wo der Tag verbracht wird in Ruhe und Wohlleben, und die Nacht mit Musik und Tanz. Aber mitten unter diesen bezaubernden Scenen mästet sich die wilde Natur noch mit dem Fleisch ihrer Gefangenen, und versöhnt ihre Götter mit Menschenopfern; ganze Gesellschaften von Männern und Weibern leben zusammen, und morden jedes Kind, das unter ihnen geboren wird; während das jede im Angesicht des offenen Tages begangene Schandthat laut verkündigt, daß sogar die Scham ihnen eben so fremd ist, als das Bewußtsein ihrer Lasterhaftigkeit.

Ihr verwahrlosten Schößlinge der gefallenen Natur! wie seid ihr zu bedauern! Ihr habt unsere Schiffe angestaunt, die Farbe unserer Haut bewundert, und seid durch unsere Laster befleckt worden; und habt zu unserer Schande erfahren, daß diejenigen, die euch mit ihren Greueln ansteckten, den Namen Christen führten. Hoffentlich ist es uns, meine Brüder, vorbehalten, den guten Ruf dieses heiligen Namens, und die Ehre unserer Nation zu retten.

Keine Gegend in der Welt, die ich noch bemerkt habe, (und ich habe die Sache mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet), zeigt uns eine günstigere Aussicht, die Sendung des Evangelii unter die Heiden anzufangen; nirgends sind die Hindernisse anscheinend geringer, und die Vorteile größer, um der Wahrheit, die in Christo Jesu ist, Eingang zu verschaffen. Kein Widerstand von einer verfolgenden Regierung oder von brahmanischen Kasten, keine Beschwerden von einem unfreundlichen Himmelsstrich, eine Sprache, die nicht schwer zu lernen, und weit verbreitet ist, mit freiem Zugang, und jedem uns begünstigendem Vorurteile.

Aber diese Materie wird hoffentlich noch in mancher Konferenz näher von uns überlegt werden, und die besondern Umstände würden für diese Rede zu weitläufig werden. Ich will nur noch bemerken, daß wenn unsere mährischen Brüder, deren Eifer für den Heiland und Liebe zu Menschenseelen ich jederzeit mit Vergnügen rühmen werde, (o möchten wir ihre Treue nachahmen, und noch glücklichern Erfolg sehen!) wenn sie, sage ich, unter den gefrornen Bergen von Grönland gesegnet worden sind; wenn sie, um den weitläuftig zerstreuten Horden der wilden Eskimos nachzugehen, mit Wallfischfleisch und Seehundsspeck ihr Leben gefristet haben,[1]) um ihnen den Namen Jesu köstlich

[1]) Der Prediger hat hier vermutlich die ersten Jahre der Brüder-Mission in Grönland im Sinne gehabt, und insofern hat seine Schilderung

zu machen: was dürfen wir nicht hoffen, wenn wir nur eben so treu sind, unter den volkreichen Stämmen in Otaheite, oder den freundlichen Einwohnern von Anamooka oder Tongataboo?

Die Welt ist allerdings weit, und das Feld zu Missionen groß. Die Umstände werden unsere Wahl bestimmen, wo der Anfang am besten gemacht werden kann. Der Herr leite unsere Entschließungen, und kröne unsere Unternehmungen mit seinem Segen! Auf seinen Befehl wagen wir uns in den Strom, und wünschen sein ewiges Evangelium bis an die Enden der Erde zu bringen.

Aber zweitens, **wen sollen wir senden, und wer wird für uns gehen?** Ich antworte, solche, die der Herr aufgefordert, und zu dem schweren Werke zubereitet hat. Männer, die ihr Leben nicht lieb haben, sondern willig sind, es in dem ehrenvollen Dienst aufzuopfern; Männer, die wahrhaftig aufgeregt sind durch den heiligen Geist, sich dem Werke zu weihen; — nicht solche, die sich erfrechen, im Angesichte Gottes und der Gemeine, so etwas bloß vorzugeben, um von Menschen einen Auftrag zu bekommen, der ihnen den Weg zu Ehre und Vorteil bahne, mit einem Gewissen, welches weiß, **daß es dem heiligen Geist lüge**; — Männer, die den innerlichen Beweis des Geistes haben, **welcher ihrem Geiste Zeugnis giebt, daß sie Kinder Gottes sind**; die ein göttlicher Eifer antreibt, die Rettung von Menschenseelen jeder irdischen Betrachtung vorzuziehen, und dabei zu beharren, jeder Schwierigkeit und jeder Gefahr zum Trotz, die damit verbunden sein könnten. So sind die Männer, welche der große Hirte und Bischof der Seelen sendet, so sind die Werkzeuge, die wir suchen müssen.

Wir dürfen auch hoffen, sie zu finden, wo nicht in den Schulen der Gelehrsamkeit, oder in den Seminarien der Theologie, doch unter den Gläubigen in unsern verschiedenen Gemeinen.

Ich will nicht so verstanden sein, daß ich von den Vorteilen der Erziehung gering dächte, oder Gelehrsamkeit irgend einer Art verachtete. Wenige sind unermüdeter gewesen, Kenntnisse dieser Art zu erlangen, als einige unter denen, die ich jetzt anrede; und wenn wir mit stolzer Verachtung von denen betrachtet werden, die sich allein für weise und gelehrt halten, so haben wir nur zu bedauern, daß unsere Fähigkeiten mit unserm Fleiß nicht Schritt gehalten haben.

Aber auch hierin hat Gott die Herzen aller Menschen in seinen Händen. Es können sich unter den Söhnen der Propheten solche finden, die, indem sie sich des Kreuzes rühmen, es für ihr Vorrecht halten werden, das Panier zu errichten, und ihren Mitsündern unter den Heiden den gekreuzigten Herrn zu verkündigen. Nicht daß die Kenntnis der toten Sprachen, so wünschenswert sie auch ist, wesentlich not-

---

nichts Übertriebenes, wie aus Cranzens grönländischer Historie zu ersehen ist. Sonst aber muß zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß es mit zur Besorgung des Missions-Werkes gehört, die Missionarien mit gesunden Nahrungsmitteln in hinlänglicher Menge zu versehen. Es sind dazu eigene Agenten in London, Amsterdam und Kopenhagen angestellt, und eben dieses ist ein Hauptartikel in den jährlichen Ausgaben. A. d. U.

wendig wäre, um evangelische Wahrheit in den lebenden Sprachen mitzuteilen. Ein schlichter Mann, mit einem guten natürlichen Verstand, wohlbelesen in der Bibel, voll Glaubens und des heiligen Geistes, — und käme er aus der Schmiede oder einer andern Werkstatt, würde meines Erachtens, als Missionarius unter die Heiden, aller Gelehrsamkeit der Schulen unendlich vorzuziehen sein; und würde in der Geschicklichkeit und Arbeit seiner Hände Vorteile besitzen, die bloße Wissenschaft nicht gewähren kann.

Aber wer soll die Fähigkeiten der Missionarien beurteilen? Ich antworte, solche, die selbst von Gott gelehrt worden sind; und deren Alter und Erfahrung in den guten Wegen unsers Heilandes, sie in den Stand setzen, die Aufwallungen des mißverstandenen Eifers von der gesetzten Ergebenheit, dessen, der wahrhaftig vom heiligen Geiste aufgeregt ist, gehörig zu unterscheiden.

Ich bin, meine Brüder, ein Episkopalist, der etablierten Kirche eben so gut durch Wahl als durch Erziehung ergeben, und wünsche sie auf Erden verherrlicht zu sehen; auch bin ich überzeugt, daß es nicht einen unter euch giebt, meine Freunde, von welcher Verfassung er auch sei, der sich nicht darüber freuen würde. Doch bin ich nicht bigott, ich schränke die Seligkeit nicht auf ihren Sprengel ein, und halte die Billigung ihrer Machthaber, so wünschenswert sie auch sein mag, nicht für wesentlich notwendig, wenn von einer evangelischen Mission die Rede ist. In der That, es ist ein Grundsatz, den jeder wahre Christ gern annehmen wird, daß Männer von irgend einer Amtswürde, sie sei eines Bischofs oder Erzbischofs, oder eines ganzen Presbyteriums, sie seien so weise und gelehrt als sie wollen, wenn sie nicht selbst den göttlichen Ruf erfahren haben, und innerlich durch den heiligen Geist aufgeregt worden sind, den heiligen Dienst zu übernehmen, (und der große Hirte und Bischof der Seelen hat schon ausgesprochen, daß er sie sonst als Diebe und Räuber ansieht,) daß solche Männer, sage ich, eben so wenig imstande sind, die Fähigkeiten eines Missionars zu beurteilen, als der dumme Omiah imstande ist, einen Satz im Euklid zu beweisen, oder ein tauber Mensch über die Schönheiten einer harmonischen Komposition zu entscheiden. Diejenigen, welche einen Missionarium beurteilen sollen, müssen mit demselben Geiste getränkt worden sein; ihr Auge muß einfältig auf die Ehre Gottes gerichtet sein, ihre Herzen müssen geschmeckt haben, wie freundlich der Herr ist; ihr Leben muß, bis zur Gewohnheit, dem Werke und Dienste Gottes geweiht sein; und ihr exemplarischer Eifer für die Ehre des Erlösers muß sich beweisen durch selbstverleugnenden Gehorsam, durch Ertötung alles Weltsinnes, und durch wirkliche Arbeit an unsterblichen Seelen; durch Erduldung des Kreuzes und Nichtachtung der Schmach.

Ohne Zweifel, meine Brüder, werden sich solche unter euch finden, die sich geehrt und glücklich achten werden durch den geheiligten Auftrag, die Kandidaten zu prüfen; und das Gebet im heiligen Geiste (Jud. 20.) um seine Leitung wird eine Entscheidung ohne Parteilichkeit und Heuchelei herbeiführen.

Aber drittens: Was hat der Missionarius zu predigen? Das Evangelium aller Kreatur, das reine, kräftige, unverfälschte Evangelium unsers großen Gottes und Heilandes Jesu Christi. „Und so ich, oder ein Engel vom Himmel es euch würde anders predigen, der sei verflucht!" Wie wichtig ist es daher für uns selbst und für unser Werk, daß wir klare und genaue Einsichten in die großen Grundlehren haben, welche das Wesen des Christentums ausmachen, und ohne welche es ein anderes Evangelium sein würde!

Und hier, meine Brüder, kann ich unmöglich jene schmähliche und verderbliche Gleichgültigkeit gegen diese Lehren mit Stillschweigen übergehen, welche sogar unter vielen, die sich Christen nennen, so schrecklich überhand genommen hat. Ein System von heidnischer Moral, welches man mit dem Namen einer christlichen Sittenlehre beehrt hat, ist an die Stelle des Evangelii Christi gesetzt worden, und wird als allgenugsam zum Seligwerden betrachtet; so daß, wenn gleich unter uns Christen der Glaube an das Evangelium als Zugabe mit angenommen wird, die Seligkeit auch ohne ihn völlig gesichert wäre: so ausdrücklich auch die Erklärung lautet, daß nur, „wer glaubt und getauft wird, selig werden, und daß, wer nicht glaubt, verdammt werden soll."

Es würde mich zu weit führen, den Unerweckten, den Ungedemütigten und den Selbstgerechten ihre Unwissenheit aufzudecken, ihre Irrtümer zu zeigen, und ihre Zuversicht zu vernichten. Es sei genug, mit den Worten unsers Herrn zu sagen: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken." (Matth. 9, 12.) So lange bis Gott einem Menschen die Tücke seines eignen Herzens zeigt, — seine fleischliche Seele, — welches Feindschaft gegen Gott ist, und Unvermögen ihm gehorsam zu sein, — seine vielen, großen und schrecklichen Abweichungen von dem lebendigen Gott, in Gedanken, Worten und Thaten, wodurch er seinen Zorn auf die gerechteste Weise verdient hat; so lange bis Gott der heilige Geist so um die Sünde straft; so lange heißt es: surdo narras fabulam, (so lange predigt man tauben Ohren); das Evangelium hat nichts, sich willkommen zu machen; „mit den Ohren hören die Menschen, und verstehen es nicht, und mit den Augen sehen sie, und erkennen es nicht, denn ihre Herzen sind verstockt." (Apostelg. 28, 26.) Stolzer Pharisäismus und ungläubiger Eigendünkel werden allezeit mit frecher Stimme sagen: Sind wir auch blind? und so stoßen sie sich an dem Worte, und glauben nicht daran, wozu sie auch bestimmt sind. (1. Petri 2, 8).

Was sind also die wesentlichen Lehren des Evangelii, welche, wenn man sie glaubt, die Seligkeit sichern, und wenn man sie nicht glaubt, die Seele unter dem Siegel des Zornes lassen, bis zum Gerichte des großen Tages?

Als Prediger der englischen Kirche könnte ich euch auf jene Glaubensartikel verweisen, welche ich aufrichtig unterschrieben habe, und die ich, — feierlich erkläre ich es in der Gegenwart Gottes, — seitdem beinahe vierzig Jahre lang nach meinem besten Vermögen zu

lehren gesucht habe. Eben dieselben Lehren sind in der schottischen und helvetischen Konfession enthalten, und werden überhaupt von jeder protestantischen Kirche in der Christenheit angenommen. In allen ist Jesus Christus der Haupteckstein; — seine Gottheit und Herrlichkeit wird ausdrücklich behauptet; — sein stellvertretendes Opfer in menschlicher Natur als der gewisse Grund der Hoffnung eines Sünders dargestellt; alle lehren, daß sein Gehorsam bis zum Tode uns zur Gerechtigkeit zugerechnet wird durch den Glauben allein; — daß sein Geist uns mitgeteilt wird, zur Erweckung aus dem Todesschlafe der Sünde, und zur Erlangung des Glaubens und jeder Gnade, durch eigene göttliche Wirkung; zur Hervorbringung der Gerechtigkeit und wahren Heiligung; zu unfehlbarer Herbeiführung des ewigen Lebens, der Gabe Gottes, durch Jesum Christum unsern Herrn. O herrliches Evangelium unsers großen Gottes und Heilandes! wovon er die Summe und der Inhalt, das A und O, alles und in allem ist. Ihn so zu kennen, durch Offenbarung von ihm selbst, ist ewiges Leben; ihn nicht zu kennen, oder seine ewige Herrlichkeit und Gottheit zu leugnen, ist ewiger Tod. (s. Joh. 3, 36.)

Ich brauche euch nicht erst zu sagen, meine Brüder, daß unsere Tage Männer hervorgebracht haben, welche hohe Verehrung gegen das Evangelium vorgeben, und sich doch erfrechen, den Herrn zu verleugnen, der uns mit seinem Blut erkauft hat; welche ihren herabwürdigenden Systemen einen Firnis geben, um sie philosophischen Vernünfteleien besser anzupassen, und dem Anstoß des Kreuzes auszuweichen.

Aber, meine Brüder, so haben wir Christum nicht gelernt; und wir erkühnen uns nicht, die Wahrheit, wie sie in Jesu ist, den Forderungen einer falschen Aufklärung aufzuopfern, oder latitudinarische Grundsätze anzunehmen, als könnten sie auf irgend eine Weise mit einem Herrn, einem Glauben bestehen.

Zwar giebt es einige, welche indem sie ausschließenden Eifer für Moralität und gute Werke vorgeben, kein Bedenken tragen, fälschlich zu behaupten, daß wir sie durch den Glauben zunichte machen. Aber ihre Behauptungen beweisen nur ihre äußerste Unwissenheit in unsern Grundsätzen, und wie unbekannt sie sind mit der Kraft der Liebe Gottes, die in unsere Herzen durch den heiligen Geist ausgegossen ist; während daß ihr ganzer Wandel zeigt, daß sie selbst in der Ausübung eben so weit von der Gerechtigkeit und wahren Heiligung entfernt sind, als sie dem Geiste nach von den ersten Buchstaben des Evangelii Christi entfremdet sind.

Wir berufen uns auf die Erfahrung aller Zeitalter: was hat je die unbändigen Neigungen der Menschen bezwungen, was kann sie je bezwingen, als die Predigt vom Kreuze unsers Herrn Jesu Christi? durch den, sagt Paulus, die Welt mir gekreuziget ist, und ich der Welt. Ohne diese Predigt, was würde ein Missionarius in einem heidnischen Lande ausrichten? Wie armselig, wie unkräftig würden alle Waffen der eitlen Philosophie und des falschen Christentums *sein! Telum* imbelle sine ictu, (eine ohnmächtige Waffe, ohne Wirkung).

Brüder, unsere ganze Hoffnung eines glücklichen Erfolgs beruht auf diesem einen Punkt: wenn Christus gepredigt, allein gepredigt, immer gepredigt wird, dann werden wir die Kraft seines Todes und seiner Auferstehung sehen, und der Herr wird wieder täglich zu seiner Kirche hinzuthun, die da selig werden.

Dieses führt mich auf den letzten Teil, auf die Folgen einer solchen Mission. „Wer da glaubet und getauft wird, soll selig werden, und wer nicht glaubet, schauderhafte Alternative! soll verdammt werden."

Es hat vielen falschen Christen, unter dem Mantel einer vorgegebenen Liebe, schon lange gefallen, ihre Hoffnung zu äußern, daß den Heiden Barmherzigkeit widerfahren werde, was auch ihr Glaube sei; und einige, die noch freigebiger sind, haben kühn auf sich genommen, einem jeden, der zum menschlichen Geschlecht gehört, in einer endlichen Wiederbringung aller Dinge die göttliche Gnade zuzusichern; und diese sind nicht wenig streng gegen uns hartherzige und unaufgeklärte Leute, die wir, indem wir uns weder eitlen Mutmaßungen überlassen, noch die Wahrheit verdrehen können, um vorgefaßte Meinungen zu unterstützen, uns in den engen Kreis der Offenbarung einschränken, und nicht weiser sein wollen, als geschrieben steht. Wir bekennen unsern Glauben, daß nur wenige werden selig werden; wir halten unsern Herrn für einen treuen und wahrhaftigen Zeugen in seiner Erklärung: „Die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenig sind ihrer, die ihn finden; und die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführet, und ihrer sind viel, die darauf wandeln," — „daß die Bösen, wo sie auch gefunden werden, in die Hölle geschickt werden, so wie alle Völker (so viele und so groß sie auch sein mögen), welche Gott nicht kennen, oder vergessen, und seinem Evangelio nicht gehorsam sind." Man würde kein Ende finden, und für euch, meine Brüder, wäre es unnötig, mehr Schriftstellen in einer Sache anzuführen, worin wir, wie ich überzeugt bin, völlig übereinstimmen. In der That, es ist die Wichtigkeit, die Notwendigkeit, die Wahrheit zu glauben, um selig zu werden, die uns heute in dem Hause Gottes zusammengebracht, um mit vereinigten Kräften auf Mittel zu denken, den armen Heiden das ewige Evangelium zu senden, sie zu rufen „von der Finsternis zum Licht, und von der Gewalt des Satans zu Gott, daß sie mit uns ein Erbe empfangen mögen unter denen, die durch den Glauben geheiligt werden, der in Christo Jesu ist."

Die Empfindungen dieser göttlichen Liebe sind es, von denen wir entflammt sind. Wir denken, wir würden alle jene Beschuldigungen von Hartherzigkeit und Lieblosigkeit wirklich verdienen, wenn wir solcher ernstlichen Erklärungen ungeachtet, uns gleichgültig hinsetzen, und uns um den Lohn unsers Erlösers für seine Seelenarbeit nicht bekümmern wollten. Ja, meine lieben Freunde, „darum, weil wir an den Zorn glauben, der vom Himmel geoffenbaret ist gegen alle Ungöttlichkeit und Ungerechtigkeit der Menschen," und etwas von dem Mitleiden des Sünderfreundes gefühlt haben, weil wir Anteil an dem Geiste bekommen haben,

der ihn vermochte, einen qualvollen Tod an dem verfluchten Holze zu sterben, um die Elenden, Hilflosen und Verlornen zu retten; darum ist es uns ein solcher Ernst, noch einige Brände aus dem Feuer zu reißen, — sie zu fragen: warum wollt ihr sterben? und sie zu bitten, um aller Barmherzigkeit ihres und unsers menschgewordenen Gottes willen, sich nach Leib, Seel und Geist ihm als lebendige Opfer darzubringen, heilig und unsträflich, welches unser vernünftiger Gottesdienst ist.

Wir sind gewiß, daß nur diejenigen, welche glauben, selig werden sollen. „Aber wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? und wie sollen sie hören ohne einen Prediger? und wer soll predigen, wenn niemand gesandt wird?" Lieblich werden gewiß die Füße derer sein, welche die frohe Botschaft des Friedens predigen; und gesegnet nächst denen, welche sich zum Dienst williglich aufopfern, werden die sein, die sie senden.

Wir wissen, meine Brüder, (denn ich rede nur mit denen, welche die Gnade Gottes in Wahrheit selbst erfahren haben), wir wissen, daß das Evangelium eine „Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben," und unterhalten die belebende Zuversicht, daß wo Gott in seiner Vorsehung eine Thür öffnet, um es bekannt zu machen, da hat er auch ein Volk, welches zum ewigen Lobe seiner herrlichen Gnade bestimmt ist, welches Er nicht zum Zorn gesetzt hat, sondern um die Seligkeit zu erlangen, durch unsern Herrn Jesum Christum. Die Lehren des Glaubens werden zur Gnade des Glaubens führen, durch die mächtige Wirkung des Geistes des Glaubens; „und die er gerecht gemacht hat, die hat er auch herrlich gemacht." Röm. 8, 30.

O mit welchen Entzückungen werden wir zur rechten Hand des Sohnes Gottes die sehen, deren Rettung zu befördern wir das Glück hatten, indem wir ihnen das herrliche Evangelium Gottes sandten, und die wir ungesehen und ungekannt geliebt, und um sie gejammert haben durch das herzliche Erbarmen Jesu Christi.

Daß „diejenigen, die nicht glauben, verdammt werden sollen," dürfen wir eben so wenig bezweifeln, als daß diejenigen, „welche glauben und getauft werden, selig werden sollen." Wie könnten wir es auch, da Verheißung und Warnung durch einen und denselben Ausspruch bekräftiget werden?

Welcher Eifer wird nicht bei dieser Überzeugung in uns geweckt werden! ja, welche thätige Wirksamkeit zu helfen, wenn noch Hoffnung sein kann! Wo wird die Ausübung göttlicher Liebe wahrhaftig gefunden werden? Bei denen, die sorglos still sitzen in der vermessenen Zuversicht, daß es unnötig sei, Sünder, die am Rande des Verderbens stehen, zu warnen, daß sie dem zukünftigen Zorn entfliehen? oder bei denen, welche durch heiliges Mitleiden und brünstige Liebe belebt, durch Feuer und Wasser sich drängen, um zu suchen und zu retten, was verloren war?

In dieser Gesinnung und mit solchen Eindrücken von der ehrwürdigen Wahrheit jenes Wortes, das im Himmel währet für und für, sind wir hier heute vor Gott versammelt, ihn um seinen Segen

zu diesem Glaubenswerk und Liebesdienst anzuflehen, und uns untereinander dazu aufzumuntern.

Wir wissen, die Zeit kommt heran, da Mohrenland und Saba ihre Hände zu Gott ausstrecken werden, da „die Enden der Erde sich besinnen und sich zum Herrn bekehren werden, und alles Fleisch das Heil unsers Gottes sehen wird.“ Von welcher Seite der Blitz strahlen wird, wissen wir nicht; eins aber wissen wir, daß, wenn der in seinem ewigen Ratschluß bestimmte Zeitlauf erscheinen wird, er die Mittel herbeischaffen, und Werkzeuge erwecken wird, seinen Willen zu vollführen. Wir hoffen, daß er unsere demütigen Bemühungen zu diesem Zweck in Gnaden annehmen, und machen wird, daß viele sagen werden: „Hier bin ich, Herr, sende mich.“

Die Schritte anzugeben, die zu unserm Zweck am dienlichsten sein möchten, würde euch jetzt zu viel Zeit wegnehmen. Sie werden der Gegenstand wiederholter Überlegungen sein, und durch die vereinigte Weisheit einer Versammlung, die die eines einzelnen weit übertrifft, zur Reife gebracht werden. In einer Sache aber hege ich die vollste Zuversicht, daß nichts fehlen wird, alles Notwendige zu einer zahlreichen Mission zu veranstalten. „Das Silber und das Gold sind dein.“ Diese sind oft von unsern Mitbürgern verschwendet worden, um Gegenstände der Üppigkeit von den Enden der Erde herbeizuschaffen; und manchmal noch schrecklicher, um die Welt mit Blut zu überströmen. Laßt uns sie einen edlern Gebrauch des Reichtums lehren, und uns selbst größere Vergnügungen verschaffen, die Wollust, Gutes zu thun; und statt Menschenleiber zu zerstören, wollen wir ihn anwenden, ihre Seelen zu retten.

Möchte Gott unser Heiland die Unternehmung segnen! Möchte er uns mit Weisheit, Eifer und ausdauerndem Fleiße begaben, und unsere Arbeit mit Erfolg krönen, zur Ehre seines eigenen großen Namens, der da lebet und herrschet mit dem Vater und dem heiligen Geiste, und der einzige wahre Jehovah ist; ihm sei Ehre und Gewalt in Ewigkeit. Amen!

Eine Disputation mit Mohammedanern und ihre Folgen.

Einige Meilen östlich von Amritsar, an der großen Straße von Peschawer nach Kalkutta, liegt die alte Stadt Jandiala. Unter den auf ziemlich tiefer Civilisationsstufe stehenden Mohammedanern dieses Orts that sich ein wenig gebildeter Lehrer, dem als Bundesgenosse ein fanatischer Jüngling assistierte, durch immer dreistere Angriffe auf die Christen hervor, so daß diese sich nicht länger der Notwendigkeit entziehen konnten, ihn zum Schweigen zu bringen. Nach längerer Beratung im Schoße der christlichen Gemeinde wurde seitens des Missionsarztes Clark eine Aufforderung zu einer öffentlichen Disputation an ihn erlassen, um die Streitfragen zwischen Islam und Christentum in einer würdigen Weise miteinander zu besprechen. Dem Panda, das war der Titel des betreffenden Lehrers, wurde gestattet, sich irgend einen gebildeten und angesehenen Vertreter seines Glaubens zur Verteidigung desselben auszusuchen.

Diese Aufforderung verursachte unter der mohammedanischen Bevölkerung große Bestürzung. Nachdem man lange vergeblich nach einem solchen Anwalt sich umgesehen, fand er sich endlich in der Person eines gewissen Mirza Ghulam Ahmed von Quadian. Dieser Mann, ein Häretiker in den Augen der orthodoxen

Mohammedaner, und von ihnen exkommuniziert, gilt als Prophet und giebt vor, daß er den Geist Christi in sich habe, ja daß er selbst der Christus sei, der kommen solle, um den Islam auf Erden zur Herrschaft zu bringen. Dennoch wurde er als Verteidiger des Islam dem Christentum gegenüber acceptiert. „Wir haben keinen, der an Beredsamkeit ihm gleicht und er wird unsre Sache den Christen gegenüber herrlich verfechten“ hieß es. Von vornherein galt sein Sieg als gewiß.

Vierzehn Schüler des Mirza, gebildete und angesehene Männer, erschienen vor dem Missionsarzt Dr. Clark als Deputierte des Propheten, um das Programm der Disputation festzustellen. Dieselbe sollte zwei Wochen dauern; in der ersten Woche sollten die Mohammedaner das Wort führen und ihre Gründe gegen den Glauben an die Gottheit Christi und für die Superiorität des Korans über die Bibel darlegen; in der zweiten die Christen, und zwar über die Notwendigkeit einer Sühne für die Sünde, über den Fatalismus und über die Beweise für Mohammed als göttlichen Propheten und den Koran als das Wort Gottes.

Da die in Aussicht stehende Disputation das denkbar größte Interesse weit und breit in Anspruch nahm und es Clark klar wurde, daß sie von weit größerer Bedeutung werden würde als er geahnt, so verständigte er sich vorher mit dem Mirza dahin: daß derselbe seine privaten häretischen Ansichten ganz aus dem Spiel lassen und den orthodoxen Glauben des Islam vertreten müsse.

Die Disputation fand Ende Mai und Anfang Juni 1893 in Amritsar statt. Die Christen hatten zu ihrem Wortführer einen früheren Mohammedaner, Abdullah Athim, erwählt. Jedem der beiden Vorkämpfer standen drei Assistenten zur Seite. Der Besuch war sehr zahlreich und die gegenseitige Spannung bis zuletzt groß; die Reden wurden stenographiert. Der Mirza richtete seinen Angriff wesentlich gegen die Gottheit Christi, und die sühnende Bedeutung seines Todes. Meist brachte er alte abgebrauchte Argumente vor, neu war nur die Verwertung von Joh. 10, 35; aus welcher Stelle er folgerte, daß Jesus den Begriff der Göttlichkeit in keinem andern Sinn für sich beanspruche als andre Menschen vor ihm. Zwei Tage lang bewegte sich der Kampf um dieses Wort. Auch der Anwalt des Christentums erfüllte die Erwartungen seiner Freunde nicht vollkommen, doch schlug er seinen Gegner Schritt vor Schritt. Am letzten Tage der ersten Woche wurde er krank und Missionar Clark trat an seine Stelle. Die Niedergeschlagenheit der Mohammedaner nahm mit jedem Tage zu und sehnlich wünschten sie das Ende der für sie so wenig siegreichen Debatten herbei. Den Antrag, noch einen Disputationstag hinzuzusetzen, lehnten sie ab. Als ein geschlagener Mann verließ der Mirza das Feld, aber vier Stunden nach dem Schluß hatte er eine Offenbarung, daß er dennoch der Sieger sei und prophezeite: in 15 Monaten werde sein Gegner Athim sterben und zur Hölle fahren, eine Drohung, welche selbst die besser denkenden Mohammedaner entrüstete.

Ehe ich nun die **Folgen** der Disputation schildere, muß ich zweier charakteristischer Zwischenfälle gedenken, die eine ungeheure Aufregung verursachten. Während des ersten Teils der Disputation kam der Mirza auf die Wunder zu reden und erklärte, man solle Gott die Kontroverse entscheiden lassen durch eine Manifestation seiner Macht seitens derjenigen, welche wirklich Nachfolger der Wahrheit seien. Erst entspann sich eine lange Debatte über die Bedeutung der Wunder für den Glauben, über die Wunder der ägyptischen Zauberer u. s. w.; als diese Debatte zu keinem Resultate führte, brachten die Christen einen Blinden, einen Tauben und einen Lahmen in die Versammlung und forderten den Mirza auf, einen von ihnen oder alle drei gesund zu machen, nachdem sie ihrerseits auf ihre ärztliche Missionsthätigkeit hingewiesen hatten. Der Prophet wurde verwirrt, half sich aber, indem er sagte: ich schiebe den Wunderbeweis euch zu, eine Ausflucht, welche sein Prestige mächtig erschütterte.

Noch dramatischer war der folgende Vorfall. Wie bereits bemerkt, war der Mirza ein Häretiker. Schon vor der Disputation war zwischen ihm und seinen orthodoxen Gegnern verabredet worden, den Streit durch ein mubahilla, d. h. eine Art Gottesurteil zu entscheiden. Da der Termin aber in die Tage der Disputation fiel, hatte der Führer dieser Gegner, ein afghanischer Moulvie von Ghazei, vorgeschlagen, den Tag hinauszuschieben, um den Mirza in seinem Kampf

gegen das Christentum nicht zu schwächen, doch war dieser nicht darauf eingegangen und so fand die aufregende Ceremonie außerhalb Amritsars in Gegenwart einer großen Menge von Mohammedanern und ein paar evang. Missionaren statt. Die beiden Gegner saßen sich, jeder von 40 Gefolgmännern umgeben, erst schweigend gegenüber. Nachdem vergebliche Versöhnungsversuche gemacht worden waren, näherten sich die beiden Parteien einander und der afghanische Moulvie übergab dem Mirza eine feierliche Fluchformel, welche dieser durchsah und mit lauter Stimme verlas: „Ich folge der Wahrheit, aber, o Gott, wenn ich ein Lügner bin, ein Ungläubiger, wie dieser Mann behauptet, will ich" — — und nun folgten eine Reihe so schrecklicher Verfluchungen, daß man sie nicht wiedergeben mag. Dreimal erfolgte diese Verlesung unter herzbewegenden Klagen und Thränen seiner Anhänger. Dann wurde das Schriftstück dem Moulvie von Ghazei gegeben, der gleichfalls dreimal laut las: „Ich folge der Wahrheit; dieser Mann, Ghulam Ahmed von Quadian, ist ein Feind der Wahrheit Gottes, ein Lügner, ein Betrüger, ein Ungläubiger; laß deine Flüche auf ihn kommen, und wenn ich im Unrecht bin, will ich" — — und dann wiederholte er dieselben Verfluchungen wie der Mirza. Alles Volk rief Amen. Dann gingen beide Parteien auf ihre Plätze zurück und beteten, jeder Verwünschungen ausstoßend über die Gegner. Als der Mirza auch ein mubahilla begehrte mit den Christen, wurde ihm geantwortet: diese gehorchten dem Friedensfürsten, der geboten habe, segnet und fluchet nicht. Sie wollten für ihn und seine Anhänger beten, daß sie das ewige Leben finden möchten durch den Glauben an Jesum Christum.

Die nächste Folge der Disputation war eine große Ermutigung der Christen und eine Erhöhung ihres Ansehens bei Mohammedanern und Hindus. Sodann daß die religiöse Frage ringsum auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion stand. In diese Bewegung warf der bekannte Veteran D Imaduddin, wohl der gelehrteste Kenner des Islam unter den indischen Christen und einst selbst ein berühmter Moulvie, zwei Schriften hinein, die ungeheures Aufsehen gemacht haben: eine wörtliche Übersetzung des Koran ins Urdu und eine Kritik des Mohammedanismus und speciell der Lehren des Mirza. Bald zeigten sich greifbare Früchte. Eine große Anzahl Mohammedaner forschten in der Schrift und suchten die Missionare auf, um von ihnen Belehrung zu empfangen; 7 sind bereits getauft, 6 noch im Taufunterricht, fast alle gebildete und angesehene Männer, unter ihnen sogar ein Schwager des Mirza, und fortwährend melden sich weitere aufrichtige Wahrheitssucher. Es ist charakteristisch, wie einer den andern zu Christus führt. Unter den Bekehrten war ein Richter, der als bigotter Mohammedaner bekannt war. Ein Freund kommt zu ihm, sich zu überzeugen, ob es wirklich wahr sei, daß er ein Christ geworden.

„Worin besteht die Lehre deines neuen Glaubens?"

„Liebe deine Feinde."

„Genug; dieser Glaube ist von Gott. Unsre Religion lehrt uns, Haß mit Haß zu vergelten. Das entspricht der Neigung des menschlichen Herzens; es ist eine Lehre von Menschen. Aber: liebe deine Feinde — das ist ein Ding, welches nicht aus dem Menschenherzen kommt, und die Religion, die es lehrt, ist nicht von Menschen, sondern göttlich."

Aber wie stand es nun mit der Todesprophezeiung? Mr. Athim, dem sie galt, war schon ein altersschwacher Mann, bis hin zu dem Todestermin lagen zwei heiße Jahreszeiten, die viele Menschen hinraffen — wie leicht war es möglich, daß auch Athim starb. Der berichtende Missionar meldet, man könne sich bei uns nicht vorstellen, welch eine Erregung unter der ungebildeten Masse des abergläubischen mohammedanischen und auch des heidnischen Volkes in Nordindien der dreiste Prophetenspruch hervorgebracht und wie gespannt alles wartete, ob er in Erfüllung gehen und Gott durch dieses Zeichen sich für den Mirza entscheiden werde. In den Moscheen wurde ohne Aufhören um diese Entscheidung gebetet: „O Gott, rette den Islam. Es ist eine Stunde der Finsternis. Laß nicht deinen Glauben zu schanden werden. Gieb das Zeichen." Für die Christen waren diese 15 Monate natürlich eine bange Zeit und sie beteten auch. Sie wußten wohl: starb Mr. Athim, so war das kein göttliches Zeichen für den Mirza, aber sie wußten auch: es war eins in den Augen der leichtgläubigen Indier jeden Glaubens und würde sehr ausgebeutet werden als ein Beweis

gegen die Wahrheit des Christentums. Wiederholt wurden Angriffe gemacht gegen das Leben des Mr. Athim, so daß er wiederholt seinen Wohnort wechseln mußte. Endlich ging die bange Zeit zu Ende — und das geweissagte Zeichen war nicht geschehen. Am 6. Sept. kehrte der dem Tode Geweihte lebend und gesund nach Amritsar zurück, von einer großen Anzahl Christen feierlich empfangen. Auf der Veranda des Dr. Clark, wo die merkwürdige Disputation stattgefunden, hielt er eine ergreifende Rede im Anschluß an Deut. 13, 1—3. Unser Bericht meldet noch nicht, was der Mirza zu der Nichterfüllung seiner Weissagerei sagt und was seine Anhänger sagen; aber jedenfalls wird dieser Prophet seine Rolle ausgespielt haben (Int. 1894, 96. 812. 920).

Ein Prozeß wegen Sklavenhandel

fand kürzlich in Hamburg statt. Es handelte sich um jenen Artikel des in Hamburg erscheinenden socialdemokratischen „Echo", in welchem gegen die Hamburgische Firma Wölber und Brohm der Vorwurf des Sklavenhandels erhoben und zugleich behauptet wurde, daß die Firma Wörmann ihren Dampfer „Professor Wörmann" zur Beförderung der Sklaven hergegeben habe. Während Wölber und Brohm den Vorwurf ruhig hinnahmen, erhob der Vertreter der Wörmann-Linie gegen den Redakteur des „Echo" Privatklage wegen Beleidigung, indem er behauptete, daß der Firma angegeben wurde, es handle sich nicht um Sklaven sondern um freie Arbeiter, welche durch Wölber und Brohm von dem Dahome-König losgekauft worden seien. Gravierend lautete aber die Aussage des betreffenden Schiffsarztes, Dr. Hennicke zu Leipzig: „Als wir nach einmonatlicher Fahrt nach Whyda kamen, wurde ich zu einer Hütte geführt, in der 281 Schwarze knieten. Auf den ersten Blick sah man weiter nichts als geschorne Köpfe. Sämtliche Schwarze trugen eiserne Ringe um den Hals, an denen Ösen befestigt waren. Durch diese Ösen ging eine dicke eiserne Kette, durch die jedesmal ungefähr 30—40 Mann miteinander verbunden waren. Ich erfuhr, daß diese Leute Kriegsgefangene des Königs von Dahome gewesen seien. Kein Mensch dachte daran, daß diese Leute freie Arbeiter waren, denn wozu hätten sonst die Ketten dienen sollen? Wenn die Neger sich freiwillig kontraktlich zur Arbeit verpflichtet haben sollten, so kann dies nur formell gewesen sein, denn die Leute haben doch von den Kontrakten durchaus keine Ahnung. Vor der Untersuchung wurden alle auf meine Veranlassung von den Ketten befreit. Alle waren halb verhungert, sehr viele so entkräftet, daß sie an Bord gezogen werden mußten. Ich glaube unbedingt, daß Herr Wörmann oder seine Angestellten von dem wahren Sachverhalt gewußt haben." W.s Vertreter entgegnete darauf, daß auf jedem Dampfer Schwarze befördert würden. Er halte übrigens das Verhalten der Herren Wölber und Brohm nicht für etwas Schlimmes, da die Schwarzen dadurch vor dem Opfertode bewahrt seien. Das Gericht fällte hierauf das überraschende Urteil, nicht Wörmann sondern Redakteur Heine sei mit zwei Wochen Gefängnis zu bestrafen. Außerdem wurde dem Kläger die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Urteils zugesprochen und dem Verurteilten die Auslagen des Klägers aufgelegt. (Allg. ev.-lutherische Kirchenzeitung 1894, Sp. 1030.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1895.

Ein Blick in das Haus eines mohammedanischen Heiligen Indiens.

Von einer deutschen Senanalehrerin.

Die Mohammedaner Indiens verstehen unter einem Pier einen Heiligen, der zugleich als Lehrer und Führer seiner Partei eine bedeutende Rolle spielt. Manchmal sind die Piers Büßer, welche in asketischer Einsamkeit in der Wüste leben, manchmal umherwandernde Bettler, manchmal leben sie als wohlhabende Männer mit zahlreicher Familie in Städten oder Dörfern. Ihre Heiligkeit besteht in ihrem Nichtsthun; ein Pier, der von seiner Hände Arbeit sich nährt, ist ein Unding. Sie leben ganz und gar von der Freigebigkeit ihrer enthusiastischen Anhänger, die eine Art Jüngerschaft bilden, und sich „schahied“ oder „hamela“ nennen. Pier Peschingi, den wir in Indien kennen lernten, war aus Bagdad; sein Vater war ein Araber. Aus irgend welchen Gründen ging das „Piersgeschäft“ dort nicht mehr, und nach verschiedenen Irrfahrten ließ er sich in einem Dorfe in der Nähe von Hyderabad nieder.

Den Araber sieht man ihm sofort an. Das fein geformte Haupt, die kühn gebogene Nase, die von starken, geschwungenen Brauen überschatteten schwarzen Augen, die bald feurig auflodernd, bald heimtückisch stechend, bald verschmitzt blicken können, bekunden den Sohn Yemens. Auch in seiner Tracht ist er der Heimat seiner Väter treu geblieben. Für gewöhnlich sieht man ihn im reich gestickten Kaftan mit seidener Schärpe und dem charakteristischen Turban des Arabers, der sich vor andern Turbanen durch das hinten herunterhängende Ende mit gestickter Borte auszeichnet. Um den Hals trägt er Reliquien und Amulette. Ein kurzer Dolch steckt im Gürtel, aber sein Hauptstolz ist ein kurzes, schmales Schwert, welches er stets so anbringt, daß es jedem sofort in die Augen fallen muß. Dieses Schwert stammt aus Mekka und ist über und über mit eingravierten Koransprüchen bedeckt. Es gehörte früher einem außerordentlich heiligen Pier, dessen Jünger er war. Der Griff dieses Schwertes ist oberhalb des Heftes etwas abgeplattet, und Pier Peschingi behauptet, daß er jede Nacht vornüber gebeugt, kauernd schläft, die Stirn auf die kleine Platte des Schwertes gedrückt, das vor ihm in der Erde steckt. Eine skeptische Miene unsrerseits oder eine derartige Bemerkung erfüllt ihn nur mit tiefem Mitleid für unser mangelndes Verständnis; ein so bevorzugter Jünger Allahs und des

Propheten wie er, ist ja weit darüber erhaben, gekränkt zu sein, wenn elende Kafirs (Ungläubige) seine Wahrhaftigkeit bezweifeln. Sein Wesen hat gegen andere Glaubensgenossen etwas unendlich Erhabenes und Würdevolles, zuweilen auch Salbungsvolles; Sahiblóks (Europäern) gegenüber ist er stets kriechend höflich, ja süßlich, was sich oft so steigert, daß man es auf gut Deutsch unausstehlich nennen kann. Hindus geht er in der Regel aus dem Wege; diese ungläubigen Hunde sind für ihn nur Luft. Wenn er auf einem Pferd oder Kamel mit reich gesticktem Sattel und Zaumzeug einherreitet, bietet er eine stattliche und interessante Erscheinung, der Typus eines vornehmen Mohammedaners. Die meisten ihm begegnenden Mohammedaner begrüßen ihn mit einem ehrfürchtigen „salaam". Jetzt verläßt er die Stadt und schlägt die zu seinem Dorfe führende belebte Landstraße ein, die an einem Kanal entlang führt. Hier begnügt man sich schon nicht mehr mit einem salaam. Die Verehrer bleiben stehen, die Hände auf der Brust gekreuzt, bis er vorbei ist; andere werfen sich ganz und gar nieder; wieder andere drängen sich an ihn und berühren oder küssen seine Gewänder und Füße. Ein devoter Hindu oder Mohammedaner sieht sich genötigt, durch die Huldigungsbezeugungen auf seinem Wege viel Zeit zu vergeuden — nach unsern Begriffen wenigstens; für ihn ist es ein sich langsam anhäufendes Kapital, dessen Zinsen er in der Ewigkeit ernten wird. Der Pier reitet langsam durch das kleine Dorf aus Lehmhäusern, in der orientalischen Bauart. Sein Haus zeichnet sich vor den andern dadurch aus, daß ein angäs vor demselben angebracht ist. Ein angäs ist eine lange Flaggenstange, an deren oberster Spitze etwa 10—12 dünne Stricke angeknüpft sind, die unten kreisförmig an in die Erde gerammte Pflöcke befestigt sind. Diese Stricke sind von oben bis unten mit getrockneten Blumen und bunten Fähnchen behangen. Die eigentliche Bedeutung des angäs habe ich nie erfahren können; jedenfalls bezeichnet es in Dörfern und Städten gewissermaßen die Centren des Islam.

Wir treten zuerst in den Hofraum des Pier; zwei oder drei stattliche Pferde stehen unter einem Palmendache, Gaben von Jüngern, die auch für Ernährung der Tiere sorgen. Sonst sieht der Hofraum gerade so nichts sagend und kunstlos aus, wie der gewöhnlicher Mohammedaner. Einige Bettstellen stehen in der Mitte unter dem großen nim-Baum; auf einem derselben sitzt ein bildschöner, junger Mann, träumerisch vor sich hinstarrend, und in langen Zügen aus der gurgelnden Wasserpfeife rauchend

Als er den Vater eintreten hört, wendet er nicht einmal das Haupt, geschweige, daß er ihm einige der im Osten sonst so sehr üblichen Zeichen kindlicher Pietät entgegenbrächte. Der Alte sieht ihn bitterböse an, spuckt auf die Erde und giebt ihm einige der in orientalischen Sprachen so häufig vorkommenden schönen Namen, nur daß er sich dabei nicht auf die Eltern des Angeredeten beziehen darf, da er ja sein eigener Sohn ist. Den Grund des Mißverhältnisses habe *ich nie erfahren*. Der Sohn war allerdings ein träger, leichtsinniger

Mensch, aber doch nicht schlecht genug, um von seinem Vater derartig behandelt zu werden. Er haßt ihn so, daß er nie von ihm spricht, ohne den Fluch Allahs auf ihn herabzurufen.

Der Pier überläßt dem Diener sein Pferd und wendet sich nach links, wo die Frauengemächer liegen. Das erste derselben ist groß, aber niedrig; einige Bettstellen und Truhen sind neben zwei Stühlen und einigen englischen Bildern an der Wand die einzige Ausstattung. Auf einer, mit einem Teppich bedeckten Bettstelle sitzen zwei mit Handarbeit beschäftigte junge Mädchen im Alter von etwa 16 und 17 Jahren, die der Vater zärtlich begrüßt; sie sind die Schwestern des ungeratnen Sohnes und heißen Fatima und Miriam. Die erstere hat die schönen, aber geistlosen Züge des Bruders, während Miriam unregelmäßige, aber interessante Züge und ein stets wechselndes Mienenspiel hat; man sieht, daß sie ein sensitives Mädchen mit leicht erregbarer Phantasie ist. Ihre Aufgeregtheit und Lebhaftigkeit hat oft etwas Nervöses und Fieberhaftes. Die Mutter dieser drei Geschwister war aus sehr vornehmer Kaste, eine Armenierin, und es scheint, daß Peschingi noch stets in Liebe an sie denkt, obwohl sie längst tot ist. Das Andenken an sie verhindert ihn auch, den Sohn ganz zu verstoßen. Fatima und Miriam sind in die, bei den vornehmen Mohammedanerinnen in Sindh üblichen Tracht gekleidet. Den Oberkörper bedeckt eine seidene, gestickte Jacke; und durch Einsetzung von winzig kleinen, runden Stückchen Spiegelglas erhält sie ein glitzerndes Aussehen. Die weiten, bauschigen Beinkleider, die jedoch an den Fußgelenken eng anschließen, sind aus buntem Stoff. Um den Hals tragen sie außer den üblichen Amuletts nur eine schwere goldene Kette, an den Fingern und Ohren einige silberne und goldene Ringe; eine unverheiratete Mohammedanerin trägt nie viel Schmuck; dies gestattet die Sitte erst, wenn sie verheiratet ist. Ein chadar (Schleier) aus bunter Seide oder weißem Muslin, graziös umgeschlagen, der eine Zipfel leicht über die rechte Schulter geschlagen, vollendet den Anzug.

Im Hintergrunde wirtschaftet zwischen den Kochgeräten eine ältere Mohammedanerin, auch eine Frau Peschingis, die aber in seinen Augen keine Gnade gefunden hat, da sie kinderlos ist. Sie hat stets ein scheues, gedrücktes Wesen und macht den Eindruck einer Sklavin; vor ihrem Gemahl neigt sie sich tief zur Erde, erfährt aber noch weniger Beachtung als eine andere junge Frau, die auf dem Boden auf einer Matte sitzt und einen Säugling im Arme hält. Diese hat Peschingi nur ihrer außerordentlichen Schönheit wegen geheiratet; denn sie ist die Tochter eines Töpfers. Ein Pier aber ist nicht an die Kaste gebunden, und wenn er sich irgend ein Mädchen zur Frau wählt, müssen es sich die Eltern derselben zur Ehre rechnen. Diese junge Frau, Saniab mit Namen, muß daher immer auf dem Fußboden sitzen, und ihre Gewänder sehen nicht wie die einer vornehmen Dame aus, auch trägt sie nur wenig Schmuck. Figur und Gesicht zeigen eine vollkommene harmonische Schönheit; aber der Ausdruck der großen schwarzen Augen ist ein so schwermütiger und hoffnungsloser, daß es

einem im Herzen wehe thut. Wie viel Jammer und Elend liegt oft unter dem passiven Leiden, der fatalistischen Resignation dieser indischen Frauen. Der kleine Sohn, den Saniab in ihren Armen hält, ist der Stolz des Vaters; er hofft, daß dieser alles das sein und werden soll, was der erwachsene Sohn nicht ist. Der kleine Ali Bakich soll die Ehre der Familie und des Namens retten. In welchem Verhältnis die verschiedenen Bewohnerinnen des Harem mit einander leben, ist nicht leicht ersichtlich; jedenfalls sind Fatima und Miriam kleine Königinnen, vor denen sich die andern beugen. Beide haben die graziösen Bewegungen und edle Haltung einer vornehmen Mohammedanerin, und unterscheiden sich schon dadurch vor den beiden andern Frauen. Die alte Halima ist stets damit beschäftigt, andere, besonders ihren sie mit Nachlässigkeit behandelnden Eheherrn zu bedienen, während Saniab meist dumpf vor sich hinbrütet. Zwei Dienerinnen, denen man eine starke Mischung von Negerblut sogleich ansieht, sind in Haus und Hof thätig.

Das Haus des Piers wird von Zeit zu Zeit von den Senana-Missionarinnen aus Hyderabad besucht; er selbst hat keinen Einwand dagegen zu erheben. Er spekuliert auf echt orientalische Weise: schaden können die Besuche nichts, weil die Frauen und Töchter in meinem Hause gänzlich in meiner Hand sind, und ohne dies Allah und der Prophet in solcher Weise über meinem Hause wachen, daß keine falsche Lehre darin Eingang finden kann; auf der andern Hand können die Besuche nur nützen; denn die „Padrianies" sind Sahiblóks (Europäer) und wenn ich mich ihnen gegenüber freundlich zeige, kann ich nachher durch ihren Einfluß und Fürsprache von den sarkärs (Beamten) manches erreichen, und vielleicht gar Eingang in ihre Häuser finden und vielleicht einigen verhaßten Hindu-Hunden den Rang streitig machen. Da den Missionaren diese diplomatische Denkweise wohl bekannt ist, versteht es sich von selbst, daß sie wohl auf ihrer Hut sind; erstens, indem sie den Beteuerungen des Piers, wie sehr er das Evangelium liebe, kein Gewicht beilegen, und zweitens, indem sie jede vermittelnde Rolle zwischen ihm und den Europäern von vornherein ablehnen. Fatima und Miriam lieben diese Besuche der Missionarinnen über alles; sie sind der einzige Sonnenblick in ihrem freudearmen, einförmigen Leben. Mit hellem Entzücken springt die impulsive Miriam der Besucherin entgegen, überhäuft sie mit Liebesbeteuerungen und Zärtlichkeiten, und dehnt den Besuch aus, so lange sie kann. Sie ist intelligent genug, um die Lehren des Christentums zu verstehen und mit den ihrigen zu vergleichen; weiter geht sie aber nicht. Sie denkt nicht darüber nach; denn ihre Gedanken wandern beständig, während man es Fatimas leuchtenden Augen und gedankenvollen Fragen anmerkt, daß ihr Herz nicht unberührt bleibt. Aber Miriams Art ist so bezaubernd liebenswürdig, so sprühend heiter, daß man ihr nicht böse sein kann. Wie überhäuft uns das arme, einsame, gefangene Kind mit Fragen nach der schönen Welt, die sie nur vom Hörensagen kennt, nach dem Leben da draußen, nach den fremden Städten und den Menschen, die darin

wohnen, ihren Sitten und Gewohnheiten rc. Unser Haus einmal sich genau ansehen zu können, ist das heißeste Sehnen ihres Herzens; aber das unerbittliche Parda-(Abschließungs)System erlaubt nichts dergleichen. Ihr Vater denkt zwar daran, eines Tages mit ihnen nach Bagdad zurückzugehen, um sie dort mit Männern seiner Kaste zu verheiraten; aber auch dann werden sie nur dicht verschleiert reisen dürfen. Der Tag kann auch noch ferne sein; denn bei den Mohammedanern ist die Kinderheirat wohl Regel, aber nicht Gesetz wie bei den Hindus; man findet zuweilen unverheiratete Mohammedanerinnen im Alter von 25 bis 30 Jahren; ja, manchmal, wenn keine Heirat im eigenen Verwandtenkreise möglich ist, heiraten sie überhaupt nicht. Mai Miriam ist eine ganz durchtriebene junge Dame, die ihrer Umgebung und uns schon oft Streiche gespielt hat. Zuerst bekam sie periodisch solche heftige, unerträgliche Zahnschmerzen, daß die „Doktor Miß Sahib" mehrere Male spornstreichs geholt werden mußte. Die Zähne waren aber allesamt weiß wie Elfenbein und kerngesund, sodaß die Doktor Miß Sahib bald hinter diese kleine List Miriams kam, die sie sich erdacht hatte, um sich den erwünschten Besuch öfter zu verschaffen. Die Zahnschmerzen verfehlten fernerhin ihren Zweck, und Mai Miriam verhielt sich einige Zeit ruhig; niemand ahnte, daß sie eine neue List erdacht hatte, um ihrem Kerker auf einige Zeit zu entfliehen. Was geschah! Eines Tages erschien der Pier mit angstvollem Gesicht auf schweißtriefendem Pferde mit der Kunde, daß Miriam Blut huste; der Appetit sei schon längst geschwunden, und seit einiger Zeit habe sie angefangen, Blut zu husten; heut früh nun sei ein wahrer Blutsturz eingetreten. Die Ärztin besuchte sie noch denselben Abend und fand sie anscheinend matt und teilnahmlos auf ihrem Bette liegen. Bei genauer Untersuchung konnte sie keinen Fehler in der Lunge entdecken; sie war aber zweifellos sehr schwach, und da sie ohnedies eine zarte Konstitution und schwache Nerven hatte, schien der Zustand doch besorgniserregend, das ging einige Tage so fort; Vater und Schwester behaupteten, daß sie jeden Morgen Blut huste; sie aß fast nichts und magerte sichtlich ab. Eine zweite hinzugerufene Ärztin war ebenfalls im unklaren; man riet dem Pier, um sie besser beobachten zu können, sie in ein government hospital für Frauen bringen zu lassen, wo man besser im stande sein würde, ihren Zustand richtig zu beurteilen. Peschingi willigte zögernd ein; bei Nacht und Nebel hüllte man die willenlose Patientin erst in ihre burka (langer, dichter Schleier, der beim Ausgehen getragen wird) und dann in viele andere Schleier und Hüllen, und im geschlossenen Wagen mit verhängten Fenstern wurde sie in das Hospital gebracht; eine ihrer Dienerinnen begleitete sie, um dort für sie kochen zu können. Hier lebte Miriam sogleich sichtlich auf; sie machte Bekanntschaft mit den andern mohammedanischen Patientinnen; sie bewunderte die schönen, hellen Räume, und brach in helles Entzücken aus bei dem Anblick des üppigen Garten mit seinem duftenden, bunten Blumenflor, dem saftigen Grün und dem plätschernden Springbrunnen in der Mitte, nie gesehene Wunder für das arme Mädchen mit seiner schönheitsdurstigen

Seele. Die Ärztin wollte nun den Auswurf untersuchen; aber wenn sie morgens um 7 Uhr kam, war der Anfall und die Spuren auf Befehl der jungen Herrin von der Dienerin vertilgt, bis die Miß Sahib ärgerlich wurde und sagte, daß Miriam, wenn sie nicht gehorchen wolle, aus dem Hospital müsse. Am andern Morgen wurde demgemäß pflichtschuldigst eine dunkelrote Masse vorgezeigt, welche aber die Ärztin vergeblich versuchte, als aus Lunge oder Magen stammendes Blut zu erkennen; es roch eigentümlich und hatte eine ockerähnliche Farbe. Die Ärztin ließ sich jedoch nichts merken, sondern sagte nur, daß sie es am nächsten Morgen wieder sehen müsse, und befahl der anwesenden Pflegerin, Miriam in ein anderes Zimmer zu bringen und all ihre Sachen zu untersuchen, ob sich dort irgendwo roter Farbestoff vorfände. Erst nach drei Tagen wurden Parinas (die Pflegerin, eine eingeborene Christin) Anstrengungen mit Erfolg gekrönt. Sie fand unter dem Arm der schlafenden Miriam ein Beutelchen mit rotem Pulver gebunden, welches diese jeden Morgen als Blut aus ihrem Munde produzierte. Die arme Entlarvte hatte nichts als Thränen und bat täglich, sie doch noch länger an diesem Orte der Wonne und des Lichtes zu lassen. Das Unrecht ihres Betragens konnte sie durchaus nicht einsehen. Sie hatte sich diese kleine List so schön ausgedacht und hatte niemand eingeweiht; hatte sogar die Qual des Fastens nicht gescheut, um sich elend zu machen. Wahrlich, eine gute Schauspielerin ist der Welt in Miriam verloren gegangen, und das gefährliche schauspielerische Talent findet sich bei den meisten der indischen Frauen, und ist nur schwer auszurotten, selbst den eingeborenen Christinnen hängt es noch an.

Mai Miriam war also jetzt in Ungnade gefallen; zur Strafe wurde sie eine ganze Zeitlang nicht besucht; aber ihr abenteuerlicher Sinn war keineswegs geändert, und da ihr Lieblingswunsch, unser Haus zu sehen, noch unerfüllt war, strengte sie ihr kleines intelligentes Gehirn an, um die Lösung der schwierigen Frage zu ihren Gunsten herbeizuführen. Von uns ahnte natürlich niemand, was sie im Schilde führte.

Es war eine herrliche Mondnacht; trotzdem flimmerten die Sterne, wie sie nur am südlichen Himmel funkeln können, und eine leise Monsunbrise kühlte die arme, fiebernde Erde. Alle Bewohner des Senana-Missionshauses lagen in tiefstem Schlummer; Thüren und Fenster standen weit offen. Plötzlich hört man das Rollen eines Wagens. Die Ärztin schnellt im Bett empor; gewiß ein Ruf zu einer Schwerkranken; sie hat den ganzen Tag von früh bis spät gearbeitet und ist todmüde. „Ach“, bittet sie die Gefährtin, „geh doch hinaus, und sieh nach, wer es ist.“ Ein verdeckter Wagen hielt im compound, und flüsternde Stimmen wurden hörbar. Der Kutscher steigt vom Bock und verbirgt sich hinter den Büschen. Ein Mann entsteigt dem Wagen, und ihm folgt eine Frauengestalt in der Burka. Noch lebt die Missionarin des Glaubens, es sei eine Patientin; denn es kommt vor, daß die kranken Frauen höherer Kaste diese Zeit wählen, um von *niemand* gesehen zu werden. Die Gestalt huschte nun ins Haus und

steht vor der Missionarin, und als sie die Burka zurückschlug, zeigte sich ihr das vor Erregung glühende Angesicht Miriams. „Was ist denn, Miriam? bist du krank?“ Keine Antwort. Miriam wußte nicht, was antworten. Sie versuchte vergeblich zu reden, und zog nur der Reihe nach an allen 10 Fingern, daß sie laut knackten, eine Gewohnheit, die man an allen indischen Frauen bemerkt, wenn sie erregt oder in Verlegenheit sind. Endlich stieß sie heraus: „Ach, Miß Sahib, ich möchte mir so gern euer Haus ansehen, ach, bitte, bitte, nur ein einziges Mal;“ und dabei verschlang sie mit gierigen Blicken, was sie von der Veranda aus vom Innern des Hauses sehen konnte. „Aber Miriam, jetzt ist es Nacht, und jedermann schläft; bei Sahiblók ist es nicht Sitte, daß man sich um Mitternacht besucht.“ Ein erneutes Knacken der Finger. „Bist du denn allein gekommen?“ „Aber Miß Sahib!“ — in höchster moralischer Entrüstung — „wird die Tochter eines Pier sich so verunreinigen, wie diese Hindufrauen, Töchter der Hunde, deren Seele Allah verdammen möge! Mein Bruder hat mich hergebracht; ich habe ihm 10 Rupien und einen goldgestickten Topie (Hut) versprochen, und er hat auf den Korān gelobt, es niemand zu verraten. Zu Hause schlafen alle; ich habe Fatima und den Frauen etwas Opium in den Trank gemischt.“ „Und dein Vater?“ „Ach, mein Vater,“ mit einem unwillkürlich scheuen Seitenblick bei der Nennung dieses Namens, „der ist nach K. gefahren, wo er wegen des Prozesses mit Sahib Dād vor Gericht mußte. Ach Miß Sahib,“ hier fing sie an zu weinen, „verratet mich doch nicht; ihr seid doch meine lieben, guten Schwestern, zeigt mir doch ein einziges Mal euer bungalow, euren Königspalast, wo ihr eßt und trinkt und schlaft.“ Wir berieten; Miriam nachgeben wäre ihren Betrug gut heißen gewesen, und doch bat sie so herzbeweglich. Die Szene war so komisch, daß man sich hüten mußte, nicht in Lachen auszubrechen. Wir im tiefsten négligé; Miriam vor uns in Thränen aufgelöst, der Bruder hinter der Hausecke hervorlugend, endlich der Kutscher, hinter den Büschen kauernd, mit abgewandtem Gesicht; denn kein fremder Mann darf eine Pierstochter sehen. Wir versuchten, Miriam zu erklären, warum wir ihre Bitte abschlagen mußten; aber sie sah uns nur traurig und erstaunt an und schüttelte mit dem Kopfe; aber als sie so unverrichteter Weise wieder in ihren Wagen steigen mußte, that sie uns herzlich leid, da sie doch gewiß wochenlang die Sache geplant und sich darauf gefreut hatte. Wir versprachen, ihrem Vater nichts von dem nächtlichen Ausflug verraten zu wollen, ihn aber zu überreden, doch einmal mit ihr gegen Abend zu kommen.

Wohin die Lust zum Sehen und Hören die kleine Miriam führen wird, kann man noch gar nicht wissen; sie ist so verschieden von den andern ihres Geschlechts. Wenn ihr liebewarmes Herz sich Christo zuwenden wollte, würde sie gewiß imstande sein, viel um Seinetwillen aufzugeben.

Pier Peschingi war vor zwei Jahren die Ursache eines großen Aufruhrs in Hyderabad. Vor ungefähr fünf Jahren war es ihm ge-

lungen, einen Hindu hoher Kaste, einen Zamiendar (Grundbesitzer) zum Übertritt zum Islam zu bewegen; niemand ahnte jedoch, daß Peschingi der Urheber war. Natürlich rief der Übertritt unter der ganzen Hindubevölkerung Hyderabads eine kolossale Aufregung hervor. Die Frau des Konvertierten weigerte sich, ihrem Manne zu folgen, sondern blieb mit ihren Kindern im Hause ihres Vaters. Muvaram selbst wurde aus seiner Kaste ausgeschlossen, der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und, um einen mittelalterlichen Ausdruck zu gebrauchen, in einer feierlichen Sitzung des pancheit (Rat der Ältesten) für „vogelfrei" erklärt. Ungefähr ½ Jahr darauf trat jedoch der jüngere Bruder Muvarams auch über, und wieder ein halbes Jahr später ertrank plötzlich der dritte in einem Kanal. Allgemein wurde gesagt, daß dieser letzte mit seinem apostatischen Bruder einen Wortwechsel gehabt habe, und dieser ihn in das Wasser gestoßen habe, wo der, des Schwimmens Unkundige ertrank; doch ließ sich nichts beweisen. Eine furchtbare Erbitterung bemächtigte sich nun der Hindus. Geheime Vergiftungsversuche und andere versteckte Angriffe auf die beiden Brüder fanden statt, die jedoch offen bewiesen wurden und daher zur gesetzlichen Bestrafung der Hindus führten, während die mohammedanische Partei frei ausging. Religionswechsel ist den englischen Gesetzen nach vom 18. Jahre an jedem erlaubt. Kaum hatte sich der Sturm der Entrüstung gelegt, als ein Vetter der beiden Brüder, Diumal, ein verheirateter Hindu, der Amil Kaste angehörig, 19 Jahre alt, Mohammedaner wurde. Die verlassene Frau fluchte ihrem Gatten öffentlich und gelobte, von nun als Witwe leben zu wollen. Niemand ahnte Böses, als plötzlich das Unerhörte geschah; sie verschwand; samt ihrem Kinde floh sie mit Hilfe ihres Mannes. Während die beiden früher Übergetretenen sich auf ihrer Besitzung aufhielten, wurde Diumal mit seiner Frau von Peschingi aufgenommen, und nun wurde mit einem Male klar, wer der Anstifter all' dieses Unheils war. Peschingi, der von seinen Glaubensgenossen jetzt förmlich göttlich verehrt wurde, wurde eines Nachts hinterrücks angefallen; und er war klug genug, sich sogleich an die Polizei zu wenden, so daß die Hindus wieder den Kürzeren zogen, und sich nun allgemein die Meinung Bahn brach, daß das sarkär (Regierung) die Mohammedaner begünstige. Das heiße Blut der mohammedanischen Bevölkerung, welche zum Teil aus Beluchen, Berohis und Afghanen bestand, war nun auch in Wallung geraten, und man sah Schwärme von ihnen mit drohenden Mienen in den Straßen und bazaars herumlungern; die feigen Hindus flohen Hals über Kopf in ihre Häuser. Läden und Schulen waren geschlossen; auf den Straßen gewahrte man kaum einen Hindu, der sich ängstlich im Schatten der Mauern entlang drückte. Ein Telegramm geradezu lächerlichen Inhalts wurde an den Gouverneur geschickt, welches glauben ließ, daß in Hyderabad Mord und Totschlag herrsche, und die armen Hindus an Leben und Eigentum gefährdet wären. Die Lage war allerdings mißlich; die Polizei und die Truppen bestanden aus Mohammedanern, (mit einer Ausnahme von 400 englischen Soldaten) welche

im Falle eines öffentlichen Aufstandes die Partei des Pier ergriffen haben würden. Die Angehörigen der Frau, Namens Wari, begannen einen Prozeß, um den Eltern das Kind streitig zu machen. Diumal selbst mit seiner Frau, welche tief verschleiert in einer Sänfte gebracht wurde, mußte vor Gericht erscheinen. Auch der Pier kam, von einer starken Wache begleitet, im höchsten Staat. Die triumphierenden, höhnischen Blicke, die er auf die Hindus warf, reizten diese zur äußersten Wut. Wari wurde aufgefordert, sich über den Hergang zu erklären, und sie sagte mit deutlicher Stimme, daß sie aus freiem Willen ihrem Manne gefolgt sei und aus voller Überzeugung sich zum mohammedanischen Glauben bekenne. Ihr Vater bat, ihr eine Frage vorlegen zu dürfen; als er sich ihr aber nährte, entdeckte man einen Dolch in seiner Hand, und er mußte festgenommen werden. Um das Gerichtsgebäude war ein Militärkordon gezogen, und jenseits desselben harrte eine nach tausenden zählende Menge von Mohammedanern lautlos der Entscheidung, mit Äxten, Stöcken u. dgl. bewaffnet. Wie wir nachher erfuhren, beabsichtigten sie, loszuschlagen, im Falle die Entscheidung zu Gunsten der Hindus ausgefallen wäre. Dies war jedoch nicht der Fall und als das Resultat bekannt wurde, erhob sich ein so dröhnendes Jubelgeschrei, daß man es eine halbe Stunde weit hören konnte.

Der alte Pier, der wie die meisten Mohammedaner, für weibliche Schönheit sehr empfänglich war, und nicht gewöhnt, seinen Gelüsten Schranken zu setzen, hatte nun zum erstenmal eine Hindufrau hoher Kaste gesehen, und war so entzückt von der zarten und doch blühenden Schönheit Wari's, daß er Diumal große Versprechungen machte, im Falle er ihm eine junge Hindufrau verschaffen könne, etwas, was zuerst außer dem Bereich der Möglichkeit schien; aber ein schlauer Hindu, dem man Geldversprechungen macht, macht auch das Unmögliche möglich. Diumals Frau hatte eine Schwägerin, eine Witwe von nur 18 Jahren, die im Hause ihrer Schwiegermutter ein höchst bedauerliches Leben führte, aber im allgemeinen als sehr fromm und heilig betrachtet wurde. Auf irgend welchem Wege fand eine Verständigung zwischen den beiden Frauen statt; als Priet unter dem Vorwande, ihre Schwester zu besuchen, ausging, wurde sie an einer abgelegenen Ecke von ihrem Schwager mit einer Sänfte und Trägern erwartet und wurde nach des Piers Haus befördert, in dessen Augen sie jedoch keine Gnade fand, da sie einige weiße Flecke hatte, die er für Aussatz erklärte. Sie blieb also unverheiratet als unwillkommene Zugabe im Hause ihres Schwagers, da an keine Rückkehr zu denken war. Die Mutter verfluchte den Tag, an dem sie geboren war, und wünschte wieder und wieder, daß sie an der vor einigen Monaten hausenden Cholera gestorben wäre. Auf die Hindus hatte dies Ereignis eine eigenartige Wirkung. Die mit vieler Mühe ins Leben gerufenen Mädchenschulen standen leer, besonders unsere Missionsschulen; denn es hieß: Das ist es also, was man unsern Töchtern in den Schulen lehrt! (Die Entflohene war als Kind in die Schule gegangen) und: Hinter alle dem stecken die „Kristans“

(Christen). Alle Frauen wurden wochenlang aufs strengste bewacht, besonders die jungen Witwen; jeder Hindu wähnte Verrat in seiner Familie. Alles das verhinderte aber nicht, daß nächste Woche ein neues Ereignis die Stadt in fieberhafte Aufregung versetzte. Gomi, die 16jährige Frau eines alten, lahmen bunyers (Kaufmann), war verschwunden, und man ahnte, wohin sie gegangen sei. Man suchte den Mann zu überreden, einen Prozeß zu machen; aber er meinte, es sei nicht der Mühe wert, da es nur Geld koste; aber wenn er sich eine andere nähme, bekäme er noch welches. Als eine von uns etliche Wochen später in Peschingis Haus kam, fanden wir Gomi, mit den kostbarsten Juwelen behängt, aber doch auf dem Fußboden, was ihr jedoch gleichgiltig zu sein schien. Das Verbrechen, Hindu und die Frau eines Hindu gewesen zu sein wurde gesühnt dadurch, daß der heilige Pier Peschingi sie aus purem Mitleid und frommer Barmherzigkeit zu seiner Frau machte; welche Selbstverleugnung! Durch einige Ceremonien wurde Gomi gleich nach ihrer Flucht zur Mohammedanerin gemacht und erhielt den Namen Hawa (Eva).

Was für traurige Zustände! Wohl scheinen sie oft eine interessante oder komische Seite zu haben; aber enthüllen nicht solche Vorkommnisse, wie sie ja zahllos sind, eine sittliche und religiöse Verkommenheit, die uns das Herz bluten macht. Man fühlt, um solche Herzen zu bekehren, ist mehr nötig, als menschliche Weisheit, Liebe und Überredungskunst. Es ist da nur der Geist Gottes selbst, der Seinen Lebensodem über das Totenfeld wehen lassen muß, daß die Toten auferstehen.

Seltsamer Irrtum eines voreingenommenen Reisenden.

Der nachstehend erzählte Vorfall ist recht geeignet, uns einen Begriff davon zu geben, wie schlecht die öffentliche Meinung von den wirklichen Fortschritten der Missionsarbeit unter den Eingebornen Indiens unterrichtet ist, wenn sie sich lediglich auf die Urteile gewisser Reisender verläßt.

Neulich, so erzählt D. Pentecost,[1]) kehrte ein Missionar nach einem sechsmonatlichen Urlaube in sein Arbeitsfeld auf dem Lande zurück. Im Eisenbahnwagen fuhren zwei Herren mit ihm, von denen der eine Indien durchreiste, um „Informationen aller Art“ zu gewinnen. In seiner Unterhaltung mit dem Missionar kam er auch auf die Erfolge der Mission zu sprechen. Der landläufigen Meinung folgend behauptete er, er glaube nicht, daß das Evangelium in Indien irgend einen nennenswerten Fortschritt machte, das ganze Missionsunternehmen sei ein verfehltes. Er wäre schon seit m e h r e r e n W o c h e n in Indien,

[1]) In The Missions of the World (S. 9), einer neuen von Rev. G. Carlyle herausgegebenen englischen allg. Miss.-Zeitschrift, die hiermit auch *deutschen* Lesern empfohlen sein soll.

hätte zweimal die Halbinsel durchquert, aber auch nicht ein einziger bekehrter Eingeborner sei ihm zu Gesicht gekommen. Er wolle die Missionen keineswegs anklagen, aber nach seiner Meinung sei die Missionsarbeit in diesem Lande verfrüht. Die Kirche solle warten, bis die Regierung das Volk völlig erzogen und die Civilisation des Westens die Eingeborenen für das Evangelium empfänglich gemacht hätte. Er redete noch mehr dergleichen Unsinn, den man ja so oft zu hören bekommt.

Der Missionar bemühte sich, den Herrn zu überzeugen, daß seine Information durchaus unrichtig und seine Theorie ganz falsch sei. Er hielt ihm entgegen: auch wenn in Indien noch nicht hundert Bekehrte als Ergebnis einer hundertjährigen Missionsarbeit zu finden wären, die Kirche daheim und die Missionare hier draußen hätten doch die Pflicht im Missionswerk vorwärts zu gehen. Der Befehl des Herrn lasse keine Wahl. Am allerwenigsten könne die Kirche auf die Regierung warten.

Was die Zahl der eingebornen Bekehrten betrifft so konnte der Missionar dem Herrn thatsächlich berichten, daß es tausend und abertausend Bekehrte in jedem Teile Indiens gäbe und daß die Zahl derselben beständig zunähme.

„Ich sage Ihnen, mein Herr," antwortete der Reisende, „ich habe ordentlich Ausschau gehalten nach eingebornen Bekehrten, aber ich habe keinen entdecken können."

In diesem Augenblicke fuhr der Zug in die Station ein und die Herren sahen auf dem langen Bahnsteige eine dicht gedrängte Menge Eingeborner stehen und hörten sie singen. Zu seinem Erstaunen vernahm der oben genannte Herr die Klänge einer bekannten Kirchenmelodie. Er fragte den Missionar, was das zu bedeuten hätte, wie diese Leute zu einer heimischen Kirchenmelodie gekommen wären und was sie eigentlich sängen.

Während der Missionar sein Reisegepäck zusammen nahm, um auszusteigen, gab er seinem Reisegefährten folgenden Bescheid: „Sehen Sie, mein Herr, ich bin auf Urlaub gewesen und kehre jetzt nach meiner Station, welche mehrere Meilen von hier entfernt ist, zurück. Diese Leute hier sind eingeborne Christen aus den Dörfern, welche mein Arbeitsfeld bilden. Sie sind hergekommen, um mich zu empfangen und nach Hause zu geleiten. Die Lieder, welche sie singen, sind Kirchenlieder. Die Lieder selbst sind natürlich in ihrer Muttersprache gedichtet, aber die Melodie ist, wie sie schon selbst gehört haben, „Dundee". Sie sehen hier mehrere hundert Eingeborne, die alle oder doch zum größten Teile Christen sind.

Der Herr sah aus dem Wagen heraus und erblickte eine bunte Gruppe schwarzer Männer und Frauen in ihrer Nationaltracht. Unwillig rief er aus: „Mein Herr, ich sage Ihnen, diese Geschöpfe sind keine Christen, es sind Eingeborne."

Der Missionar gab seinem heißblütigen Freunde lächelnd die Antwort:

„Gewiß, es sind Eingeborne, aber es sind bekehrte Eingeborne. Haben Sie denn erwartet, eingeborne Bekehrte sollten etwas anderes sein als Eingeborne? Haben Sie erwartet, die Bekehrung werde die Heiden aus schwarzen Menschen zu weißen, aus Indiern zu Europäern machen? Haben Sie wirklich gemeint, die bekehrten Dorfbewohner, schlichte Handarbeiter und Bauern, würden sich nach europäischem Schnitt kleiden, gestärkte Hemden und Cylinderhüte auf dem Kopfe tragen?"

Mit diesen Worten stieg der Missionar aus und wurde bald von seiner Herde umringt, die ihn mit lauten Freudenbezeugungen willkommen hieß. Inzwischen hatte sich der Eisenbahnzug wieder in Bewegung gesetzt. Der Herr sah aber noch lange zum Fenster heraus, blickte auf den sich entfernenden Volkshaufen und murmelte für sich hin: „Höchst seltsam! Sie scheinen doch durchaus nichts als Eingeborne zu sein!"

Jesus und Konfucius.

Aus einem Gespräche mit einem chinesischen Gelehrten.

„Am vergangenen Sonntag — erzählt in seinem Bericht vom 5. Juni 1894 der Missionar der Londoner M.-G. zu Hankau, Griffith John — taufte ich 6 Erwachsene, unter ihnen einen Baccalaureus der Konfucianischen Schule. Er ist ein feiner Gelehrter und ein trefflicher Charakter. Zur Erkenntnis der Wahrheit wurde er gebracht durch die Lektüre einiger meiner Flugschriften und insofern kann ich ihn als meinen geistlichen Sohn bezeichnen. Sein älterer Bruder gehört zu dem Personal der chinesischen Gesandtschaft in England und er selbst würde ihr auch beigegeben worden sein, hätte die Mutter nicht dagegen protestiert, daß ihre beiden Söhne ins Ausland gingen. Zum ersten Male kam ich mit Herrn Yang Pau Keng Ende vorigen Jahres in Berührung. Mr. Hiung — ein eingeborner Prediger — erzählte mir von ihm und teilte mir seinen Wunsch mit, eine Unterredung mit mir zu haben. Ich lud ihn ein und hatte ein sehr interessantes Gespräch mit ihm, aus dem ich folgendes mitteile:

„Haben Sie meine Bücher gelesen?"

„Ja, eine ganze Anzahl derselben kenne ich."

„Was urteilen Sie über die Lehre von Gott, die in denselben vorgetragen ist, im Vergleich mit der Lehre der Philosophen der Sung-Dynastie?"

„Die Differenz ist sehr groß. Die Philosophen sprechen von Gott als einem Gesetz. Sie reden von Gott als einem Wesen, einem geistigen und persönlichen."

„Welche Lehre halten sie für die richtige?"

„Natürlich die Ihrige. Es kann kein Gesetz sein ohne einen *Gesetzgeber*. Was man Gesetz nennt, ist nichts als die Ordnung des

Universums, der Gedanke Gottes manifestiert in der Natur. Aber wo ein Gedanke ist, da muß ein Denker sein."

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, was Sie von Jesus denken im Vergleich mit Konfucius?"

„Die Differenz ist riesig. Konfucius war ein Mensch. Jesus ist Gott."

„Was halten Sie von beiden als Lehrern?"

„Der Unterschied ist wieder groß. Konfucius hat keinen Heilsweg (no method of salvation). Er lehrte die Leute gewisse Principien und ermahnte sie, aber er hatte keinen Weg, die Menschen von ihren Sünden zu erretten."

„Wollen Sie mir sagen, was Sie unter der Methode Jesu verstehen?"

„Im Christentum giebt es zwei Lehren, von denen Konfucius nichts weiß: die Lehre von der Sühnung und die Lehre von der Wiedergeburt. Jesus rettet, indem er die Sünden der Menschen gesühnt hat und indem er ihre Herzen erneuert."

Unsre Unterredung drehte sich noch um viele andre Punkte. Lehrreich ist die Thatsache, daß er seine ganze Kenntnis der Wahrheit der Lektüre christlicher Bücher verdankt (Chronicle 1894, 209).

Wie ein chinesischer Christ eine große Versuchung bestand.

Herr Hiung ist ein eingeborner chinesischer Prediger zu Hankau im Dienste der Londoner M.-G. Sein monatliches Gehalt besteht in knapp 20 M. Er hat einen Schwager in Peking, der dort eine einflußreiche amtliche Stellung inne hat, aber kein Christ ist. Dieser lud den Hiung wiederholt ein, zu ihm zu kommen, er werde ihm eine einträgliche Stelle verschaffen. Zuletzt bot er ihm eine Stelle als Zollinspektor mit einer monatlichen Einnahme von 320 M. und der Aussicht auch einer Steigung derselben bis 600, ja bis zu 1000 M. an. Der Prediger kam mit dem Briefe zu Missionar John und fragte: was soll ich thun?

„Sie sind frei zu gehen. Aber Sie begeben sich mit Christus in die Wüste. Der Teufel bietet Ihnen Wohlstand und hohe Stellung an, zwei Dinge, welche für einen Chinesen einen sehr versuchlichen Reiz haben. Wozu sind Sie entschlossen?"

„Ich bin mir völlig klar darüber, daß ich das Angebot ablehne. Matthäus verließ das Zollhaus und folgte Jesu nach. Der Teufel versucht mich, daß ich Jesum verlassen und dem Zollhause folgen soll. Und das werde ich nie thun."

„Aber was sagt Ihre Frau?"

„Sie sieht die Sache anders an. Sie wünscht, ich solle die Stelle annehmen, weil die reiche Einnahme uns instand setze, viel

Gutes zu thun. Der Wunsch meiner Frau ist für mich noch eine größere Versuchung als die Aussicht auf das viele Geld. Ich verstehe die Geschichte von Eden jetzt besser."

Und doch nimmt das Gerede daheim kein Ende, es gebe keine aufrichtigen Christen in China (Chron. 1894, 209).

Wie ein afrikanischer Buhr die Schrift auslegt.

Ein Pastor an einer Buhrengemeinde in der südafrikanischen Republik verlor 40 seiner Gemeindeglieder, weil er farbigen Christen das heilige Abendmahl ausgeteilt hatte, noch dazu in einem Privathause und in einer Versammlung, an der nur Farbige teilnahmen. Als er die Ausgeschiedenen fragte, was sie denn im Himmel machen würden, in den doch gewiß auch Gläubige aus den Eingebornen kämen, erhielt er zur Antwort: Jesus habe doch gesagt, daß dort „viele Wohnungen" seien, also würden die Weißen und die Schwarzen dort gesonderte Wohnungen inne haben (Miss. Herald 1894, 509).

Vertrauen zu einem christlichen Pastor.

Man kann nicht sagen, daß in Japan ein Mensch darum mit öffentlichen Ehren überhäuft wird, weil er ein Christ ist. Um so erfreulicher ist es, wenn je und je die öffentliche Meinung Zeugnis davon ablegt, daß ein rechtschaffnes christliches Leben das Vorurteil überwindet, das man gegen die Christen hegt und sie durch Vertrauen auszeichnet. In einer Provinzialstadt waren etwa 40 Familien durch die Einziehung ihrer Versorger zum Kriegsdienst brotlos geworden. Man sammelte eine Summe von c. 2500 M. für dieselben und beschloß, von ihr jede Familie mit 12 M. monatlich zu unterstützen. Nun bestand in dieser Stadt eine kleine christliche Gemeinde mit einem eingebornen Pastor, der schon 10 Jahre dort arbeitete, und als es sich darum handelte, eine Person ausfindig zu machen, der die Verwahrung und Austeilung des Geldes anvertraut werden sollte, da wurde fast einmütig der christliche Pastor gewählt, weil „Christen rechtschaffene und gütige Leute seien" (Indep. vom 17. Jan. 1895).

Urteil eines Japaners über die Religion Japans.

In der geogr. Gesellschaft New Yorks hat im vorigen Jahre ein Herr Kinza Riugé M. Hirai einen Vortrag gehalten üben „den Kontrast zwischen Leben und Sitten der Japaner und denen der Völker des Westens," der in der *Zeitschrift:* Aus allen Weltteilen (Dez. 1894 u. Jan. 1895) in deutscher Übersetzung *mitgeteilt* worden ist. Es ist ein Idealbild japanischer Vollkommenheit, welches

uns der Vortragende von seinen Landsleuten entwirft, aber lehrreich sofern es uns den Spiegel zeigt, in welchem die Japaner sich selbst betrachten. Ich citiere nur den Abschnitt, welcher über die **Religion** handelt und enthalte mich jedes Kommentars.

„Wie ich höre, behauptet man in diesem Lande, unsre Religion in Japan sei ein toter Glaube und habe keine Beweise werkthätiger Liebe zu gunsten der ärmeren Klassen, wie etwa Asyle 2c aufzuweisen. Thatsächlich wurde jedoch schon in ferner Vorzeit, im 6. oder 7. Jahrh. vor Chr., kurz nach der Einführung des Buddhismus in unserm Lande, durch kaiserliches Edikt die Errichtung milder Stiftungen im ganzen Lande befohlen. Im Verlauf einiger Jahrhunderte machten wir jedoch die Erfahrung, daß dadurch Unmengen von Bettlern und Vagabunden erzogen wurden und daß die Zahl der gewissenlosen Eltern und der unversorgten Kinder immer stärker anwuchs. Um dies paradox scheinende Dilemma der Philanthropie zu lösen, zog man eine natürlichere und weniger anspruchsvolle Art der Mildthätigkeit dieser öffentlichen und künstlich zur Schau getragenen vor. Jetzt werden Vollwaisen gewöhnlich als Söhne und Töchter von irgend einer Familie adoptiert und es bedarf keiner besonderen Gebäude, in denen man sie wie liliputanische Gefangene halten müßte. Jeder Arme, ja selbst jeder Bettler, findet Zutritt bei einem Reichen und darf bitten, wenigstens unter die Hausdienerschaft aufgenommen zu werden, um etwa den Garten und Hof zu fegen. Führt er sich zur Zufriedenheit, so wird er mit besseren Arbeiten betraut und selbst als Ladendiener beschäftigt, wenn sein Herr ein Kaufmann ist; und es ist in Japan ganz allgemein üblich, daß er nach einigen Dienstjahren von letzterem ein Kapital erhält, mit dem er unter der Firma seines Herrn ein eignes Geschäft gründen kann. Eine Frau kann dagegen ihr Lebenlang dienen, wobei sie allmählich auch in bessere Stellen aufrückt, oder sie mag wenn es ihr beliebt heiraten. Es ist ganz gewöhnlich und wird sogar für selbstverständlich gehalten, daß Lehrer, Professoren, Ärzte und Priester in ihrer Wohnung und auf ihre Kosten eine Anzahl armer Studenten erhalten und erziehen. Der verstorbene Privatlehrer des Kaisers, Yamaoka, war sehr freigebig besonders gegen junge Studenten und hatte immer 400—500 (!!) arme junge Leute in seinem Hause. Künstler, Handwerker, Bauern, ja selbst die Jinrikischa-Fahrer halten stets einige ärmere Leute zur Aushilfe oder als Hausgenossen. Denjenigen jedoch, welche von Natur arbeitsscheu sind und ein Herumtreiberleben vorziehen, werden allerdings dergl. Wohlthaten nicht zu teil, und gegenwärtig wird nur für die wirklich arbeitsunfähigen, armen Invaliden in besondern öffentlichen Anstalten gesorgt. Abgesehen von den eben erwähnten Nationalsitten bestehen giltige Verordnungen über die öffentliche Mildthätigkeit, auf Grund deren in jeder Präfektur ein Fonds von bestimmter Höhe vorhanden ist, aus dem in gelegentlich besonders dringenden Fällen von Staatswegen Unterstützung gewährt wird.

So kommt es, daß unsre Wohlfahrtseinrichtungen äußerlich keine Spur von Religion erkennen lassen, und Fremde glauben daher, unser Glaube sei nur ein sinnloser Götzendienst ohne jede Beziehung zum praktischen Leben. Weit entfernt hiervon bedeutet Religion uns nicht Gottesverehrung im orthodoxen Sinne des Worts, sondern sie ist die Quelle der Weisheit und Liebe, welche sich praktisch in der Sorge für die Wohlfahrt unsrer Nächsten äußern sollen. Ich kann hier aus Mangel an Zeit die tiefern Fragen der Religion nicht untersuchen. Im Glauben einer Nation äußert sich ihr geistiges Wesen und sichtbar oder unsichtbar ist er mit ihrem profanen Leben verwoben. Gestatten Sie mir einige Worte über unsern religiösen Gedankenkreis, denn sie könnten vielleicht dazu dienen, Ihnen das innerste Herz unsres Volkes zu erschließen und einige bis auf den heutigen Tag weitverbreitete und allgemein geglaubte Mißverständnisse hinsichtlich Japans zu berichtigen.

Wenn Sie annehmen, ein bestimmter Teil des japanischen Volks seien Buddhisten und andere Schintoisten, so ist das ein großer Irrtum. Und wenn Sie denken, die japanischen Buddhisten seien Anbeter Gautamas mit Ausschluß andrer großer Propheten und Seher, so irren Sie wiederum. Wenn Sie ferner glauben, der sog. Buddhist in Japan hänge allein der Lehre und dem Namen des Buddhismus an, so sind Sie in einem noch stärkeren Irrtum befangen.

Denken Sie ein Gleiches hinsichtlich des Schintoismus, so täuschen Sie sich e ben falls. In Wirklichkeit giebt es in Japan nicht einen einzigen Menschen, der als ein reiner Buddhist oder Schintoist bezeichnet werden dürfte, denn wir sind der Ansicht, alle in der Welt vorhandenen Religionen enthalten die Wahrheit. Wir sind nicht auf den Namen Buddhismus oder den einer andern japanischen Religion versessen, noch sorgen wir uns darum, daß er einmal gänzlich in der Welt vergessen und ausgelöscht werden könnte, solange man nur der unsterblichen Wahrheit des Universums in den einzelnen Ländern, wenn auch unter verschiedener Benennung, nachforscht. Der Buddhist sagt: „diejenigen sind die wahren Buddhisten, welche sich nicht Buddhisten nennen.“ Und Euer Shakspeare sagt: „die Rose würde auch unter anderm Namen ebenso süß duften.“ Ich möchte Euch daher unsre Ansicht hinsichtlich aller Religionen der Welt vielleicht unter folgendem Gleichnisse darlegen: Wenn eine Anzahl von Menschen in einer mondhellen Nacht an verschiedenen Punkten der Meeresküste steht, so sieht jeder von ihnen einen langen kegelförmig zulaufenden Lichtstrahl oder -pfad auf dem Wasser nach der Stelle zu gehen, wo er gerade steht. Geht er weiter, so folgt ihm das Licht anstatt hinter ihm zurückzubleiben und es hält an, wo er stillsteht. Er glaubt, er oder die dicht bei ihm stehenden seien die einzigen, die das Licht vollständig erblicken, denn die übrige See erscheint ihm wie eine schwarze Tafel, wie das Nichts. Er ist nun ängstlich beflissen, andere Leute den wundervollen Widerschein ebenso sehen zu lassen, wie er selbst ihn erschaut, und er beharrt dabei, daß sein Standpunkt der einzige sei, von dem aus man ihn sehen könne, und daß die andern nur auf die dunkle umnachtete Wasserfläche blicken. Fern von der Küste, auf der Spitze eines hohen Berges, ist wieder ein andrer Standpunkt. Die Leute dort schauen auf die See herab und sie erkennen, daß das Mondlicht weder ein langer Streifen noch auf jene Stellen beschränkt ist, an denen jene Leute sich befinden, sondern daß die gesamte Oberfläche des weiten Oceans das Licht gleich einem Spiegel zurückwirft und keine Stelle dunkel läßt. Keine der Ansichten von den verschiedenen Plätzen aus kann falsch sein und alle sind wahr. Zu Zeiten weilen wir an der von unsrer eignen Mondlichtbahn überfluteten See, und dann wieder schwingt sich unsre beflügelte Seele zu den höchsten Bergesgipfeln empor, wo sie einen ganz andern Eindruck von dem unendlichen Universum erhält. . .

Sollte jemand in der Versammlung den Eindruck gewonnen haben, als bestehe in Japan ein starker Antagonismus gegen das Christentum, so bemerke ich hier, wie ich schon auf dem Religionskongreß in Chicago frei erklärt habe, daß ich der erste in Japan gewesen bin, der je das Christentum angriff — nein, nicht das eigentliche Christentum sondern nur das unechte — all das Unrecht, das uns von den Völkern der Christenheit zugefügt worden ist. Denket nicht, ich hätte dies gethan, weil ich ein Buddhistenpriester bin; es war dies vielmehr meine innerste Überzeugung, lange bevor ich in irgend eine Verbindung mit der buddhistischen Kirche oder einem Tempel trat. Ich that es auch nicht im entferntesten vom religiösen Standpunkt aus. Selbst unter den christlichen Elementen unsrer eingebornen Bevölkerung macht sich dieser Gedanke bemerkbar, wie es z. B. aus einer Denkschrift hervorgeht, welche Herr Kischmoto dem Parlament vorlegte, und in der er ausdrücklich hervorhebt, sie wollten nicht das westländische sondern das japanische Christentum. Ich bin so erfreut über diese Nachricht, daß ich dieser Bewegung aus freien Stücken meine Unterstützung leihen werde. Zu gleicher Zeit bitte ich, mich nicht mißverständlicherweise für einen blinden Gegner des fremden Christentums zu halten; im Gegenteil, mag es aus Amerika oder Europa kommen, wenn es das wahre Christentum ist, thatsächlich dem Fortschritt und der Wohlfahrt Japans dient und keinen Anspruch macht, unsre Unabhängigkeit zu untergraben und die Stärkung unsrer Nationalität zu verhindern, so will ich mich ihm gänzlich fügen. Wenn aber irgend eine Religion oder Lehre, mag sie Christentum oder Buddhismus, Schintoismus oder Konfucianismus heißen, unter dem Mantel des Wohlwollens absichtlich oder unabsichtlich unser Nationalgefühl vernichten und unsre Unabhängigkeit bedrohen sollte, so werde ich ihr Widerstand leisten und im Widerstande beharren und sollte er mich durch Meere von Blut führen (!). *Das ist die innerste Stimmung Japans.*“

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1895.

Ein Stück Alltagsleben aus der Senana.

Von einer deutschen Senanalehrerin.

Der Basaar ist die Hauptstraße der indischen Stadt. Dort ist der Schauplatz des öffentlichen Lebens, und jeder, der ein Interesse darin findet, die Eingebornen zu beobachten, hat hier reichliche Gelegenheit. Aber bis in die kleinen Gassen und Gäßchen, die sich rechts und links abzweigen, und sich netzartig in einander verschlingen, kann der Blick des Beobachters nicht dringen, noch weniger hinter die Lehmmauern, die sich an beiden Seiten hinziehen. Hier spielt sich das eigentliche Leben der Eingebornen ab; hier legen sie die Maske der Civilisation, die Bürde des Geschäfts, die Phrase des geselligen Verkehrs ab, und zeigen sich so, wie sie sind. Hier lernen wir die Hindu-Frau höherer Kaste kennen, die wir im Basaar nur ab und an, dicht verschleiert, vorüber gleiten sehen. In diesen kleinen schmutzigen Gäßchen, hinter diesen grauen, öden Mauern können wir Zeugen des traurigen Dramas ihres Lebens sein, vom Augenblick der Geburt an, wo man sie mit Wehklagen als unnötigen, ja, lästigen Familienzuwachs begrüßt, bis zu dem Augenblick, wo man die kaum erkaltete Leiche mit empörender Gleichgiltigkeit zum Scheiterhaufen trägt. Begleiten wir etliche von ihnen in ihrem Tageslauf!

Hier ist die Straße, die wir suchen, wenn wir das schmutzige, übelriechende, krumme Gäßchen mit diesem Namen ehren wollen, — die „duchiavari ghitti.“ In der kaum beginnenden Morgendämmerung herrscht Schweigen. Die Luft, die außerhalb der Stadtmauern noch kühl und erquicklich weht, ist hier dumpf, schwül und voll unerträglicher Gerüche. Wir treten durch die enge Thür in einen winzigen, schmutzigen Hof, der durch die 3 flachen Bettstellen, die darin stehen, beinahe ganz angefüllt ist. — In einer Ecke steht die heilige Tulßi-Pflanze, die in keiner Wohnung fehlen darf; in einer andern Ecke eine kleine Holzbank mit zwei großen Thonmats (Krügen) voll Wasser. Auf der rechten Seite bildet die Mauer die Scheidewand zwischen diesem und dem nächsten Hause, links und hinten ist je eine Thür, die in die beiden Räume des Hauses führt. Die Betten sind noch voller Schläfer; doch 1 oder 2 Frauengestalten sind schon in Bewegung. Die eine ist eine ältliche Frau mit gerunzelten Zügen und zänkischem Ausdruck. Die grauen Haare hängen wirr um das gelbe Gesicht. Der Rock ist an mehreren Stellen zerrissen; die chadar (Umhang oder Schleier), und das cholo (Jacke) sind von dünnem Musselin, der einmal weiß war, aber jetzt eine grau-

braune Färbung hat. Die zahlreichen dünnen Elfenbeinringe auf den hageren Armen, und der goldene Ring mit dem großen Rubin und den beiden echten Perlen im linken Nasenflügel zeigen, daß ihr Mann noch am Leben ist. Wir würden sie für etwa 60 Jahre halten; sie ist aber in Wirklichkeit kaum 40. Das ist die gefürchtete „sass“, die Schwiegermutter, Takuri mit Namen, die der eigene Mann nicht minder fürchtet, als die 3 Schwiegertöchter, von denen die jüngste, 12 Jahre alt, erst vor vier Wochen ins Haus gekommen ist.

Die andere Gestalt ist eine junge Frau von großer Schönheit; sie kauert in einem Winkel, den wir der Verständlichkeit halber „Küche“ nennen wollen, der in Wirklichkeit aber nur ein quadratförmiges Plätzchen ist, in dem mehrere lose Steine, auf welche die Töpfe gesetzt werden, die Feuerstelle bilden. Mit einem aus Bambusbast gefertigten Fächer sucht sie mehr Glut in das Feuer zu bringen, auf dem sie chupatis (flache Weizenbrote) backt. Jamna mag etwa 21 Jahre alt sein; sie ist mittelgroß, schlank und doch voll und trägt das schön geformte Haupt mit einer Grazie und Würde, um die sie manche Europäerin beneiden würde. Doch die jungen Schönheiten Indiens wissen nichts von dem Zauber und Reiz, den ihre Erscheinung für unser Auge hat, und erhöhen dadurch noch den Effekt. Jamna hat ein ovales Gesicht, große, sanfte Augen, eine leicht gebogene Nase und einen vollen, rosigen Mund. Die Haare sind naß und hängen aufgelöst den Rücken hinunter. Sie hat eine fromme Mutter, die sie gelehrt hat, daß es Gott wohlgefällig ist, jeden Morgen vor Sonnenaufgang zu baden. Auch sie trägt den Nasenring und die Elfenbeinringe, wie die alte Frau; außerdem eine oder zwei goldne Halsketten, Amuletts, einige Fingerringe und silberne Zehenringe. Ihr Auge ruht liebevoll auf den 3 kleinen Schläfern, ihren Kindern. Eben fangen sie an, sich zu regen, und das Resultat der Kollision von 3 Paar Armen und Beinen ist ein sehr unmelodisches Konzert. Nareim, der älteste, schlägt mit Armen und Beinen um sich, bis die beiden kleinen Schwestern auf der Erde liegen, es sind ja nur Mädchen, und er ist der Sohn. Jamna sieht mit ruhigem Gleichmut zu, und der Fächer bewegt sich im Takt weiter; aber die Großmutter eilt auf den kleinen, ungezogenen Prinz zu, schiebt die beiden kleinen Mädchen mit dem Fuß beiseite, und fragt ihren „Kleinen,“ ihren „König,“ ihren „Goldknaben,“ was er wünscht. Ungezogenes Geschrei und ein Schlag in ihr Gesicht ist die einzige Antwort. „Sei stille, mein Liebling, du bist hungrig! Deine Mutter ist faul, eine Langschläferin, eine Nichtsnutzige!“ Und sich zur Schwiegertochter wendend, fährt sie fort, derselben bitterböse Worte zu sagen. Die kleinen Mädchen sind indes hinaus in die Straße gekrabbelt, und amüsieren sich damit, in der Gosse herumzupanschen.

Ein Mann tritt jetzt aus dem Innern, gähnend und sich reckend, es ist Gobindbaksch, Takuris Mann. Jamna zieht die chadar über ihr Gesicht, und bringt ihm auf einem Teller heiße chupatis mit scharfem Gewürz und einen Metallbecher voll Wasser. Der Herr des Hauses geruht, es gnädigst entgegenzunehmen und speist, auf einer Bettkante

sitzend. Sein ältester Sohn, Jamna's Mann, ist Bahninspektor auf einer entfernteren Station und kann nur selten nach Hause kommen. Hiranand, der zweite Sohn hat die Nacht im Otak (Männerwohnung) verbracht, wo es frischer und luftiger ist; er ist ein intelligent aussehender Knabe von etwa 17 Jahren. Eben kommt er von außen herein, die eine kleine Nichte an der Hand führend, die ihn um „chah" (Thee) bettelt. Hiranand trägt Rock und Beinkleider nach englischem Schnitt und eine kleine runde Samtkappe. Er braut sich seinen Thee selbst, und giebt der kleinen Puni davon und von den chupatis ihr Teil. Sie ist ein hübsches Mädchen, 4 Jahre alt. Hiranand ergreift, nachdem er sein Frühstück beendigt hat einen großen, weißen Sonnenschirm und einen Pack Bücher und geht; er ist in einer der englischen Hochschulen und bereitet sich auf das Abiturium vor. Kaum ist er hinaus, so steckt seine kleine Ehehälfte, Gomi, ein Mädchen von etwa 15 Jahren, den Kopf zur Thür hinaus. Sie sieht verschlafen und unordentlich aus, und die Schwiegermutter zetert über ihre Faulheit und trägt ihr auf, sofort den Hof und einen Raum zu reinigen, wozu sie sich schmollend anschickt. Duli, die jüngste Schwiegertochter, ist zu einem mehrtägigen Besuch in ihrem Elternhause, und da sie aus Angst vor der „sass" im Hause der Schwiegereltern fast noch nichts genossen hatte, entschädigt sie sich jetzt daheim. Ihr Mann, der kleine Motiram, ein hübscher, aber fauler Junge, beabsichtigt heute die Schule zu schwänzen und dehnt sich noch im Bett; keine Liebkosungen seiner Mutter können ihn bewegen, aufzustehen. Seine Toilette wird wohl erst beendigt sein, wenn die andern zum Mittagsmahl wieder da sind. Er schützt Kopfweh vor, fürchtet aber in Wirklichkeit den Stock des Lehrers, da er seine Rechenaufgaben nicht gemacht hat, und überlegt eben, welcher seiner Freunde gegen eine Bezahlung von einem paolo (etwa 25 Pfg.) es wohl für ihn thun wird.

Die „sass" hat unterdes unter tausend Liebkosungen, Püffen und Thränen die Toilette des kleinen Nareim beendigt; er ist im sechsten Jahre und muß zur Schule; so wünschen es Vater und Großvater. Nachdem die Großmutter ihm sein Frühstück, mit allerlei Delikatessen versüßt, gegeben hat, giebt sie ihm sein Buch und seine Tafel (ein Holzbrett, welches mit einer Art weichen Thons bestrichen wird, auf dem man dann mit einer Rohrfeder schreibt und nachher das Ganze abwischt). Nun schlendert er mit andern kleinen Kameraden zur Schule.

Jamna hat jetzt erst Zeit, sich um die beiden kleinen Mädchen zu kümmern. Puni wird gewaschen, gekämmt und angezogen; ihr Anzug besteht aus einem Paar bauschiger Beinkleider, einem bunten Musselinjäckchen und einer poti (Umhang für Kinder). Sehr gründlich ist die Waschung nicht; denn es würde gewiß eine Stunde lang dauern, wollte man unternehmen, die armen, 12 Mal durchbohrten, mit silbernen und goldenen Ringen gezierten Ohren, und die mit schmalen Elfenbeinringen bedeckten Ärmchen zu reinigen. Was für ein niedliches Gesichtchen sie hat! Schade, daß es entstellt wird durch den schwarzen Indigobüschel, der von dem linken Nasenflügel herabhängt. Das Näschen wurde durch-

bohrt auf Wunsch der Großmutter, als Puni erst 3 Monate alt war, obwohl Jamna von ihrem Mann die Weisung erhalten hatte, es nicht zuzulassen. Aber wer kann einer „sass“ widerstehen? „Ja, du hochmütiges Ding, du willst, daß deine Tochter eine Madame wird und wie eine kanjeri (Tanzmädchen) ohne Nasenring herumläuft; aber ich werde schon dafür sorgen, daß sie ein ordentliches Hindumädchen wird, und ihre Ohren- und Nasenringe zur rechten Zeit bekommt.“

Eine alte Frau steckt den Kopf zur Thür herein, es ist die „Patiwalli“ der Missions-Mädchenschule, eine Frau, die das Amt hat, die kleinsten Schülerinnen zur Schule zu bringen. Es giebt dort eine Spielschule, und viele Mütter sind nur zu froh, die kleinen Plagegeister auf einige Stunden los zu werden; selbst Takuri willigt ein. „Aber Lesen und Schreiben darf sie nicht lernen,“ sagt sie, „sonst schreibt sie Liebesbriefe, wenn sie groß ist und läuft von Hause weg. Das thun die Miss Sahibs in willait (England) und das lehrt man sie in Missionsschulen.“ —

Jamna weiß es besser; ihr Mann hat ihr erklärt, daß es gut ist für Mädchen zur Schule zu gehen, weil sie viele schöne Bücher lesen und klug werden. Ach, wie wünscht Jamna, daß sie als Kind diesen Vorteil hätte haben können.

Gobindbaksch kümmert sich nicht um die Erziehung seiner Enkel; er betrachtet Nareim als den Stammhalter; die beiden kleinen Mädchen sind unnötige Anhängsel. Er hat inzwischen durch sein Morgenbad den Hof unter Wasser gesetzt, und Gomi seufzt resigniert bei dem Anblick. Jetzt sitzt er, in ein Paar weite Beinkleider und ein Musselinhemd gekleidet, auf dem Bettrand und putzt sich mit einem Stöckchen die Zähne, während seine Ehehälfte mit über das Gesicht gezogener chadar die gurgelnde Wasserpfeife zurechtmacht, die er ein Viertelstündchen behaglich schmaucht, ehe er sich in Wichs wirft, um auszugehen. Er ist erster Schreiber im Polizeibureau und hat 60 Rupien monatlichen Gehalt. In seinen schneeweißen Beinkleidern, Tennisschuhen, bastseidenem Rock, und hohem, mit Streifen von Goldbrokat und schwarzem Samt beklebten Hut sieht er sehr stattlich aus, und wir kennen ihn in dieser Metamorphose kaum wieder, besonders wenn wir ihn im Bureau schalten und walten sehen, kurze Befehle austeilend, und in fließendem Englisch und guten Manieren sich mit dem Sahib unterhaltend. (Einem Engländer, dem Chef des Departements).

Die Frauen sind jetzt allein. Gomi ächzt bei ihrer Arbeit; und die gutmütige Jamna, die weiß, wie dem armen Kinde zu Mute ist, übernimmt das Reinigen an ihrer Statt, und Gomi streckt sich auf eins der Betten, zum größten Ärger der sass, die sich in einer Flut von Schimpfreden ergeht und erklärt, daß ihre, Gomis, Eltern viel zu wenig Geld gegeben hätten, daß ihretwegen Gomi sterben und verderben könne; das nächste Mal würde sie sich dann vorsehen und für ihren Sohn eine bessere Wahl treffen. Der Brahmine habe ihr ohnedies erzählt, daß Gomis Horoskop infolge ihres verhängnisvollen Geburtstages unheilvoll sei, daß sie nie die Mutter eines Sohnes sein,

sondern nur Töchter haben werde. So schimpfend geht sie hinaus, um in einem naheliegenden Tempel ihre Morgenandacht zu verrichten. Gomi bricht in einen Strom leidenschaftlicher Thränen aus. „O Mutter, o Mutter," ruft sie ein über das andere Mal klagend aus, „o Krischn, o Ram, o Krischn, o Ram, und der Tag ist so nahe; wenn es ein Mädchen ist, was soll ich thun. Ach, daß ich sterben könnte!" Jamna kniet gerade auf dem Fußboden; sie reinigt das Zimmer, indem sie den Lehmfußboden mit Wasser begießt und dann mit einem Lappen darüber hinfährt, bis der Lehm glatt und rein aussieht. Sie weiß nicht recht, was sie antworten soll. „Bass" (genug) Gomi," sagt sie endlich, „es ist unser kismat (Schicksal), wie es geschrieben ist, so muß es kommen; was können wir thun? Vielleicht bekommst du einen Sohn." „O, ich werde sterben," klagt Gomi wieder, „und das Mädchen, das er nachher heiraten wird, wird all meine Kleider und Juwelen bekommen." „Ich will dir etwas sagen, Gomi," fährt Jamna nach einer Pause fort, „in deinem Hause fasten sie nicht regelmäßig; darum zürnen die Götter; nun wollen wir beide fasten, und du mußt Takurdas (einen Brahminen) bitten, dich Gurmukki zu lehren; dann kannst du jeden Morgen eine Stunde in den poties (heil. Büchern) lesen. Ich glaube, Ram wird dir dann einen Sohn schenken, und dann wird auch Hiranand dich ansehen und mit dir sprechen. „O, er sagt, ich bin ein Tier," sagt Gomi resigniert. „Ja, wir sind Tiere," sagt Jamma, als ob das etwas ganz Selbstverständliches wäre; aber weißt du, mein Herr (Mann) will mich lesen lehren; oder er wird eine Miß Sahib bitten, hierher zu kommen und mich zu lehren; dann werde ich kein Tier mehr sein. Aber sag es der sass nicht," fügt sie angstvoll hinzu. — „Nein, laß nur," als Gomi sich mit den Töpfen zu thun macht, „du kannst das ein ander Mal thun; ich will es heute schon machen. Erst muß die sass kommen, und den Fisch und das Gemüse bringen. Komm Buli, sagt sie zärtlich zu der Kleinen, die unterdes umhergekrabbelt war, „ich will dich waschen. Du bist doch ein kleines niedliches Ding, und ich habe dich lieb, wenn du auch ein Mädchen bist."

Die sass ist unterdes in den Tempel gegangen, und hat ein Morgenopfer von Reis und Früchten zu den Füßen Krischnas niedergelegt. Nun sitzt sie mit vielen andern Frauen vor dem Stuhl des alten, fetten Brahminen, ihres Guru (Lehrer), der ihnen aus den Schastras etwas vorplappert, was weder der Lehrer noch die Zuhörerinnen verstehen. Die Schnupftabaksdose kreist dabei unaufhörlich, um die Zeit angenehm verfließen zu lassen. Später bittet sie sich vom Guru ein mantra (Zaubermittel) aus, das Gomi tragen kann, damit sie einen Sohn bekommt. Der Guru sagt, daß sie bis zum Vollmond warten soll; dann muß Gomi im Fluß baden und fasten, weil sie einen jin (bösen Geist) hat, den nur der daria-lal (Flußgott) ihr nehmen kann; danach will er der sass einen Faden geben, den Gomi um ihr Handgelenk tragen muß; aber sicher könne man auch dann des Erfolges nicht sein, fügt der alte Schlaukopf hinzu; denn Ram zürne, weil die religiösen Pflichten in ihrem Hause jetzt nicht so pünktlich erfüllt würden wie früher. Die

sass versteht den Wink. Sie sagt, daß sie übermorgen ein Mahl für die Brahminen herrichten wolle, und daß Gomi ihm, Takurdas einen seidenen topie (Käppchen) mit Goldstickerei arbeiten solle. Das geistliche Haupt der Familie ist einverstanden, und die sass verabschiedet sich mit ehrfürchtigen salaams, nachdem sie noch für 8 pies (etwa 10 Pfg.) einen Kranz von Rosen und Jasminblüten erstanden hat. Sie wandert nun in den Basaar, zuerst zum Fischhändler, in dessen offenem Laden ein enormer Haufen großer und kleiner Fische, von Fliegen umschwärmt, zum Kaufen feil ist. Eine ganze Schar Käufer steht darum her, betastend, riechend, feilschend, zeternd; die sass ist eine der eifrigsten, und man hört ihre gellende Stimme oft die andern übertönen. Endlich hat sie den Preis des gewünschten Artikels um etwa 4 Pfg. heruntergeschraubt und trägt ihn triumphierend am Schwanze davon.

Beim Gemüsehändler kauft sie ein paar Hände voll Gemüse, das unserm Spinat ähnlich sieht, und nachdem sie noch für ihren Liebling Nareim ein Stück Kandiszucker gekauft hat, trägt sie die ganze Beute in ihrer schmutzigen chadar nach Hause, wo Jamna bereits den Reis aufgesetzt hat. Zunächst erhält Gomi die Anweisungen des Guru, wie sie sich zu verhalten hat. Buli hat das Stück Kandiszucker in der Großmutter Hand gesehen, und fängt an, eigensinnig zu schreien, weil sie es nicht bekommen soll, und als die Schläge der alten Frau nichts helfen, bekommt sie eine pie (1 Pfg.) um sich vom Tolewaller (Verkäufer von Früchten und Süßigkeiten) etwas zu kaufen. Das kleine Ding läuft ganz selbständig hinaus in die Straße, wo sie eben den Ruf des Tolewallers hört und kommt strahlenden Antlitzes mit einer Zuckerstange zurück, die aber eher grau als weiß ist. Takuri hängt unterdes den Kranz an die Tulßipflanze, und geht nun etwa 12 Mal um dieselbe herum, unverständliche Worte murmelnd, ein Akt, der jeden Morgen und Abend in den Senanas von einer der Frauen vollzogen wird.

Es ist 11 Uhr; die beiden Knaben kommen aus der Schule und Gobindbakſch aus seinem Bureau. Jamna setzt ihnen ein Gericht von Fisch und Reis, das Gemüse und chupatis vor, reichlich gepfeffert und gewürzt. Der Schwiegervater fragt mürrisch, wo Duli, die jüngste Schwiegertochter ist und erhält zur Antwort, daß sie bei ihrer Mutter zum Besuch sei, aber binnen wenigen Tagen wieder zurück sein werde. Der kleine Nareim kehrt jetzt auch zurück; er und Puni kommen einträchtig Hand in Hand, was nicht oft der Fall ist. Seine schönen weißen Beinkleider sind beschmutzt und zerissen; aber als seine Mutter ihn dafür strafen will, wird die Großmutter bitterböse und giebt ihm den heute früh versprochenen Kandiszucker. Nachdem die 3 Herren des Hauses ihr Mahl beendet haben, erhält Jamna durch den Schwiegervater einen Brief von ihrem Mann. Eine Frau darf nie einen an sie adressierten Brief empfangen, und sogar in der Anrede muß der Name vermieden werden. Der Brief enthält nur die Nachricht, daß er das monatliche Geld bald senden werde und den Wunsch, daß Nareim ja regelmäßig die Schule besuchen möge und auch die kleine Puni, woraufhin Jamna einen triumphierenden Seitenblick auf die sass wirft. Nach-

dem der Schwiegervater die Vorlesung beendigt hat, händigt er Jamna den Brief ein, die ihn ehrerbietig, der Sitte gemäß, an Stirn und Mund führt und dann in den Gürtel steckt. Gobindbaksch, Hiranand und Motiram verlassen hierauf die Senana, um im Otak ihre Siesta zu halten; dann muß Gobindbaksch wieder in sein Bureau, und die Knaben werden ihre Schularbeiten machen und dann zum cricket-Spiel gehen. Die verschiedenen Hochschulen für Knaben haben alle ihren bestimmten Spielplatz für cricket oder Fußball. Dort wird auch fleißig geturnt. Nachdem die drei fort sind, können die Frauen ihr Mahl beginnen; es besteht aus dem, was von den Speisen der Männer übrig bleibt. Hierauf reinigen Jamna und Gomi das Geschirr; es sind Becher, Teller und Schüsseln aus messingartiger Masse, die mit Stroh und Sand gescheuert werden, bis sie blitzblank sind. Die Kinder sind meist ohne Aufsicht; selbst eine Schlägerei oder ein Purzelbaum, von heftigem Geschrei begleitet, wird nicht weiter beachtet.

Jetzt ist auch die Zeit des dolce far niente für die Frauen da; eine halbe Stunde später schläft alles, selbst die kleine Buli, die zuerst energischen Protest erhob, als sie aufs Bett gelegt wurde.

Die Sonne prallt in den kleinen Hof und auf das Lehmdach. Die Atmosphäre glüht, und man sieht die Luft flimmern und zittern. Ein paar Pariahunde liegen lechzend vor der Hofthür, in der übelriechenden Gosse, die jetzt einem halb ausgetrockneten Sumpfe gleicht. Große Schweißtropfen perlen auf den Stirnen der Schläferinnen, die sich in die inneren Räume zurückgezogen haben. Takuri ermannt sich zuerst; sie muß „zu den Frauen" gehen, d. h. in das Haus ihrer Schwester, deren Mann vor 3 Monaten gestorben ist. Dort versammeln sich jeden Nachmittag von 3—6 alle verheirateten Frauen, jung und alt, die irgendwie zur Verwandtschaft gehören. Gewöhnlich gehen Jamna und Gomi auch mit; aber selbst Takuri muß einsehen, daß Gomi heute zu elend ist, und Jamna erwartet ihre Mutter und Schwester. Erstere ist grundsätzliche Feindin der sass; denn wie könnten die Mutter und Schwiegermutter eines Mädchens gut freund sein! — An freundlichen Redensarten und Geschenken fehlt es nicht; aber man weiß gegenseitig, daß das nur Form ist, und Jamna ist klug genug, diesen scheinbaren Frieden so viel wie möglich aufrecht zu erhalten.

Begleiten wir die sass! Sie vertauscht zuerst ihre schmutzige weiße chadar mit einer noch schmutzigeren dunkelroten (Zeichen der Trauer). Dann steckt sie ihre Schnupftabaksdose und ihre Handarbeit, ein gesticktes, seidenes Hemdchen für Nareim, in ihren Gürtel und begiebt sich auf die Wanderung. Straßaus, straßein, ein sinnverwirrendes Labyrinth für den Fremdling, aber die sass könnte uns sagen, wer in jedem Hause wohnt, könnte uns über die Geschichte, Vorfahren, Verwandtschaft und pekuniären Verhältnisse jedes einzelnen berichten. Unterwegs begegnet sie verschiedenen Bekannten, die alle, wie sie, die chadar über das Gesicht gezogen haben, so daß nur das linke Auge frei bleibt. Mit jeder hat sie eine vertrauliche Unterhaltung, die mit viel Pathos, Gestikulationen und eifrigem Geflüster auf beiden Seiten geführt wird. Die sass

sammelt Material für die Stunden des Nachmittags. Jetzt trifft sie eine Nichte der Cousine ihres verstorbenen Schwagers, die denselben Weg pilgert, und beide gehen endlich in das Trauerhaus, ein modernes Backsteinhaus, in genau demselben Stil gebaut wie die Häuser in unsern Steinbaukasten. Der Verstorbene war ein reicher Advokat, der aus all' seinem rechtmäßig und unrechtmäßig erworbenen Gelde sich dieses stattliche Haus erbaut hatte. Erst vor kurzem war der Bau beendigt, aber die Cholera, die gerade zu der Zeit wütete, ließ ihn nur mit Zittern seines neuen Besitzes sich freuen; und er hatte nicht umsonst gezittert; die Cholera nimmt keine Rücksicht auf reiche Männer in stattlichen Häusern, binnen weniger Stunden war er ein Opfer der grauenhaften Krankheit geworden.

Der Otak ist der bedeutendste und schönste Teil mit geräumigem Hof, Veranda und Balkon; inwendig mit englischen Möbeln ausgestattet, aber ohne eine Spur von Symmetrie, Geschmack oder Ordnung, Reinlichkeit herrscht nirgends. Von dem Otak führt eine Galerie zu dem zweiten Teil, dem Bureau; es enthält im ersten Stock eine Halle, wo die Schreiber beschäftigt sind, und mehrere Privatzimmer, wo der Verstorbene mit seinen zahlreichen Klienten zu verhandeln pflegte; unten sind Wagenremise, Pferdeställe und Dienerwohnungen. Der dritte und kleinste Teil ist die Senana, einstöckig, mit flachem Dach, welches rings mit einem niedrigen Gitter von kleinen, bunten Säulen umgeben ist. Im Innern befindet sich die Halle oder „sufo“, der gemeinsame Aufenthaltsort für die Bewohnerinnen, und 4 Kammern, 2 rechts, 2 links; im Hof ein kleiner Anbau, der als Küche und Vorratskammer dient. Die große Halle ist von Möbeln vollständig entblößt. Kokusnußmatten bedecken den Boden, und darauf sitzen etwa 30 verhüllte Frauengestalten, die chadar tief in das Gesicht gezogen. Sobald ein Glied der Familie stirbt, beginnt die Trauerzeit für den weiblichen Teil der Verwandtschaft. Die Dauer derselben hängt von der Persönlichkeit des Verstorbenen ab. Ist es ein Mann in der Blüte des Lebens, wie in diesem Fall, so dauert die Trauerzeit volle 12 Monate, bei einem alten Mann 9 Monate; eine verheiratete Frau wird 6 Monate betrauert, Witwen 3 Monate, alte Frauen 12 Tage, und Kinder unter zehn Jahren gar nicht. An dem monatlich wiederkehrenden Todestage finden besondere Ceremonien und Feierlichkeiten statt.

Takuri und ihre Begleiterin kommen herein; das übliche Salaam wird ausgetauscht (Berühren der Stirn mit der rechten Hand). Sie setzen, oder besser, hocken sich zu den andern auf den Fußboden. Verschiedene Frauen führen eine leise Unterhaltung. Takuri wünscht sehnlich, der ceremonielle Teil des Nachmittags möge schnell vergehen; sie hat so viel Neuigkeiten mitzuteilen. Endlich erscheinen 2 lange, hagere Gestalten; dies sind die eigentlichen Klagefrauen, die den Chor leiten. Ganz geschäftsmäßig wird verfahren; sie setzen sich nieder und eröffnen das Trauerkonzert mit einem schrillen, langgezogenen Klageschrei, der durch Mark und Bein dringt. Die andern fallen ein; lauter und heftiger wird das Geschrei, bis es einem Geheul gleicht. Dem Uneingeweihten, der ahnungslos vorbeigeht, gerinnt das Blut in den Adern. Entweder

sind es wilde Tiere, denkt er, oder Wahnsinnige. Und in der That, die Frauen gebärden sich nicht anders als solche; sie wiegen sich vor- und rückwärts, schneller, immer schneller, bis dem Zuschauer schwindelt; sie schlagen ihre Brust und raufen sich die Haare. Am wahnwitzigsten gebärdet sich die Witwe; sie stößt mit dem Kopf gegen die harte Mauer, bis ihr die Besinnung vergeht. Das ist die Trauer derer, „die keine Hoffnung haben." Ihr Schmerz und der der anwesenden verheirateten Tochter ist vielleicht der einzig aufrichtige. Die Schwiegertöchter fürchteten den Verstorbenen, und jetzt noch bereitet er ihnen Unbequemlichkeit dadurch, daß sie so viele Monate weder sich schmücken noch ausgehen dürfen. Die Tochter umschlingt den durch Fasten und Klagen abgehärmten Leib der Mutter. Ohnmachten sind nichts Seltenes; die heftige Gemütsbewegung, in die sie sich hineinzuarbeiten haben, ist zu viel für den schwachen Körper und die überreizten Nerven. Die Tochter benetzt das Gesicht der besinnungslos Daniederliegenden mit Wasser, während eine mitleidige Nachbarin die kalten Hände und Füße reibt, um das stockende Blut wieder in Bewegung zu bringen. Als sie wieder zu sich kommt, legt sie sich platt hin, und — o Entsetzen! — eine andere beginnt, auf ihr herumzugehen, als ob sie der Fußboden und nicht ein menschliches Wesen wäre. Das ist das Massage-System der Indier, und die die Kur gebrauchenden Patienten oder Patientinnen befinden sich so wohl dabei als wir bei einer sanften Reibung.

Indes sind die beiden Klagefrauen gegangen, um ihr Geschäft anderswo zu verrichten. Fragen und Antworten schwirren durcheinander; wer sollte denken, daß diese schnatternden, schreienden, lachenden, lebhaft gestikulierenden Frauen dieselben sind, die vor einer Viertelstunde im Wahnsinn der Verzweiflung ihr Haar rauften. — Die Pfeife kreist, ebenfalls die Schnupftabaksdose, und einige Beutelchen mit Kardemon (dem Lieblingsgewürz der indischen Frauen) finden großen Zuspruch. Die meisten nehmen eine Handarbeit vor, und fangen an zu sticheln; einige nähen, andere sticken; keine flickt. Vom Flicken versteht man nichts in einer Senana; diese Kunst zu erlernen bleibt den kommenden Generationen vorbehalten. Man trägt die Gewänder bis sie zerfetzt sind, und dann werden sie entweder für die kleinen Kinder verwandt oder wandern in den Lumpensack. Gegenseitig betrachtet, kritisiert man. Einige Frauen holen ein Pack europäischer Spielkarten hervor, und bald verkünden das heftige Gezeter, die Schimpfnamen, die man einander von Herzen gönnt, die vor Erregung zitternden Hände, daß man auf dem Gipfel des Genusses angelangt ist. Die neuesten Neuigkeiten werden ausgekramt und besprochen. Der und der wird seine Tochter dem und dem geben. Jemandes Verlobung ist abgebrochen, weil die beiderseitigen Eltern sich im Geldpunkte nicht einigen konnten. Gopaldas ist gestorben, und die junge Witwe mit Schimpf und Schande vom Hause gejagt, da der Brahmine sagt, daß ihr Unglücksstern an allem schuld ist. Pribhudas Frau liegt im Sterben. Das Kindchen, dessen Geburt sie mit freudigem Zittern entgegensah, starb; sie hat das böse Fieber und hat seit vorgestern keine Nahrung mehr zu sich genommen, da sie sagt, sterben

ist besser als leben. Pribhudas Mutter ist bereits in Unterhandlung, um eine reiche Schwiegertochter zu ergattern. — Vischna ist wahnsinnig geworden, weil ihre Mutter gestorben ist, und ihr Mann die kinderlose Frau verstoßen hat. — Utti hat lesen gelernt; man sagt, ihr Mann habe sie überredet, die elfenbeinernen Armringe abzulegen; und die hier Versammelten kommen überein, sie fortan als „Witwe" (Witwen dürfen keine Armringe tragen) und „Kristan" zu höhnen. — Tulsidas, der Neffe Takuris, hat ein Examen in Bombay gemacht, und man munkelt, er wolle nach England. „Verlaß dich darauf", zischelt eine, „er will eine Miß Sahib dort heiraten; aber seine Mutter sagt, lieber will sie ihn tot sehen. Doch seit sein Vetter Bherumal, die englische Frau nach Hindostan gebracht, und in einem prächtigen Hause in Lahore mit ihr lebt, und in einem Wagen mit ihr spazieren fährt, ist Tulsidas von einem „jin" besessen, der in des Vetters Hause in ihn gefahren, und will dasselbe thun. (Unterdes sitzt Tulsidas ahnungslos in seiner Klause über einem lateinischen Buch; er ist ein ehrgeiziger, strebsamer Knabe; aber die abenteuerliche Idee, „eine Miß Sahib zu heiraten," ist ihm nie gekommen.)

Und inmitten all dieses Geschwätzes und Gewäsches sitzt die unglückliche Witwe, mit glanzlosen Augen vor sich hinstarrend; in ihren gelben, knöchernen Händen hält sie den Rosenkranz des Schiw, und die farblosen Lippen murmeln die 108 Namen des gefürchteten Gottes. Was denkt sie wohl in diesem Augenblick? Wahrscheinlich gar nichts; sie hat nie denken gelernt; eine Art dumpfer, resignierter Verzweiflung hat sich ihrer bemächtigt. Sie weiß, daß sie „eine Witwe" ist und daß sie in den Augen der Welt, ihrer Welt, eine Gebrandmarkte, eine Verstoßene, eine Verfluchte ist, daß sie 12 Monate auf dem Fußboden liegen und fasten muß, und daß ihr Mann von ihr gegangen ist. — Aber Dhani, die neben ihr sitzende Tochter, kann denken, das sieht man an den krampfhaft zusammengepreßten Lippen, an dem pathetisch schmerzlichen Ausdruck der schönen, schwarzen Augen. „Warum", denkt sie, „starb mein Vater? Warum muß meine Mutter so darunter leiden?" Die Antwort, die stets gegeben wird, daß „das Schicksal geschrieben ist," und daß es von jeher so gewesen ist, genügt ihr nicht. Sie besitzt nicht die dumpfe Resignation, oder den tierischen Leichtsinn der Frauen rings um sie her. Sie ist als Kind in die Schule gegangen und weiß sich noch stets Bücher zu verschaffen.

Obwohl diese Bücher meist nur mythologische Geschichten enthalten, oder Schulbücher sind, geben sie ihr doch Stoff zum Denken. Entweder es giebt Götter, und dann sind es schlechte, grausame Götter, die sie haßt und verachtet, oder es giebt keine (sie schaudert unwillkürlich zusammen bei diesem gotteslästerlichen Gedanken) und dann ist alles gleichgiltig. — Ein hilfloser Zorn bemächtigt sich ihrer, als sie auf ihre beklagenswerte Mutter blickt, die in diesen wenigen Monaten zum Skelett geworden ist, und die sich täglich, den Befehlen der Brahminen gemäß, neue Kasteiungen und Opfer auferlegt. All ihr Geld wandert in der Gestalt von Sühnopfern für den Verstorbenen in die Tempel der Brahmi-

nen, und Dhani weiß, daß diese davon herrlich und in Freuden leben. „Wie ist es möglich," denkt sie, „daß alles, was die Brahminen verzehren, und all die seidenen Gewänder, die meine Mutter ihnen giebt, meinem Vater zu gute kommen? Wie kann ein Geist essen und Kleider anziehen! — Oder ist er wirklich ein Tier jetzt? Mein Vater, der reiche, angesehene Mann, der kluge Rechtsgelehrte ein Hund oder ein Insekt? — Nein, sie mögen sagen, was sie wollen, ich will es nicht glauben. — Und wenn es doch wahr wäre!? Wenn ich nun stürbe, und müßte Tausende von Jahren aus einem Tierleib in den andern wandern! — Ihre Augen starren mit wildem Entsetzen vor sich hin. — „Was nützt es alles?" seufzt sie endlich innerlich, „ich bin ja eine Frau, ein Tier, ein nur einmal geborenes Wesen ohne Geist und Verstand! So sagen sie! — Aber meine Knaben!" — sie blickt zärtlich hinaus in den Hof, wo eine Schar Kinder, und unter ihnen ihre beiden Lieblinge spielen „sie sollen viel lernen und klug werden, und sie sollen kluge Mädchen heiraten, die bei den guten Miß Sahibs in die Schule gegangen sind."

Nach und nach leert sich die Halle; die Frauen gehen allmählich; denn die frühe Dämmerung bricht herein. Dhani erhebt sich; sie muß nach Hause gehen mit ihren Knaben, oder die Schwiegermutter bereitet ihr einen unerträglichen Abend. Sie sieht müde und traurig aus, als sie zum Abschied einige Worte mit der Mutter wechselt, die teilnahmlos auf der Matte ausgestreckt daliegt. Sie bleibt noch eine Weile bei den Schwägerinnen im Hof stehen, und wer sie jetzt gedankenlos plaudern hört, würde nicht glauben, daß dies dieselbe Frau ist, die noch vor wenigen Minuten mit dem Ausdruck der Verzweiflung dasaß. — Nirgends kann man jähen Gefühlswechsel so wahrnehmen wie bei den Orientalen.

Unterdes hat Jamna das Vergnügen des Besuches ihrer Mutter und ihrer beiden Schwestern gehabt. Die ältere derselben, Priet, hat erst kürzlich geheiratet; sie kommt mit Klirren und Klingen. All die vielen Juwelen an Stirn, Ohren, Nase, Hals, Händen und Füßen verursachen dies Geräusch, worauf die kleine Frau, die wie ein zweibeiniger Juwelierladen aussieht, sehr stolz ist. Priet nimmt die schwere, seidene chadar ab, die sie beim Ausgehen um hat und vertauscht sie mit einem leichten, weißen Musselinschleier. Der Schmuck wird wenigstens zum zwanzigsten Male besehen, kritisiert und mit Gomi's verglichen. Gomi und Priet sind ungefähr in einem Alter, und haben „Freundschaft" geschlossen, wenn man den Namen für ein solches Verhältnis brauchen darf. Sie spielen und tändeln zusammen und erzählen sich im Flüsterton die Geheimnisse ihres jungen ehelichen Lebens; die Grausamkeit der sass, den Geiz des Schwiegervaters, und die Worte und Thaten des Namenlosen, der der Stern erster Größe an ihrem kleinen Horizont ist. Dies schließt aber nicht aus, daß sie sich häufig zanken und einander verleumden. Der Begriff der Selbstverleugnung und gegenseitigen Gefälligkeit in der Freundschaft ist ihnen fremd, sie erinnern uns an 2 spielende Kätzchen. — Hiranand kommt herein; er will seinen kleinen Neffen Nareim zu einem Spaziergang abholen; vielleicht darf er sogar im Wagen fahren. Gomi dreht sich bei dem unerwarteten Eintritt

ihres Mannes blitzschnell der Wand zu, und zieht die chadar über ihr Gesicht. Hiranand wirft ihr gutmütig eine Handvoll Bonbons in den Schoß und kommt sich sehr nobel und großmütig vor. Wenige Knaben seines Alters würden daran denken, ihren kleinen Frauen solche geringfügigen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Als er gegangen ist, strahlt Gomis kleines Gesicht, daß in der letzten Zeit so schmal geworden ist. Sie entgeht nicht einem guten Teil Neckerei von seiten Jamnas und Priets, während sich die beiden kleinen Mädchen begierig herandrängen, um auch ein Bonbon zu erwischen. Jamna findet, daß die Elfenbeinringe ihrer Schwester der Reinigung bedürfen; abgenommen können sie nicht werden; sie werden ungefähr 3 Tage nach der Verheiratung einer nach dem andern über die Hand gezwängt und den Arm hinaufgeschoben; so lange die Ringe für den stärkeren Teil des Armes bestimmt sind, geht das ganz gut; aber je näher man dem Handgelenk kommt, desto schwieriger wird die Sache. Doch die kleinen, eiteln Dinger verbeißen den Schmerz und drängen die Thränen zurück, wenn die Hände blutrünstig werden und schwellen. Priets Hände tragen noch jetzt die Spuren der grausamen Tortur. Hoffart muß Zwang leiden! — Jamna scheuert die Armringe ihrer Schwester mit „met," einer Thonart, und gießt dann lauwarmes Wasser von der Schulter an, den Arm hinunter, sodaß es innen und außen herabfließt; dann werden die Ringe trocken abgerieben. Die Frauen sitzen beisammen, 2 und 2 auf einem kol (Bett) und sticken. Wir bewundern die Geschicklichkeit und Behendigkeit, mit der die eine Gold- und Silberfaden auf den Kleiderstoff näht und die andere künstliche Muster ausschneidet. Jedes Muster hat seinen Namen; da giebt es: Schmetterlinge, Pfauen, Skorpione rc.; aber ohne den Namen zu wissen, können wir uns alles Mögliche darunter vorstellen, nur nicht das Original. — Jamnas jüngste Schwester ist ein Kind von etwa 10 Jahren. Die Mutter läßt sie auf Wunsch der ältesten Tochter hin eine der vielen „Gurmukki Schulen besuchen, wo die Mädchen zuerst nur Gurmukki, die religiöse Schrift lernen, später aber auch die arabischen Schriftzeichen, die offizielle Schreibart. Toti, das kleine Mädchen, ist sehr stolz auf ihre Kenntnisse; sie hat ihre Fibel mitgebracht und versucht, Lehrerin zu spielen, indem sie beginnt, ihrer kleinen Nichte Puni das Alphabet beizubringen. Ihre Geduld reicht aber nicht weit, und Jamna hat bald die Schwester zu schelten und ihr Töchterchen zu beschwichtigen. „In eurer Schule lernt man nicht viel," sagt Toti verächtlich, „Puni kann noch nicht einmal die Buchstaben." „Dummes Ding," ruft Gomi ärgerlich, „du bist 10 Jahre alt, und Puni erst 4. Toti fühlt sich höchlichst verletzt. „Du brauchst mich nicht" „dummes Ding" zu nennen," sagt sie spitz; „was bist du denn? Schon verheiratet und kannst nicht lesen." „Bah!" sagt Gomi verächtlich, und versüßt ihre Anrede mit einem Schimpfnamen „wozu sollen wir Frauen denn lernen? Wir haben mehr zu thun. Wir brauchen kein Geld zu verdienen; du willst wohl mastriani (Lehrerin) werden, wenn du Witwe bist? Die Gemüter erregen sich mehr und mehr, bis Toti, ihre Schulwürde vergessend, ungezogen schreiend, hinausläuft. Ab und zu kommt

eine oder die andere Nachbarin und setzt sich eine Weile. Jetzt kommt der „kapirawaller“, ein Krämer mit einem Bündel Kleiderstoffe auf dem Rücken und dem Ellenmaß in der Hand, das er gewichtig hin und her schwenkt. Er setzt sich auf die Erde und breitet seine Schätze aus. Nun beginnt das Angreifen, Bewundern, Wählen, Feilschen. Jamna's Mutter wünscht für ein Stück bunten Kattuns 12 annas (ungefähr 1 M.) zu geben; aber Kauromal, der Krämer, fordert 1 Rupie, d. i. 4 annas mehr. Er packt alles wieder zusammen, unwirsch vor sich hinmurmelnd, und verläßt das Haus. Kaum ist er hinaus, so denkt Jamna's Mutter, sie könne doch wohl 1 anna mehr geben, und der Händler, der diese Wendung der Dinge augenscheinlich erwartet hat, kommt zurück. Mit Seelenruhe packt er den ganzen Kram wieder aus, und die Scene wiederholt sich mit dem Unterschied, daß die eine Partei 1 anna mehr bietet, und die andere 1 anna weniger fordert. Man ereifert sich noch mehr als vorher; der eine Teil besteht auf 13 annas, der andere auf 15. Wieder packt er ein und ist im Begriff, zum zweiten Mal das Haus zu verlassen, als Jamna's Mutter feierlich ausruft: dharm ji gal! (mein Glaubenseid) ich gebe 14 annas und nicht mehr,“ worauf der hartherzige Händler der dem armen Herzen solche Tantalusqualen bereitet hat, indem er das begehrenswerte Stück in seiner ganzen Schönheit entfaltete, endlich nachgiebt, und noch um 1 anna herabgeht, so daß der heiß ersehnte Kattun endlich für 14 annas in ihre Hände gelangt, nachdem man ½ Stunde erbittert darüber gefochten hat. Aber niemand würde anders kaufen oder verkaufen; der hitzige Streit, das teilweise zögernde Nachgeben, auf beiden Seiten gehören zum Sport und bilden eine ganz angenehme Abwechselung in dem einförmigen Nachmittag. Eine Käuferin, die den geforderten Preis zahlen würde, und einen Händler, der zu dem zuerst gebotenen Preis verkaufen würde, würde man mit verächtlichem Mitleid betrachten.

Ein Brahmine kommt herein, in seiner Hand einen kleinen Aufbau von mindestens 12 Messingtöpfchen tragend, deren jedes ungefähr 1 Schluck schmutzigen Induswassers enthält, welches aber durch den Segen des Brahminen geheiligt ist. Sie gehen nachmittags von Haus zu Haus, leeren die Töpfchen in die Hand der gläubigen Jüngerinnen, die diese dann geschickt ohne einen Tropfen zu vergießen, zum Munde führen. Ein solcher Schluck Wasser kostet nur 1 Pie (3 Pfg.) und doch kann ein Brahmine in einem Nachmittag 2 Rupien verdienen, so daß er also ungefähr 100 Töpfchen voll verkauft; selbstverständlich nur das Wasser, die Töpfchen behalten die Priester. Jamna's Mutter, sowie Priet und Gomi strecken sogleich ihre Hand aus; Jamna selbst verhält sich passiv. Ihr Mann hat ihr auseinandergesetzt, wie thöricht dies alles ist; als der Brahmine es ihr anbietet, schüttelt sie nur mit dem Kopfe, ohne ihre Augen von ihrer Arbeit zu erheben. Der Brahmine ergeht sich in einer Flut priesterlicher Schimpfwörter, indem er das Haus verläßt, und die 3 andern fallen nun über Jamna her. „Willst du eine Madame Sahib werden, Jamna?“ spottet ihre Schwester. „Vielleicht wirst du auch nächstens deine Ohren- und Nasenringe abthun

und „Madamekleider" anziehen?" Jamna ist empfindlich und erregbar und bleibt ihnen nichts schuldig; und so endet der Nachmittag ziemlich unerquicklich; obwohl solche Scenen unter den Frauen nichts Ungewöhnliches sind; sie sind reizbar und leidenschaftlich, dabei Kinder des Augenblicks.

Die sass kommt jetzt zurück; denn die Sonne sinkt, und alle ehrbaren Frauen müssen um die Zeit in ihren Häusern sein; sie schilt, daß noch keine Vorbereitungen zur Abendmahlzeit gemacht sind. Jamna und Gomi gehen in den kleinen, zum Kochen bestimmten Winkel, und während sie den Reis kochen und die chupatis backen, setzen sie den Streit fort, bis die sass ärgerlich fragt, was denn los sei. Aber Gomi liebt ihre Schwägerin und giebt irgend eine geringfügige Ursache vor. Sie giebt den beiden kleinen Mädchen zu essen und bringt sie zur Ruhe, während Jamna noch einige extra Delikatessen für die Männer bereitet. Die sass verkündet in schrillen Tönen, daß morgen chand (erstes Viertel) sei und daß Gomi um 4 Uhr früh mit ihr zum Fluß pilgern muß, um zu baden. Gomi schauert innerlich; aber sie weiß, es muß sein; glaubt sie doch selbst steif und fest, daß es zu ihrem besten ist.

Der Vater und die beiden Söhne mit dem kleinen Nareim kommen zurück; der letztere ist müde und schlechter Laune und teilt rechts und links Schläge und Schimpfwörter aus, zum Entzücken der Großmutter, die ihn einen Rao bahadur (tapfern König) nennt; aber schließlich reißt dem Großvater die Geduld, und er versetzt dem Knaben ein paar tüchtige Hiebe mit dem Spazierstock, den er noch in der Hand hat, worauf sich Nareim, um sich zu rächen, auf die Erde legt, mit Armen und Beinen um sich schlägt und so brüllt, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann; sodaß die Großmutter den kleinen Tyrannen mit einer pie zur Ruhe zu bringen sucht; aber er wirft ihr das Geldstück ins Gesicht und verlangt gebieterisch einen Peißo (3 Pfg.) den der Großvater wohl oder übel unter Grollen und Schelten herausrückt. „Ihr Frauen seid dumme Tiere," sagt er, „nicht einmal eine Mahlzeit kann man in Ruhe genießen." Die Dunkelheit ist hereingebrochen; in der Senana zündet man die winzigen Öllämpchen an, kleine Thongefäße mit einem aus Watte gedrehten Docht, während im Otak stattliche Petroleumlampen brennen.

So endet der Tag; bald wird ein neuer anbrechen; ein Tag des Elends und der Knechtschaft für Indiens Frauen. Aber der neue Tag bricht auch schon an; und die Füße der Boten, die da Heil verkünden, und Frieden predigen, sind nicht lässig. In viele Seelen schon ist ein Strahl gedrungen von dem himmlischen Licht, und die frohe Botschaft von Jesu, die alte, und doch ewig neue Geschichte von dem Sünderheiland, der da arm ward, um uns reich zu machen, und der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, der das steinerne Herz wegnimmt und ein fleischernes giebt, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, noch das glimmende Docht auslöscht, wird neues Leben und einen neuen Odem in die Toten bringen.

Geschichte Lebenyas.[1])

Eine Episode aus der Pariser Bassuto-Mission.

Einer unsrer eingebornen Pastoren (Missionare) Job Moteane machte eine Entdeckungsreise in seinem Distrikt. Er kam in das Dorf Palatsi und war ganz glücklich dort ein Häufchen Christen zu finden. Überrascht fragte er sie, in welchem Teile von Lessuto sie sich bekehrt hätten.

„Hier," war die Antwort.

„Ihr habt also den Besuch eines Missionars oder wenigstens eines Evangelisten empfangen?"

„Niemals."

„Aber wie habt ihr denn das Evangelium kennen gelernt?"

„Lebenya hat uns unterrichtet."

„Wer ist Lebenya?"

„Wir wollen ihn dir vorstellen." Und der Pastor ganz glücklich Pfarrkinder, auf die er nicht gerechnet, gefunden zu haben, sieht sich durch sie zur Hütte eines noch jungen Mannes geführt, der ihm erzählt, wie er in der That, nach seiner eignen Bekehrung durch Gottes Macht, das Werkzeug für die Bekehrung mehrerer Heiden geworden sei.

Hören Sie diese schöne Geschichte:

Lebenya hatte zuerst, wie die meisten bei den Maluti eingewanderten Bassuto die Niederung bewohnt. Er war selber auf einer Außenstation Katechumen gewesen, aber diese erste Berührung mit dem Evangelium hatte ihn zwar nicht gleichgiltig, aber wenigstens sehr unwissend gelassen. — Bei seiner Niederlassung in Palatsi konnte Lebenya nicht lesen. Indes hatte er von seinem flüchtigen Durchgang durch die Katechumenenklasse eins behalten, nämlich den Wunsch nach Unterricht.

Der Tag kam, wo er sagte: Viel würde ich geben, wenn ich lesen könnte! Aber wie? Es gab im Lande weder Schule noch Bücher. Endlich entdeckte Lebenya unter seinen Nachbarn einen lesekundigen Heiden. Lebenya bat ihn um Unterricht. „Gern will ich," sagte er, „aber du mußt dir ein Alphabet verschaffen." Ein Alphabet zu beschaffen ist im gewöhnlichen Lande eine leichte Sache, aber da, wo Lebenya wohnte, war das nicht so. Es war eine lange und schwierige Reise zu unternehmen. Man muß, um sich davon eine Vorstellung zu machen, Lessuto besucht haben. Tiefe Thäler und enge Schluchten sind zu durchwandern; Gemspfade zu verfolgen an schwindelnden Abgründen vorüber; Höhen unübersteigbar im Sonnenbrand, Nächte auf hartem Boden zu durchwachen, ohne ein andres Obdach als Felsen, Wege kaum zu gehen; lange Strecken ohne Schutz: Alles dies erschreckte unsern Lebenya nicht, der endlich in Morija ankam und nach einigen Tagen eine Fibel heimbrachte.

Und da begannen die Lesestunden. Lebenya war so eifrig und machte so schnelle Fortschritte, daß er nach kurzer Zeit sein ganzes Büchlein, die Geschichte von Adam und Eva, womit es endigte, mit einbegriffen gelesen hatte. Er hätte gern davon die Fortsetzung erfahren, aber sein heidnischer Lehrer konnte ihm nur den Namen des Buches, wo er sie selbst lesen könnte, sagen: die Bibel. Das war genug für Lebenya, der ohne Zaudern eine neue Reise in die Niederung unternahm, um sich den kostbaren Band zu verschaffen, von dem er — ohne zu wissen warum — so viel Gutes erwartete.

Denn, wie begreiflich, gleichzeitig mit dem Wunsch nach Unterricht war ein andrer Durst in Lebenya erwacht. Seit lange war ihm das Heidenleben zuwider; mit Ekel wandte er sich von den mehr oder weniger unsittlichen Tänzen ab, denen die Jugend der Bassuto-Dörfer ergeben war, und wider den Willen seiner Eltern, die ihm erklärten „die jungen Mädchen würden nie einen Mann wie ihn zum Gatten wählen," war er soweit gekommen, daß er fast ganz und gar sich dessen enthielt. Er ahnte ein andres Leben, ein Leben in Gott, und dazu lechzte er mit solchem Eifer nach dem Gottesbuch.

---

[1]) Kollektenblatt der Pariser Mission. Nr. 183.

Um es zu bekommen brauchte er nicht bis Morija zu wandern. In Mathebe, einer Außenstation von Morija, angekommen fand er einen Freund, der ihm ein Neues Testament zum Geschenk machte. Der Band war wirklich in sehr schlechtem Zustand; der Deckel, die ersten Seiten fehlten, aber Lebenya beachtete das nicht zu genau; voll Jubel den gewünschten Schatz gefunden zu haben, kam er in sein Dorf zurück, unterwegs bei der Rast die Seiten seines Buches verschlingend, indem er merkte, wie sein Herz, je weiter er mit dem Lesen kam, in um so größere Bewegung geriet. Aber hier muß man ihn selber hören:

„Ich fühlte mich unglücklich, und oft mitten im Lesen nahm ich den Kopf zwischen die Hände und vergoß Thränen, ohne zu wissen warum; aber sobald ich einen kommen sah, trocknete ich meine Thränen und ließ von meiner Aufregung nichts merken.

„Was mich am meisten ergriff, war die Erzählung von dem Kampf und dem Tode Jesu Christi. Was für grausame Menschen diese Juden, sagte ich mir, weil sie den, der sie zu retten kam, in den Tod gebracht haben. Aber bald merkte ich, daß auch ich böse und befleckt sei. Schließlich, ohne meinen eignen Zustand zu begreifen, bat ich meinen Vater, mich nach Mathebe, wo ein Lehrer war, zurückkehren zu lassen. Er erlaubte es mir; ich ging fort und bat jenen Christen mir mein inneres Unbehagen zu erklären. Er antwortete mir: „Die Last, die dein Herz bedrückt, ist die Last deiner Sünden. Bekenne sie deinem Herrn, und sie werden dir vergeben werden!"

„Ich blieb ein viertel Jahr in Mathebe, ohne Seelenfrieden zu finden; aber nach dieser Zeit schien es mir, als ob meine Bürde sich verminderе; ich betete oft; gleichzeitig bat ich die Christen mir von Gott zu erzählen.

Endlich wurde es in mir Licht, und das Evangelium triumphierte über meines Herzens Finsternis. Ich bekannte Jesu meine Sünden und ich fühlte, daß mir vergeben war. Ich wurde in die Zahl der Katechumenen aufgenommen und später kehrte ich zu den Maluti zurück. Da studierte ich weiter das Neue Testament; morgens und abends hielt ich Andacht in unserm Haus. Mutter und Schwestern verbanden sich bald mit mir.

„Eines Tages, während solcher Andacht hörte ich meine Mutter weinen. Sie sagte zu mir: „mein Sohn! ich bin böse und verdorben; ich werde sicher sterben. Wie hast du, der du ehedem oft geweint hast, ich weiß es, wie hast du Frieden gefunden? — Schau auf Jesus, antwortete ich ihr; er ist Gottes Lamm, das der Welt Sünden trägt." Ich unterrichtete sie, so gut ich konnte; und auch sie fand Frieden; dann die Frau meines Bruders, die zu mir kam; darauf meine beiden Schwestern. Ich betete mit ihnen; scheinbar begriffen sie das Heil durch Jesus; aber das Werk überstieg meine Kräfte; ich kehrte in den Distrikt von Morija zurück, um den Evangelisten Jakob Thoeane um Rat zu fragen. Der wandte sich an Herrn Mabille (Adolf Mabille † 20 Mai 1894 als Missionar von Morija), der uns einen Lehrer schickte, mit dem Auftrag meine Mutter und meine Schwestern in die Zahl der Katechumenen aufzunehmen. So hat, fügt Lebenya hinzu, dieses Werk angefangen."

Nach einigen Monaten hatten die Missionare Mabille und Dieterlen, bei einem Besuch in Palatsi auf einer Gebirgsreise die Freude, die von Lebenya bekehrten Frauen zu taufen. Dieser selber war damals gerade in arge Verlegenheit geraten. Seine Eltern wollten ihn nach heidnischer Sitte verheiraten, was er natürlich verweigerte, denn die heidnische Heirat entspräche nicht dem Geist des Evangeliums. „Aber," fügt Dieterlen hinzu, „wenn erst einmal dieses Kap wird umsegelt sein, dann wird er, wenn die Reihe an ihm ist, getauft werden, und vielleicht wird er dann auf einige Jahre in die biblische Schule kommen." —

Gott wolle diesen jungen Mann segnen und ihn für seinen Dienst zu einem auserwählten Rüstzeug machen!

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1895.

Die „kindliche Pietät" der Chinesen.[1])

Man kann nicht näher auf die charakteristischen Merkmale der Chinesen eingehen, ohne der kindlichen Pietät zu erwähnen. Freilich ist dies kein leicht zu behandelndes Thema. Wie so viele andere von uns gebrauchte Worte hat der Ausdruck „kindliche Pietät" bei den Chinesen einen ganz anderen Sinn, als wir ihm gewöhnlich geben, und zwar ist es nicht leicht, denselben genau zu übersetzen. Dies gilt von einer Menge chinesischer Ausdrücke, von keinem aber mehr als von dem gewöhnlich durch „Ceremoniell" übersetzten Worte li,[2]) das mit „kindlicher Pietät" eng verwandt ist. Wir können zur besseren Illustration des eben Gesagten und als Hintergrund für die Besprechung des betreffenden Begriffes nichts Besseres thun, als einen Paragraphen aus Mr. Callerys „Middle Kingdom" anzuführen: „Ceremonien schränken den chinesischen Geist ein und meiner Ansicht nach ist das Buch der Riten die genaueste und vollkommenste Beschreibung, welche China den andern Nationen von sich selbst zu geben vermochte. Seine Gefühle, wenn es solche hat, werden befriedigt, seine Pflichten erfüllt durch Ceremoniell, seine Tugenden und Laster werden zu demselben in Beziehung gesetzt, die natürlichen Bande der Einzelwesen untereinander knüpfen sich hauptsächlich durch äußere Form — mit einem Wort: der Chinese besteht als moralisches, politisches und religiöses Wesen in seinen Beziehungen zu Familie, Gesellschaft und Religion aus äußerer Form!" Ein jeder wird mit Dr. Williams Kommentar über diesen Abschnitt übereinstimmen, nämlich daß derselbe zeigt, wie armselig der chinesische Begriff li durch Ceremonien oder äußere Form wiedergegeben ist, denn derselbe bezieht sich nicht nur auf das äußere Betragen, sondern schließt auch die richtigen Grundsätze in sich, welchen alle wahre Etikette und Höflichkeit entspringt.

Eine der besten Methoden zur Feststellung der chinesischen Ansicht über kindliche Pietät wäre, zu erforschen, was die „Vier Bücher" und die andern Klassiker über diesen Gegenstand lehren, besonders das „Klassische Buch von der kindlichen Pietät".

Unsere Absicht ist nur, die Aufmerksamkeit auf die Lehre zu lenken, wie sie von den Chinesen ausgeübt wird, deren kindliche Pietät nicht nur ein charakteristisches Merkmal, sondern eine Eigentümlichkeit ist.

[1]) Aus Smith, Chinese Characteristics. Kap. XIX: Filial Piety.
[2]) D. E. Faber übersetzt das Wort neben „Ceremoniell" auch durch Anstand, Sitte, Sittsamkeit.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die kindliche Pietät der Chinesen vielseitig ist, weshalb nicht in allen Lagen, noch von allen Beobachtern dasselbe gesehen wird.

Bei Gelegenheit der Missionskonferenz, welche im Jahr 1877 in Shanghai gehalten wurde, verlas Dr. Yates eine Abhandlung über die „Verehrung der Ahnen", in welcher die Resultate seiner dreißigjährigen Erfahrung in China zusammengefaßt waren. In einem der ersten Sätze dieses sorgsam ausgearbeiteten Aufsatzes sagt der Autor, nachdem er von der Ahnenverehrung lediglich als von einer Äußerung der kindlichen Pietät gesprochen hat: „Wir dürfen uns durch den Ausdruck „kindlich" nicht irreleiten lassen. Denn von allen uns näher bekannten Völkern sind die Söhne der Chinesen die unkindlichsten, ihren Eltern ungehorsamsten; sobald sie alt genug sind, ihre Wünsche kund zu thun, bestehen sie hartnäckig auf ihrem Willen." Dr. Legge, der berühmte Übersetzer der chinesischen Klassiker, welcher sich 33 Jahre in China aufhielt, hat diesen Ausspruch des Dr. Yates angeführt, um zu zeigen, daß seine Erfahrung gänzlich davon abwich: ein Beweis für die bekannte Wahrheit, daß es verschiedene gleichberechtigte Anschauungen geben kann und daß man nur dadurch eine richtige Ansicht gewinnt, daß man durchaus unharmonisch scheinende Resultate zu einem verständlichen Ganzen verbindet. Eine unzweifelhafte auf tiefe Erfahrung gegründete Thatsache ist es jedenfalls, daß die chinesischen Kinder keine ordentliche Zucht genießen und keinen Begriff von pünktlichem Gehorsam haben, wie wir ihn verstehen, besonders den Eltern gegenüber. Trotzdem liefern diese unerzogenen oder halberzogenen Kinder in späteren Jahren nicht die traurigen Resultate, die man billig erwarten könnte. Die Chinesen denken und sagen: „ein krummer Baum wächst sich gerade aus;" mit diesem Gleichnis wollen sie die Zuversicht aussprechen, daß, je mehr die Kinder heranwachsen, sie auch thun werden, was recht ist. Wie es damit in Bezug auf andere Pflichten auch immer bestellt sein mag, in Hinsicht auf das kindliche Betragen scheint diese Theorie nicht unrichtig zu sein. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der Natur der chinesischen Lehre von der Kindlichkeit, in der Art, wie dieselbe gelehrt und in dem Nachdruck, der überall darauf gelegt wird. In dem „Klassischen Buch der kindlichen Pietät" heißt es: „Es giebt 3000 Verbrechen, welche eine der fünf Arten von Strafen nach sich ziehen, von diesen ist keines größer als der Ungehorsam gegen die Eltern." Eine der allgemein üblichen Redensarten lautet wie folgt: „Von den hundert Tugenden ist die Kindesliebe die größte, doch muß dieselbe nach dem guten Willen und nicht nach den Thaten beurteilt werden, andernfalls gäbe es auf der ganzen Welt nicht einen einzigen guten Sohn." Den Chinesen wird ausdrücklich gelehrt, wo es an irgend einer Tugend fehle, sei im Grunde Mangel an Kindesliebe schuld. Wer sich an fremdem Gut vergreift, wer seinem Fürsten nicht treu ergeben ist, wer seine Pflichten als Beamter nicht hoch hält, wer seinen Freunden keine Treue erweist, wer im Krieg *keinen Mut* zeigt — dem fehlt es an kindlicher Pietät. Man sieht

daraus, daß die Lehre von der kindlichen Pietät viel mehr umfaßt als Handlungen, daß sie selbst die Motive beeinflußt, indem sie von dem ganzen innern Wesen Besitz ergreift.

Nach dem volkstümlichen Begriff ist die wirkliche Grundlage der Kindesliebe die Dankbarkeit. Dies wird besonders in dem „Klassischen Buch der kindlichen Pietät“ betont, sowie in dem dieses Thema behandelnden Kapitel des „heiligen Ediktes“ von Kaiser Kang-hi. Die Rechtfertigung einer drei Jahre dauernden Trauerzeit ist nach Konfucius in der unbezweifelten Thatsache zu finden, „daß das Kind in den drei ersten Jahren seines Lebens die Arme seiner Eltern nicht verlassen kann,“ als ob der eine Zeitraum die Gegenforderung des andern enthalte. Das Lamm ist sprichwörtlich ein Typus kindlichen Betragens, weil es niederkniet, um an der Mutter zu trinken. Die Kindesliebe erheischt, daß wir die Leiber, welche unsere Eltern uns gegeben haben, zu erhalten suchen, weil wir sonst ihre Güte gering achten, daß wir ferner unsern Eltern dienen, so lange sie leben und sie im Tode verehren. Sie verlangt, daß ein Sohn in den Fußstapfen seines Vaters wandle; Konfucius sagt, wenn er drei Jahre nicht von den Wegen seines (gestorbenen) Vaters weiche, könne man ihn kindlich nennen. Aber wenn die Eltern unrecht thun, verbietet die Kindespflicht nicht, einen Versuch zu ihrer Besserung zu machen, wie das folgende Citat von Dr. Williams aus dem „Buch der Riten“ beweist: „Wenn die Eltern in einem Irrtum begriffen sind, soll der Sohn dieselben in aller Demut mit freundlichem Gesicht und sanfter Stimme darauf hinweisen. Nehmen sie seinen Tadel nicht an, so muß er sich bemühen, durch Gehorsam und Ehrerbietung ihr Wohlgefallen zu erwerben und alsdann ihnen nochmals ihren Irrtum klar zu machen. Gelingt es ihm dennoch nicht, sie zufrieden zu stellen, so ist es besser, den Tadel zu wiederholen als zuzugeben, daß sie der ganzen Umgegend Schaden thun. Selbst wenn die Eltern dann in ihrem Ärger und Mißvergnügen ihren Sohn züchtigen, bis sein Blut fließt, darf er doch nicht den geringsten Groll aufkommen lassen, sondern muß sie mit um so größerem Respekt und Gehorsam behandeln.“ Es ist wohl zu befürchten, daß in den meisten Ländern Europas eine solche Ermahnung der Eltern außer Gebrauch gekommen wäre; wundern wir uns deshalb nicht, selbst in China kaum mehr etwas davon zu hören!

Im zweiten Buch der „Konfucianischen Analekten“ finden wir verschiedene Antworten aufgezeichnet, welche Konfucius über die Beschaffenheit der Kindesliebe gab, indem er seine Antworten den Verhältnissen der Fragenden anpaßte. Die erste Antwort, welche erwähnt wird, ist an einen Beamten des Staates Lu gerichtet und in dem kurzgefaßten Ausdruck: „wu-wei“ enthalten, welchen er augenscheinlich im Geiste des Fragers als ein durch Zeit und Nachdenken sich zu entfaltendes Samenkorn zurückließ. Die Worte bedeuten „nicht ungehorsam“ und natürlich faßte sie der Beamte so auf. Doch hatte Konfucius, wie jeund je seine Landsleute, ein Talent, auf Umwegen zum Ziel zu gelangen, und anstatt sich dem Beamten Mang I zu erklären, wartete er, bis ihn

einer seiner Schüler eines Tags spazieren fuhr und wiederholte dann diesem die Frage des Beamten und die ihm erteilte Antwort. Natürlich fragte der Schüler, der Fan Tschhi' hieß: Was meintest du mit den Worten „wu-wei“? Dies gab dem Meister die erwünschte Gelegenheit, zu sagen, was er eigentlich meinte: „Solange die Eltern leben, soll man ihnen dienen, wie sich's gebührt, nach ihrem Tode soll man sie mit allen Ehren begraben und ihnen alsdann Opfer bringen.“ Es lag in der Absicht des Konfucius, daß Fan Tschhi' diese Unterredung dem Mang I mitteile, damit derselbe daraus schließe, was die Worte: „wu-wei“ bedeuten sollten! In andern Antworten des Meisters auf die Frage: Was bedeutet der Ausdruck Kindesliebe? legte Konfucius besonderen Nachdruck darauf, daß die Eltern ehrerbietig behandelt werden sollten, denn die bloß physische Pflege derselben sei gleichbedeutend mit der Sorge, die man Hunden und Pferden angedeihen lasse.

Wir haben die erwähnten Abschnitte in diesem Zusammenhang angeführt, um zu zeigen, daß die Vorstellung, die Kindesliebe bestehe hauptsächlich in Erfüllung der elterlichen Wünsche und Bedürfnisse, in China schon sehr alt ist. Konfucius sagt ausdrücklich: „Heutigentags äußert sich die Kindesliebe nur durch Unterstützung der Eltern,“ womit er andeutet, daß dies in den früheren Zeiten, die ihm so teuer waren und die er so gerne wieder erstehen sehen wollte, anders gewesen sei. Viele Jahrhunderte sind vergangen, seit der Meister diese Reden hielt und seine Lehre hat Zeit gehabt, in das Mark des Volkes einzudringen, wie es ja auch geschehen ist. Wäre aber Konfucius heute am Leben, so hätte er Ursache, entschiedener denn je zu behaupten: „Heutigentags äußert sich die Kindesliebe nur durch Unterstützung der Eltern.“ Wie schon erwähnt, läßt das Gewissen des Volkes die Kindesliebe mehr gelten als irgend eine andere Pflicht, nur sollte in demselben Zusammenhang ausdrücklich erklärt werden, was diese kindliche Pietät eigentlich umfaßt? Wenn man zehn beliebige ungebildete Leute fragt, was sie unter „kindlichem“ Betragen verstehen, ist es höchst wahrscheinlich, daß neun von ihnen antworten: „Seine Eltern nicht erzürnen,“ nämlich durch Vernachlässigung ihrer Wünsche. In kurzen Worten: „Kindesliebe ist wu-wei“ „nicht ungehorsam“ sein, wie der Meister sagte, obwohl er doppelsinnig sprach.

Wenn unsere Leser diese Theorie in praktischer Form zu sehen wünschen, sollten sie die „24 Beispiele von Kindesliebe“ lesen, wie sie in dem so betitelten kleinen Buch aufbewahrt sind. In einem dieser Beispiele wird erzählt von einem sechsjährigen Knaben, der einen Freund besuchte, welcher ihm Orangen vorsetzte. Der frühreife Knabe vollführte bei dieser Gelegenheit den gewohnten chinesischen Kunstgriff, zwei Orangen zu stehlen und sie in seinen Ärmeln zu verbergen. Als er beim Fortgehen eine Verbeugung machte, fielen die Orangen heraus, wodurch der Knabe in eine peinliche Lage kam, der er übrigens gewachsen war. Indem er vor seinem Gastfreund niederkniete, äußerte er, und machte dadurch sein Andenken für nahezu zwei Jahrtausende

unsterblich: „Meine Mutter ißt sehr gerne Orangen, darum wollte ich ihr diese bringen.“ Da der Vater des Knaben ein hochgestellter Beamter war, sollte man denken, der Junge habe anderweitig Gelegenheit gehabt, der Vorliebe seiner Mutter für Orangen gerecht zu werden; aber für die Chinesen ist der Knabe ein klassisches Beispiel kindlicher Liebe, weil er in so zartem Alter an seine Mutter dachte, oder vielleicht, weil er so schnell eine Entschuldigung erfand. Ein anderer achtjähriger Knabe aus der Zin-Dynastie, dessen Eltern kein Netz zum Schutz gegen die Moskitos besaßen, hatte den glücklichen Einfall, recht bald zu Bett zu gehen, die ganze Nacht regungslos zu liegen und nicht einmal einen Fächer zu bewegen, damit sämtliche Moskitos sich um ihn sammelten und seine Eltern ungestört schlafen ließen. Von einem andern Jungen derselben Dynastie wird erzählt, welcher mit einer bösen Stiefmutter zusammen wohnte. Dieselbe aß sehr gerne Karpfen und da solche im Winter nicht zu haben sind, griff er zu dem unbegreiflichen Mittel, seine Kleider auszuziehen und sich aufs Eis zu legen; dies machte einen so tiefen Eindruck auf einige Karpfen, welche ihm zugesehen hatten, daß sie ein Loch durch das Eis brachen und heraussprangen, um zum Besten der bösen Stiefmutter gekocht zu werden.

Die Chinesen lehren, daß „selbstsüchtige Liebe zu Weib und Kind“ eine Form von unkindlichem Betragen sei. In dem bereits angeführten Kapitel des heiligen Edikts wird dies im Zusammenhang mit dem Spielen genannt und vor beidem gleich gewarnt. Ein typisches Beispiel wahrer kindlicher Liebe unter den 24 soeben erwähnten, handelt von einem sehr armen Manne, der zur Zeit der Han-Dynastie lebte und für seine Mutter und sein dreijähriges Kind nicht genug Nahrung verdienen konnte. „Wir sind so arm,“ sagte er zu seiner Frau, „daß wir nicht einmal die Mutter unterstützen können. Außerdem teilt sie ihre Nahrung noch mit dem Kinde. Wie wäre es, wenn wir das Kind begraben würden? Vielleicht bekommen wir einen Ersatz für dasselbe, aber wenn die Mutter stirbt, bekommen wir sie nicht wieder!“ Seine Frau wagte nicht zu widersprechen, und so gruben sie denn ein mehr als zwei Fuß tiefes Loch, als sich zum großen Erstaunen der Leute ein goldenes Gefäß darin fand, dessen Inschrift es als Belohnung des Himmels für den guten Sohn bezeichnete. Ohne dieses wunderbare Gefäß wäre das Kind lebendig begraben worden, und nach der Lehre von der Kindesliebe mit vollem Recht. „Die selbstsüchtige Liebe zu Weib und Kind“ darf den Mord eines Kindes nicht hindern, um das Leben eines der Großeltern zu erhalten.

Ferner glauben die Chinesen, daß es Fälle von hartnäckigen Krankheiten der Eltern giebt, welche nur durch das Opfern eines Stückes Fleisch von einem Sohn oder einer Tochter geheilt werden können, das in gekochtem Zustand von dem ahnungslosen Kranken gegessen werden muß. Wenn auch nicht verbürgt, ist doch ein günstiger Erfolg sehr wahrscheinlich. Die Pekinger Zeitung erzählt oft von derartigen Fällen. Der Schreiber dieser Zeilen ist persönlich bekannt mit einem jungen Manne, der sich ein Stück Fleisch abgeschnitten hatte,

um seine Mutter zu heilen, und die Narbe mit dem verzeihlichen Stolz eines alten Soldaten zu zeigen pflegte.

Das Hauptstück der chinesischen Kindesliebe ist in einem Ausspruch des Mencius bezeichnet: „Drei Dinge gelten für unkindlich, das schlimmste davon ist, keine Nachkommen zu haben.“ Die Notwendigkeit, Nachkommen zu hinterlassen, entspringt aus der Notwendigkeit, daß die wichtigste Pflicht im Leben, den Ahnen zu opfern, fortgesetzt werde. Deshalb muß jeder Sohn so frühzeitig als möglich verheiratet werden. Es ist nicht ungewöhnlich für einen Chinesen, mit 36 Jahren Großvater zu sein. Ein Bekannter des Schreibers klagte sich auf dem Sterbebett an, in zwei Dingen unkindlich gehandelt zu haben: erstens habe er nicht lange genug gelebt, um seine Mutter zu begraben, und zweitens habe er versäumt, für die Verheiratung seines Sohnes, eines Knaben von zehn Jahren, Sorge zu tragen. Ohne Zweifel würde sich die Mehrzahl der Chinesen dieser Ansicht über Kindesliebe anschließen.

Keinen Sohn zu haben, wird als erster von den sieben Punkten genannt, die als Scheidungsgründe von einer Frau gelten. Das Bedürfnis nach männlichen Kindern hat zu dem System der Nebenfrauen mit allem daraus entstehenden Elend geführt. Es scheint darum dem Chinesen natürlich, bei der Geburt eines Sohnes das größte Entzücken und bei der Geburt einer Tochter die größte Enttäuschung zu zeigen. Diese Auffassung der chinesischen Lehre ist hauptsächlich schuld an den vielen Kindsmorden. Dieses Verbrechen ist im Süden Chinas viel häufiger als im Norden, wo es ganz unbekannt zu sein scheint. Man darf aber nicht vergessen, daß es kaum einen Gegenstand giebt, über den man schwerer genaue Auskunft bekäme: es hängt davon ab, wie sich die öffentliche Meinung dazu stellt. Die Zahl der unehelichen Kinder kann nicht gering sein und der Beweggrund, sie zu beseitigen, welches Geschlechts sie auch seien, ist immer mächtig. Selbst wenn in einer Gegend der Mord kleiner Mädchen mehr Anstoß erregte, als es wirklich der Fall ist, wäre es kaum denkbar, daß ein Volk, welches das Lebendigbegraben eines dreijährigen Kindes zur Erleichterung des Unterhalts der Großmutter als einen Akt kindlicher Pietät billigt, gänzlich frei bliebe von diesem Verdacht.

Wir haben bereits hingewiesen auf die chinesische Sitte der dreijährigen Trauerzeit um die Eltern, die in der Praxis jedoch einsichtsvoll auf 27 Monate beschränkt wird. In dem 17. Buch der „Konfucianischen Analekten“ lesen wir von einem der Anhänger des Meisters, welcher gegen eine dreijährige Trauerzeit protestierte, indem er behauptete, ein Jahr genüge vollkommen. Der Meister antwortete hierauf endgiltig: ein guter Sohn könne doch während der drei Trauerjahre nicht glücklich sein, wenn er aber glaube, ein Jahr genüge ihm, möge er den Termin abkürzen: als „Mann von Bildung“[1]) betrachtete ihn jedoch der Meister nicht.

[1]) Ein, wie das englische gentleman, nicht vollkommen wiederzugebender chinesischer Begriff, wörtlich: der Fürstensohn oder der adlige Mensch. D. E. Faber übersetzt: der Edle.

Die Beobachtung dieser Trauerzeit steht allen andern Pflichten voran und nimmt einen nicht unbeträchtlichen Teil der Lebenszeit solcher Söhne in Anspruch, die etwa als Beamte angestellt sind. Besondere kindliche Pietät äußert sich manchmal darin, daß der Sohn neben dem Grabe des Vaters oder der Mutter eine Hütte baut, in der er die ganze Trauerzeit zubringt. Meistens bleibt der Trauernde nur des Nachts am Grabe, während er tagsüber seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachgeht. Manche Söhne jedoch beruhigen sich nur mit genauer Ausübung des vollständigen Ceremoniells, indem sie die ganze Zeit in selbsterwählter Verbannung, ohne jede Beschäftigung, nur ihrem Schmerze leben. Der Schreiber kennt einen Mann, dessen übertriebene Anhänglichkeit an das Grab seiner Eltern seinen Geist verwirrte, so daß er seiner Familie zur Last fiel. Abgesehen von den Folgen, welche nicht in Betracht kommen, erscheint dem Chinesen solch eine Handlungsweise höchst achtungswert. Die ceremonielle Pflicht gilt für absolut bindend.

Nicht selten hört man, daß Leute ihr Besitztum bis auf den letzten Morgen Landes verkauft, ja selbst ihr Haus eingerissen und über die Balken verfügt haben, um das nötige Geld für ein angemessenes Begräbnis ihrer Eltern daraus zu lösen. Man kann nur wenigen Chinesen begreiflich machen, daß sie dadurch ein Unrecht an der Gesellschaft begehen. Sie haben kein Verständnis dafür, denn ein solches Benehmen kommt mit ihrem Instinkt sowohl, als auch mit „li“, dem Schicklichkeitsgefühl, überein und muß deshalb richtig sein.

Der Abbé Huc erzählt aus seiner eigenen Erfahrung ein Beispiel von diesem ceremoniellen kindlichen Betragen, welches die Chinesen so hoch schätzen. Im ersten Jahr seines Aufenthalts im Süden von China hatte er Veranlassung, einen Boten nach Peking zu schicken. Da fiel ihm ein, daß ein chinesischer Schullehrer, der in seinen Diensten stand und aus Peking gebürtig war, vielleicht froh wäre, die seltene Gelegenheit zu benützen, um seiner alten Mutter, von der er schon vier Jahre lang nichts mehr gehört hatte und die auch nicht wußte, was aus ihm geworden war, Nachricht zukommen zu lassen. Als der Lehrer hörte, daß der Bote sich bald auf den Weg machen werde, rief er einem seiner Schüler, welcher im nächsten Zimmer seine Aufgabe herunterleierte, zu: „Nimm dies Papier und schreibe einen Brief an meine Mutter. Aber verliere keine Zeit, denn der Bote geht gleich fort!“ Dieses Verfahren befremdete Herrn Huc und er fragte, ob der Knabe des Lehrers Mutter kenne, erhielt aber den Bescheid, daß derselbe gar nichts von ihrer Existenz wisse. — „Wie weiß er denn, was er schreiben soll, wenn es ihm niemand gesagt hat?“ — Hierauf antwortete der Lehrer: „Wie sollte er das nicht wissen? Hat er doch ein ganzes Jahr litterarische Aufsätze studiert und kennt eine Menge eleganter Wendungen! Glauben Sie wirklich, daß der Junge nicht genau weiß, was ein Sohn seiner Mutter schreiben sollte?“ Wirklich kehrte der Knabe bald darauf mit dem Brief zurück, der nicht nur geschrieben, sondern auch versiegelt war, so daß der Lehrer nur die

Überschrift mit eigener Hand dazu fügte. Der Brief hätte ebensogut für jede andere Mutter des Reiches gepaßt, wie sich eine jede andere darüber gefreut hätte.

Das Betragen der chinesischen Kinder gegen ihre Eltern ist nicht an zwei Orten das gleiche. Ohne Zweifel machen sich überall die beiden Extreme geltend.

Elternmorde sind selten und es machen sich meist nur Geistesgestörte derselben schuldig, obwohl dies keinen Unterschied bildet in der furchtbaren diesem Verbrechen folgenden Strafe. Aber unter dem gemeinen Volk, das mit größter Armut kämpft, ist eine gewisse rauhe Behandlung der Eltern unvermeidlich. Dagegen kommt es in Fällen von Todesstrafe vor, daß ein Sohn dieselbe freiwillig für den Vater erleidet und solche Beispiele sind der beste Beweis von der Aufrichtigkeit und Stärke der kindlichen Liebe, selbst wenn der Vater ein Verbrecher ist.

Für den Europäer, welcher an die nicht selten allzu lockeren Bande des Familienlebens in sogenannten christlichen Ländern gewöhnt ist, hat der chinesische Begriff von Kindesliebe und Kindespflicht etwas ungemein Anziehendes. Die Ehrerbietung gegen das Alter, welche damit zusammenhängt, ist höchst wohlthätig und es wäre gut, wenn die Europäer sich derselben mehr befleißigten. Sobald ein junger Europäer mündig ist, thut er, was er will, und geht, wohin er Lust hat: es besteht kein bindender Zusammenhang mehr mit seinen Eltern. Dem Chinesen würde ein solches Betragen bei Tieren, einem Kalb oder einem Füllen gegen seine Alten, begreiflich scheinen, aber nicht dem „li“, Schicklichkeitsgefühl der Menschen, entsprechen. Eine aufmerksame Beobachtung dieser Sache vom chinesischen Standpunkt aus wird uns zeigen, daß in unseren eigenen socialen Verhältnissen sehr viel zu bessern wäre und daß die meisten von uns, da sie in einem Glashaus wohnen, nicht mit Steinen werfen sollten! Andrerseits ist es thöricht, die chinesische Kindesliebe zu erörtern, ohne ihre verhängnisvollen Mängel in einzelnen Stücken zu betonen.

Diese Lehre scheint fünf Grundfehler zu haben, zwei negative und drei positive. Sie füllt Bände über die Pflicht der Kinder gegen die Eltern, aber sie verliert nicht ein Wort über die Pflicht der Eltern gegen die Kinder. In China wäre eine Ermahnung dieser Art so nötig wie in allen Ländern und zu aller Zeit. Die göttliche Eingebung ließ den Apostel Paulus in kurzen, an die Kolosser gerichteten Sätzen die vier Grundpfeiler des idealen Hauses zusammenfassen: „Ihr Männer, liebet eure Weiber und seid nicht bitter gegen sie.“ — „Ihr Weiber, seid unterthan euren Männern, in dem Herrn, wie sich's gebühret.“ — „Ihr Kinder, seid gehorsam den Eltern in allen Dingen; denn das ist dem Herrn gefällig.“ „Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht scheu werden.“ Was besitzt die Konfucianische Moralität an praktischer Weisheit, das sich mit diesen weitreichenden Lehrsätzen im entferntesten messen könnte? Die chinesische Lehre bietet *nichts* für ihre Töchter, alles für ihre Söhne. Das geistige Auge

Chinas muß seit grauer Vorzeit getrübt sein, daß es diese schwere Kränkung der menschlichen Natur nicht wahrnahm. Durch den Zufall ist das Kind je nach dem Geschlecht eine Familiengottheit oder eine lästige Bürde, welche vielleicht beseitigt, jedenfalls aber verachtet wird.

Die chinesische Lehre der kindlichen Pietät stellt das Weib auf eine niedere Stufe. Konfucius weiß nichts zu sagen von den Pflichten der Eheleute gegen einander. Das Christentum verlangt von dem Manne, daß er Vater und Mutter verlasse und dem Weibe anhange. Der Konfucianismus verlangt von dem Manne, daß er Vater und Mutter anhange und sein Weib veranlasse, dasselbe zu thun. Wenn das Verhältnis zwischen dem Ehemann und seinen Eltern in Widerspruch gerät mit demjenigen zwischen den Eheleuten, so muß letzteres, als das unwichtigere Band, zurückstehen. Der ganze Aufbau der chinesischen Gesellschaft, nach patriarchalischen Vorbildern entworfen, hat große Schäden. Er fördert die Knechtung einiger natürlicher Instinkte des Herzens, um andere über Gebühr auszubilden, er veranlaßt die gänzliche lebenslängliche Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren, er drückt die Geister in eiserne Fesseln, welche Entwicklung und Veränderung hemmen. Jener Satz der chinesischen Lehre, welche die Sorge für Nachkommenschaft von der kindlichen Pietät erheischt, ist für ein Heer von Übeln verantwortlich. Er zwingt zur Adoption von Kindern, es mögen Mittel zu deren Unterhalt vorhanden sein oder nicht. Er führt zu frühzeitigen Heiraten und befördert die Geburt von Millionen menschlicher Wesen, welche unter dem Druck bitterster Armut kaum ihr Leben fristen können. Er treibt zur Annahme mehrerer Haupt- und Nebenfrauen, was immer und unvermeidlich ein Fluch ist. Er gelangt zum Ausdruck in der Ahnenverehrung, welche eigentlich die wahre chinesische Religion ist. Dieses System der Ahnenverehrung ist, wenn man es in seiner richtigen Bedeutung erkennt, wohl das schwerste Joch, das je einem Volk auferlegt war. Wie uns Dr. Yates in dem schon erwähnten Aufsatz zeigt, stehen die hunderttausende lebender Chinesen in der drückendsten Dienstbarkeit zu den ungezählten Millionen verstorbener. „Die heutige Generation ist mit den vorhergegangenen verkettet." Die Ahnenverehrung ist der Typus und die Bürgschaft des starren Konservatismus, auf den wir schon hingewiesen haben. Wie soll sich China in den ganz neuen Verhältnissen des letzten Viertels dieses Jahrhunderts zurechtfinden, solange dieser Konservatismus nicht den Todesstoß erhalten hat? Wie soll China auch nur einen einzigen Schritt vorwärts thun, solange die Generationen der Dahingeschiedenen als die Götter dieses Volkes betrachtet werden?

Die Wurzel der kindlichen Pietät, wie die Chinesen sie ausüben, dürfte eine Mischung der beiden mächtigsten Triebfedern der Menschenseele sein: Furcht und Eigenliebe. Man soll die Geister ehren um ihrer Macht willen, Schaden zu thun. Es ist ein kluger Spruch des Meisters, wenn man ihn vom Konfucianischen Standpunkt aus betrachtet: „Es ist am weisesten, die Geister zu verehren, aber sich entfernt von ihnen zu halten." Werden die Opfer vernachlässigt, so erzürnt es die

Geister und sie sinnen auf Rache. Daher gewährt es mehr Sicherheit, die Geister zu verehren. Dies scheint eine gedrängte Darstellung der chinesischen Theorie der Geisterverehrung jeglicher Art zu sein. Was das Verhältnis zu den Lebenden betrifft, so ist der Gedankengang ebenso einfach. Jeder Sohn hat seine Kindespflichten gegen seinen Vater erfüllt und erwartet nun dasselbe von seinem eigenen Sohn. Dazu sind die Kinder überhaupt da. Über diesen Punkt ist der Geist des Volkes im Klaren: „Bäume sollen Schatten geben, Kinder Stützen im Alter.“ Weder Eltern noch Kinder geben sich Täuschungen über diesen Gegenstand hin: „Hast du keine Kinder, welche dir Unmuße machen, so hast du niemand, dein Grab zu schmücken.“ Jede Generation zahlt die Schuld, welche die vorhergegangene von ihr fordert und erwartet ihrerseits volle Bezahlung bis auf den letzten Heller von der nachkommenden. So wird die kindliche Pietät von einer Generation zur andern, von einem Zeitalter zum andern fortgepflanzt.

Es ist eine traurige Bemerkung, die wir zu der übertriebenen chinesischen Pietätslehre machen müssen, daß sie nicht nur in keiner Beziehung zu einem höchsten Wesen steht, sondern daß sie auch nicht zur Erkenntnis seiner Existenz hinführt. Der vollkommenste und letzte Ausdruck dieser kindlichen Pietät, die Ahnenverehrung, ist völlig gleichbedeutend mit Polytheismus, Agnosticismus und Pantheismus. Sie macht verstorbene Menschen zu Göttern und ihre einzigen Götter sind verstorbene Menschen, ihre Liebe, ihre Dankbarkeit gehören nur den irdischen Eltern, sie hat keine Vorstellung von einem himmlischen Vater und fühlt keine Teilnahme, wenn Er ihr offenbart wird. Entweder wird das Christentum niemals in China eingeführt oder die Ahnenverehrung muß aufhören, denn das sind unverträgliche Gegensätze. In dem Kampf auf Leben und Tod wird der Mächtigere überwinden!

Was haben wir von der Beschäftigung mit der Mission für unseren inneren Menschen?[1])

Von P. Keller in Düsseldorf.

Wenn ich etwas über den Segen reden möchte, den unser innerer Mensch von der Beschäftigung mit der Mission hat, versteht es sich für mich von selbst, daß ich nur flüchtige Arabesken zeichne, Konturen, die jeder selbst ausfüllen kann und ausfüllen soll mit eigenem Erleben und Erfahren. Nur eins muß ich noch vorausschicken: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Wenn die Beschäftigung mit der Mission uns Segen bringen soll, müssen wir sie auch wirklich treulich

[1]) Ansprache in der studentischen Missionsversammlung in Halle a./S. den 20. Februar 1895.

und fleißig treiben, — dann wird das Echo des Segens auch nicht ausbleiben.

Das erste, was sich uns beim Lesen der Missionsberichte aufdrängt, ist eine Vergleichung der Zustände draußen mit unseren daheim. Hören wir das Urteil der Missionare über die Verwilderung des Gewissens der Heiden, über die Verzerrung von sittlichen Begriffen, über die Verkommenheit der Volkssitten und die ungeheure Macht dämonisch gesteigerter Sündengebiete, dann können wir uns das nur aus der jahrtausendealten Entartung dieser von allem Offenbarungslicht abgeschnittenen Völker erklären. Wieviel Anregung zu demütigem Dank liegt aber in solcher Vergleichung mit der moralischen und religiösen Atmosphäre, in der wir selbst aufgewachsen sind, für uns Christen! Wir stehen auf den Schultern anderer, wir haben den Nutzen der Entwicklung vergangener Jahrhunderte, wir sind Glieder in der langen Kette derer, von denen es heißt: „und will sie segnen bis ins tausendste Glied!“ Die Reformation, große geschichtliche Epochen, Geistesarbeit der Menschen und Arbeit des heiligen Geistes in der Kirche, alles Mögliche ist schon geschehen, um uns Bahn zu machen, uns die Kräfte zuzuführen, die wir schier spielend aufgenommen haben durch die Erziehung in solch christlicher Luft. Aber die andere Seite dieses Dankgefühls heißt: Noblesse oblige! Wem soviel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt werden! Wer es soviel leichter hat, sich rein zu erhalten, an den müssen und werden andere Maßstäbe sittlicher Wertung gelegt, als an die frischbekehrten Heiden, die mitten im Zauberbann eines Heidentums sich bewähren sollen, das verwurzelt und verwachsen ist wie der Urwald!

Weiter merkt man beim Lesen der Missionsgeschichte, daß nicht die leitenden Gesichtspunkte der heimischen Verwaltungen, wie verhängnisvoll ihre Mißgriffe sein mögen, nicht der ganze Apparat von Einrichtungen und Anstrengungen, sondern die einzelnen vom Geiste Gottes erfüllten Persönlichkeiten die Hauptsache seien. Sie bilden die Epochen, sie stellen einen Ruck dar, den es wieder vorwärts thut, und um sie zu beten, hat der Herr uns auch geheißen, wenn er sagt: „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende!“ Wieviel kann der Arbeiter im Reich Gottes daheim aus solcher Erkenntnis lernen! Nicht nur wird er seine eigene Berufung wieder sinnend und betend prüfen vor Gott, sondern er wird sich weiter fragen, was denn an diesen epochemachenden Persönlichkeiten die Hauptsache sei. Nicht, daß sie geistreich waren im Sinn der Welt, nicht, daß sie neben glänzenden natürlichen Gaben reich waren an theologischem Wissen, sondern, — daß sich vor ihm kein Fleisch rühme! — etwas ganz anderes war ihre Stärke. Natürliche Begabung und wissenschaftliche Ausbildung sollen dabei keineswegs verachtet werden, — es ist ein Unterschied, ob man eine ganz kleine oder eine sehr große Grundfläche für den Lebensbau einnimmt; das eine Mal giebt's nur einen Obelisk, das andere Mal eine Pyramide! — aber die Hauptsache ist, was der heilige Geist durch den Menschen

thun kann. So lange der Mensch nur ein natürlicher bleibt, kann der Geist gar nichts durch ihn thun, so lange der Mensch nur ein psychischer Christ ist, wird das Thun des Geistes sehr beschränkt sein. Wieviel begabte Christen lernt man nicht kennen, bei denen man heimlich den Eindruck empfängt: „Was könnte der Herr durch dich wirken, wenn Er dich ganz hätte!“ Erst nach der willigen Hingabe des eigenen Wesens an den Herrn und sein Leiten kann der Geist so am Menschen arbeiten, daß er ein pneumatischer Mensch wird. „Wenn ich schwach bin, bin ich stark!“ hat der größte Heidenmissionar als sein Amtsgeheimnis offenbart und darin liegt heute noch der eigentliche Segen, das wirkliche Geschehen von Gottes Werken durch uns, daß wir uns ganz und gar hingeben an den Einfluß von oben. Da aber Gottes Wahrheiten nicht theoretische Erkenntnis sind, sondern praktische Kraft und wirkliches Leben, so wollen wir Theologen uns das gesagt sein lassen, auf daß es nicht unsere Schuld sei, daß so wenig „Geistesmenschen“ da sind für den Geist von oben, der sie sucht und braucht. Dann wird der Geist auch durch uns mehr wirken können als bisher.

Es scheint mir weiter sehr segensreich zu sein, daß durch die Bekanntschaft mit der Missionsarbeit unter den Heiden eine Frage einem immer wieder in den Vordergrund des Interesses tritt, nämlich die nach der wirklichen Herzensbekehrung der Einzelnen. Hier hört man, daß man zu voreilig mit der Taufe gewesen, dort klagt man über die Seltenheit einer tiefgehenden Sinnesänderung, — überall aber steht dieser Punkt im Vordertreffen. Die Vorbedingungen der Bekehrung, göttlicher und menschlicher Faktor bei derselben, Erweisung der Echtheit derselben, — solche und ähnliche Stoffe werden in sehr vielen verschiedenen Einzelfällen besprochen und erwogen. Schon beim ersten Missionsfest der Apostelgeschichte freut man sich darüber (Act. 14, 27), daß Gott den Heiden die Thür des Glaubens aufgethan habe, also wird dergleichen Gottesthun auch jetzt immer wieder in der Heidenwelt wie daheim erkannt werden müssen. Aber ob auch Gott die Thür aufthut, hindurchgehen muß der Einzelne selbst; wenn auch Vorbereitung und Disposition da sein müssen, im letzten feinsten Entscheidungspunkte steht doch das Menschenherz selbst da, wie es die letzte kleine Drangabe des eigenen Willens in die Wagschale legt. Wieviel Segen hat der über solche Besprechung sinnende Theologe daraus für sich selbst und seine praktische Arbeit daheim! Ich werde das Gesicht jenes Bauern in meiner ersten Landgemeinde in Südrußlands Steppen nie vergessen, der mir nach einer Missionsstunde sagte: „Ja, Herr Pastor, wenn das so steht mit der Bekehrung, — dann sind wir ja hier alle noch gar keine wirklichen Christen!“ Für uns selbst wird oft eine ganz schlichte Schilderung dieses Vorganges draußen auf dem Schlachtfeld ein Gradmesser für unseren eigenen Herzensstand, und ich schäme mich nicht, es hier zu bekennen, daß ich der jahrelangen Beschäftigung mit den viel verlästerten „Bekehrungsgeschichten“ aus dem Missionsgebiet mehr Segen für meinen

nneren Menschen, wie für meine Amtsthätigkeit verdanke, als manchen ickleibigen Handbüchern der Dogmatik und Homiletik! Schon, daß nan sich da eingehend mit solchen inneren Fragen beschäftigen muß, st sehr heilsam und befruchtet das praktische Wirken dessen, der selbst ekehrt sein muß, wenn er andere bekehren will. Dabei will ich dem Mißbrauch, den man mancherorts mit diesem Worte treibt, gewiß icht Thor und Thür öffnen und ärgere mich auch, wenn ich höre, aß ein fünfzehnjähriger Bauernjunge den neueingeführten Pastor, wie er vom Wagen steigt, mit der Frage anfällt: „Herr Pastor, sind Sie auch bekehrt?" Aber der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch icht auf! Irgendwo und wie muß doch der Einzelne solche einschneidende Erfahrungen von der umgestaltenden und erneuernden Kraft es Evangeliums machen, daß er eben aus Erfahrung von dem vollen Segen des Evangeliums sprechen kann. Freilich — und das leitet ins schon zum nächsten Punkt hinüber — darf man nicht bei seiner Bekehrung stehen bleiben, sonst geht man an seiner Bekehrung zu Grunde. Auch wer durch die enge Pforte hindurch ist, muß ringen ind beten, daß er nachher auch den schmalen Weg finde, von dem geschrieben steht, daß ihn wenige finden.

In diesem Zusammenhang wird uns das neue Licht wichtig, velches aus den Missionsberichten auf das christliche Heiligungsleben fällt. Vielleicht, weil draußen meistens der Überritt viel schwieriger ist und man größeren Preis als daheim für das Christwerden zahlt, ist auch in den nüchternsten Beschreibungen solch ine Fülle wirklichen kräftig pulsierenden neuen Lebens, daß uns daselbe so ganz anders anmutet, als der Mischmasch von Welt und Christentum daheim. Wer — um nur einige ganz bekannte Beispiele u nennen — die Christenverfolgungen in Madagaskar und Uganda oder den Umschwung des ganzen privaten und öffentlichen Lebens auf en Witiinseln vergleicht mit der stagnierenden Ruhe in manchen inserer Gemeinden, — nun, der kann etwas lernen! Bei uns sieht's oft so aus, wie jenes Geschichtlein von dem Schiff im Eismeer schildert. Man sieht ein Schiff mit richtig gestellten Segeln und günstigem Wind daher kommen, aber keine Seele ist an Bord zu sehen. Alle Signale, alles Anrufen bleibt ohne Antwort. Wie man das Schiff entert und es untersucht, stellt sich heraus, daß die ganze Mannschaft totgefroren n den Kojen liegt. Äußerlich ist alles in Ordnung, es fehlt nur das Leben. Wie aber wird's gehen, wenn der günstige Wind umspringt? Wie wird's bei uns werden, wenn solche Gemeinden in den gewaltigen Geisterkampf der Endzeit, deren Sturmvögel die Nähe des kommenden Sturmes schon künden, werden hineingerissen werden?

Aber mindestens ebenso ernst und heilsam ist's, wenn wir das eigene Wachstum in der Heiligung an dem Maßstab der Biographien hervorragender Missionare messen. Man ist da oft unnüchtern gewesen, — obschon manche in das Gegenteil verfielen und bei ihrer Charakterschilderung „allzugerecht" sein wollten und zuviel Schattenbilder gezeichnet haben, — aber auf alle Fälle bleibt genug Be-

schämendes für uns übrig. Zu den ergreifendsten Biographien dieser Art rechne ich die Schilderung des Lebens von Missionar Paton auf der Insel Tanna. In steter Todesgefahr, die ihm fast täglich deutlich genug vor die Augen trat, hat dieser Held Gottes sich demütig und sanftmütig jahrelang in einer Lebenslage gehalten, die uns kaum für ein paar Tage erträglich scheinen würde. Wie ist das bei uns anders! Wir sind hier unter Studenten, — da dürfte man nur einen flüchtigen Seitenblick auf den Begriff von Ehre werfen, dem man das ganze Duellunwesen verdankt. Sagt nicht der Herr: „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmet?“ Was ist denn ehrlicher und ehrenvoller, auf seines Vaters Namen durch Leichtsinn unverantwortliche Schulden häufen, seine sittliche Kraft in Unkeuschheit vergeuden, dabei aber seine sogenannte Ehre durch Schlägermensuren rein waschen („Mut zeiget auch der Mameluk!“ Schiller) oder auf dieses ganze Ehrgebiet verzichten, dabei aber es durch seinen Wandel zeigen, daß man sprechen kann: „Die Moral ist meine Ehre?“ Oder, wie steht's bei uns im Geldpunkt? Der Missionar wird so gestellt, daß er sein Auskommen hat, an Luxusleben oder Geldzurücklegen kann er nicht denken, — unsere jungen Theologen aber träumen von den besten Stellen, und wenn irgendwo eine besonders fette Pfründe sich aufthut, fühlen sich gleich zwanzig oder mehr innerlich berufen, sich zu ihr zu melden! Vom Missionar erwartet jedermann, daß er voll heiligen Geistes, sanftmütig, demütig und aufopferungsfreudig sei; erwartet der Herr Jesus nicht dasselbe von einem jeden von uns? Kann es daheim einen nennenswerten Erfolg unserer Arbeit geben, wenn Jesus uns nicht ganz zu eigen gewonnen hat? Wie heilsam wäre da eine Vergleichung unserer weltförmigen, leidensscheuen Art mit der der echten Missionare! Dort im Missionsgebiet sind die Verzagten, Unentschiedenen, Halben sehr schnell fertig: der Zusammenbruch des auf Sand gebauten Hauses wird dort beschleunigt durch die Energie des Ansturms der Feinde, — bei uns schleppen sich die Halben im Schatten der Kirche, im Schutz von Einrichtungen und äußeren Stützen zum Schaden der Kirche noch viel leichter und viel länger fort. Wollte Gott, daß wir unser Missionsstudium als eine Beichtstunde ansähen, dann wäre die darauf verwandte Zeit keine Verschwendung, sondern der Segen brächte reichlich ein für Amt und Herz, was uns solche Lektüre an Zeit gekostet.

Wird man so zum Ernstmachen in seinem eigenen Christentum getrieben durch das, was man von draußen hört, indem sich Pauli Wort an uns erfüllt: „Euer Exempel hat viele gereizet!“ — dann kann's nicht anders sein, als daß diese Bewegung ihre Kreise fortsetzte auch bis ins Allerheiligste unseres Christenlebens auf Erden, bis ins G e b e t. Liegen die geheimen Wurzeln unseres öffentlichen Wirkens („der Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich!“) im Gebet, dann kommt doch viel darauf an, was alles diesen Wurzeln zugeführt werde und in Beziehung zu ihnen kommt. Wir lesen von dem Gebetsleben der Missionare, von Gebeten der Neubekehrten, und

heimlich klingt das Glöcklein im Gewissen: „Wieviel, wie ernst, wie treu betest du selbst? Wie oft kann der, der ins Verborgene sieht, von dir sagen: Siehe, er betet?" Ist das schon heilsam, daß wir durch solches Vorbild angestoßen und erinnert werden, unser eigenes Herzensgebet zu pflegen, — wie demütigend und beschämend wirkt es nicht, wenn wir durch Missionslektüre und Ansprachen auf Missionsfesten immer wieder daran erinnert werden, daß man da draußen rechne auf unsere Fürbitte? Hand aufs Herz! Da ist eine großartige Unterlassungssünde auch sonst christlich gesinnter, gläubiger Missionsfreunde, daß sie nicht beten, obschon es von ihnen allgemein erwartet wird. Ich kann wohl sagen, daß kein Tag seit etwa zwanzig Jahren in meinem Leben gewesen ist, wo ich nicht gebetet hätte, aber wie spärlich sind in dieser Zeit die Tage verstreut, wo ich auch ernstlich für die Mission gebetet habe! Bisweilen, wenn eine besondere Sache aus einem bekannten Missionsgebiet an einen herankam, war man eine Zeitlang treuer darin, und dann — ja, dann schlief's wieder ein. Als der Singa Mengaradjah seinen letzten Angriff auf die rheinischen Missionsstationen auf Sumatra machte, oder als die auf Madagaskar befindliche evangelische Mission durch die erste französische Expedition bedroht war, oder bei einem der großen Defizits der Baseler Mission gab es solche Gebetszeiten für mich, — aber sonst mußte ich mich immer wieder mahnen lassen, die hingeworfenen Fäden der Fürbitte aufzuheben.

Darum ist es sehr dankenswert, daß noch ein Segen der Mission für unseren inneren Menschen hinzutritt, der einen zur Treue im Gebete für die Mission treibt: das sind die persönlichen Liebesbeziehungen zu Missionaren und Missionsleuten. Wie mancher Missionar ist unter mein Dach gekommen, dessen Einfluß auf mich so heilsam gewesen oder geworden ist, daß ich sagen konnte: „Ich sah dein Angesicht, wie eines Engels Angesicht!" Wenn man mit einzelnen solchen lieben Leuten Freundschaft für Zeit und Ewigkeit gemacht hat, das giebt auch eine immer wiederkehrende Anregung ihrer Arbeit zu gedenken. Der Briefwechsel mit ihnen, die persönliche Teilnahme an ihrem Geschick, das alles hilft dem leicht vergeßlichen Menschen, auch diese persönliche Fürbitte fleißiger zu treiben. Das wird freilich noch ein gut Teil anders, wenn man junge Männer zum Missionsdienst begeistern und vorbereiten darf. Da muß viel Arbeit an ihnen auf den Knien gethan werden, bis sie erst hinausgesandt werden können, und dann fängt das fürsorgende und fürbittende Interesse erst an. Gerade diese Beziehungen haben mir die schönsten und vielleicht auch die schwersten Stunden gebracht, — die schönsten, weil es die von Selbstsucht reinste Liebe zum Herrn und den Brüdern war, wenn man sich an ihrem Gewordensein und geistlichem Wachstum freuen durfte, — die schwersten, wenn's doch schließlich mit solch einem Jüngling nichts wurde oder man ihn mußte die Welt lieb gewinnen sehen. Aber die hellen Erinnerungen sind stärker als die trüben, und ich nenne es heute noch eine besonders gnädige Fügung, wenn ich in eine

Jünglingsseele den Funken werfen durfte: „Der Meister ist da und ruft dich!"

Im Laufe der Jahre schwindet so manche jugendliche Begeisterung, der Schmelz von so manchen schillernden Schmetterlingsflügeln wird abgestreift, man wird nüchterner und kritischer, — so ist es mir auch mit manchen Arbeiten und Arbeitern des Reiches Gottes gegangen, — aber die Jugendliebe zur Mission ist noch nicht erloschen! Im Gegenteil, je dunkler und länger die Schatten des sich neigenden Weltenabends werden, desto lebendiger und stärker regt sich die Mahnung in meiner Seele: „Wirket, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!"

Daher möchte ich Ihnen, meine jungen Freunde, zum Schlusse eine Frage zurufen, auf die ich heute keine Antwort will, sondern worauf Sie selbst später mit Ihrem Leben antworten sollen: Was wollen Sie werden: Eiszapfen oder Feuerflammen? Eiszapfen machen sich ganz stattlich am Kirchendach, aber sie nützen nichts, wie lang sie immer sein mögen und wie klar ihr Eis auch sei, höchstens können sie beim Herabfallen eine Gefahr bilden für jeden, der vorübergeht. Feuerflammen aber sind von Jesu Liebe entzündet und brennen in solchem Geistesdrang, daß sie andere mitentzünden! Wollen Sie Feuerflammen Jesu werden, die er mitten in einer erkaltenden Welt zum Dienste seines Reiches recht brauchen kann, dann müssen Sie sich auch mit der Mission einlassen, die Jesu Feuer in alle Welt trägt. Sagen Sie mir nicht: „das können wir als Studenten nicht gut, denn das bloße Wort „Mission" hat für unsere Kameraden schon einen besonderen Beigeschmack, daß wir darob verspottet würden." Sollen Sie, wo es sich um Ihr inneres Werden handelt für die Ewigkeit, sich nach dem richten, was andere etwa über Sie sagen? Ein indischer Fürstensohn, der im Kerker gefangen gewesen, sollte freigelassen werden. Nun hatte der König bestimmt, er solle in Ketten durch die Straßen geführt werden bis vor seinen Thron; dann würde er ihn freisprechen. Da entfuhr dem Jüngling das Wort: „Aber was werden die Leute für Gesichter machen, wenn ich so in Ketten vorbeigeführt werde!" Der König, dem das Wort hinterbracht worden war, sagte: „Ich will dich lehren, darauf nicht achten!" Am andern Tage führte man ihn aus dem Gefängnis, gab ihm eine Schale mit Milch gefüllt in die Hände und bedeutete ihn, daß der hinter ihm gehende Henker ihm den Dolch in den Nacken stoßen werde, wenn er einen Tropfen von der Milch verschütten würde. Zitternd trug der Jüngling seine Schale durch die mit Volk angefüllten Straßen und war froh, als man ihm endlich die verhängnisvolle Schale abnahm. „Nun," fragte ihn der König, „hast du gesehen, was die Leute für Gesichter machten?" „Nein, wie konnte ich das? Ich trug ja mein Leben in meinen Händen!"

So steht's schon im 119. Psalm: „Ich trage allezeit meine Seele in meinen Händen!" So geht's Ihnen auch. Darum achten Sie es *nicht*, was die andern für Gesichter machen, sondern entscheiden Sie *sich*, was Sie werden wollen: Eiszapfen oder Feuerflammen?

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1895.

Blicke in die Tagesarbeit einer Senanaarbeiterin.

Von einer deutschen Senanalehrerin.

Vor 20 Jahren war es noch etwas Seltenes, in dem Basar oder den Straßen einer indischen Stadt eine Senana-Missionarin zu sehen. Heutzutage ist sie ein Teil des indischen Städtebildes. Denn es giebt, Gott sei Dank, kaum noch eine größere Stadt in Indien, in der nicht mehrere europäische Damen unter den eingebornen Frauen arbeiten. Das Netz des Gottesreiches wird weiter und weiter ausgespannt, auch in Indien, und selbst weite Distrikte mit zerstreut liegenden Dörfern haben Senana-Schulen und -Hospitäler aufzuweisen. — Wir sehen die kleinen Mädchen am frühen Morgen scharenweise zur „Missions-Schule" gehen. Obwohl von vielen Seiten heftig angefeindet, und beständig „den Kampf ums Dasein" führend, gedeihen und wachsen diese Schulen und helfen den Samen des Wortes ausstreuen in tausende von weichen und empfänglichen Herzen. —

Hari und Papur sind Cousinen; ihre Väter sind Brüder und wohnen in demselben Hause. Die beiden kleinen Mädchen sind die ersten, die früh am Morgen in der Senana rege sind, und sorgfältig gewaschen und gekämmt zur Schule wandern, wenn die andern Bewohnerinnen noch in süßen oder unerquicklichen Träumen liegen. Sie sind elf und zwölf Jahre alt und in der 6. (obersten) Klasse der Schule mit noch 4 andern Mädchen desselben Alters. Ein Wettlauf findet jeden Morgen statt, um die erste zu sein. Darum warten sie auch gar nicht, bis die Pattiwalli (Schuldienerin) kommt, um sie abzuholen, sondern schleichen unerlaubterweise davon. Unterwegs sehen sie Puni mit ihrer Mutter Kimat zur Schule gehen; Kimat ist eine der Lehrerinnen, eine hübsche, intelligent aussehende Hindu-Witwe höherer Kaste. Nachdem ihr Mann starb, wurde sie nicht länger im Hause der Schwiegereltern geduldet und ging mit ihren 4 Kindern — 3 Töchtern und einem Sohn — in das Haus ihrer Mutter zurück. Es ist für eine Hindufrau höherer Kaste eine Schande, öffentlich zu erscheinen und ihr Brot zu verdienen. Darum wurde sie nur durch die bitterste Not gezwungen, mastrianie (Lehrerin) zu werden. Die älteste Tochter, Jethi, ist bereits verheiratet, die zweite, Gomi, ist jetzt — nach Hindu-Begriffen — zu groß zur Schule zu gehen, und muß zu Hause sitzen, bis ihre Mutter einen Bräutigam mit geringen pekuniären Ansprüchen entdeckt; aber die dritte Tochter, Puni, eine kluge, kleine Person, die im elften Jahre ist, geht noch täglich zur Schule; und so pflichttreu

ist sie, daß selbst Krankheit sie nicht abhält; sie schleppt sich dann hin und legt sich auf die Erde auf eine der Kokosnußmatten, denn die Schule ist ein angenehmerer Aufenthaltsort als das eigene, winzige Heim, das, obwohl reinlich, in einer der schmutzigsten Gassen, umgeben von ebenso schmutzigen Höfen, gelegen ist. Jamna, ein elternloses Kind, das bei seinen Großeltern lebt, ist schon in der Schule und begrüßt die andern mit Triumphgeschrei. Die Schule ist ein großes, viereckiges Gebäude mit der Front nach Osten, und einer hohen, luftigen Veranda nach Süden, mit einem darangrenzenden kleinen Hof. Das Gebäude war ursprünglich ein Otak (Männerwohnung), wurde aber von der Senana-Missions-Gesellschaft angekauft. In der großen Mittelhalle sind die drei obersten Klassen, die sechste mit sechs, die fünfte mit acht, und die vierte mit zwölf Schülerinnen. Jamna erzählt den andern mit fliegendem Atem, wie sie sich gegruselt habe, ganz allein in der großen Schule; aus allen Ecken hätten sie Fratzen angestarrt mit glühenden Augen und lang heraushängender Zunge wie Kali, zu deren Schrein sie gestern mit der Großmutter gepilgert war. So glühend schildert sie, daß die andern begeistert zuhören und halb wünschen, sie wären an Jamna's Stelle gewesen. Rami und Muli, die beiden andern Schülerinnen der sechsten Klasse fehlen noch und ernten deshalb jeden Morgen eine wahre Flut beißender und spitzer Redensarten, die jedoch mit Gleichmut angehört werden, und im Lauf der Dinge — nämlich immer sehr spät, ungewaschen und ungekämmt zu erscheinen — keine Änderung hervorrufen; ebensowenig wie die Mahnungen und Strafen der Lehrerinnen. Die kleinen schmutzigen Gesichter sehen wohl einen Augenblick reumütig aus, aber in wenigen Minuten ist alles vergessen.

Die Schule füllt sich allmählich; es kribbelt und krabbelt von kleinen Mädchen von etwa 4 Jahren an; unsre kleinen Freundinnen dünken sich so viel besser als die andern, bilden sie doch eine Art Selekta! — Alle tragen weite bauschige, um das Fußgelenk eng anschließende Beinkleider, eine bis an die Hüften reichende lose kurzärmelige Jacke und einen dünnen, schleierartigen Umhang (potie), der etwa bis an die Knie reicht und dessen rechter Zipfel über die linke Schulter geschlagen wird. In Farbe und Stoff herrscht größte Mannigfaltigkeit, ebenfalls betreffs der Reinlichkeit. Die Nasen aller sind zweimal durchbohrt, die Scheidewand und der linke Nasenflügel. Durch erstere wird bei Kindern reicher Eltern ein goldener Ring gezogen, mit einem kleinen Rubin in der Mitte und zwei echten Perlen an beiden Seiten. Dieser Ring ist nur zur Zierde; wenn die Kinder heiraten, wird ein gleicher, aber weit größerer Ring in dem linken Nasenflügel befestigt, und dies ist der eigentliche „Trauring.“ Bis sie denselben erhalten, wird ein mit Indigo gefärbter Baumwollenfaden, der in einer büschelartigen Troddel endet, durch den Nasenflügel gezogen. Der Rand der Ohren ist acht bis zehnmal durchbohrt, und mit silbernen oder goldenen Ringen von eigentümlicher Form behängt.

Drei der sechs Lehrerinnen sind bis jetzt angekommen; aber an-

statt ihre Klassen um sich zu sammeln und Ordnung zu schaffen, stehen sie plaudernd an der Verandathür. Die eine, Kimat, haben wir schon kennen gelernt; eine andere ist ungefähr in denselben Umständen; sie ist dünn und abgezehrt, hat aber ein intelligentes, fein geschnittenes Gesicht und große, sanfte Augen. Eine andere hat „mastrianie" werden müssen, weil ihr Mann im Irrenhause ist; er hatte anfangs nur die harmlose Idee, daß er Zar von Rußland sei; begann aber später diese Idee dadurch praktisch zu verwirklichen, daß er glaubte, berechtigt zu sein, über die Köpfe seiner Unterthanen zu verfügen; Bari, seine Frau, war die erste, die vor ihm fliehen mußte, und bald darauf sahen sich seine Eltern genötigt, ihn in das Irrenhaus zu bringen.

Eben schlägt die Schuluhr sechs, und eine Gruppe kleiner Mädchen kommt eilends in die Schule gelaufen mit der Nachricht: „Miß Sahib kommt!" und die Szene ändert sich sofort. Die Lehrerinnen ergreifen den ihnen unentbehrlich scheinenden Stock (mit dem sie, wie Schäferinnen, ihre Herde leiten), setzen ihre Amtsmiene auf und rufen die zu ihnen gehörigen Kinder in ihre Klassen, während die noch herren- oder vielmehr lehrerinnenlosen Kinder mit großem Geschrei in ihre Klassenzimmer eilen. Die ältesten gehen an einen Schrank, aus dem sie ihre Bücher nehmen und laufen dann der Miß Sahib bis an die Thür entgegen, wo ein allgemeines „Salaam" und freundliche Begrüßung erfolgt. Während die Missionarin ihren Solarhut und Sonnenschirm ablegt, kramen die kleinen geschwätzigen Elstern ihre Neuigkeiten aus, und beantworten die Fragen der Miß Sahib nach dem Befinden der Eltern und Geschwister. „O Papur," sagt sie dann, „du mußt heute einen schlechten Strich bekommen, deine Haare hängen ganz wirr um deine Stirn, und Puni hat ein großes Loch in ihrem Beinkleid. Weißt du nicht, Puni, daß ich euch schon viele Male gezeigt habe, wie man Löcher flickt. Puni ist ganz beschämt, sie hängt den Kopf, während Papur mit beiden Händen die Haare zurückstreicht. Sie ist von so heller Gesichtsfarbe, daß man das Erröten auf dem niedlichen Gesichtchen deutlich wahrnehmen kann. Jamna zieht ihre poti sorgfältig zusammen, damit die kritischen Augen der Miß Sahib nicht entdecken, wie schmutzig ihre Jacke ist. „Seht, Kinder" sagt die Missionarin, „ihr seid die ältesten der ganzen Schule und in der oberſten Klasse, und ihr müßt Vorbilder der ganzen Schule werden: wenn ihr alle blitzblank seid, bin ich immer so stolz auf euch." Diese kleine Rede, welche mit verschiedenen Variationen oft wiederholt wird, macht stets einen tiefen Eindruck. Die Kinder bekommen in der Schule Ehrgefühl, das ihnen sonst ganz abgeht. „Nun lernt eure Aufgabe in der kleinen Stube, bis ich komme; wir lesen heute aus dem Neuen Testament." Die „kleine Stube" ist ein nur zum Religionsunterricht benutzter Raum, mit biblischen Bildern und Sprüchen in der Landessprache geschmückt. Das eifrige Stimmengesumme bezeugt, daß die Weisung befolgt ist, und die Missionarin beginnt ihren Rundgang durch die verschiedenen Klassen; in der fünften Klasse verweilt sie am längsten. Die Lehrerin derselben, Mai Vishna, ist eine Art erster Lehrerin und hat eine ver-

antwortliche Stellung. Sie ist seit 15 Jahren im Missionsdienst und eine Christin im Herzen, und man hofft stets, daß sie die erste der „christlichen Lehrerinnen" sein wird, die man so sehr für die Schule ersehnt. Die beiden noch fehlenden Lehrerinnen erscheinen eben, und bringen mit großer Zungengeläufigkeit ihre Entschuldigungen vor, die die Missionarin mit einem kurzen „bass" (genug) abschneidet. Dies, und ihre ernste Miene ist wohl die einzige Strafe, derer die Säumigen bedürfen; denn alle Lehrerinnen lieben die Miß Sahib zärtlich; man hat sie im Laufe der Jahre kennen gelernt, und weiß, daß sie stets gerecht und liebevoll ist und daß man sich auf ihr Wort verlassen kann. In jeder Klasse erheben sich die Kinder, wenn die Missionarin hereinkommt, und begrüßen sie mit einem eintönigen, singenden: „Salaam, Miß Sahib." Jedes blickt erwartungsvoll auf: denn meist fallen kleine persönliche Bemerkungen, des Lobes oder Tadels, Erkundigungen nach dem Befinden u. s. w. Eine ganze Anzahl wird nach der Wasserleitung in der Veranda geschickt um sich Hände und Gesicht zu waschen. In jeder Klasse bestimmt die Missionarin das Tagewerk und zeigt zugleich an, daß nächsten Montag das monatliche Examen stattfinden wird. Große Aufregung herrscht, als sie verkündet, daß morgen „ein Sahib und eine Madam Sahib" kommen werden, um sich die Schule anzusehen; darum sollen die Kinder alle pünktlich kommen und saubere Kleider anhaben. Die Missionarin geht nun in die „kleine Stube" und erteilt den sechs Größten ihren Religionsunterricht. Dieser dauert eine halbe Stunde und wird mit einem ganz kurzen Gebet begonnen und geschlossen, wobei die Kinder stehen und die Hände vor das Gesicht halten. Die Missionarin fragt zuerst das Gleichnis vom Säemann ab, wobei Striche für gute Antworten gegeben werden, und wir sind erstaunt, solche guten Antworten, von solchem Nachdenken zeugend, aus dem Munde von Hindukindern zu vernehmen. Darauf wird der nächste kleine Abschnitt, etwa 6—8 Verse durchgenommen. Sie gehen dann ruhig in die große Halle an ihre Plätze, und die Reihe ist an den Schülerinnen der fünften Klasse, mit denen die Missionarin eine Geschichte aus dem Alten Testament durchnimmt. Sie besitzen alle biblische Geschichtsbücher in der Landessprache.

Um halb acht Uhr ertönt die Glocke in der großen Halle zur Morgenandacht, und die Kinder kommen in langen Reihen herein, eine hinter der andern, die Hände auf die Schultern der Vorgängerin gelegt. Sie machen zweimal die Runde und bleiben dann stehen, jede Klasse und jedes Kind an seinem besondern Platz. Die Halle ist etwa 60 Fuß lang und 40 Fuß breit, hoch und luftig. Am oberen Ende hängen 3 riesige, in lebhaften Farben gemalte und in echt indischem Stil gehaltene biblische Bilder: Christus und die Samariterin, Christus zwei Blinde heilend, und Christus die Kinder segnend. Darüber hängt eine große Holzplatte mit den 10 Geboten — rings an den Wänden sind große Abbildungen von Säugetieren, Vögeln und Fischen; selbst ein Maikäfer grüßt uns vertraulich. Es giebt zwar keine Maikäfer

in Indien, doch Käfer die Menge, hier ist eine gute Illustration der Metamorphose, ebenso wie die der Biene und der Raupe.

Zuerst werden die Namen aufgerufen. Die Listen füllen sich; jedes Kind antwortet „Hier" bei Rufung seines Namens, und die Lehrerin erwidert „Abwesend" für die Fehlenden. Auf ein kurzes Kommandowort stehen die Kinder straff in Reih und Glied mit untergeschlagenen Armen, und zwar außerhalb ihrer poti. Denn die kleinen Hände stiften in der Verborgenheit unter der poti gar zu gern Unheil an und ein unterdrücktes Kichern und allgemeine Störung würde die Folge sein. Die Kinder in der Spielschule, ungefähr 60, kommen nicht mit herein zur Morgenandacht, sondern sitzen unterdes mäuschenstill auf ihren Plätzen. Die Missionarin stimmt ein bhajan an (geistliches Lied in indischer Tonart), und man merkt, mit welcher Freude die Kinder einstimmen. Aber ihr Singen läßt viel zu wünschen übrig an Reinheit und Taktfestigkeit; das Lied bewegt sich nur in Molltönen und ist unserm Geschmack nach eintönig und leierhaft. Die Schleifen und Läufer, die mit jeder neuen Silbe verbunden sind, sind unnachahmlich für eine europäische Kehle, während es den Kindern angeboren zu sein scheint. Nach dem Gesang wird der Wochenspruch aufgesagt, und einige Fragen damit verknüpft. Dann folgt ein kurzes Gebet der Missionarin, und zum Schluß beten alle zusammen das Vaterunser. Es ist oft in Frage gezogen worden, ob es thunlich und recht sei, Heiden das Vaterunser zu lehren. Aber obwohl es recht eigentlich das Specialgebet der Christen ist, ist es nicht zu gleicher Zeit das große Universalgebet, welches alle diejenigen beten können, die an „Gott den Vater, Schöpfer Himmels und der Erde" glauben? und zu denen können wir unsere Schulkinder zum größten Teil rechnen. Der Hindu stellt die Existenz eines wahren Gottes nicht in Abrede; aber er verflüchtigt die Person in eine Substanz; aus dem Monotheismus wird Pantheismus und aus diesem geht Polytheismus hervor. — Das eintönige Gesumme und Gesinge, das aus den verschiedenen Klassen ertönt, zeigt etwas später, daß die Arbeit in vollem Gange ist. In der einen Klasse wird gerechnet, vielleicht zusammengesetzte Division mit englischen und indischen Münzen und Gewichten. Die kleinen Schelme sind gute Rechnerinnen und haben die Exempel oft eher heraus als die Lehrerin, der das aber nicht im mindesten ehrenrührig zu sein scheint. In einer andern Klasse wird gelesen, und es ist im höchsten Grade komisch, wenn man den Sing-Sang zum ersten Male anhört; eine der schwierigsten Aufgaben ist es, die Kinder *lesen* zu lehren, mit Verständnis und Ausdruck."

Bei den größeren giebt es schon härtere Nüsse zu knacken. Grammatik, Weltgeschichte, Geographie; Geschichte zwar nur was Indien und England anbetrifft, aber in Geographie wissen sie so gut Bescheid, wie die Kinder in unsern Volksschulen. — Wahrhaft komisch ist es, die Kleinen ihr Einmaleins herleiern zu hören. Niemand kommt auf die Idee, daß dies eine Rechenstunde ist, wenn man sie in Reih und Glied sitzen, oder vielmehr hocken sieht, den Oberkörper hin- und herwiegend,

und in näselnder, singender Stimme das Einmaleins von 1 × 2 = 2 bis 10 × 10 = 100 hersagen hört. Jetzt kommt die Miß Sahib mit einem großen Bild in der Hand, um ihnen Anschauungsunterricht zu geben, und danach dürfen einige mit einem großen Baukasten spielen, andere Perlen reihen, wieder andere stricken und mit Wolle nähen. — Unterdes ist die Bibel-Frau, „Mai Soni," gekommen; sie giebt täglich biblischen Geschichtsunterricht in den drei unteren Klassen.

Das Abfeuern einer Kanone in den nicht weit entfernten englischen Baracken verkündet die zwölfte Stunde. Die Glocke ertönt; die Kinder treten in Reih und Glied und marschieren wie am Morgen und singen dabei ein eigens für sie komponiertes Lied, welches sie ermahnt, auch den Rest des Tages sauber, sittsam und fleißig zu sein; dann gehts nach Hause! Jede läuft mit einem vergnügten „Salaam Miß Sahib" zur Thür hinaus.

Eine ganze Anzahl begleitet die Miß Sahib bis zu ihrem Hause. „Miß Sahib, willst du ganz gewiß heute nachmittag zu uns kommen? Und vergiß nicht das Liederbuch!" mahnt die eine. „Heki ruft dich," sagt eine andere, „sie hat dein Gesicht 10 Tage lang nicht gesehen." „Miß Sahib, ich kann morgen nicht kommen; wir haben piter" (Mahlzeit für die Brahminen zum besten der Verstorbenen) ertönt eine dritte Stimme. Einige dürfen bis in die Veranda des Missionshauses kommen; die eine wünscht brennend eine Haarnadel, eine andere hat stricken gelernt, hat aber Fehler gemacht und ist froh, eine Entschuldigung zu haben, um der Miß Sahib einen Besuch zu machen. Eine dritte, Guli mit Namen, hat der Miß Sahib eine geheime Mitteilung zu machen, und muß notwendigerweise mit ihr in ihr eigenes Zimmer gehen; hier bricht sie in Thränen aus, als sie ihr mitteilt, daß sie nicht länger zur Schule kommen kann. Sie ist schon längere Zeit ohne das Wissen ihres Vaters gekommen; aber heute früh ertappte er sie, als sie gerade mit ihren Büchern unter dem Arm um die Ecke des Hauses lief. Guli bekam eine Tracht Schläge und der Vater sagte, er wolle ihr das zur Schule gehen schon austreiben; sie wolle nur Kristaan (Christin) werden. Mädchen seien unnützes Pack und nur auf der Welt, um zu heiraten und Söhne zu haben. Wenn er sie noch einmal dabei ertappe, zur Schule zu gehen, würde er ihr eine Woche lang nur Schläge zu essen geben. Guli erklärt schluchzend, daß sie jetzt nur gekommen sei, um der Miß Sahib lebewohl zu sagen. Die Missionarin tröstet sie so gut sie kann und verspricht, heute nachmittag ihre Mutter und Großmutter zu besuchen, um zu sehen, ob sie etwas ausrichten kann. Endlich sind all die kleinen Plagegeister auf und davon. Man hört noch ihre Stimmen und ihr Gelächter, als sie auf der breiten Straße sind, die das Missionshaus von der Stadt trennt.

Der Gong, den der braune Diener in Bewegung setzt, mahnt, daß das Mahl bereit ist, und die Bewohnerinnen sammeln sich um den großen, runden Tisch, über dem sich der Pankah langsam hin und her bewegt, mittels eines daran befestigten Strickes, den ein Diener niederer Kaste (Kuli) in der Veranda sitzend zieht. Wir sehen sechs

müde und hungrige Arbeiterinnen um den Tisch sitzen. Eine ist die uns schon bekannte Frl. S., ihr zur Seite sitzt Frl. C. Dr. med., die vor fünf Jahren in der Stadt ein Missionshospital und Poliklinik (dispensary) eröffnet hat und darin mit Frl. Mary, einer Krankenpflegerin, arbeitet. Zwei junge Mädchen, Harriet und Bella, welche durch ihren olivenfarbigen Teint und ihre dunkeln Haare und Augen verraten, daß sie halb indischer Abkunft sind, sind ihre treuen Gehilfinnen. Die sechste ist Frl. B., deren Amt ausschließlich in Senanabesuchen besteht. Alle sind müde von der Arbeit des Vormittags, aber man unterhält sich lebhaft von den Erlebnissen des Morgens und öffnet die Briefe, die die Morgenpost gebracht hat. Thüren und Fenster sind dicht geschlossen, und leichte Vorhänge dämpfen das grelle Licht, das selbst durch die Bambusstäbe der Veranda dringt und das Auge empfindlich berührt. —

Frl. B., die erst voriges Jahr aus der Heimat gekommen ist, sieht besonders müde und abgespannt aus, und Frl. C. überredet sie, ihr zu erlauben, den Munschi (eingeborenen Sprachlehrer) fortzuschicken, wenn er kommt, um ihr die tägliche Stunde in der Landessprache zu geben. Nur ungern willigt sie ein; doch sieht sie selbst ein, daß sie morgen besser imstande sein wird, ihren Studien obzuliegen, wenn sie ihrem armen Kopf heute Ruhe gönnt. Es ist keine Kleinigkeit für einen Neuling, der so wie so unter der ungewohnten tropischen Hitze leidet, Tag für Tag 4—6 Stunden dem Sprachstudium obzuliegen, ein bis zwei Stunden mit dem Munschi, den Rest der Zeit für sich. Und doch fühlt man, daß das Erlernen der Sprache, und zwar ein gründliches Erlernen derselben, das erste Haupterfordernis ist. Ehe die Missionarin nicht mit den Frauen in ihrer Sprache, mit den derselben eigentümlichen Idiomen und Redewendungen sprechen kann, hat sie nie das Gefühl, das Vertrauen ihrer braunen Schwestern zu besitzen.

Eine jede zieht sich nun zurück. Es ist unbedingt notwendig, längere oder kürzere Zeit der Ruhe zu pflegen; manche bedürfen nur einer halben Stunde, manche länger. Außerdem giebt es Bibelabschnitte durchzulesen und vorzubereiten, Briefe zu schreiben und so mancherlei andere Kleinigkeiten, die an und für sich unwesentlich erscheinen, aber doch notwendig sind und Zeit erfordern. Martha und Miriaam, die beiden Töchter des Katecheten kommen, um bei Frl. S. ihre tägliche Religionsstunde zu haben. Kaurie und Amba, zwei andere der Christenfrauen, die im Hospital helfen, kommen einen Tag um den andern, um eine „Doktorstunde“ bei Frl. C. zu haben. Es ist zwei Uhr, als sie gehen, und Frl. C. streckt sich eben auf ihre Chaiselongue, um wenigstens einige Minuten der Ruhe zu pflegen, als es an die Verandathür klopft, und schrille Stimmen wenigstens sechsmal hintereinander ungeduldig und ängstlich nach der Miß Sahib rufen. Frl. C. weiß sofort, daß ihr der Ruf gilt. Mit lächelnder Miene und freundlichen Worten fragt sie nach ihrem Begehr. „Jassi liegt im Sterben,“ heißt es; die dhai (eingeborene Hebamme) ist schon zwei Stunden da; aber der Zustand verschlimmert sich nur. Diese Fälle sind nichts Seltenes.

Frl. C. willigt ein, sofort zu kommen, unter der Bedingung, daß die unwissende dhai, die nur Unheil stiftet, fortgeschickt wird. Unterdes kommt Amba, und der Ärztin schwarze Tasche tragend, folgt sie derselben. Sie sah zuerst recht unwirsch aus. „Kein Hund geht bei dieser Hitze auf die Straße," sagt sie zu Kauri; die Luft ist so heiß, daß man kaum atmen kann." Als sie aber sieht, daß Frl. C. ohne ein Wort oder einen Blick der Unzufriedenheit geht, und selbst die „arme Amba" bedauert, ohne an sich selbst zu denken, schwindet der Schatten von ihrem Gesicht, und sie bietet sich sogar an, den Sonnenschirm für die „Miß Sahib ji" zu halten, was diese natürlich ablehnt. So gehen sie hinaus in die glühenden Straßen, und der Boden brennt buchstäblich unter ihren Füßen. —

Um 3 Uhr ertönt wieder die Glocke im Missionshause; die Bewohnerinnen, die während der Mittagstunden ein leichtes „dressing-gown" angelegt hatten, erscheinen in ihren Arbeitskleidern am Eßtisch, um ihr „tiffin" einzunehmen. Als sie das Mahl beinahe beendigt haben, kommt Frl. C. zurück. Die arme Jassi ist von ihren Qualen erlöst und Mutter eines kleinen Sohnes geworden zur höchsten Freude der ganzen Familie. Aber Frl. C. fürchtet, das Jassi ihre Mutterfreude mit ihrem Leben wird zahlen müssen. Sie ist ein zartes Geschöpf von kaum 15 Jahren, und war schon lange leidend und angegriffen; und die verkehrte Behandlung von Seiten der dhai hat sie an den Rand des Grabes gebracht. Frl. C. sieht erschöpft aus; in der glühenden und ungesunden Atmosphäre der niedrigen Lehmhäuser ärztliche Pflichten zu verrichten, muß auch die stärkste Natur ermatten. Aber nachdem die Ärztin etwas genossen und eine Viertelstunde lang der Ruhe gepflegt hat, rufen ihre Pflichten sie wieder hinweg und zwar diesmal zur dispensary (Poliklinik). Frl. Mary ist schon vorausgegangen. Harriet erhält Anweisungen, welche Häuser sie diesen Nachmittag zu besuchen hat; Bella, die Apothekerin ist, begleitet Frl. C. Nachdem zwei oder drei Straßen durchschritten sind, befinden wir uns vor einem unscheinbaren, aber äußerst sauberen Hause, auf welches wir viele Frauen mit leeren Flaschen zuwandern sehen. Durch die Hofthür tretend, gelangen wir zuerst in einen weiten, viereckigen Hof, mit eingehegtem Garten und Brunnen in der Mitte. Rechts ist das Hospital, zwar nur ein Hospital in den ersten Anfängen; aber es genügt bis jetzt den Ansprüchen. Es giebt zwei Hospitäler in der Stadt, eins von der Regierung, das andere von der Municipalität ins Leben gerufen und unterhalten, aber diese, obwohl für Patienten beiderlei Geschlechts eingerichtet, werden kaum je von Frauen besucht; es sind nur die Kastenlosen, oder der Klasse der Tanzmädchen angehörenden Frauen, die zuweilen einwilligen, sich hier behandeln zu lassen. Während die Herrschaft des „Pardasystems" in Indien dauert, können wir kaum erwarten, daß die männlichen Verwandten einer Frau es zulassen, daß sie in ein öffentliches Hospital geht. Als Frl. C. zuerst ihre Arbeit in H. begann, schien keine Möglichkeit vorhanden, ein Hospital zu eröffnen; aber jetzt steht die Sache schon anders; der Raum ist beinahe

immer voll. Das Hospital ist eine luftige Halle mit dazugehöriger Veranda, und zwei Räume an beiden Enden. In der Halle befinden sich sechs Betten, von denen augenblicklich nur vier besetzt sind. Frl. Mary verbindet eben eine arme, am Brustkrebs leidende Patientin, die vor etwa vierzehn Tagen in einem wahrhaft bejammernswerten Zustande von einem nahegelegenen Dorfe kam. Sie hatte monatelang gelitten, ohne daß das geringste für sie gethan war, bis eine mitleidige Nachbarin, die früher Frl. C's. Patientin gewesen war, sie zu derselben brachte. Wir können nicht umhin, den Heldenmut zu bewundern, mit dem die Ärmste leidet. Die zweite Patientin hat ein schweres inneres Leiden; sie ist eine finster blickende Mohammedanerin, und während Issar, die erste Patientin, begierig von Jesu, dem Heiland und Arzt der Seele hört, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, dreht sich Jann̄ der Wand zu, wenn aus der Bibel gelesen wird. Wie viele Gebete steigen im Missionshause für diese arme Frau auf, die in jeder Beziehung abstoßend und unangenehm ist und ihren Pflegerinnen das Leben schwer macht. Frl. C. weiß, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben hat; und o! wie ersehnt und erbittet sie es täglich, daß sie noch vor ihrem Ende zu Jesu kommen möge. — Die beiden andern Patientinnen sind nicht so ernstlich krank. Eine von ihnen hat eine glühende Zuneigung zu der barra (großen) Miß Sahib gefaßt und beteuert, daß sie Christin werden will, wenn sie nur stets bei ihr bleiben darf.

Im Hintergrunde des Hofes befindet sich die dispensary (Poliklinik). Etwa 60 bis 70 Frauen sitzen oder stehen in der Veranda derselben. Mitten unter ihnen sitzt Mai Sara, die Bibelfrau, eine eingeborene Christin, ein Teil der Patientinnen hat sich um sie geschart und hört aufmerksam zu, während sie mit sanfter, monotoner Stimme eine „bhajan" singt, und dann den Inhalt erklärt, der ungefähr so lautet:

„O, Gott, in dir ist keine Unvollkommenheit.
Niemand in der Welt ist wie du,
Du bist reich, o Gott, und rein wie die Sonne.
Kein Flecken ist in dir zu finden,
Durch deinen Reichtum mach uns Arme reich.
Der Weg des Heils ist dein geliebter Sohn,
Schenke uns Erlösung durch Ihn."

Nach jeder einzelnen Zeile wird die erste als Refrain wiederholt. Die Frauen erhalten alle von einer, an der Thür sitzenden Helferin ein viereckiges Stückchen Holz mit einer Nummer, das sie zum Eintritt berechtigt, und zugleich ermöglicht, die Zahl der Patientinnen an jedem Tage zu ermitteln. In dem geräumigen Zimmer, das ringsumher an den Wänden mit biblischen Bildern und Sprüchen in der Landessprache geschmückt ist, sitzt die Ärztin an einem mit grünem Tuch überzogenen Tische. Vor ihr sind verschiedene Stöße von Papieren; jede neue Patientin erhält einen gedruckten Zettel, der ausgefüllt wird mit Angabe des Namens, Alters, Adresse, Krankheit und Behandlung derselben. Dieser Zettel wird in der dispensary aufgehoben, und bei jedesmaligem Besuch wird etwas dazugefügt. Links ist die Apotheke, von der aus

ein kleines Schubfenster in die Veranda führt, aus welchem die Apothekerin die Medizin herausreicht; rechts ist ein anderes Zimmer, die surgery, wo den Patientinnen äußere Behandlung zu teil wird, auch kleinere Operationen verrichtet werden. Die Erregbarkeit und Ungeduld der Frauen ist fabelhaft. — Jede will zuerst darankommen, und mit der Unvernunft kleiner Kinder besteht sie darauf, daß sie das erste Anrecht habe. Sie erzählen mit großer Ausführlichkeit und womöglich Anschaulichkeit die Geschichte ihrer Leiden, und finden ein schwer begreifliches Vergnügen daran, ihre Wunden rc. gegenseitig zu vergleichen und förmlich zu bewundern. Da ist es oft schwer, Ordnung zu halten, und man verspürt manchmal Lust, sie wie kleine Kinder zu züchtigen und zur Ruhe zu bringen. Eine nicht geringe Anzahl bittet eifrig um den Besuch der Miß Sahib in ihren Häusern, um von ihr lesen zu lernen; andere haben kranke Verwandte, die nicht selbst kommen können und besucht werden müssen. Je länger die Schatten wachsen, desto kleiner wird die Anzahl der Patientinnen, und als die Sonne wie ein riesengroßer, glutroter Ball von dem Horizont verschwindet, und für einige Minuten das entzückendste Farbenspiel an demselben hervorruft, ist die dispensary leer, mit Ausnahme der Gehilfinnen, die alles rein machen und in Ordnung bringen.

Unterdes hat Frl. S. ihre „Senanabesuche" gemacht; begleiten wir sie auf einigen derselben. Sie verläßt das Haus zu derselben Zeit als die Ärztin. In einer Hand trägt sie ihren mit weißem Kaliko überzogenen Sonnenschirm, in der andern eine Tasche, in welcher sich die Bibel in der Landessprache, kleine Geschichtenbücher, Bilder, Kanvas und bunte Wolle und endlich zwei kleine Puppen befinden. Wenn sie wiederkommt, wird die Tasche um ein beträchtliches leichter sein. Zuerst geht sie in das Haus der kleinen Guli. Auf ihr wiederholtes Klopfen läßt sich kaum das gewohnte: „acho Miß Sahib" vernehmen, sondern nur eine im Flüsterton geführte Unterhaltung. „Nein, sie soll nicht hereinkommen," sagt eine ärgerliche Stimme, die der Großmutter Gulis, einer Frau von etwa 40 Jahren. „Ach doch," erwidert eine junge Frau, Gulis Schwägerin, „ich will gern ihre Kleider und ihre Brille sehen, und sie soll uns erzählen, wie die Sahibs und Miß Sahibs Hochzeit machen." „Und mir soll sie Seife geben, wovon die Kinder weiß werden." Angesichts aller dieser angenehmen Vorteile läßt man Frl. S. hereinkommen; sie sieht Guli hinter der Thür hervorschielen, lebhafte Gestikulationen machend. Die Missionarin ist ganz unbefangen, und nach einer kurzen, freundlichen Unterhaltung, während welcher sich alle Bewohnerinnen neugierig um sie drängen, lenkt sie das Gespräch auf die Schule; sie weiß, ist Gulis Großmutter gewonnen, so hat sie von dem Vater nichts zu fürchten; er ist ein junger Prahlhans von etwa 25 Jahren und wird gänzlich von seiner Mutter beherrscht. Als Fräulein S. 20 Minuten später das Haus verläßt, besehen die Frauen mit Interesse die ihnen geschenkten Bilder und wiederholen sich gegenseitig die eben gehörte Geschichte. Guli begleitet sie glückstrahlend bis an die Hausthür, und flüstert: O Miß Sahib, ich habe Permeschvar

(Gott) so gebeten, und er hat es gehört; nun darf ich doch morgen wieder zur Schule kommen. — Durch mehrere andere Straßen gelangt die Missionarin, jetzt ihren Schirm als Waffe gegen die Pariahunde gebrauchend, an ein anderes Haus. Ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren öffnet die Hausthür; in dem kleinen Hofraum sitzen zwei Mädchen, von etwa zwölf oder dreizehn Jahren. Wir haben das seltene Beispiel von zwei jungen Männern, die hier mit ihren beiden kleinen Frauen leben. Sie gehören der banyer- (Krämer) Kaste an und haben den Laden ihres Vaters nach dem Tode desselben übernommen. Dadurch, daß sie darauf bestanden, in ihrem Hause keine Trennung von „Otak“ und „Senana“ zu haben, sind sie mit dem Rest der Familie zerfallen, haben aber schon gefunden, daß sie sich in diesem Zustande der häuslichen Freiheit und Unabhängigkeit sehr wohl befinden. Die beiden Kind-Frauen hatten zuerst viel Heimweh; aber ihre Männer, die wohlhabend sind, verschaffen ihnen alles, was ein Hindu-Mädchenherz erfreuen kann, haben sie sogar schon auf die Eisenbahn und auf das Dampfschiff mitgenommen; und sie leben sehr vergnügt und heiter zusammen mit einer alten Frau, die die beiden Mädchen gewissermaßen bemuttert, und die Hausarbeit besorgt; doch halten die jungen Ehemänner darauf, daß immer eine von den beiden kleinen Frauen die Küche besorgt. Als Chelaram und Rupchand dies Haus bezogen, baten sie darum, daß eine Missionarin ihre Frauen lesen und schreiben lehren möge. Mit dem christlichen Religionsunterricht waren sie vollkommen einverstanden, da sie selbst früher Zöglinge einer Missionsschule waren. Eine der beiden kleinen Frauen kommt strahlenden Angesichts mit offenem Buch auf Frl. S. zugelaufen. „Oh, Miß Sahib, ich kann heute meine Lektion, und auch den Spruch und Vers; er“ — mit einem koketten Seitenblick auf Chelaram — „hat mich überhört.“ Damit wandern die Augen begehrlich nach der schwarzen Tasche. Eine Puppe war längst das Ideal der kleinen Herzen, und sie war in Aussicht gestellt, falls heute alles gut gelernt war. „Toti spielt den ganzen Tag; sie will nicht lernen“ sagt der Schwager in gestrengem Ton, auf das andere Mädchen weisend, die den Kopf hängt und versucht, niedergeschlagen auszusehen. Als Motil, die erste, alles fehlerlos aufsagt und zum Schluß eine wirkliche Puppe erhält, fängt sie an zu schmollen; aber die Missionarin erklärt ihr liebreich, daß es nicht gerecht sein würde, ihr eine Puppe zu geben, da sie ihr Versprechen nicht gehalten habe. Die Beteuerungen, bis zur nächsten Woche alles gut zu lernen, werden wohl nicht ohne Erfolg bleiben. Es ist herzbeweglich zu sehen, wie zum Schluß die Lehrerin mit den beiden kleinen Schülerinnen niederkniet, und die beiden letzteren so kindlich beten um ein reines Herz und Vergebung ihrer Sünden um Jesu willen, und Toti fügt hinzu: „Verzeih auch, o Gott, daß ich so faul gewesen bin, und hilf mir fleißig sein, um Jesu willen.“ Hier ist kein störender Einfluß einer zänkischen Schwiegermutter und roher Schwägerinnen.

Der nächste Besuch gilt einem etwa fünfzehnjährigen Mädchen, dem man auf den ersten Blick ansieht, daß es nicht mehr lange zu leben

hat. Es wird von den andern Frauen des Hauses mit roher Gleichgiltigkeit behandelt. Nur eine sitzt an seiner Seite und begrüßt die Missionarin mit augenscheinlicher Freude. — Die Kranke, Devi mit Namen, ging bis zu ihrer Verheiratung vor zwei Jahren, in die Missionsschule. Ihre Augen sind auf das Bild des „Guten Hirten" gerichtet, der sein Schäflein heimträgt; dann blickt sie mit ihren großen sprechenden Augen erwartungsvoll auf die Missionarin. Hier ist eine Seele, die wahrlich an ihrem Ende von den Engeln heimgetragen werden wird, trotz all der heidnischen und abstoßenden Ceremonieen, die man noch an dem widerstandslosen Opfer verrichten wird. „Sie hat mir gestern so viel von dem schönen Lande erzählt, wohin sie gehen wird," sagt die andere; „ich wünschte, ich könnte mitgehen; mein Leben verzehrt sich in Kummer." Ach, wie wohlthuend ist es, zu solchen empfänglichen Seelen zu reden. „Sie zankt und streitet nicht mit den andern, wie ich," fährt sie fort, „und sagt ihnen keine bösen Worte, weil dein großer Guru (Lehrer; sie meint Christus) das auch nicht that." — Ein kleines Heiligtum inmitten einer Mördergrube, ein Licht an einem dunkeln Ort, die Frucht jahrelanger, treuer Gebete. Wie begierig saugt die Sterbende alles ein, was sie hört von der Herrlichkeit, die geoffenbaret werden soll, und um derentwillen sie die Leiden dieser Zeit gering achtet. — Die Missionarin geht endlich, nachdem sie neben das Bild vom guten Hirten ein anderes befestigt hat, das einen müden Pilger darstellt, der zu den goldenen Thoren eingeht.

In dem nächsten Haus herrscht große Aufregung; man schreit wirr durch einander, lamentiert, gestikuliert und ist voller Bestürzung. Die Missionarin, die man sonst voller Freude willkommen heißt, bemerkt man kaum. Sie fürchtet, daß eine schlimme Nachricht eingetroffen, ein Unglücksfall passiert ist. Ja, allerdings hat ein fatales und unheilvolles Ereignis stattgefunden: Eine schwarze Katze kam zur offenen Thür herein, lief quer durch die Stube, und sprang zum gegenüberliegenden Fenster — oder besser gesagt, Fensterloch, — wieder hinaus. Entsetzlich! War ein böser Geist ins Haus gezogen? Hatte Kali, die Gefürchtete, sie in dieser Gestalt heimgesucht? Würde das Haus in Feuer aufgehen? oder eins der Kinder sterben? — so und ähnlich schwirren die Fragen durch einander. Man weiß sich keinen Rat, außer zum Tempel der Kali zu schicken, um den dortigen Priester zu fragen, wie die Schreckliche zu sühnen und das Unheil abzuwenden sei. Die Missionarin muß lächeln und denkt an die Heimat, wo man keine Kali kennt, und dennoch so viele in der Finsternis krassen Aberglaubens leben. Nachdem man sich einigermaßen beruhigt hat, schenkt man ihren Vorstellungen und Auseinandersetzungen Gehör, und mehr wie eine sieht ein, wie thöricht sie waren. Eins der Mädchen hat früher in der Missionsschule ein Paar Schuhe gestickt und zwei andere sind nun begierig, das Gleiche zu lernen. Sie können von der Missionarin für einen ganz geringen Preis Kanvas und Wolle bekommen. Ihre Idee von gefälligem Muster und harmonischer Zusammenstellung der Farben ist aber nicht der unsrigen entsprechend, sondern echt orientalisch: „Je

greller der Kontrast, desto besser. Auch hier folgt das gemeinsame Lesen eines Abschnittes aus dem Neuen Testament, und manche stellen Fragen, die von Nachdenken zeugen. Dann bittet eine um ein Lied, und jede möchte nun eins wählen. Aber die Missionarin muß sie auf später vertrösten; denn es ist Zeit, heimzukehren. Unterwegs wird sie noch mehrere Male aufgehalten und angesprochen.

Alle kehren ungefähr um dieselbe Zeit heim. Der Blick einer jeden Eintretenden fällt zuerst auf den kleinen Seitentisch rechts in der Veranda; denn heute ist der Tag für europäische Briefe, Grüße aus der Heimat, und jede eilt, um sich an den teuren Berichten zu erquicken, und sich für kurze Zeit in den Kreis ihrer Lieben zu versetzen, die so weit entfernt, nun mit einem Male so nahe gerückt scheinen. Nachdem man sich mit einer Tasse Thee erfrischt hat, wird „Toilette" gemacht, d. h. das Arbeitskleid mit einem besseren vertauscht. Zwei der Damen machen eine kleine Spazierfahrt und sprechen unterwegs bei einigen englischen Bekannten vor. Frl. B. liegt auf einem „Bombay-Stuhl" (ein Ruhebett aus Rohr) und die Abendbrise, die zu wehen beginnt, kühlt die heiße Stirn; und als in schneller Aufeinanderfolge die glänzenden Sterne an dem tiefblauen südlichen Himmel hervortreten, und sie gerade über sich den „großen Bären" erblickt, ach, wie da ihre Gedanken der Heimat zueilen! — Was ist das? Eine Thräne der Sehnsucht? Aber da kommen schon die beiden Freundinnen zurück, und Schah, der hübsche Araber, wiehert vorwurfsvoll, als er ihre leere Hand sieht; er verlangt nach etwas Reellerem, als bloßen Liebkosungen. Er ist ein verzogener Liebling, und oft, wenn ihm das obligate Stück Brot nicht gegeben wird, marschiert er kühn in die Veranda, auch wohl in die Wohnstube in gerechter Entrüstung über die Vernachlässigung. Die Abendmahlzeit, ein spätes „Diner" findet um halb neun statt. Nach derselben nimmt man verschiedene Beschäftigungen vor. Harriet und Bella, die beiden jungen Mädchen, schreiten in vertraulichem Geplauder den Tennisplatz auf und nieder. Fräulein Mary schreibt einen Brief; die andern drei sitzen beisammen, und die Unterhaltung geht von einem Gegenstand auf den andern über; aber schließlich ist doch der König und das Kommen seines Reiches das Thema, auf das man zurückkommt. Wie könnten sie in steter Berührung mit dem Heidentum und den niedrigsten Formen des Lasters leben, wie so viel Elend und Unglück sehen, wie von Tag zu Tag gegen das Reich der Finsternis kämpfen, wenn sie nicht stets aus der Lebensquelle schöpften und in ununterbrochener spürbarer Gemeinschaft mit dem Lebensfürsten lebten! —

Um zehn Uhr findet die gemeinsame Abendandacht statt, zum Teil in der Landessprache gehalten, damit auch die Dienstboten daran teilnehmen können.

So endet ein Tag im Senana-Missionshaus, voll treuer, selbstverleugnender Arbeit, voll innerer Gemeinschaft mit dem Herrn, herzlicher Freundschaft untereinander und brünstiger, unaufhörlicher Fürbitte, für die, welcher den Herrn jammerte, da sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben.

Ist nicht ein jeder solcher Tag eine thatsächliche Erfüllung der Bitte: „Dein Reich komme!" und ein Eilen zu der Zukunft des Herrn? Möchten viele von den Frauen Deutschlands den Segen und die Freude eines solchen Tageslaufes kennen! —

Zwei Sonntage in Grönland.

Von Professor G. Frederick-Wright.[1])

Im August 1894 machte ich mich in Gesellschaft von 8 Personen von Sukkertoppen, in der Nähe des 65. Breitengrades in Grönland, auf den Weg, um eine Woche in der Nähe des Eises zuzubringen, welches dort vom Binnenland bis hart an die Küste niederkommt. Nach angestrengtem Rudern erreichten wir spät am Freitag abend das 20 engl. Meilen entfernte Ikamiut, eine kleine Eskimo-Niederlassung, bestehend aus 3 iglus (grönländische Hütten) mit etwa 25 Bewohnern, jung und alt. Außer unserer eigenen Gesellschaft hatten wir noch 7 Eingeborene bei uns. Bei unserer Ankunft wurden wir von der ganzen Niederlassung begrüßt, doch war ihr lautes Willkommen nur den bei uns befindlichen Eingeborenen verständlich. Ihre Handlungen waren indes deutlich genug. Sie halfen uns die Boote ans Land und unser Gepäck in Sicherheit zu bringen, auch wählten sie für uns einen günstigen Platz aus, wo wir unser Zelt errichten konnten. Alles dies geschah bei hellem Tageslicht, das uns in dieser Jahreszeit nie verließ, und darauf begaben wir uns zur Ruhe, so gut es die ungewohnten Verhältnisse gestatteten.

Am Samstag war das Wetter ungünstig. Es blieb uns nicht viel anderes übrig als in unserm Zelt zu sitzen und mit unsern fremden aber freundlichen und wohlgesinnten Nachbarn nähere Bekanntschaft anzuknüpfen.

Auch am Sonntag morgen war es noch kalt und regnerisch. Während wir frühstückten und uns an dem Olofen in unserm Zelt zu erwärmen suchten, trat ein kleiner Mann von freundlichem Aussehen in die Thür, zeigte auf ein Gesangbuch und eine Bibel, die er in der Hand hielt, und deutete damit, wie wir vermuteten, an, daß ein Gottesdienst in der Niederlassung stattfinden solle. Er hielt sich indes nicht lange auf, sondern verschwand plötzlich und ließ uns im Zweifel, wo die Versammlung stattfinden würde, denn die Niederlassung war höchst unansehnlich. Eine Springflut hatte im Frühjahr fast alle iglus zerstört, und die jetzigen Wohnungen waren nur mangelhafte Erneuerungen der ursprünglich schon recht dürftigen Rasenhütten. Als wir uns jedoch zu unsern Booten begaben, hörten wir in einem der iglus Gesang. Wir bückten uns vor der niedrigen Thür, stießen sie auf und krochen auf Händen und Füßen hinein. Man hieß uns mit Gebärden willkommen und wir befanden uns in dem interessantesten Gottesdienst, dem ich je beigewohnt. Der Raum selbst war über alle Beschreibung trostlos. An den niedrigen Stein- und Rasenhütten tröpfelte die Feuchtigkeit herab, an verschiedenen Stellen sickerte das Wasser reichlich durch die Rasendecke, und wenn man auf die losen Steine trat, mit denen der Boden teilweise bedeckt war, so sprützte das Schmutzwasser nach oben. Der einzige trockne Ort war ein Brett, das an der Ostseite etwa einen Fuß hoch über der Erde angebracht war, dessen sich die Bewohner als Lagerstatt bei Nacht und als Ruheplatz bei Tage bedienten. Ein runder eiserner Ofen in der Nähe der Thür war jetzt kalt und tot, denn das Moos war so naß, daß man es nicht anzünden konnte. Am andern Ende des Raumes brannte eine Thranlampe mit aus dem rohen Seehundsspeck frischgewonnenem Öl, deren Besorgung der Eigentümerin, der ältesten Frau der Familie, oblag. An keiner Stelle konnte man aufrecht stehen.

---

[1]) Independent vom 18. Oktober 1894.

Hier war nun die ganze Gemeine für den Sonntagmorgen-Gottesdienst ver-
ammelt. Die Worte des gesungenen Liedes konnte ich natürlich nicht verstehen,
ber die Melodie war ein prächtiger deutscher Choral, in dessen langsamen, wür-
igen und ergreifenden Rhythmus alle gleichmäßig einstimmten. Darauf folgte
ie Predigt von dem kleinen Mann, der, wie sich herausstellte, der Katechist war.
Sie wurde in der Landessprache und mit viel Salbung gehalten, obgleich der
Redner genötigt war eine sitzende Stellung beizubehalten. Die einzigen mir ver-
ändlichen Worte in den Ansprachen und den Gebeten waren die Amen, wobei
lle einfielen. Zum Schluß wurde nochmals nach einer andern deutschen Choral-
nelodie gesungen.

Um in der Achtung vor dem Sabbath nicht übertroffen zu werden, veran-
alteten wir nach dem Mittagsmahl einen englischen Gottesdienst in unserm
Zelt und benachrichtigten die Eskimos davon in der gleichen Weise, wie es der
Katechist am Vormittag gethan hatte. Wir hätten sie gern in das Zelt ein-
eladen, da sie aber noch nicht gelernt haben, daß Reinlichkeit zur Gottseligkeit
ehört, so gebot die Klugheit sie auszuschließen; ich trat also in die Zeltthür,
neine Begleiter stellten sich nahe beim Eingang auf, und die Eskimos versam-
nelten sich, trotz der unfreundlichen Witterung, vor dem Gotteshause. Alle
waren gekommen und hörten mit der größten Andacht dem Gesang und dem
Gottesdienst zu, obgleich sie kein Wort davon verstanden. Das war unser erster
Sabbath.

Den zweiten Sabbath verbrachten wir in Sukkertoppen, einer Niederlassung
on etwa 400 Eingeborenen und Wohnsitz von zwei dänischen Beamten und deren
Frauen, bei denen sich eine junge Dame, die Tochter des Sanskrit-Professors an
er Universität in Kopenhagen, für ein oder zwei Jahre zur Erholung aufhielt.
Diese Europäer waren in jeder Beziehung höchst gebildet und hießen uns auf die
erzlichste und freundlichste Weise willkommen. Die Eingeborenen sind zwar völlig
hristianisiert, haben aber ihre frühere Kleidung und Lebensweise beibehalten.
Außer in dem Zierat und in der Kopfbedeckung unterscheidet sich die Kleidung
er Männer nur wenig von der der Frauen. Sie besteht bei beiden aus einem
Kittel, der bis auf die Hüfte reicht, an welchem sich bei den Männern eine Kapuze
efindet, als Kopfbedeckung; die Frauen dagegen haben keine Kapuze, sodaß man
en eigentümlichen Haarzopf sehen kann, der auf dem Kopf in einer Rolle zu-
ammengebunden und mit Bändern von verschiedenen Farben, je nach ihrem
Stand, geschmückt ist. Die Mädchen tragen rotes, die Verheirateten blaues und
ie Witwen schwarzes Band. Der Mangel einer Kapuze gestattet den Frauen
ie kleinen Kinder in einem Schultersack bequem unterzubringen. Männer wie
Frauen tragen unterhalb des Kittels Kniehosen und Stiefel, beide von Seehunds-
ell. Bei den Frauen sind die Stiefel mit Streifen von verschiedenen Farben
icht verziert; häufig erhöht noch ein breites Halsband von bunten Perlen das
Anziehende ihrer Erscheinung. Mit ihren lachenden Gesichtern, und bescheidenem
Wesen machen die christlichen Eskimo-Frauen in ihrer einheimischen Kleidung
inen durchaus angenehmen Eindruck, und die Häuser in der Niederlassung, ob-
leich nach dem Vorbild des eigentlichen iglu errichtet, sind in dieser Hauptstadt
edeutend geräumiger als auf den entfernteren Wohnplätzen.

In Sukkertoppen fand der Sonntagmorgen-Gottesdienst in einer geschmack-
voll erbauten Kirche mit etwa 400 Sitzplätzen statt. Der Raum war bis auf
en letzten Platz gefüllt: Frauen und Kinder auf der einen Seite und die Männer
uf der andern Seite, wobei etwa 20 oder mehr dunkelfarbige Säuglinge mit
hellen Augen über die Schulter ihrer Mütter oder älteren Schwestern schauten,
und durch ihr leises aber beständiges Wimmern die Eigentümlichkeit der Scene
rhöhten. Außerdem saßen hinten in der Kirche noch eine Anzahl Leute auf dem
Boden. Die Versammlungen wurden von einem eingeborenen Katechisten ge-
halten und entsprachen in der Hauptsache denen, die wir in der Woche zuvor be-
ucht hatten. Nur war hier eine Pfeifenorgel, auf der ein Eingeborener die Be-
leitung, sowie die Zwischenspiele und Akkorde vortrug, welche zu einem deutschen
Choral gehören. Die Musik war eine neue Offenbarung der Anpassungsfähigkeit
und Macht des deutschen Chorals. Einige Jahre zuvor schon hatte diese Art von
Kirchenmusik im mächtigen Kölner Dom einen Eindruck auf mich gemacht, doch

schrieb ich ihre Wirkung hauptsächlich den dortigen besonders günstigen Verhältnissen zu, der kraftvollen Orgel, der ungeheuren Versammlung, der von hundertjähriger Übung getragenen einmütigen Begeisterung. Aber nun fand sich hier auf „Grönlands eisigen Bergen“ ein kürzlich bekehrtes Heidenvolk, das Gott seine Loblieder in den gleichen edlen Harmonien sang wie die, welche bei dem musikalisch gebildetsten Volk der Welt in Gebrauch sind, und noch dazu mit derselben Vollkommenheit, mit demselben Enthusiasmus. Wahrscheinlich hätte jede Stimme für sich allein abscheulich geklungen, aber alle zusammen vereinigten sie sich zu einer würdigen Tonfülle, die ebenso edel wie angenehm war. Wir in Amerika kennen kaum die Majestät und Macht eines deutschen Chorals. Wir singen zu schnell und mit ungleichem Rhythmus. Auch sind die Melodien in unsern meisten Gesangbüchern zu leicht und unbedeutend, um befriedigend wirken zu können.

Durch nahe Berührung mit den Eingeborenen Grönlands gewinnt man ein neues Verständnis sowohl für die umwandelnde Macht des Christentums, als für die ihm gesetzten Schranken. Das Christentum kann die Lebensweise in Grönland nicht viel umgestalten. Das Volk muß von den Erzeugnissen des Landes leben. Es muß fortfahren sich in Felle zu kleiden, in iglus zu wohnen, sich hauptsächlich von Fischen, Fleisch und Vögeln zu ernähren, denn Pflanzennährstoffe gedeihen dort nicht, und es besitzt nichts, was mit Vorteil gegen die Nahrungsmittel gemäßigter Länder eingetauscht werden könnte. Dennoch sind unter dieser befremdlichen äußeren Hülle alle Seiten des christlichen Charakters voll entwickelt. Die Frauen halten sich, dem Äußeren nach zu urteilen, in hohem Grade rein. Ihre Lebensweise bietet ja kaum Gelegenheit geheimen Lastern zu frönen. Grade die Öffentlichkeit des häuslichen Lebens in ihren iglus ist ein starker Schutz für die Tugend. Diebstahl ist fast unbekannt. Obgleich unsere Mundvorräte zu jeder Tages- und Nachtzeit für sie erreichbar waren, so blieben doch die verlockenden Leckerbissen unserer Speisekammer unberührt. Der christliche Charakter des alten Kasper, unsers Führers, erwies sich sowohl in der Treue, womit er für uns nach seinen Kräften sorgte, als auch in dem wahren Heldenmut, womit er während einer früheren Epidemie, als alle Andern flohen, sein Leben aufs Spiel setzte, um die Kranken zu pflegen, und die von der Behörde unter Quarantäne gestellten Toten zu begraben.

Die dänische Regierung und die dänische Kirche können nicht genug gelobt werden für die Sorgfalt, mit der sie sich ihrer Pfleglinge in den Eisregionen des Nordens angenommen haben. Im Vergleich damit wird die Arbeit der Brüdergemeine in Grönland meistens überschätzt. Gewiß ist ihre Thätigkeit von höchstem Wert, so weit sie reicht, aber ihre Missions-Niederlassungen sind weniger zahlreich und die Hauptarbeit der Christianisierung der Eingeborenen geschah durch die geordnete Einwirkung der lutherischen Kirche, die mit der Mission von Hans Egede in 1721 anfing. Angesichts der Urteile, die neuerdings über Erfolge auf den Sandwichinseln laut geworden sind, ist es nicht mehr als recht, auf die Weisheit der dänischen Regierung hinzuweisen, welche die Grönländer thatsächlich von der übrigen Welt abschloß. Die Christianisierung eines Volkes befähigt dasselbe keineswegs sofort an der Leitung der Staatsgeschäfte direkten Anteil zu nehmen, oder auch nur diejenigen häuslichen Einrichtungen zu treffen, wodurch böse Einflüsse von außen ferngehalten werden. Ganz folgerichtig werden die Grönländer von der dänischen Regierung als Mündel behandelt. Laut Vertrag mit den Ver. Staaten darf die Besatzung von amerikanischen Schiffen nicht ohne besondere Erlaubnis in grönländischen Häfen landen. Die strenge Beobachtung dieser Vorschrift ist ein wirksamer Schutz für die Eingeborenen vor den verderblichen Einflüssen, die aus dem Verkehr mit den unlautern Elementen unserer Civilisation entstehen, die für die Sandwich-Insulaner und die amerikanischen Indianer so verderblich waren. In dieser Weise hat die Natur durch ihre unübersteigbaren Schranken mit dem Missionar und der Regierung zusammenwirkt, um den Grönländer in der Einfachheit seines ursprünglichen Zustandes zu bewahren, während ihm doch die unschätzbaren geistlichen Vorteile der christlichen Religion zu teil wurden.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1895.

Aus den Anfängen der Südseemission.

Zum 100jährigen Jubiläum der Londoner Missions-Gesellschaft.

Von Sup. Meyer.

1. Ein Schiff mit seltsamer Ladung.

Am 10. Aug. 1795 fuhr ein merkwürdiges Schiff die Themse hinunter. Seine Flagge zeigte auf purpurnem Feld drei weiße Tauben mit Ölzweigen. Tausende von Menschen standen am Themseufer und sangen ihm zum Abschied geistliche Lieder. Als das Schiff in den Kanal einfuhr, rief ein dort stationiertes Kriegsschiff die Besatzung an mit den herkömmlichen Fragen: „Was für ein Schiff?“ „Der Duff.“ „Wohin die Reise?“ „Nach Otahaiti.“ „Was für Ladung?“ „Missionare und Proviant.“ Missionare — von solch einer Ladung hatte man bisher noch nichts gehört. Der Kapitän des Kriegsschiffes glaubte, man wollte ihn mit dieser Antwort betrügen und ließ sofort einen Offizier an Bord des verdächtigen Schiffes gehen. Der Kapitän des Duff zeigte ihm seine Papiere, und da der Offizier nichts entdecken konnte als eine Gesellschaft friedlicher Männer und Frauen, welche auf einer Reise nach einer weitentfernten Insel des stillen Oceans waren, ließ er das Schiff passieren.

In jenen Tagen war ein Missionsschiff etwas ganz Neues, und es bedarf der Erklärung, wie es zuging, daß ein solches Schiff gerade nach Otahaiti segelte. Vor zwölf Monaten war eine Zahl ernster Geistlicher und anderer frommer Christen zu dem Zwecke zusammengetreten, das Evangelium unter die Heiden zu senden. Sie gründeten eine Gesellschaft, welche man zuerst „die Missions-Gesellschaft“ später „die Londoner Missions-Gesellschaft“ nannte und entschlossen sich, Missionare nach „Otahaiti oder einigen andern Inseln der Südsee“ zu senden. Warum wählte man gerade diese kleine Insel? Die Reisen der Kapitäne Wallis, Cook und anderer hatten ein reges Interesse für Otahaiti erweckt, und eine vornehme fromme Dame hatte ihren Einfluß für die Wahl dieser Insel geltend gemacht. Indien, China, Japan, Afrika standen damals der Christenheit noch nicht offen, und so begann man, Gottes Weisung folgend, das Missionswerk in der Südsee. Ein frommer Kapitän übernahm die Führung des Schiffes, welches die Missionare dorthin bringen sollte. Der Mann heißt James Wilson. Thun wir zuerst einen Blick in das abenteuerliche Leben, das er hinter sich hatte.

Sein Vater war Kapitän eines Newcastler Kohlenschiffes, und er selbst wuchs als ein roher, sorgloser Schiffsjunge auf. Eine Zeit lang diente er als Soldat im amerikanischen Kriege. Dann verließ er Amerika, kam nach Indien, wurde Kapitän eines Schiffes und diente der Ostindischen Handels-Kompagnie. Einige Zeit darauf wurde er von den Franzosen gefangen genommen, aber es gelang ihm, zu entfliehen, indem er einen Sprung von der 40 Fuß hohen Gefängnismauer wagte. Es war ein Wunder, daß er sich nicht Hals und Beine brach. Auf seiner Flucht kam er an einen Fluß voll von Krokodilen; da er aber keine Ahnung davon hatte, schwamm er quer durch den Fluß und kam auch glücklich hinüber. Als er von dem Ufer des Flusses eine nahe gelegene Anhöhe emporklomm, wurde er gesehen und von neuem gefangen genommen, nicht wie vorher von den Franzosen, sondern von den Kriegern Hyder Alis. Da dieser damals Krieg mit den Engländern führte, wurde Wilson aller seiner Kleider beraubt, ein Soldat band ihm die Hände auf den Rücken und führte ihn am Strick in das Lager. Als er hier seine Flucht erzählte, wollte man ihm zuerst nicht glauben. „Kein sterblicher Mensch ist jemals durch den Koleroon geschwommen," sagte der Anführer, „und wenn er nur seinen Finger in den Fluß getaucht hätte, würden ihn die Krokodile erfaßt haben." Als sie aber sahen, daß Wilson die Wahrheit sagte, staunten sie ihn verwundert an und Hyder sagte: „Das ist ein Mann Gottes!"

Aber er blieb Kriegsgefangener und wurde, an einen gemeinen Soldaten gekettet, nackend, barfuß und voller Wunden 500 (engl.) Meilen weit geführt. Zuletzt war er mit Eisenstücken von 42 Pfund Gewicht beladen. Dann warf man ihn in ein schreckliches Gefängnis, die „schwarze Höhle" genannt. Während er sich dort befand, hatte er manchmal einen so rasenden Hunger, daß seine Kinnbacken von selbst zusammenklappten, wenn man ihm sein kärgliches Mahl brachte. Wiederholt wurde am Morgen der tote Körper des Mannes, mit welchem er zusammengekettet war, von seinem Arme losgelöst, damit ein anderer lebender Dulder dessen Platz einnähme, um in gleicher Weise zu sterben. Man muß es ein Wunder nennen, daß er trotz dieses schrecklichen 22 Monate währenden Elendes am Leben geblieben ist. Endlich wurde das Scheusal Hyder Ali unterworfen. Die Thüren der „schwarzen Höhle" öffneten sich, und Kapitän Wilson, zum Skelett abgemagert, nackend, halb verhungert, mit Geschwüren bedeckt, wurde mit 31 Gefährten, welche allein übrig geblieben waren, um die Geschichte ihrer Leiden zu erzählen, in Freiheit gesetzt.

Nachdem er sich die nötigen Mittel verschafft, beschloß er nach England zurückzukehren. Er schiffte sich auf demselben Schiffe ein, auf welchem der vortreffliche Mr. Thomas, einer der Baptisten-Missionare, nach England zurückfuhr. Mr. Wilson, welcher sich damit brüstete, an keinen Gott zu glauben, hatte häufigen Disput mit Mr. Thomas, auf Grund dessen dieser einmal zum ersten Offizier des Schiffes äußerte, er hätte größere Hoffnung, die wildesten Heiden zu bekehren als Kapitän

Wilson. Aber was Menschen nicht vermögen, vermag Gott, und zuletzt wurde er durch eine Reihe höchst merkwürdiger Ereignisse an seinem Unglauben irre und ein überzeugter Christ. Nachdem er einige ruhige Jahre zu Hause zugebracht, fiel ein Blatt des Evangelischen Magazins ihm in die Hände, welches den Plan mitteilte, Missionare in die Südsee auszusenden. Sofort stand es in seiner Seele fest: hier sagt mir Gott, welche Arbeit ich zu vollbringen habe. Er entschloß sich, für den Fall, daß man seine Dienste brauchen könnte, seine Ruhe aufzugeben und noch einmal in den stürmischen Ocean hinauszusegeln.

Nun dieser Kapitän Wilson erbot sich also, die Missionare nach ihrem fernen Ziele zu bringen. Vor hundert Jahren machte das große Schwierigkeit. Die einzige Möglichkeit, die Missionare nach Tahiti zu bringen war die, ein besonderes Schiff zu kaufen. Die Leiter der Mission nahmen daher Wilsons Anerbieten an und kauften das Schiff „Duff", das erste Missionsschiff, welches je das Meer befahren hat. Der Plan fand so lebhafte Teilnahme, daß das Geld — 196 000 M. — bald zusammengebracht war. Der Name des Kapitäns Wilson that auch das Seine dazu.

Uns ist die Aussendung von Missionaren zu den Heiden etwas Selbstverständliches geworden, aber vor 100 Jahren war es etwas durchaus Neues. Die meisten lachten über die Idee. Es erschien ihnen das Unternehmen als eine „Jagd auf wilde Gänse." Warum sollte man sich um die Wilden auf den Südsee-Inseln kümmern; das einzige, was dabei herauskommen könnte, sei dies, daß die Missionare von den Wilden aufgezehrt würden, denn sie zu bekehren sei ein Ding der Unmöglichkeit. Einige hielten das Unternehmen für geradezu verwerflich. „Wenn Gott sie bekehren wolle, so werde er es ohne unsere Hilfe thun" sagte man.

Aber die junge Missions-Gesellschaft kehrte sich nicht an diese Widerreden. 30 Missionare: 6 Zimmerleute, 2 Schuhmacher, 2 Maurer, 2 Schneider, 2 Schmiede, 2 Weber, 1 Wundarzt, 1 Hutmacher, 1 Krämer, 1 Seidenweber, 1 Kunsttischler, 1 Tuchhändler, 1 Sattler, 1 Böttcher und 1 Fleischer, verschiedene waren verheiratet, wurden auf dem „Duff" eingeschifft. Drei Wochen wurde das Schiff noch in Spithead zurückgehalten. Da England und Frankreich miteinander Krieg führten, mußte der „Duff" warten, bis ein englisches Kriegsschiff ihn außerhalb des Bereichs der französischen Fregatten bringen konnte. Endlich ging die Reise auf Rio de Janeiro los, welches in 7 Wochen erreicht wurde. Nach einem einwöchigen Aufenthalt daselbst lichtete der „Duff" wieder die Anker. Kapitän Wilson beabsichtigte auf dem Wege um das Kap Horn herum nach der Südsee zu segeln. War er einmal um dieses schreckliche Kap herum, so wäre er westwärts gesteuert und hätte Tahiti in drei oder vier Wochen erreicht. Allein die Wogen waren so gewaltig, daß er die längere Reise nach Osten wählen mußte. Dies vermehrte die Entfernung um 7000 Meilen. 97 Tage segelte man über die große Wasserwüste und sah weder Land noch ein Schiff. Wie wurden alle an Bord so müde! Eines Abends

sagte der Kapitän, sie sollten nur gutes Mutes sein, denn wenn sich in der Nacht der Wind nur ein wenig drehte, würden sie den nächsten Morgen einer Insel nahe sein. Und er hatte recht gehabt. Sobald als es zu tagen begann, kam der ersehnte Ruf vom Mastkorbe her: „Land!“ Es war die Insel Tubuai, eine der australischen Inseln. Nun segelte der „Duff“ nordwärts, und Sonnabend den 4. März kamen die erhabenen Gipfel Tahitis in Sicht, wodurch aller Herzen aufs tiefste erfreut wurden. Am Morgen des nächsten Tages, welcher ein Sonntag war, lief das Schiff in die Matavai-Bai ein und damit hatte die ermüdende Reise ihr Ende erreicht.

Sieben volle Monate hatte diese Reise gedauert. Wieviel schneller geht es doch heute!

2. Erste Berührung mit dem Heidentum.

Sobald das Schiff Anker geworfen hatte, wurde es von den Eingebornen umringt. Einige in Kähnen, einige nur schwimmend, so schwärmten sie um das Schiff her und bemühten sich eifrig, das Verdeck zu erklimmen. Sie waren nicht im mindesten schüchtern, denn schon öfter hatten europäische Schiffe hier geankert. Sie brachten Schweine, Geflügel, Fische und Früchte, um dafür Messer, Äxte u. dergl. einzutauschen. Aber weil Sonntag war, wollte niemand etwas kaufen. Schwatzend, lachend und tanzend stürmten sie über das Schiff hin, schienen sich dort ganz zu Hause zu fühlen und zeigten an allem, was sie sahen, das größte Interesse. Die Missionare hielten ihren Gottesdienst auf dem Verdeck. Die Wilden sahen sehr überrascht auf dieses Beginnen hin und das einzige, was Eindruck auf sie zu machen schien, war der Gesang. Daran schienen sie wahre Freude zu haben.

Die Herzen der Missionare waren voll zum Überfließen. Viele Monate hindurch hatten sie diesen Tag herbeigesehnt und erbeten. Endlich fanden sie sich nun von Angesicht zu Angesicht mit dem Volke, welchem sie den Weg des Heils verkünden wollten. Mit heißem Danke blickten sie zu Gott auf, der sie bisher so gnädig geführt, aber auch mit der innigen Bitte, er möge es ihnen gelingen lassen, diese herabgekommenen, unwissenden Inselbewohner zu seinen Füßen zu legen.

Zwei schwedische Matrosen, Peter und Andreas, welche Englisch und Tahitisch verstanden, kamen in einem Boote herbei und ermöglichten es, den Eingebornen begreiflich zu machen, in welcher Absicht der „Duff“ gekommen sei. Einer von diesen Matrosen hatte bei Tahiti Schiffbruch gelitten, der andere war von einem vorübersegelnden Schiffe zurückgelassen worden. Obgleich weiße Leute, lebten sie doch wie die Eingebornen.

Auch mehrere Häuptlinge kamen an Bord. Einer von ihnen, schon ein alter Mann, hatte einen hohen Rang und besaß große Macht. Er hieß Haamanemane. Er war ein alter Häuptling aus der benachbarten Insel Raiatea und zugleich der höchste Priester der Götter *Tahitis*. Ihm lag es sehr am Herzen, Kapitän Wilson zu seinem *„taio“* d. h. seinem Specialfreunde zu machen. Er meinte, der

Kapitän eines Schiffes sei gerade der rechte Mann, um viele nützliche Geschenke zu erhalten. Um ihn in gute Laune zu versetzen, willigte Wilson ein und wurde sein „taio“.

Mit Hilfe Peters und Haamanemanes wurden Boten an den König und die Königin gesandt und Anordnungen zu einer förmlichen Landung getroffen. Eine dichtgedrängte Menge, unter ihr der König und die Königin, erwartete die Missionare. Als die Boote sich der Küste näherten, stürzten sich einige von den Eingebornen in das Wasser, ergriffen die Boote und zogen sie auf das Land, dann nahmen sie den Kapitän und die Missionare auf den Rücken und trugen sie an die Küste. Der König und die Königin ritten auf den Schultern zweier Männer. Dies thaten sie immer, wenn sie ihre Wohnung verließen. Sie mußten von einer Schulter auf die andere gleiten und durften unter keinen Umständen den Boden berühren, denn alles Land, das ihr Fuß betrat, ward dadurch ihr Eigentum.

Der König bewillkommnete die Neuangekommenen. Er und sein Volk freuten sich, als sie vernahmen, daß die Besucher da bleiben wollten. Sie hofften, sie würden oft Gelegenheit haben zu betteln und zu stehlen und ihre Insel würde auf Kosten der weißen Männer reicher werden. Einige weiterblickende Eingeborne, welchen es schon klar geworden war, daß die weißen Männer klüger und geschickter als sie selbst seien, hofften wohl auch, von der Klugheit der Ankömmlinge etwas zu profitieren. Nur eins wußten sie nicht, daß jene mit dem Wunsche gekommen waren, sie aus der Finsternis zum Licht zu führen.

Um den Ankömmlingen sein Wohlwollen zu zeigen, räumte der König den Missionaren ein großes und geräumiges, bei einem frühern Besuche vom Kapitän Bligh gebautes Haus ein und überwies ihnen den ganzen Distrikt von Matavai, wo sie gelandet waren. Später wurde den Missionaren dies alles förmlich übergeben. Das Haus wurde möglichst schnell hergerichtet, und nach Verlauf einer Woche konnten alle, auch die Missionarsfrauen und Kinder ausgeschifft werden. Die Neugierde der Heiden war groß. Zum erstenmale in ihrem Leben sahen sie weiße Frauen, weiße Knaben und Mädchen. Sie waren aufs höchste entzückt.

König Otu, sein Weib Idia und sein Vater Pomare besuchten das Schiff fast jeden Tag. Pomare war ein sehr starker Esser und Trinker. Als er einmal mit dem Kapitän zusammen speiste, aß er ein ganzes Huhn und zwei Pfund gekochtes Schweinefleisch, und trank dazu sehr viel Wein. Den Wein gossen ihm seine Diener in die Kehle. Er war auch sehr gierig und unwahrhaftig. Wenn er Geschenke gab, so that er es stets in der Hoffnung, noch reichere zu empfangen. Als er das erstemal auf das Schiff kam, brachte er vier große Stücke aus Rinde gefertigten Zeuges mit und wickelte den Kapitän hinein und noch vier weitere als ein Geschenk seines Weibes. Einige Tage darauf brachte er wieder ein Stück Zeug, aber auch eine große Lade mit. Kapitän Wilson wußte recht gut, daß Pomare die

Lade mitgenommen hatte, um die erwarteten Geschenke hinein zu thun, er stellte ihn aber auf die Probe und fragte: „Wozu er denn die Lade mitgebracht hätte?“ Pomare kam in Verlegenheit, und weil er die Wahrheit nicht sagen wollte, gab er vor, das Schloß müsse ausgebessert werden. „Nun dann nimm sie wieder mit zurück an das Ufer,“ sagte der Kapitän, „einer von den Missionaren ist ein Schmied und wird den Schaden gern wiederherstellen.“ Der arme Pomare war gefangen, aber endlich gestand er unter Lächeln: „Ich habe sie mitgebracht, um die Geschenke hinein zu thun, welche du mir und meinem Weibe geben wirst. Bitte, nimm sie mit hinunter in deine Kajüte, damit meine Leute nicht sehen, was ich empfangen habe.“ In der Kajüte bat er um sechs Äxte, fünf Hemden, acht Brillen, sechs Paar Scheren, sechs Messer, fünfzig Nägel und fünf Kämme für sich und um ebensoviel für sein Weib, außerdem um einen eisernen Topf, ein Rasiermesser und eine wollene Decke für seinen besondern Gebrauch. Der Kapitän gab ihm alles und verschloß es sorgfältig in der Lade, aber als Pomare über das Verdeck ging, sah er noch vieles, was ihm gefiel und er war auch nicht zu schüchtern, darum zu bitten.

Nachdem Kapitän Wilson noch die Freundschafts-Inseln besucht, auf Tongatabu zehn Missionare gelandet, die Marquesas-Inseln angelaufen und dort einen Missionar zurückgelassen hatte — ein zweiter verlor den Mut und weigerte sich zu bleiben — kehrte er nach der Heimat zurück und warf am 11. Juli 1798 an der Mündung der Themse Anker.

Sobald als die Missionare ihr Haus einigermaßen wohnlich eingerichtet hatten, machten sie sich an die Arbeit. Die einen arbeiteten an der Hobelbank und in der Schmiede, die andern bemühten sich, die Sprache zu erlernen. Die ersteren konnten sofort beginnen. Den Eingebornen war diese Arbeit etwas ganz Neues. Sie waren sehr verwundert, als die Missionare mit ihrem Handwerkszeug aus einem Stamm acht bis zehn Bretter sägten — sie hatten höchstens zwei fertig gebracht. Und als sie nun gar sahen, wie sie aus diesen Brettern Tische, Stühle, Kästen und allerlei Möbel fertigten, ja sogar ein Boot von 20 Fuß Länge und mit einer Tragfähigkeit von sechs Tonnen, da strahlten ihre Gesichter vor Vergnügen und Erstaunen. Was aber ihre höchste Verwunderung erregte, war die Schmiedewerkstätte. Sie kannten zwar schon lange das Eisen durch gestrandete Schiffe, aber sie hatten keine Ahnung, wie man es bearbeitete. Zange und Amboß war für sie ein Geheimnis. Wenn unter den Schlägen des Hammers die Funken nach allen Seiten hin sprühten, so meinten sie, das Feuer speie nach ihnen und waren aufs höchste erschrocken, nicht minder, als sie das Zischen des in das Wasser getauchten glühenden Eisens vernahmen. Groß aber war ihre Freude als sie sahen, wie aus dem Eisen Hacken, Krummhauen, Fischerspieße und viele andere Geräte entstanden. Pomare kam eines Tages in die Schmiede und stand zuerst starr vor Verwunderung da. Was er sah, machte auf ihn einen

so tiefen Eindruck, daß er plötzlich den Schmied, so schmutzig er war, in seine Arme nahm, ihn zärtlich drückte und die Nase mit ihm rieb.[1])

3. Aller Anfang ist schwer.

Während die einen sich als Handwerker beschäftigten und dadurch die Herzen der Eingebornen mit einem Schlage gewannen, durchforschten die andern die Umgebung, säeten den Samen, welchen sie aus England mitgebracht, und suchten der Sprache Herr zu werden. Dies war sehr schwierig, denn es fehlte ihnen eine Grammatik, es gab nicht einmal ein Alphabet. Der Schwede, Peter, konnte zwar als notdürftiger Dolmetscher dienen, aber er war ein ungebildeter Mensch und ein schlechter Charakter; so war er mehr ein Hindernis für die Missionare. Allein die Eingebornen kamen ihnen zu Hilfe. Sie redeten gern und viel und waren unermüdlich die Wörter geduldig zu wiederholen, ihnen alle Gegenstände zu benennen, die Mißverständnisse aufzuklären und ihnen verständlich zu werden. Freilich gelang es erst nach Jahren, die Sprache Tahitis, eine der vielen verschiedenen Sprachen, welche die Südsee-Insulaner sprechen, schriftlich und grammatisch zu fixieren.

Die Freundlichkeit, welche die Häuptlinge und ein großer Teil des Volkes den Missionaren entgegenbrachte, konnte die bösen Eigenschaften der Insulaner nicht verdecken. Sie waren unverschämte Diebe, vom Könige an bis herunter zu dem geringsten Unterthan. Es gehörte zu den täglichen Pflichten der Diener des Königs zu stehlen. Eines Tages wurden einem Missionar beim Baden die Kleider gestohlen. Man fing den Dieb und kettete ihn mit einem Schlosse an einen Pfeiler an; er wußte sich aber los zu machen und, frech wie er war, stahl er das Schloß, mit welchem man ihn fest gemacht hatte. Als sie sahen, daß die Missionare viel mehr Dinge besaßen als sie selbst, trugen sie alles weg, dessen sie habhaft werden konnten, ja sie machten einen unterirdischen Gang unter der Mauer des Hauses, um ungesehen in das Haus der Missionare zu gelangen und zu stehlen. Kleidungsstücke, Handwerkszeug, überhaupt alles, was aus Eisen gearbeitet war, besaß für sie die größte Anziehungskraft. Nur durch die schärfste Bewachung konnten sich die Missionare den Rest ihres Eigentums sichern. Man bedrohte sie sogar mit einem thätlichen Angriffe. Auch der Schwede, Peter, erwies sich als Verräter. Dies alles machte sie so traurig und verzagt, daß, ein Jahr nach der Landung, mehr als die Hälfte der Missionare die Insel verließ und sich auf einem vorübersegelnden Schiffe nach Sydney einschiffte.

Die übrigen hielten tapfer aus, obwohl ihr Glaube und ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt wurden. Zwei Jahre vergingen, ehe sie die ersten Briefe empfingen. Dies war aber nur eine der vielen Prüfungen, welche sie zu bestehen hatten. Die größte war die, welche ihnen die schreckliche Beschaffenheit des Heidentums auf Tahiti

[1]) Zeichen höchster Ehrerweisung.

bereitete. Je mehr sie es kennen lernten, desto mehr wurden ihre Herzen mit Trauer und Entsetzen erfüllt.

Es gab einen Gott, welcher die Diebe beschützte; wenn sie stehlen wollten, versprachen sie ihm einen Teil der Beute. Ein Mann, welcher in der Nacht ein Schwein gestohlen hatte, brachte am nächsten Morgen ein Stück vom Schwanze dem Gott Hiro mit den Worten dar: „Hier ist ein Stück von dem Schwein, welches ich letzte Nacht gestohlen; aber sage es niemand!“ Dann fanden die Missionare viele grausame Gebräuche vor, besonders das Töten der Kinder und die dem obersten Kriegsgott Oro gebrachten Menschenopfer. Nichts machte Oro solche Freude als der Anblick und der Geruch von Blut. Die Opfer, welche man zu seinen Füßen legte, mußten immer mit ihrem eigenen Blute bestrichen sein, sonst nahm er sie nicht an. Wurde Krieg unternommen, so war es das erste, Oro ein Menschenopfer zu bringen. Das Bild des Gottes wurde herausgetragen, das Opfer erschlagen und dargeboten. Dann nahm man eine rote Feder von dem Götzenbilde und gab sie den Opferern, welche sie ihrerseits wieder ihren Gefährten als das Symbol von Oros Gunst und seiner Erlaubnis zum Kampfe überbrachten.

Eine andere Ceremonie war der Bau eines Hauses für die Götter und Geister, welche, wie sie glaubten, an ihrer Seite kämpften. Das Werk wurde an einem Tage angefangen und vollendet. Niemand durfte Speise anrühren, kein Feuer wurde angezündet, kein Boot in das Meer gelassen bis das Werk vollendet war, und am Fuße des Hauptpfeilers wurde der Leib eines geopferten Menschen niedergelegt.

Die Götzen Tahitis und der gesamten Südsee sind formlose Holzstücke von ein bis vier Fuß Länge, bedeckt mit einem Stoffe von Kokos-Nuß-Fasern und mit gelben oder scharlachroten Federn geschmückt.

So schön die Südseeinseln durch ihre herrliche Lage für das Auge sind, so sind doch diese Juwelen Heimstätten der schrecklichsten Unwissenheit und Barbarei. Immer hörte man von Mord. Viele wurden im Kriege erschlagen, andere wurden geopfert, aber die Zahl aller in dieser Weise Ermordeten wurde weit übertroffen von der Zahl der getöteten kleinen Kinder. Die Sitte, die neugeborenen Kinder zu töten, war über die ganze Südsee verbreitet. Wenige Wochen, nachdem die Missionare gelandet, tötete Pomares Weib ihr Kind und war sehr ungehalten, als sie ihr bemerklich machten, daß sie dies für unrecht hielten. Sie sagte, es möge ihnen gefallen oder nicht, sie würde der Gewohnheit ihres Landes folgen. Als etwas Selbstverständliches und ohne Scham oder die That irgendwie zu verbergen, tötete man die Kinder bei der Geburt. Mit Zuverlässigkeit kann man sagen, daß zwei Drittel sämtlicher neugeborner Kinder von ihren eigenen Eltern getötet wurden. In manchen Familien tötete man regelmäßig die drei ersten Kinder. Von Zwillingen wurde das eine jedesmal erschlagen. Die kinderreichsten Familien waren solche mit zwei, höchstens drei Kindern. Nach einem dreißigjährigen Missionsdienste versichert Mr. Nott aus seiner Erfahrung, er kenne nicht eine einzige in heidnischen Sitten

aufgewachsene Mutter, welche sich nicht des Kindesmordes schuldig gemacht habe. Das eheliche Band war ein sehr loses, und Ehemänner und Ehefrauen liefen oft auseinander, viele hatten mehrere Weiber, Männer und Frauen richteten sich in ihrem Verkehre einzig und allein nach ihren sinnlichen Wünschen.

Kämpfend mit den Schwierigkeiten einer Sprache, welche noch nicht in Schrift fixiert war, angesichts eines verderblichen, entsittlichenden Götzendienstes, gezwungen täglich Zeugen von Scenen zu sein, welche sie mit Schmerz und Abscheu erfüllten, arbeitete die Schar der Missionare treu weiter. 1800 wurde mit des Königs Genehmigung eine Kapelle zu bauen angefangen und die Missionare Nott und Jefferson begannen öffentliche Ansprachen zu halten. Es war dies das erste Gebäude, welches auf einer Südsee-Insel für die Anbetung des lebendigen Gottes errichtet worden ist. Als es beinahe fertig war, sandte Pomare einen Fisch zum Opfer für Jesus Christus mit der Bitte, ihn in dem Gebäude aufzuhängen: so wenig verstand er dessen wahre Bedeutung. Auch zwei oder drei kleine Schulen wurden hergerichtet. Ein oder zwei Jahre später machten einige der Missionare eine Reise durch die ganze Insel und besuchten alle die verschiedenen Dörfer. Man nahm sie freundlich auf und Mr. Nott predigte das Evangelium ungefähr 3000 Menschen. Leider fanden beständig Kämpfe zwischen den eifersüchtigen Häuptlingen statt, und alle Bemühungen der Missionare, Frieden zu stiften, waren vergebens.

Inzwischen hatten die Missionare mit Sehnsucht auf die Rückkehr des „Duff“ mit Briefen, Vorräten und neuen Missionaren gewartet. 1799 kam ein Schiff, von dem sie hörten, daß der „Duff“ bei seiner zweiten Aussendung von den Franzosen weggenommen sei, und erst 1801 kam das neue Missionsschiff, der Royal Admiral, an. Dieser brachte die Trauernachricht, daß drei ihrer Brüder auf Tongatabu ermordet, daß die übrigen genötigt worden seien zu entfliehen und die ganze Mission dort aufgegeben sei.

1805 hatten die Brüder in Tahiti so viel von der Sprache gelernt, daß sie sie schriftlich fixieren und eine Lesefibel vorbereiten konnten. Auch ein kleines Lexikon hatten sie sich zusammengestellt. Aber noch immer waren sie in großer Bedrängnis. Keiner von den Eingebornen schien nach der Botschaft des Heils Verlangen zu haben. Weil zwischen Frankreich und Großbritannien Krieg war, so empfingen sie keine Briefe und auch keine Kisten mit Kleidern und Vorräten. *Fünf Jahre lang hatten sie weder das eine noch das andere.* Es schien in der That so, als wenn die erste Mission der Londoner Miss.-Ges. völlig Schiffbruch leiden sollte. Einige Katechismen und Fibeln waren vorbereitet und nach England zum Druck gesandt. Aber 1808 brach wieder Krieg zwischen Pomare und andern Häuptlingen aus, infolgedessen ziemlich die Hälfte der zurückgebliebenen Missionare Tahiti verließ, weil sie die Mission für aussichtslos hielten. Um die Sache noch schlimmer zu machen, wurde Pomare besiegt und der Rest der Missionare, welcher im Lager Zuflucht gesucht hatte, floh nach der

benachbarten Insel Moorea. Die Missionsgebäude in Matavai wurden von den Rebellen niedergebrannt, Gärten und Anpflanzungen zerstört; das Vieh wurde weggetrieben und alles Eigentum gestohlen. Mr. Nott allein blieb bei Pomare.

Endlich 1811 zeigten sich die ersten Strahlen der Morgenröte. Die Missionare kehrten aus Australien wieder zurück. Ein tüchtiger Stamm von Arbeitern war vorhanden und Gott hatte auch den Mann bereit, welcher dem Evangelium den Weg bahnen sollte.

4. Ein Konstantin in der Südsee.

König Otu, bekannter unter dem Namen Pomare II., befand sich in großer Bedrängnis. Von seiner eigenen Insel verbannt, lebte er in Moorea. Die Trübsal hatte aber sein Herz erweicht. Er sah es ein, daß er sich in seinem Vertrauen auf die Götzen getäuscht hatte. Im Verkehr mit den Missionaren lernte er den Sinn des Christentums verstehen. Besonders hatte ihre Treue, die sie ihm in der Not bewiesen, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Sein Heidentum war im Grunde gebrochen. Er zeigte es auf verschiedene Weise, daß er sich nicht mehr durch die Gebräuche des Heidentums für gebunden hielt. 1812 hatte Pomare ein ernstes Gespräch mit den Missionaren, welches ihr Herz mit Dank gegen Gott erfüllte. Er kam aus eigenem Antriebe zu ihnen und begann in folgender Weise: „Ihr kennt mein Herz nicht und ich kenne eures nicht, aber Gott kennt beide." Er bat dann um die Taufe, weil er sich entschlossen, Jehovah zu dienen und sich von seinen Dienern leiten zu lassen und schloß mit den Worten: „Ich bedarf eures Gebetes." Das war eine frohe Botschaft für die Missionare, aber „sie freuten sich mit Zittern." Sie antworteten ihm, sie hätten schon immer für ihn gebetet, aber sie könnten ihn erst taufen, wenn er genügenden Unterricht gehabt hätte; er möchte es ihrem Ermessen überlassen, wann er getauft werden könne. Um ihnen zu zeigen, wie ernst er es meine, erbot er sich, ihnen an Stelle ihrer zu kleinen Kapelle eine neue zu bauen. Dieselbe war kaum begonnen, als man Pomare nach Tahiti zurückrief. Die Missionare sahen ihn mit bangem Herzen ziehen, denn sie fürchteten, er würde sein Gelübde vergessen und in die alten heidnischen Gewohnheiten zurückfallen. Allein ihre Furcht war nicht begründet. Seine Briefe zeugten davon, daß der Geist Gottes an ihm arbeitete. Er bekannte sich als Sünder vor Gott und während er sonst bei dem geringsten Anlaß einen Menschen hatte töten lassen, fragte er sich jetzt ernstlich, ob es auch erlaubt sei, Diebe zu töten. Seinen Volksgenossen verhehlte er es keinen Augenblick, daß er mit dem Heidentum gebrochen habe. Ihr Spott ließ ihn unbewegt, wie auch ihr Vorwurf, er habe durch seinen Abfall vom Heidentum die politischen Unruhen heraufbeschworen. Der König hatte ein sehr böses Leben hinter sich, aber Christus ist gekommen, die Sünder zu retten, und Pomare hoffte auf seine Gnade und andere folgten ihm nach.

Inzwischen kam die Nachricht von der Insel Tahiti, man fange

dort an, nach Gott zu fragen. Sofort begaben sich zwei Missionare dahin, Mr. Scott und Mr. Hayward. Sie übernachteten am ersten Tage in einer Eingeborenen-Hütte. Früh am Morgen suchten sie sich in einem nahen Busche einen stillen Ort zum Gebete. Als Mr. Scott damit beschäftigt war, hörte er ganz in seiner Nähe einen Tahitier beten zu dem lebendigen Gotte. Es war das erstemal, daß er auf Tahiti einen Eingebornen beten hörte und seine Augen füllten sich mit Dankesthränen. Am liebsten wäre er hinzugeeilt und hätte den Beter an sein Herz gedrückt, aber er beherrschte sich und fiel erst selbst auf die Kniee, um Gott zu danken. Später stellte es sich heraus, daß der Name dieses Mannes Oito war. Er und ein anderer, Namens Tuahine, der sein Lehrer gewesen war, — beide hatten bei den Missionaren als Diener gelebt — wollten nichts mehr mit dem heidnischen Wesen zu thun haben. Mehrere, namentlich junge Leute, gesellten sich zu ihnen, es bildete sich eine ganze Schar, welche, ohne irgendwie von einem Missionar geleitet zu sein, am Sonntag in heimlichen Thälern und Wäldern zum Gebet und zu Besprechungen über Gott zusammenkamen.

Mr. Scott und Mr. Hayward schrieben dies sofort nach Moorea, und eine freudige Bewegung ging durch die Reihen der dortigen Missionare. Sechzehn lange Jahre hatten sie sich nach einem solchen Zeichen der Gegenwart und Macht Gottes gesehnt. Nun hatte Gott ihr Gebet erhört. Nachdem die beiden Missionare eine Tour durch Tahiti gemacht und es voller Kriegsunruhen gefunden, kehrten sie mit den Neubekehrten nach Moorea zurück, um sie dort noch tiefer im Evangelium zu gründen.

Bald darauf that man einen großen Schritt vorwärts. Am 15. Juli 1813 sollte die Kapelle, welche Pomare hatte bauen lassen, obwohl er selbst nicht zugegen sein konnte, eröffnet werden. An diesem Tage machte Mr. Davies bekannt, es würde am nächsten Morgen eine Versammlung für alle die gehalten werden, welche sich von dem Götzen lossagen wollten. Diese wurden besonders eingeladen zu kommen, um ihre Namen in eine Liste eintragen zu lassen. Von 40 Erschienenen ließen sich 31 eintragen. Unter diesen waren die ersten Tuahine und Oito. Damit war der Grund zu einer christlichen Gemeinde in den Südsee-Inseln gelegt.

Einige Monate danach starb einer der größten Feinde des Evangeliums, Idia, des Königs Mutter. Aus Furcht vor ihr hatten sich viele nicht als Christen zu bekennen gewagt. Jetzt kamen sie in Menge. Auch auf den Nachbarinseln faßte das Christentum allmählich Fuß, namentlich in Raiatea, Huahine und Borabora.

Zwei Ereignisse waren es besonders, welche die Bahn bereiteten: die Verbrennung der Götzen auf Moorea und der Sieg Pomares über alle seine Feinde, an den sich seine öffentliche Taufe anschloß.

Im Jahre 1815 folgte dem Missionar Mr. Nott, welcher einem Häuptling einen Besuch gemacht hatte, ein Priester, Namens Patii. Dieser hatte die Aufsicht über die Götzentempel in dem Gebiet von Moorea, in welchem die Missionare lebten. Er hatte der Predigt

des Mr. Nott zugehört und wollte offenbar ihm etwas anvertrauen. Zum großen Erstaunen desselben sagte er: „Morgen werde ich die Götzen verbrennen, welche unter meiner Obhut sind.“ Mr. Nott antwortete: „Du scherzest. Ich kann das nicht glauben.“ „Sei nicht ungläubig,“ sagte Patii, „warte bis morgen und du wirst es sehen.“ Dann sprachen sie auf dem Heimwege über Jesus Christus und seine Erlösung. Als die andern Missionare es hörten, freuten sie sich zwar, aber auch sie konnten es nicht recht glauben, daß Patii seinen Vorsatz ausführen werde. Allein er that, was er versprochen. Am andern Morgen sammelte er mit Hilfe einiger Freunde Holz an der Küste und errichtete einen großen Holzstoß in der Nähe des Tempels. Gegen Abend versammelte sich eine große Menge, denn alle hatten gehört, was der Priester thun wollte. Missionare, eingeborne Christen, nicht ohne Furcht von den Heiden getötet zu werden, Götzenanbeter und Patii selbst — alle umstanden das aufgehäufte Feuerholz. Gerade vor Sonnenuntergang ließ er das Feuer anzünden, ging dann in den Tempel und brachte die Götzenbilder heraus. Das hatte er oft gethan, aber zu einem ganz andern Zwecke. Heute hörte man kein Wort des Lobes und der Anbetung. Er breitete sie in einer Reihe aus, nahm ihnen die schönen Matten, mit welchen sie umwickelt waren, ab und entfernte die Federn, welche sie schmückten, dann nahm er ein Götzenbild nach dem andern in die Hand, gab einen kurzen Bericht über seine vermeintliche Macht, bekannte, wie leid es ihm thue, daß er je solche Holzklötze angebetet habe und warf einen nach dem andern ins Feuer.

Die Heiden waren entsetzt. Einige glaubten, die Götter würden Patii auf der Stelle für seine Gottlosigkeit strafen, die meisten aber waren von der Ohnmacht der Götzen überzeugt. Andere folgten dem Beispiele des Priesters und verbrannten ihre Hausgötzen. Auf der andern Seite wurden auch nicht wenig Heiden sehr erbittert. Sie sahen, das Evangelium wuchs und sie versuchten, es zu hemmen. Man mißhandelte die eingebornen Christen, und einige starben sogar den Märtyrertod. Namentlich ein junger Mann zeigte sich sehr tapfer. Er sagte zu den ergrimmten Götzendienern, welche ihn opfern wollten: „Ihr könnt meinen Leib töten, aber ich fürchte mich nicht; meine Seele könnt ihr nicht verletzen, Jesus wird sie erretten.“

Auch in Tahiti sollte es nun bald Tag werden. Die Heiden hatten eine Verschwörung gegen die Christen angestiftet. Mitternacht am 17. Juli 1815 sollten alle Christen auf der Insel getötet und ihres Eigentums beraubt werden. Mehrere Nachbar-Häuptlinge waren herbeigerufen worden, um an diesem Morde teil zu nehmen. Bis zum Abend des verabredeten Tages hatte kein einziger Christ eine Ahnung von dem, was ihnen bevorstand. Wenige Stunden vor dem geplanten Gemetzel ward ihnen erst eine Warnung von befreundeter Seite gegeben. Aber einige feindliche Häuptlinge hatten sich verspätet. Sodann war merkwürdigerweise am selben Tage eine Versammlung am Meere geplant. So konnten sich die Christen nach empfangener Warnung sofort in ihre Kähne begeben und nach Moorea entfliehen. Als die heidnischen Anstifter ihren Plan vereitelt sahen, gerieten sie selbst miteinander in Streit. Mehrere Wochen tobte auf der ganzen Insel ein heftiger Kampf, und Tahiti schien dem Frieden ferner denn je.

In Moorea hatten sich unterdes 400 in die Listen eintragen lassen, und gegen 700 Zöglinge waren in der Schule. Alle vereinigten sich, um für Tahiti zu beten. Die Erhörung kam schneller, als man es erwartet hatte. Einige Heiden in Tahiti waren des Haders müde und sandten Boten nach Moorea, welche die Häuptlinge bitten sollten, zurückzukehren. Sie kamen, unter ihnen Pomare; viele Christen aus den Nachbarinseln schlossen sich an. Als sie sich Tahiti näherten, bemerkten sie am Ufer eine große Schar bewaffneter Männer, welche die Landung verhindern wollten. Sie kam dennoch zustande. Aber Pomare kannte seine Leute und wußte, daß es ohne Kampf nicht abgehen würde. Es kam der Sonntag Morgen. Als Pomare mit den Seinen zum Gottesdienst versammelt war, wagten seine Feinde einen Angriff. Man wollte eben den Gottesdienst beginnen, da sah man eine Armee heidnischer Männer heranziehen. „Krieg! Krieg!“ ertönte es aus dem Munde der Christen. Einige hatten ihre

Waffen in den Gottesdienst mitgebracht, die andern stürzten fort, um sie zu holen. Pomare gebot ihnen Halt. Er bat sie, ruhig den Gottesdienst abzuwarten, Gott werde sie schützen, denn in seinem Namen seien sie versammelt. Erst nachdem der Gottesdienst vollendet war, eilte man zu den Waffen.

Mit großem Geschick ordnete Pomare seine Leute. Unter ihnen ragte hervor Pomare Vahine, des Königs Schwester, eine große, kräftige Gestalt. Sie trug einen merkwürdigen Helm, bedeckt mit Platten einer schön gefleckten Muschelschale und eine Art Rüstung von geflochtenen Flachs-Seilen. An ihrer einen Seite stand ihr treuer, christlicher Diener Farefau, an der andern ein tapferer Häuptling, der mit ihr verwandt war, ein Häuptling, dessen Frau in ihrer heidnischen Zeit nicht weniger denn zwölf ihrer eigenen Kinder getötet hatte! Pomare nahm seinen Stand in einem Kahn, umgeben von einer Zahl mit Flinten bewaffneter Krieger, welche dem Feinde in die Flanken feuerten. Diese stürmten mit einer wahren Wut hervor und brachten zuerst die Christen in einige Verwirrung. Diese sammelten sich aber schnell wieder und behaupteten den Platz. Viele Christen benutzten die Pausen des Kampfes zum Gebete. Als der Hauptanführer der Heiden, Upufara, erschlagen war, sank den Feinden der Mut, der Sieg war für die Christen entschieden, und die Heiden wandten sich zur Flucht. Pomares Heer wollte sie verfolgen und soviele als möglich töten. Aber Pomare war weiser als sein Volk. Er gab den Befehl: „Es ist genug. Eine Verfolgung soll nicht stattfinden, auch soll man nicht die Kinder der Feinde ermorden und ihre Häuser niederbrennen.“ Anstatt daß man, wie früher, die Leiber der Erschlagenen an dem Strande liegen ließ, begrub man sie sorgfältig und die Leiche Upufaras bestattete man in dem Grabe seiner Väter.

Während man sonst einen solchen Siegestag mit Hinschlachtung der Feinde beschloß, sammelte Pomare seine kleine Armee, um Gott die Opfer des Dankes darzubringen. Dann sandte er eine erwählte Schar unter Anführung von Farefau aus, welche die Götzenbilder zerstören sollten. Sie kamen an den Tempel Oros, feuerten auf denselben und riefen: „Nun ihr Götter, wenn ihr Götter seid und irgend eine Macht habt, so kommt hervor und rächt die Beleidigungen, welche wir euch zufügen.“ Sodann rissen sie das Haus nieder und warfen die Götzen ins Feuer. Oro selbst zerstörte man nicht. Dieser Gott, dem man so viele Menschenopfer gebracht hatte, war nur ein starker Pfahl von hartem Holze, so dick wie das Bein eines Mannes und in Mannshöhe. Im Triumph brachte man ihn zu Pomare. Er richtete ihn in seiner Küche als eine Säule auf, in welche er Nägel einschlug, um seine Speisekörbe daran aufzuhängen!

So fand der Götzendienst in Moorea und Tahiti sein Ende.

Pomares Milde wirkte ebensoviel, um seine Feinde zu überwinden, wie sein Sieg. Die Leute, welche in die Berge geflohen waren, kamen heimlich in der Nacht zurück, um zu sehen, was aus ihren Weibern und Kindern geworden sei. Sie sahen es als selbstverständlich an, daß sie alle erschlagen wären, und wie staunten sie, als man ihnen die Kunde brachte, sie seien alle am Leben und auch kein Haus sei zerstört! Sie wurden kühner, kamen zurück und man gestattete ihnen, in ihren Wohnungen zu bleiben. Sie baten Pomare um Gnade und empfingen Gnade. Sie sahen es nun ein, wie gut der Gott sein mußte, welchen Pomare anbetete. „Wir haben alles gethan, um den König zu beleidigen, und nun er uns in seiner Gewalt hat, vergiebt er uns großmütig!“

Mit allgemeiner Zustimmung und mit einer sonst nicht gewöhnlichen Aufrichtigkeit machte die ganze Insel Pomare zum König. Sobald als möglich sandte dieser einen Boten nach Moorea, um den Sieg zu melden. Als sein Kahn sich der Küste näherte, eilten ihm die Missionare mit ihren Zöglingen entgegen. Ehe sie ihn noch fragen konnten, rief er laut: „Gesiegt! Gesiegt! Allein durch das Gebet!“ Zuerst wollte man auf Moorea die Kunde kaum glauben, aber als der Bote ausführlichen Bericht gab, begann man Gott zu loben und zu preisen.

Ein neues Leben entfaltete sich nun aller Orten. Alle Arten von Götzenbildern wurden zerstört, Familiengötzen, Gaugötzen u. dergl. m. Die „Maraes“ oder Altäre, die Tempel, die heiligen Steine wurden beseitigt und in wenig Monaten war auch nicht ein Götzenbild mehr zu finden. Dieselben Menschen,

welche am lautesten den Ruhm der Götzen verkündigt hatten, legten jetzt Hand an sie, sie zu zerstören! Und damit nicht zufrieden sandten sie Boten an Pomare und seine christlichen Freunde, daß er ihnen Männer sendete, welche sie lesen lehren könnten und wie man den wahren Gott verehren müsse. Schulen und Kapellen wurden gebaut, der Sonntag wurde als ein Tag der Ruhe und der Anbetung gefeiert. Die schlimmsten heidnischen Sitten, wie der Kindermord, wurden abgethan. Der Prediger waren zu wenige. In vielen Gottesdiensten betete man nur oder las einen Abschnitt der h. Schrift, welchen die Missionare übersetzt hatten, vor. Pomare selbst hat ein solches Gebet verfaßt, das zum Vorlesen bestimmt war. Seine Erkenntnis des Christentums war zwar noch gering, aber er wußte die beiden Hauptsachen: ich bin ein Sünder und: Gott allein kann mich selig machen.

Die Missionare kamen nach Tahiti und sahen mit Erstaunen die Veränderung. Mr. Nott war der erste. Vor fünf Jahren hatte er fliehen müssen, jetzt fand er überall williges Gehör. Bis in die Nacht hinein mußte er den Eingebornen von Jesus erzählen. Alte Häuptlinge, Priester und Krieger sah man auf den Schulbänken sitzen neben Knaben und Mädchen, von welchen sie sich im Lesen Unterricht geben ließen. In die Gottesdienste kamen nicht bloß Männer, wie bei den heidnischen Festen, sondern Mütter, Frauen, Schwestern, Töchter — alles war da. Die größte Schwierigkeit war, genug Lesebücher und Bibelteile herbeizuschaffen. Zwar gab es 2700 ABC-Bücher, 800 Exemplare von Schrift-Abschnitten und viele g e s c h r i e b e n e Exemplare des Lukas-Evangeliums, aber „was war das unter so viele?“ Die Missionare säumten nicht, das angefangene Werk weiter zu führen durch innerlichen Ausbau der Gemeinde, und dieser Arbeit kam ein wahrer Hunger der Eingebornen nach Unterweisung entgegen. Manche lernten die kleinen Bücher völlig auswendig, andere schrieben sich den ganzen Inhalt des ABC-Buches auf Zettel von Schreibpapier, noch andere, die kein Papier erlangen konnten, präparierten mit großer Sorgfalt Stücke von einheimischem Stoffe, aus Baumbast gefertigt, tauchten ein Rohr in rote Farbe und schrieben die Schreib- und Lesestücke auf diese Zettel. In derselben Weise schrieben sie sich Abschnitte der h. Schrift ab und trugen sie bei sich.

Da sandte die heimische Missions-Gesellschaft eine Druckerpresse nach Moorea. Bezeichnenderweise wurde sie auf zwei alten Opfersteinen aufgestellt. Diese Presse erregte das höchste Erstaunen der Eingebornen. Ganze Scharen belagerten das Haus, in dem sie sich befand. Der König selbst druckte den ersten Bogen, und als man diesen dem draußen stehenden Volke zeigte, erhob sich ein lautes Freudengeschrei. Von allen Teilen Mooreas und sogar von andern Inseln strömten die Menschen herbei wie zu einem Jahrmarkte. Der Strand war von ihren Kähnen eingerahmt, die Eingebornen-Häuser waren zum Erdrücken voll, interimistische Hütten wurden gebaut, um den Herbeigeeilten Unterkunft zu gewähren. Man drängte sich an die Thüren des Hauses, in welchem die Presse arbeitete, einer stieg auf den Rücken des andern, man kletterte auf die Fenster — alle wollten das Wunder sehen. Es war rührend, mit welcher Begierde die Eingebornen den Abdruck des Lukas-Evangeliums zu erlangen suchten. Oft lagen 30 bis 40 Kähne mit je fünf oder sechs Insassen vor Anker, um das Evangelium zu kaufen, und nicht selten mußten sie fünf oder sechs Wochen warten, ehe ihr Wunsch erfüllt werden konnte.

Eines Abends, gegen Sonnenuntergang, sah Mr. Ellis ein Boot von Tahiti kommen. Es legte an und die Inhaber des Bootes kamen stracks auf die Hausthür los. Gefragt, was sie wünschten, riefen sie aus: „Luka, Ta Parau na Luka d. h. das Wort von Lukas“ und dabei zeigten sie auf einige mit Kokosnuß-Öl gefüllte Rohre, mit welchen sie augenscheinlich die Bücher bezahlen wollten. Mr. Ellis sagte ihnen, heute abend könne er ihnen keine mehr geben, aber morgen früh sollten sie so viel haben, als sie wünschten. Dann sagte er: „Geht in eins der nächsten Häuser, um dort Schutz für die Nacht zu finden.“ Er sagte ihnen gute Nacht und dachte, sie würden seinen Rat befolgt haben. Wie erstaunte er aber, als er am folgenden Morgen diese fünf Leute noch ruhig vor seinem Hause liegen sah! Ihr Bett waren einige Kokosnuß-Blätter und ihre Decken ihre dünnen Kleider gewesen. Er eilte hinaus und fragte sie, ob sie die

ganze Nacht hier zugebracht hätten. Sie erwiderten: „Ja, wir fürchteten, es möchten heute früh andere kommen und die Bücher erhalten, welche du uns versprochen." Nachdem sie die Bücher bekommen, bestiegen sie, ohne etwas gegessen oder getrunken, ohne irgend jemand besucht zu haben, sofort ihr Boot und fuhren von dannen.

Sofort machten sich die Missionare nun auch daran, diesen jungen Christen die Pflicht der Selbstunterhaltung und der Selbstausbreitung des Evangeliums zu lehren. Sie zogen Pomare ins Vertrauen und der brachte die Sache in Gang. Unter seinen Häuptlingen war ein frommer Mann, Namens Auna. Mit diesem hatte er folgende Unterredung.

„Auna, meinst du, du könntest jährlich fünf Bambus-Rohre voll Öl sammeln?"

„Ja," war die sofortige Antwort.

„Meinst du, du könntest jährlich so viel abgeben, um das Wort Gottes unter die Heiden zu senden?"

„Ja," antwortete Auna wiederum.

„Meinst du, daß die unter uns, welche das Evangelium lieb haben, es für ein großes Opfer halten werden, jährlich ebensoviel zu sammeln?"

„Nein, das glaube ich nicht."

„Nun wohl, dann denke weiter darüber nach, und vielleicht können wir eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gründen."

An demselben Tage, an welchem die Londoner Miss.-Ges. ihre Jahresversammlung hielt, den 13. Mai 1818, versammelte sich eine große Menge in Papetoai in Moorea, um eine Tahiti-Missions-Gesellschaft zu gründen. Mit feierlichen Gottesdiensten wurde die Versammlung begonnen unter Gottes freiem Himmel. König Pomare war mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofstaate erschienen. Nachdem Mr. Nott gepredigt, trat Pomare selbst auf und hielt eine lebendige Ansprache an sein Volk. Er legte es seinen Unterthanen ans Herz, eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums zu gründen, aber er warnte sie, in seinen Vorschlag einzustimmen, wenn ihr Herz sie nicht dazu triebe. Als er am Schlusse seiner Rede bat, alle, welche dem Plane zustimmten, möchten ihre rechte Hand erheben, reckten sich wie mit einem Schlage zwei- bis dreitausend nackte, braune Arme empor. Der Anblick dieser emporgestreckten Arme, die sich jetzt zum Zwecke des Friedens erhoben, während sie es sonst so oft zum Zwecke des Krieges gethan, machte auf die Missionare einen tiefen Eindruck und erfüllte ihre Herzen mit Dank gegen Gott. Alle, die Missionare, wie die Eingebornen, fühlten, daß ein großer Schritt vorwärts geschehen sei.

Ein merkwürdiges Ereignis bleibt noch zu erwähnen, ehe wir von Pomare Abschied nehmen. Seit vielen Monaten hatte er in Papao, ungefähr 4 Meilen von Matavai, den Bau einer ungeheuer großen Kapelle in Angriff genommen. Die Missionare rieten ihm vom Baue ab, eine so große Kapelle habe keinen Zweck. Aber es war vergebens. Pomare war nicht ohne Ehrgeiz. Er hatte von Salomos Tempelbau gehört und er wollte etwas Ähnliches vollbringen. „Zudem," so sagte er, „unsere heidnischen Altäre und Tempel haben uns viel harte Arbeit, viel Zeit und viele Selbstverleugnung gekostet, warum sollte eine christliche Kapelle nicht dasselbe kosten?" Die Kapelle wurde gebaut. Sie war 712 Fuß lang und 54 Fuß tief, das Dach war nur niedrig. So war das Haus eigentlich ein verfehltes Bauwerk. Aber es entsprach dem Zweck, welchen Pomare dabei verfolgte. In dem Gebäude standen drei Kanzeln, ungefähr 260 Fuß voneinander. Sie waren nötig wegen der Länge des Gebäudes und am Eröffnungstage wurden sie alle drei gleichzeitig gebraucht. Große Massen von Besuchern sammelten sich aus all den benachbarten Inseln zur Feier. Ihre Zelte am Ufer dehnten sich vier (englische) Meilen aus. 7000 Menschen versammelten sich in der Kapelle, und diese gruppierten sich zu drei gesonderten Versammlungen um die drei Kanzeln. Auf jeder stand ein Prediger. In der Mitte befand sich Mr. Darling, welcher mit überall vernehmlicher Stimme ein Lied anstimmte, das die ganze Versammlung sang. Dann hielt jeder, ohne daß er von dem andern gestört ward, seine Predigt. Den Schluß bildete wieder ein gemeinsamer Gesang.

Am Tage darauf fand wieder eine Versammlung statt in der Angelegenheit der Missions-Gesellschaft. Eine reiche Fülle der verschiedensten Gaben des

Landes wurde dargebracht. Pomare verpflichtete sich, jährlich acht Schweine zu geben.

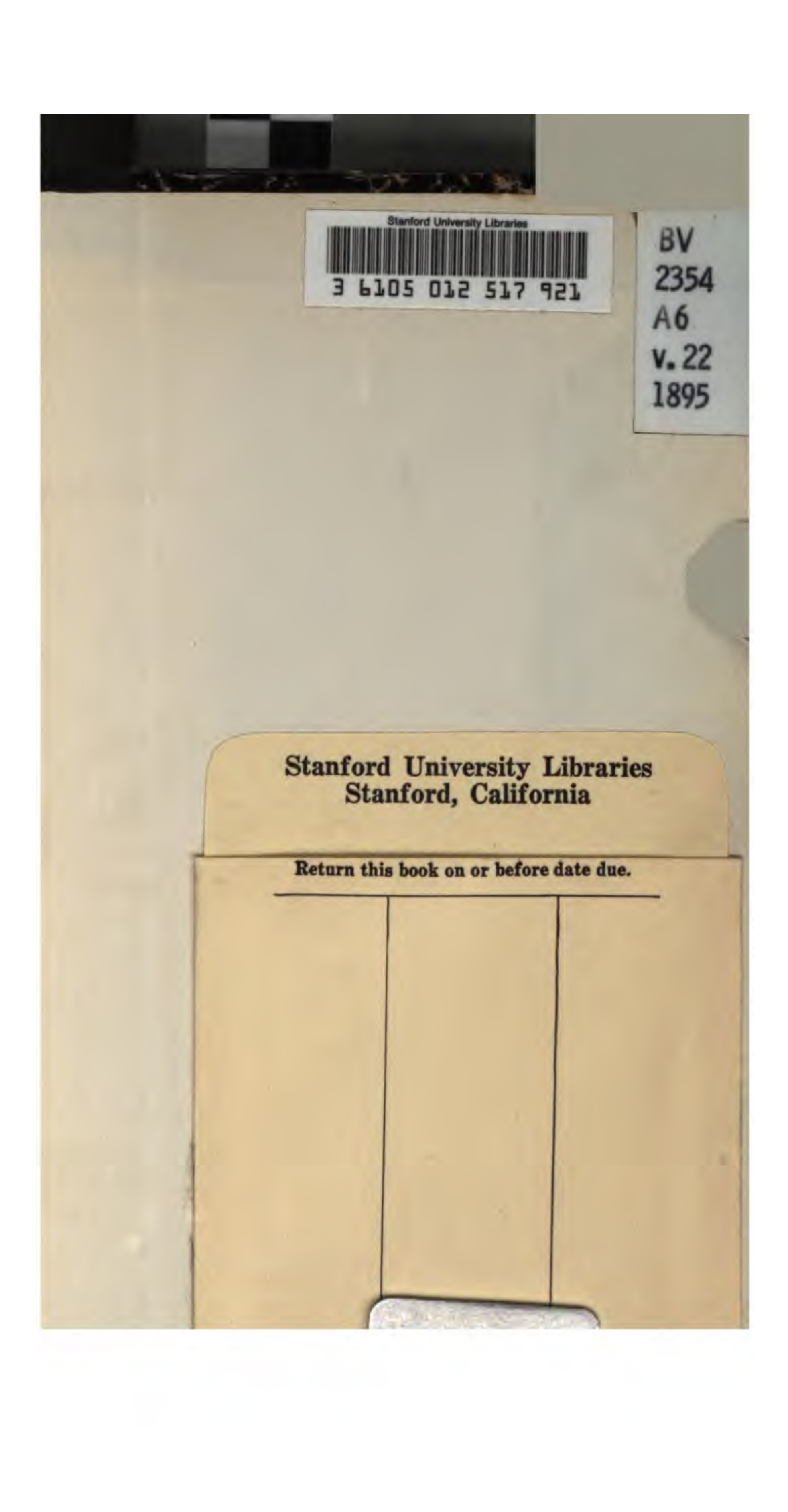
Bald nachher wurde noch eine denkwürdige Feier in der großen Kapelle abgehalten. Es handelte sich darum, die Gesetze zu verkünden, welche fortan in Tahiti gelten sollten. Da sie mit der h. Schrift übereinstimmten, hielt man es nicht für unpassend, sie in der Kapelle zu verlesen.

Pomare stand auf der mittleren Kanzel, rings von seinem Volke umgeben. Er begann damit, eine Frage an einen Häuptling, Namens Tati, einen seiner früheren Feinde, zu richten: „Tati, was ist euer Wunsch?" Tati, welcher der Kanzel gegenüber saß, stand auf und sagte: „Gieb uns die Gesetze, welche auf den Papieren in deiner Hand stehen, daß wir sie halten können und wissen, was recht ist." Nachdem Pomare auch die andern Häuptlinge gefragt und ähnliche Antworten erhalten hatte, verlas er achtzehn Gesetze gegen Mord, Diebstahl, Aufruhr u. s. w. Dann fragte er die Häuptlinge: „Seid ihr damit einverstanden?" und sie antworteten alle: „Wir stimmen zu." Hierauf fragte er auch das Volk und sagte, wenn sie zustimmten, möchten sie den rechten Arm erheben. Sie gehorchten sofort, und so groß war die Zahl und so schnell geschah das Verlangte, daß ein stark rauschender Ton durch die plötzlich erhobenen Hände entstand. Welch eine Veränderung war mit diesen Inselbewohnern vor sich gegangen!

Am folgenden Sonntage wurde Pomare getauft. Dies war schon lange sein sehnlicher Wunsch, aber trotz seines Eifers und seines offenbaren Ernstes hatte er so viele Fehler an sich, daß die Missionare zögerten. Jetzt hielten sie ihn für besser vorbereitet. Es war eine tief ergreifende Feier. Die acht anwesenden Missionare standen um Pomare her und dieser saß vor der mittleren Kanzel. Es wurde ein Lied gesungen, ein auf die h. Handlung bezügliches Gebet gesprochen und dann, nachdem Pomare aufgestanden, stieg Mr. Licknell auf die Stufen der Kanzel und goß, angesichts des Volkes, Wasser auf Pomares Haupt und taufte ihn. Der ehrwürdige Missionar redete dann den König an und ermahnte ihn in herzlichen Worten, würdig seines hohen Berufes zu wandeln und es nie zu vergessen, daß die Augen Gottes und der Menschen auf ihn gerichtet seien.

Pomares Beispiel fand viel Nachfolge. Zwei und ein halb Jahr danach starb er an Wassersucht und Aussatz, 47 Jahre alt, von allen in Tahiti tief betrauert. Er war von der Vollkommenheit sehr weit entfernt, gab sich zu Zeiten niedrigen Lastern hin, war eifersüchtig, hart, hinterlistig, doch hatte er ein innerliches Interesse am Christentum und bewies den Missionaren treue Freundschaft. Er stand ihnen bei in Zeiten großer Finsternis und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß das Christentum auf dem ersten Gebiete der Londoner Miss.-Ges. längst zum vollen Sieg gelangt ist.




Stanford University Libraries
3 6105 012 517 921
BV
2354
A6
v. 22
1895
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

